This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ord University Libraries
5 120 090 357

DER SCHWARZE

ERDTEIL

G. PANCHEN.

Der schwarze Erdteil

und

seine Erforscher.

Reisen und Entdeckungen, Kämpfe und Erlebnisse, Land und Volk

in

Afrika.

Mit besonderer Berücksichtigung der deutsch-afrikanischen Bestrebungen

geschildert von

Friedrich Seiler.

Mit zahlreichen Abbildungen und erläuternden Karten.

Zugleich fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage

des Buches

„Der schwarze Erdteil“ von Reinhard Zöllner.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing
1891.

STANFORD

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Ins Unübersehbare schier ist in unsern Tagen die Litteratur über den „schwarzen Erdteil“ angeschwollen. Wer vermöchte sich heutzutage noch durch die Fülle der Darstellungen von Reisen und Kämpfen, der Beschreibungen von Land und Leuten, der Schilderungen von Sitten und Lebensgewohnheiten hindurchzuarbeiten!

Eine Zusammenfassung des Besten und Wichtigsten von dem vielen Guten und Interessanten, eine übersichtliche und allgemeinverständliche Darstellung dessen, was in dem letzten Menschenalter im schwarzen Erdteil gelitten und geleistet, gewagt und gewonnen ist, darf auf Teilnahme in weiten Kreisen des deutschen Volkes rechnen.

Das beweist unter andern die Aufnahme, die Reinhard Zöllners Werk seit seinem ersten Erscheinen gefunden hat. Aus ihm ist das vorliegende Buch zu einem fast durchaus neuen und selbständigen erwachsen.

Seit Zöllners Tode sind nicht nur eine Menge hochbedeutender und schicksalsvoller Entdeckungsreisen zu den früheren hinzugekommen, die der Karte Afrikas ein wesentlich andres Aussehen gegeben haben, es ist heutzutage auch die Art der Teilnahme, welche der Deutsche den afrikanischen Dingen entgegenbringt, eine andre geworden, als sie noch vor zehn Jahren war.

Damals war es allein das wissenschaftliche Interesse und die urgermanische Lust an fernen Ländern und fremden Menschen, die ihn trieb, Bücher über den schwarzen Erdteil in die Hand zu nehmen. Heute, wo wir nicht nur im Reiche der Forschung und der Phantasie Besitz ergriffen haben von einem guten Stücke afrikanischer Erde, betrachten wir diese Gebiete als ein Land der Verheißung, von dem wir Segen erhoffen für uns und unsre Nachkommen, als eine zweite Heimats- und Arbeitsstätte, die kennen zu lernen und wohnlich zu machen uns obliegt. Viele der besten Söhne unsres Volkes haben

auf afrikanischer Erde ihr Leben nicht mehr der Wissenschaft und Kultur allein, sondern auch dem Vaterlande zum Opfer gebracht, noch weit mehr dienen ihm auf diesem neuen Boden mit ihrer besten Kraft und ihrem treuesten Fleiße.

In seiner neuen Gestalt will das Buch auch diesem neuen Interesse des deutschen Volkes entgegenkommen. Es räumt den Kämpfen und Errungenschaften, den Leiden und Verlusten unsrer Volksgenossen im schwarzen Erdteil einen hervorragenden Platz ein, ohne doch darum die Großthaten der Angehörigen andrer Nationen zu übergehen. Es will dem deutschen Volke erzählen, wie es seinen afrikanischen Besitz erworben, behauptet und entwickelt hat. Es will dem Leser in der Kürze vorführen, wie es im deutschen Afrika aussieht und zugeht. Alles aber in bescheidener, leichtfaßlicher Form und ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit.

Der Verfasser hat bei seiner Arbeit besonders auch an die reifere Jugend gedacht. Er hofft, daß die deutschen Knaben und Jünglinge die Thaten, Arbeiten und Kämpfe ihrer Landsleute in Afrika heutzutage lieber lesen werden, als die unwahren und phantastischen Indianergeschichten einer früheren Zeit. Aber nicht bloß Belehrung, auch sittliche Kräftigung soll nach dem Wunsche des Verfassers unsre Jugend aus dem Buche schöpfen. Möge sie aus der Thatkraft, der Ausdauer, dem Dulderſinn, die ihr hier fast auf jedem Blatte entgegentreten, die Erkenntnis schöpfen, daß es auch in unsrer Zeit noch Helden gibt, denen nachzueifern sich verlohnt!

Eisenberg in Sachsen-Altenburg.

Friedrich Seiler.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Einleitung.	Afrikas Land und Leute. Die Araberfrage	1
Kapitel I.	Der Nil und die Geschichte seiner Erforschung . .	20
„ II.	Sklavenjagden und Krieg am Weißen Nil. Baker, Gordon, der Aufstand des Mahdi	51
„ III.	Die Zuflüsse des Weißen Nils und die Länder der Niam-Niam. Schweinfurths große Entdeckungsreise zu den Niam-Niam und Monbuttu. Junkers Reisen am Uelle . .	90
„ IV.	Sansibar und sein Hinterland, die Schneeberge Ostafrikas. Krapf und Rebmann. Von der Decken. Böhm und Reichard	113
„ V.	Die Deutschen in Ostafrika. Die Erwerbung des Landes. Peters. Jühlke	139
„ VI.	Friedliche Arbeit in Deutsch-Ostafrika	173
„ VII.	Der Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika	189
„ VIII.	Livingstones und Camerons Reisen	245
„ IX.	Henry Stanleys Marsch durch den dunkeln Weltteil	283
„ X.	Die Deutschen im Süd-Kongogebiete. Pogge und Wissmann. Wissmanns Kassaifahrt. Kund und Tappenbeck . .	327
„ XI.	Emin Pascha und Stanley	372
„ XII.	Südostafrika. Die Bauernrepubliken und die Kaffern .	422
„ XIII.	Deutsch-Südwestafrika	446
„ XIV.	Aus Onkel Toms Urheimat	489
„ XV.	Der Niger und sein Gebiet. Mungo Park. Barth. Lenz. Flegel	525
„ XVI.	Kamerun	559

G. PANCHEN.

EC-DU—
F3-3—

Der ſchwarze Erdteil

und

ſeine Erforſcher.

Reiſen und Entdeckungen, Kämpfe und Erlebniſſe, Land und Volk

in

Afrika.

Mit beſonderer Berückſichtigung der deutſch-afrikaniſchen Beſtrebungen

geſchildert von

Friedrich Heiler.

Mit zahlreichen Abbildungen und erläuternden Karten.

Zugleich fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage

des Buches

„Der ſchwarze Erdteil“ von **Reinhard Zöllner.**

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klaſing.
1891.

STANFORD LIBRARIES

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Ins Unübersehbare schier ist in unsern Tagen die Litteratur über den „schwarzen Erdteil“ angeschwollen. Wer vermöchte sich heutzutage noch durch die Fülle der Darstellungen von Reisen und Kämpfen, der Beschreibungen von Land und Leuten, der Schilderungen von Sitten und Lebensgewohnheiten hindurchzuarbeiten!

Eine Zusammenfassung des Besten und Wichtigsten von dem vielen Guten und Interessanten, eine übersichtliche und allgemeinverständliche Darstellung dessen, was in dem letzten Menschenalter im schwarzen Erdteil gelitten und geleistet, gewagt und gewonnen ist, darf auf Teilnahme in weiten Kreisen des deutschen Volkes rechnen.

Das beweist unter andern die Aufnahme, die Reinhard Zöllners Werk seit seinem ersten Erscheinen gefunden hat. Aus ihm ist das vorliegende Buch zu einem fast durchaus neuen und selbständigen erwachsen.

Seit Zöllners Tode sind nicht nur eine Menge hochbedeutender und schicksalsvoller Entdeckungsreisen zu den früheren hinzugekommen, die der Karte Afrikas ein wesentlich andres Aussehen gegeben haben, es ist heutzutage auch die Art der Teilnahme, welche der Deutsche den afrikanischen Dingen entgegenbringt, eine andre geworden, als sie noch vor zehn Jahren war.

Damals war es allein das wissenschaftliche Interesse und die urgermanische Lust an fernen Ländern und fremden Menschen, die ihn trieb, Bücher über den schwarzen Erdteil in die Hand zu nehmen. Heute, wo wir nicht nur im Reiche der Forschung und der Phantasie Besitz ergriffen haben von einem guten Stücke afrikanischer Erde, betrachten wir diese Gebiete als ein Land der Verheißung, von dem wir Segen erhoffen für uns und unsre Nachkommen, als eine zweite Heimats- und Arbeitsstätte, die kennen zu lernen und wohnlich zu machen uns obliegt. Viele der besten Söhne unsres Volkes haben

auf afrikanischer Erde ihr Leben nicht mehr der Wissenschaft und Kultur allein, sondern auch dem Vaterlande zum Opfer gebracht, noch weit mehr dienen ihm auf diesem neuen Boden mit ihrer besten Kraft und ihrem treuesten Fleiße.

In seiner neuen Gestalt will das Buch auch diesem neuen Interesse des deutschen Volkes entgegenkommen. Es räumt den Kämpfen und Errungenschaften, den Leiden und Verlusten unsrer Volksgenossen im schwarzen Erdteil einen hervorragenden Platz ein, ohne doch darum die Großthaten der Angehörigen andrer Nationen zu übergehen. Es will dem deutschen Volke erzählen, wie es seinen afrikanischen Besitz erworben, behauptet und entwickelt hat. Es will dem Leser in der Kürze vorführen, wie es im deutschen Afrika aussieht und zugeht. Alles aber in bescheidener, leichtfaßlicher Form und ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit.

Der Verfasser hat bei seiner Arbeit besonders auch an die reifere Jugend gedacht. Er hofft, daß die deutschen Knaben und Jünglinge die Thaten, Arbeiten und Kämpfe ihrer Landsleute in Afrika heutzutage lieber lesen werden, als die unwahren und phantastischen Indianergeschichten einer früheren Zeit. Aber nicht bloß Belehrung, auch sittliche Kräftigung soll nach dem Wunsche des Verfassers unsre Jugend aus dem Buche schöpfen. Möge sie aus der Thatkraft, der Ausdauer, dem Dulderſinn, die ihr hier fast auf jedem Blatte entgegentreten, die Erkenntnis schöpfen, daß es auch in unsrer Zeit noch Helden gibt, denen nachzueifern sich verlohnt!

Eisenberg in Sachsen-Altenburg.

Friedrich Seiler.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Einleitung.	Afrikas Land und Leute. Die Araberfrage	1
Kapitel I.	Der Nil und die Geschichte seiner Erforschung . .	20
„ II.	Sklavenjagden und Krieg am Weißen Nil. Baker, Gordon, der Aufstand des Machdi	51
„ III.	Die Zuflüsse des Weißen Nils und die Länder der Niam-Niam. Schweinfurths große Entdeckungsreise zu den Niam-Niam und Monbuttu. Junkers Reisen am Uelle . .	90
„ IV.	Sansibar und sein Hinterland, die Schneeberge Ostafrikas. Krapf und Rebmann. Von der Decken. Böhm und Reichard	113
„ V.	Die Deutschen in Ostafrika. Die Erwerbung des Landes. Peters. Jühlke	139
„ VI.	Friedliche Arbeit in Deutsch-Ostafrika	173
„ VII.	Der Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika	189
„ VIII.	Livingstones und Camerons Reisen	245
„ IX.	Henry Stanleys Marsch durch den dunkeln Weltteil	283
„ X.	Die Deutschen im Süd-Kongogebiete. Pogge und Wissmann. Wissmanns Kassaifahrt. Kund und Tappenbeck . .	327
„ XI.	Emin Pascha und Stanley	372
„ XII.	Südostafrika. Die Bauernrepubliken und die Kaffern .	422
„ XIII.	Deutsch-Südwestafrika	446
„ XIV.	Aus Onkel Toms Urheimat	489
„ XV.	Der Niger und sein Gebiet. Mungo Park. Barth. Lenz. Flegel	525
„ XVI.	Kamerun	559

Einleitung.

Afrikas Land und Leute. Die Araberfrage.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß derselbe Erdteil, welcher nur durch eine schmale Meerenge von Europa getrennt ist und dessen Nordküste eine so bedeutsame Rolle in der ältesten Geschichte unsres Kontinents spielt, erst in diesem Jahrhundert sein Inneres uns enthüllt hat, — eine Thatsache, die sich aber sofort aus seinen eigentümlichen natürlichen Verhältnissen erklärt. Afrika ist eine unbehilfliche Ländermasse, ein Rumpf ohne Glieder. Nach allen Seiten strecken Europa und Asien ihre Halbinseln in den Ocean; Meerbusen, Buchten und Baien schneiden tief in diese Erdteile ein, Ströme verbinden das Innere des Festlandes mit dem dasselbe umgebenden Meer; Wasser und Land durchdringen sich gegenseitig. Das sind glückliche Verhältnisse, denn auf den Meeren und Flüssen zieht die Kultur in das Land ein; sie befördern den Handel und Verkehr, nähern die Völker einander und eröffnen die Länder dem Kaufmann wie dem Gelehrten. In plumper Einförmigkeit liegt dagegen Afrika zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Atlantischen und Indischen Ocean. Nur seine Nordküste hat treffliche Buchten, welche den Schiffen einen sicheren Zufluchtsort gewähren; deshalb hat auch nur dieser Teil eine großartige Geschichte. Hier liegt Ägypten, das alte Land der Pyramiden, hier zeigen noch dürftige Überreste von Prachtbauten die Orte, wo Phöniker und Griechen ihre großen Handelsstädte gegründet hatten; seit Jahrtausenden ist das Mittelmeer von den nordafrikanischen Ländern für einen lebhaften Handelsverkehr benutzt worden, und Alexandrien hat sich durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch jene große Bedeutung zu bewahren gewußt, welche diese Stadt schon zur Zeit der griechischen Herrschaft genoß. Die übrigen Küsten Afrikas zeigen die einförmigste

Bildung unter allen Erdteilen; an felsigen und sandigen Ufern brechen sich die Wogen des Weltmeeres, und heftige Brandungen wehren dem Schiffer das Landen.

Zu der geringen Küstenentwicklung gesellen sich noch die Hemmungen, welche die natürlichen Verhältnisse des Binnenlandes dem Verkehr entgegenstellen; die riesigen Wüsteneien und Steppen, die Gebirge und Hochländer, die Barren, Katarakte und Stromschnellen der Flüsse, dann wieder wasserlose Einöden und fieberschwangere Sumpfniederungen. Afrika ist nicht arm an Strömen, und abgesehen von den weiten Strecken der Sahara überzieht ein reiches Netz von Flüssen und Seen die mittleren und südlichen Teile dieses Kontinents. Aber nicht zu allen Zeiten stellen jene scharfgezogenen, vielgewundenen schwarzen Linien der Landkarte wassergefüllte Flußläufe dar. Wenn die mächtigen Gewitter der Regenzeit ihre Fluten zur Erde schicken, dann füllen sich die tiefeingeschnittenen Thäler erstaunlich schnell mit Wasser, das Bett des Stromes wird zu eng, und die schlammigen Wassermassen breiten sich stundenweit über die angrenzenden Ebenen aus. Sind aber die periodischen Regen vorüber, ist der letzte Donner verhallt und spannt sich wieder das wolkenlose, tiefblaue Himmelszelt über die frischgrünende Erde, dann sinken die Wasser, einzelne Flüsse und Ströme hören auf zu fließen, ihr Bett zeigt nichts als eine Reihe von Wassertümpeln, die, unterbrochen durch Streifen glänzenden Sandes, den Krokodilen, Nilpferden, Schildkröten, Fischen und Wasservögeln zum gemeinsamen Aufenthalt dienen, und der See, dessen Grenzen während der Regenzeit das Auge nicht ermessen konnte, ist zum Sumpfe zusammengeschrumpft, in dessen Schilfwaldung Herden von Elefanten hausen. In der trockenen Jahreszeit sind viele der afrikanischen Flüsse unfahrbar wegen des Wassermangels; wenn aber auch genügendes Wasser im Bette dahinströmt, so sind doch noch andre Schwierigkeiten zu überwinden, welche großen Schiffen den Flußverkehr fast unmöglich machen. Der einförmigen Küstenentwicklung entspricht nämlich eine ebenso einförmige Bodengestalt des Innern. Den größten Teil der Oberfläche Afrikas bilden ausgedehnte Hochebenen, welche von Randgebirgen umgeben werden und steil zum Meer abfallen. Die Ströme müssen nun diese Randgebirge durchbrechen, um in den Ocean gelangen zu können, und da die Küstenebenen fast durchgängig sehr schmal sind, so erfolgt dieser Durchbruch meist wenige Meilen vor der Mündung. Daher kommt es, daß der Lauf von fast allen afrikanischen Strömen durch Katarakte unterbrochen wird. Zudem legen sich vor die Mündungen der meisten noch

Sandbarren, welche größeren Seeschiffen das Einlaufen nur bei der Flut gestatten.

Dazu kommt noch das für den Einheimischen oft, für den Europäer im eigentlich tropischen Afrika fast immer gefährliche Klima. Über den sumpfigen Ufern der Flüsse, über den Mangrovewaldungen und Lagunen der Küste lagert eine giftige Atmosphäre, und auch aus dem zum erstenmale zum Anbau umgebrochenen Lande steigen jene Fieberdünste empor, welchen schon so viele kühne Afrikareisende zum Opfer gefallen sind. Die Luft der Steppen und Wüsten dagegen im Norden wie im Süden des Erdteils ist gesund; aus dem trocknen Boden steigen keine Miasmen auf, welche das heimtückische Sumpffieber erzeugen.

Afrika ist der heißeste Kontinent. Zum größten Teil in der tropischen Zone gelegen, im Durchschnitt nur wenig über dem Meere erhaben und infolge seiner geringen Küstenentwicklung des mildernden Seeklimas entbehrend, hat Afrika eine Temperatur, welche höher ist als die unter gleichen Breiten in Amerika und Asien. Zwar tragen die Gipfel des Kenia, Kilimandscharo und Ruwenzori ein glänzendes Gewand von Schnee und Eis, auch leuchten die höchsten Spitzen der abessinischen Alpen und des Atlasgebirges in den kälteren Monaten weithin mit ihren weißen Schneeflächen — doch das sind klimatische Ausnahmen. Im großen und ganzen zeigen auch die afrikanischen Temperaturverhältnisse eine wunderbare Gleichförmigkeit; die Palme und der Löwe sind über alle Teile dieses Kontinents verbreitet; Elefanten hat es einst von den feuchten Niederungen am Südfuße des Atlas bis zu den Flußwäldern des Kaplandes gegeben, und die Antilope durcheilt die Sahara wie die Karu. Nicht in den Binnenländern am Äquator, sondern in den wüsten Landstrecken Nordafrikas erreicht die Wärme die höchsten Grade, welche überhaupt beobachtet worden sind. „In Nubien ist die Erde Feuer, der Wind eine Flamme," sagt ein arabisches Sprichwort; dort werden im sonnendurchglühten Sande die Eier hart gesotten.

Die tropische Natur entzieht sich der Herrschaft der Menschen; ihre Kräfte äußern sich selbständig, ungezähmt, und im Kampfe um das Dasein erliegt der Mensch ihren Einflüssen, wenn er sich ihren Gewalten nicht beugt. In Afrika ist der Mensch weit mehr als in den Ländern der gemäßigten Zone ein Produkt der Natur, ein Spiegelbild ihrer Eigentümlichkeiten. Er fühlt seine Ohnmacht im Kampfe gegen die Naturgewalten und deshalb unterwirft er sich den höheren Mächten willenlos und apathisch. Nur an den Gestaden des Mittelmeeres, im ägyptischen Nilthal und an der Südspitze des

schwarzen Erdteils, wo das Klima milder ist und kühle Seewinde die heiße Glut des Tages dämpfen, kommt die Natur dem Menschen entgegen; sie verlangt Arbeit und entschädigt dafür in reicher Fülle. Dort liegen die Kulturregionen Afrikas, in denen auch der Europäer heimisch geworden; dort herrscht aber auch nicht der Neger, sondern der hellfarbigere Mensch.

Das herrschende Volk des ganzen nördlichen, zum Teil auch des östlichen und mittleren Afrikas sind die aus Asien eingewanderten Araber. Der Araber ist Asiat auch auf afrikanischem Boden geblieben; er haßt den Berber und verachtet den Neger. Nach Mekka richten sich seine Gedanken, seine Gebete. Er wohnt in Tripolis, wie in Ägypten und Sansibar, seine Herden weiden an den Ufern des Blauen Nil wie am Niger; arabische Händler und Krieger treten am Kongo wie im großen Seengebiete auf — überall betrachten sie sich als die natürlichen Herren des Landes, überall plündern, knechten und töten sie die Eingebornen, wovon gleich noch des weiteren die Rede sein wird.

Arabisches Blut fließt auch in den Adern des Mauren, welcher aus einer schwarzen, berberischen und arabischen Mischung hervorgegangen ist. Welcher Unterschied aber waltet zwischen ihm und dem Araber! Der Körper des Mauren hat runde Formen und weiche Züge, der Araber ist knochig und muskulös; jener lebt als fleißiger Kleinbürger in den Städten Nordafrikas, wo er wollene Stoffe färbt und verarbeitet, das Handwerk pflegt und Handel treibt, ein ruhiges Leben liebt und die Arbeit nicht scheut; dieser ist zur Arbeit zu stolz, denn er hält sie für Sache des Sklaven; Jagd, Krieg und Raub, das ungebundene Leben eines Hirten und Sklavenhändlers, gewinnbringende Handelsreisen und der Genuß der Sklavenarbeit — das füllt das Leben eines Arabers aus.

Die Urbevölkerung des nördlichen Afrika bildet das Volk der Berber; vermischt mit Arabern, Mauren, Juden und Negern bewohnen sie die Küstenlandschaften des Mittelmeeres; sie umfassen die Stämme, welche in den Thälern des Atlas und in den Oasen der Sahel, des westlichen Teiles der großen Wüste sitzen, und ihre Vorposten reichen weit in das Gebiet der Songhai am mittleren Niger. Die berüchtigten Riffpiraten, die Kabylen Algeriens und die räuberischen Tuareg — sie alle gehören dem großen Berber-Volksstamme an, der jetzt aber nur im Islam ein gemeinsames Bindemittel besitzt. Was die Römer den Numidiern, den Vorfahren der Berber, nachsagten, das gilt noch heute von letzteren: sie sind zu Räubereien geneigt, sinnlich, schmutzig, mißtrauisch und

treulos; bei ihnen schützt das Gastrecht nicht vor dem Morde. Ihre Armut ist groß; der Araber hat sie um die besten Weidegründe gebracht und kann stolz von seinem Rosse auf den zerlumpten Kabylen herabschauen, der im Gebirge und in der Wüste mühsam sein Leben dahinbringt oder für kärglichen Lohn in der Stadt gleich einem Sklaven zu arbeiten gezwungen ist. Die Berber gehören aber zur kaukasischen Rasse, wie die Araber und Kopten Ägyptens, die Nachkommen der Unterthanen der Pharaonen, wenn auch die Mischung mit den unterworfenen Negern im Sudan die Rasseeigentümlichkeiten bei einzelnen Stämmen verwischt hat.

So gehört Afrika nördlich vom 20. Breitengrade vollständig den Kaukasiern zu. Einst haben die Neger bis an den Südfuß des Atlas gesessen, als aber die berberischen Stämme vor nunmehr tausend Jahren durch die Araber nach Süden gedrängt wurden, da verlor der schwarze Mann die Oasen der Wüste; er mußte sich von dem großen Völkerstrome weiter treiben lassen oder die Herrschaft der mächtigen Rasse anerkennen. So mischten sich Berber und Neger in dem westlichen und mittleren Teile der Wüste, und wenn auch jetzt die Bewohner von Fessan trotz ihrer dunklen Hautfarbe für echte Berber gelten wollen, der eigentümlich scharfe Hautgeruch beweist, daß sie den Negern ebenso nahe stehen wie den Berbern.

Die Zeit liegt nicht weit hinter uns, in welcher jeder dunkle Afrikaner für einen Neger gehalten und die schwarze Rasse in gleicher Weise Afrika zugewiesen wurde, wie die gelbe Asien und die rote Amerika. So lange die Hautfarbe als vorzüglichste Rasseeigentümlichkeit angesehen und das unbekannte Innere Afrikas nur als mit tiefschwarzen Menschen bevölkert gedacht wurde, blieb diese Anschauung; mit der Erweiterung der Kenntnis afrikanischen Völkerlebens und mit einem genauen Studium des Körpers und der Sprache schwand jedoch dieser Irrtum, und bald erkannte man, daß die echten Negerstämme, weit entfernt die herrschende Rasse Afrikas zu sein, nur etwa ein Drittel dieses Kontinents inne haben, und daß sowohl die Bewohner des Südens, die Hottentotten und die Kaffern und ihre Verwandten, wie die dunkelfarbige Bevölkerung der östlichen Hochländer und deren Abdachungen in wesentlichen Stücken sich von den Negern unterscheiden und selbstständige Rassen bilden.

Die ackerbauenden Nubier, welche zu beiden Seiten des Nils bis zur Einmündung des Weißen Stromes sitzen, das Hirtenvolk der Bischarin an den Ufern des Roten Meeres, die Bewohner des abessinischen Alpenlandes und des afrikanischen Osthornes sind die

Hauptglieder der äthiopischen Rasse. Wie würden diejenigen Gelehrten in Verlegenheit kommen, welche die Völker nach der Farbe ihrer Haut gruppieren möchten, wenn sie Ordnung in dieses ostafrikanische Völkergemisch bringen sollten, das alle Farbenabstufungen vom Gelb bis zum dunkelsten Schwarz zeigt. Und doch sind selbst die schwärzesten dieser Äthiopier keine Neger. Wie fein ist ihr Mund geschnitten, von wie schönem Oval das ausdrucksvolle Gesicht, wie proportioniert Stirn, Nase und Kinn. Auch in geistiger Hinsicht stehen die Äthiopier weit über den Negern; es sind begabte Völker, die auf einem andern als afrikanischen Boden sicher im stande gewesen wären, ein reiches, vielseitiges Kulturleben zu entwickeln, die aber dort unter den Tropen nur vorübergehend das Stammhäuptlingstum durch eine festgefugte Monarchie ersetzt haben. Das Christentum ist seit fünfzehnhundert Jahren heimisch in den abessinischen Bergen; und doch hat es wenig von seiner civilisatorischen Kraft geäußert, sondern ist von heidnischen und mohammedanischen Elementen durchdrungen und so umgeändert, daß es in vielen Beziehungen sich nicht vom Götzendienst unterscheidet. Das aber ist immerhin eine bemerkenswerte Thatsache, daß einzelne Gallastämme der Monogamie (Einweiberei) huldigen und den Sklavenhandel bekämpfen. Auf diese Höhe einer sittlichen Anschauung haben sich die Neger nicht erhoben.

Das Gebiet der echten Neger beschränkt sich auf die Länder zwischen der Sahara und dem Äquator und dehnt sich vom Atlantischen Ocean bis zu den westlichen Ausläufern des abessinischen Hochlandes aus. Die Negerrasse kennzeichnet sich durch den starken Knochenbau, besonders des Schädels, ein im Verhältnis zum Europäer kleines Gehirn, gewölbten Scheitel, niedrigen Gesichtswinkel, vorstehende Backenknochen, breite und platte Nase, weiten Mund mit wulstigen Lippen, abstehende Ohren, krause Haare, meist geringen Bart und eine schmutzig-rote bis schwarze Hautfärbung. Doch finden sich unter den Stämmen eine Fülle von Verschiedenheiten nicht bloß der körperlichen Eigenschaften, sondern auch der Sitten, Sprachen und Anschauungen.

Die Negerstämme haben nie sogenannte Kulturstaaten gebildet, und deshalb haben sie keine eigene Geschichte, wenn man darunter etwas andres versteht als die Aufzählung von Fürsten und Kriegen. Die Schwarzen bestellen ihr Land, bauen Dörfer und Städte, sind auch im Handwerk geschickt und treiben Handel; wer in die großen Handelsplätze im Gebiete des Niger und des Tsadsees käme und dort das rege Leben und Treiben sähe, der würde wohl geneigt

sein zu glauben, daß der Neger fähig sein würde, an den Segnungen und Fortschritten der europäischen Civilisation teilzunehmen. Und doch würde der Schluß zu weit gehen. Die Natur hat die meisten Negerstämme auf den Ackerbau hingewiesen, ebenso wie sie die Tataren zu Nomaden und die nordamerikanischen Indianer zu Jägern gemacht hat. In diesem Umstande und in der durch eine auffallende Fruchtbarkeit der Rasse bedingten Bevölkerungsdichtigkeit liegt das ganze Geheimnis der großen Negerstädte, die im Grunde doch weiter nichts sind, als Anhäufungen von Hütten und alles städtischen Gemeinwesens entbehren, wenn sie ausschließlich von Negern bewohnt werden.

Tausende von Negern sind als Sklaven nach Amerika gebracht und dort zur Arbeit angehalten worden. Dann erfolgte der plötzliche Übergang zur Freiheit. Sobald der Sklave sich als freier Mann fühlte, betrachtete er die Arbeit als Schmach; sein Fleiß war dahin, und aus den nützlichen Sklaven wurden freie Landstreicher. Das arbeitsame Amerika hatte den schwarzen Mann nicht von dem Werte und Segen der Arbeit überzeugen können. St. Domingo und die afrikanische „Musterrepublik" Liberia sind Beispiele, was die Neger für dummes Zeug machen, wenn sie Staaten mit europäischen Verfassungen bilden sollen; daß solche Versuche mißglückt sind, fällt aber weit weniger den Negern zur Last als jenen Menschenfreunden, welche die Neger als schwarze Europäer ansehen und sie zu solchen gefährlichen Experimenten angeleitet haben. Der Neger bleibt ein Kind, das regiert sein will. Er weiß dies und fühlt auch, daß er sich der weißen Rasse unterzuordnen hat. Nie wird er Gleichstellung mit den Weißen beanspruchen, außer wenn es ihm von letzteren selbst gelehrt worden ist. In Weida an der Sklavenküste bemerkten die französischen Missionare, daß ihre Schüler stets „Weiß" und „Schwarz" durch „Herr" und „Sklave" übersetzten. Der Neger kennt keine andre Regierungsform als den Despotismus; die schwarzen Könige betrachten sich selbst als gottgesandte Personen und das Volk zollt ihnen eine ähnliche Verehrung wie seinen Götzen. Der Neger kennt kein andres gesellschaftliches und politisches Verhältnis, als das des Herrn zum Sklaven; so im Staatsleben wie in der Familie, in seiner Stellung zum Fürsten wie zu seinen Frauen und Kindern. Daher beugt er sich stumm unter den Willen des bluttriefenden Tyrannen und behandelt zu gleicher Zeit sein Weib wie ein Stück Vieh. Wer wird sich also wundern, daß Sklaverei und Vielweiberei (Polygamie) Vorrechte des schwarzen Erdteils sind?

Wie das Kind lebt auch der Neger nur im Kreise seiner sinnlichen Eindrücke; Musik und Tanz sind seine Leidenschaften; augenblicklichen Impulsen gibt er sich charakterlos hin und ist äußerst wandelbar in seinen Vorsätzen und Gefühlen, im allgemeinen aber zu Frohsinn, Scherz und Heiterkeit geneigt. In der Befriedigung seiner sinnlichen Begierden kann er bis zur Grausamkeit roh sein; er ist von Hause aus träge, da ihm die Natur seines Landes die Arbeit sehr erleichtert und die Sklaverei der Arbeit jeden sittlichen Wert raubt; er ist aber auch im Grunde seines Herzens gutmütig, anhänglich und fügsam; einer menschenfreundlichen Behandlung wird der unverdorbene Schwarze selten Undankbarkeit entgegenbringen. „Unter besonnener Leitung," sagt Burton, „und einem gewissen Zwang unterworfen, kann der Neger ein wichtiges und höchst nützliches Wesen sein; wird er aber wie ein Engländer behandelt, so wird er die Laster, aber keine der Tugenden der Civilisation annehmen, und seine angeborenen guten Eigenschaften werden bei seinen Versuchen, ein ‚weißer Mann' zu werden, verloren gehen."

Südlich von den eigentlichen Negern bewohnen das große südafrikanische Dreieck die Kongostämme, Kaffern, Betschuanen und andre Völker, welche trotz ihrer dunklen Hautfarbe nicht zur eigentlichen Negerrasse gezählt werden können und in der Wissenschaft als Bantuneger bezeichnet werden. Wieder völlig von ihnen geschieden und durch mehr graugelbe Farbe ausgezeichnet, finden wir endlich im Südwesten Afrikas eine Völkerruine, die Rasse der Hottentotten oder Koi-Koin und die diesen verwandten Buschmänner oder San. Vor allem unterscheidet ihr Hirtenleben sie von den ackerbauenden Negern.

Die Völkerkarte Afrikas hat ein gar buntes Aussehen, und wäre es möglich, die Grenzen aller jener Stämme genau einzuzeichnen, welche sich einer Art politischer Selbständigkeit erfreuen, wir würden ein Bild erhalten, das an Farbenpracht der Karte der thüringischen Staaten nichts nachgäbe. Die staatlichen Verhältnisse im Innern des schwarzen Erdteiles, wenn wir von solchen reden dürfen, erleiden aber so häufige Umwälzungen und Veränderungen, daß man kaum an eine jahrelange Dauer des gegenwärtigen Zustandes zu glauben berechtigt ist. Gewaltige Staaten, welche an Flächeninhalt einer europäischen Großmacht gleichkommen, entstehen in kürzester Zeit durch die kühnen Eroberungen eines thatkräftigen Fürsten, um sich nach dessen Tode ebenso schnell wieder in Kleinstaaten aufzulösen. Großartige Völkerwanderungen vollziehen sich jetzt noch, Stämme, Sprachen und Reiche vernichtend

und eine neue Völkerschicht auf der alten ablagernd. Eine Handvoll verwegener Abenteurer stürzt eine Jahrhunderte alte Dynastie und zwingt die energielose Bevölkerung, ihre Fetische zu verbrennen und zu dem Gott Mohammeds zu beten. Der schwarze Mensch kann sich nicht jener Sicherheit erfreuen, welche ein auf festen Grundlagen beruhendes Staatsleben gewährt; wenn er des Abends sein Haupt auf die Matte legt, so weiß er nicht, ob die Kühe, welche draußen im Dornenpferch stehen, am nächsten Morgen noch ihm gehören, oder ob er und seine Familie nicht vielleicht durch die Flintenschüsse des Sklavenhändlers aufgeschreckt und nach vergeblichem Kampfe gezwungen werden, die Sklavenfessel zu tragen. Hier gilt kein Völkerrecht, kein Übereinkommen, kein Staatsvertrag, sondern nur das Recht des Stärkeren.

Zu all diesen entweder von jeher oder doch seit Jahrhunderten einheimischen Stämmen und Völkern Afrikas ist nun in unserm Jahrhundert in immer wachsendem Maße der Einfluß und die Macht des Europäers gedrungen. Noch vor wenig Jahrzehnten war — abgesehen von dem Norden und Süden — der Europäer nur in einzelnen Städten und Handelsfaktoreien der Küste zu finden. Das Innere des Landes war ihm so gut wie unbekannt. Aber in den letzten vierzig Jahren ist die Entschleierung des schwarzen Erdteils mit einem wahren Feuereifer betrieben worden. Da, wo vor kurzem noch die Karte leere, weiße Stellen oder Phantasiezeichnungen zeigte, sehen wir jetzt große Ströme, hohe Gebirge, zahlreiche Namen von Ländern, Völkern und Ortschaften eingetragen. Immer mehr und mehr sind die unbekannten Regionen zusammengeschrumpft; Dampfschiffe fahren heute bereits auf Seen, die vor einem Vierteljahrhundert selbst dem Namen nach unbekannt waren; das Reich der Ägypter, ein Vorposten europäischer Civilisation, dehnte sich bis vor kurzem noch bis zum Äquator aus, selbst bis in jene Gegenden der Menschenfresser, zu denen zu gelangen vor zwanzig Jahren noch als eine Wunderthat galt. Da, wo der große Livingstone mit Mühe und Not vorwärts schritt und zuerst uns die merkwürdigen Regionen am Sambesi mit den Riesenwasserfällen Mosiwatunya, den Rivalen des Niagara, kennen lehrte, schwärmen heute englische Touristen umher. Bogen, Pfeil und Lanze des Schwarzen werden mehr und mehr von der Kugelbüchse des Europäers verdrängt, aus weiten Räumen verschwindet der Elefant, das einst so häufige Jagdtier Afrikas, und schon gehen Schienenstränge bis an den Saum der großen Wüste.

Solche Ergebnisse binnen kurzer Zeit konnten aber auch nur

dadurch erreicht werden, daß eine ungewöhnlich große Anzahl von entschlossenen kühnen Männern, keine Not und Gefahr scheuend, in das Innere Afrikas vordrang. Soviel auch dem Fieber, den wilden Tieren, der mörderischen Hand des Schwarzen zum Opfer fielen, stets standen wieder neue Streiter auf, welche die Geheimnisse des dunklen Erdteils zu ergründen strebten. In allen europäischen Kulturländern wurden afrikanische Gesellschaften gegründet, die, über bedeutende Mittel verfügend, einen Reisenden nach dem andern aussandten, und die neben der Erforschung des Landes auch die Civilisation der Neger und die Abschaffung der Sklaverei auf ihr Banner schrieben. Staunenswert groß ist auch die Zahl frommer und glaubenseifriger Missionare, welche überall, wohin der Weiße nur zu gelangen vermag, das Christentum verbreiten, und nicht minder erscheinen Kaufleute auf dem Platze, welche die ungehobenen Schätze Afrikas einzuheimsen trachten.

Seit 1884 endlich ist Afrika der von den europäischen Staaten am meisten umworbene Erdteil geworden. Die weiten bisher noch von keiner europäischen Macht besetzten Küstenstriche sind in den letzten Jahren fast sämtlich in den Besitz irgend einer derselben übergegangen, recht eigentlich im Herzen des schwarzen Erdteils ist ein ungeheurer civilisierter Zukunftsstaat gegründet worden, und auch das deutsche Reich hat seine weitreichende und starke Hand auf ausgedehnte Strecken der Küste und bedeutende Gebiete des Innern gelegt. Dabei ist es natürlich vielfach zu Reibungen der europäischen Mächte untereinander gekommen, die oft langwierige und schwierige diplomatische Verhandlungen nötig machten.

Viel gefährlicher, einschneidender und für die Zukunft Afrikas wichtiger ist aber der große Kampf, der in den letzten fünf Jahren zwischen dem Europäer und dem Araber entbrannt ist um die endgültige Herrschaft über den schwarzen Erdteil. Im ägyptischen Sudan sowohl wie am Nyassasee und im deutschen Ostafrika sehen wir, wie der Araber, sei es in wilden, blutigen Aufständen, sei es in heimlichen Mordthaten und feingeschmiedeten Ränken, sich aufbäumt gegen den vordringenden Einfluß des christlichen Europäers, der ihm, soweit seine Macht reicht, die ergiebige Quelle seines Reichtums, den Menschenraub, verstopft und den schwarzen Mann aus einem geknechteten und ausgebeuteten Opfer arabischer Habsucht zum frei arbeitenden und eignen Besitz erwerbenden Diener der Civilisation machen möchte.

Schon im Mittelalter drangen die Araber durch die Wüste Sahara nach Bornu, Darfur und Kordofan vor und ebenso von

Ägypten aus nilaufwärts nach dem damals noch christlichen Nubien. Überall erschienen sie wie Wölfe unter den Schafen und breiteten den Islam mit Feuer und Schwert aus. Immer weiter drang diese Religion des Kampfes südwärts vor, faßte am Niger und am Benue festen Fuß und dehnt sich gegenwärtig im Hinterlande von Kamerun stark gegen die Küste zu aus, von der sie schon nicht mehr weit entfernt ist. Im ägyptischen Sudan ist der wilde Fanatismus des Islam über die doch auch mohammedanische Regierung Sieger geblieben und hat ganze Provinzen von dem Reiche des Khedive losgerissen. Freilich wohnen zwischen den mohammedanischen Staaten noch allenthalben heidnische Negerstämme, deren Bekehrung die Mohammedaner oft absichtlich unterlassen haben, um bei ihnen ihre Raubzüge fortsetzen zu können. Dennoch wird es dem europäischen Einfluß sehr schwer, vielleicht unmöglich werden, hier in Centralafrika gegen den seit lange im Vordringen begriffenen, übermächtigen Islam aufzukommen.

Anders liegen die Dinge im Seengebiet, im mittleren Ostafrika und im Kongobecken. Hier ist erst in den letzten Jahrzehnten das Arabertum aufgekommen, hier hat der Islam noch keinen festen Boden in der Bevölkerung gewonnen, hier sind auch die europäischen Mächte stärker. Dies sind die Gebiete, wo der Kampf zwischen europäischer Gesittung und arabischer Aftercivilisation, zwischen Christentum und Islam, zwischen freier und Sklavenarbeit in den nächsten Jahrzehnten zum Austrag kommen muß.

Der Ausgangspunkt des Arabertums in diesen Gegenden ist die Ostküste, besonders Sansibar, wo die Araber, nachdem sie die zerfallende Portugiesenherrschaft vernichtet, schon seit Jahrhunderten herrschen. Die Religion spielt hier im Osten so gut wie gar keine Rolle, die von Maskat her kommenden Araber der Ostküste sind lax in ihren religiösen Anschauungen, gehen auch durchaus nicht aufs Bekehren aus, sondern wollen nur gute Geschäfte machen. Allmählich wagten sich unternehmende arabische Händler in das Innere des Kontinents. Sie gründeten im Lande der Wanjamwesi, die ihnen gute Soldaten und Träger stellten, den weitläufigen durch herrliche Gärten gezierten Ort Tabora. Dieser Platz ist noch gegenwärtig die Hauptstütze des Arabertums im östlichen Afrika. Von hier aus drangen sie nordwärts zum Ukerewe, südwärts zum Njassa und westwärts zum Tanganjikasee vor, woselbst sie Udschidschi gründeten. Die Länder, welche sie bei diesem Vordringen durchzogen, unterwarfen sie zwar, aber weder vollkommen noch dauernd; zogen die arabischen Händler weiter, so wurden die unterworfenen Stämme wieder selbständiger.

Der Handel an den Küsten der drei großen Seen genügte den Elfenbeinhändlern und Sklavenjägern lange Zeit. Als jedoch auch diese Gegenden anfingen, elfenbein- und menschenarm zu werden, gingen sie über den Tanganjikasee und gründeten am obern Kongo (dort Lualaba genannt) den Ort Njangwe, im Manjemalande, ungefähr fünf Jahre, bevor Livingstone dorthin kam. Andre drangen auf andern Wegen westwärts vor, darunter der jetzt so berühmt gewordene Tippu Tip. Solche Züge pflegen sehr lange zu dauern, der Tippu Tips z. B. zehn Jahre. Die Karawanen der Händler halten sich so lange an einem Orte auf, bis dort die „Geschäfte" nicht mehr lohnen, dann erst geht es weiter.

Diese Geschäfte sind von folgender Art. Der Häuptling, bei dem sich der Händler niederläßt, zahlt an diesen einen Tribut in Elfenbein; dafür stellt ihm der Händler seine mit Gewehren bewaffneten Leute zur Verfügung zur Bekämpfung der natürlich stets und zahlreich vorhandenen Feinde des Häuptlings. Die Gewehre verschaffen den Arabern und dem Häuptling überall einen leichten und sicheren Sieg, zumal die Dörfer der „Feinde" fast stets in der Nacht überfallen werden. Das so eroberte Land gehört dem Häupling, vielleicht auch noch ein Teil des Elfenbeins. Die Hauptmasse desselben aber und alle Kriegsgefangenen fallen dem Händler zu. Es ist dabei das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, Leute zu gewinnen, die sich zu Soldaten eignen, und außerdem Mädchen und Weiber, mit denen die Harems rekrutiert und die Dienste guter Sklaven belohnt werden. Es ist auffallend, wie schnell die Sklaven Soldaten und zwar für Bantuneger recht gute Soldaten der arabischen Bedrücker ihrer eignen Rasse werden. Zunächst imponiert dem jungen Wilden das maßlos stolze, kriegerische, herrische Auftreten der Araber; ihre wegwerfende Weise, mit den Eingebornen zu verkehren und das rücksichtslose Ausbeuten derselben reizt sie. Sie ahmen dies nach und fühlen sich bald unendlich mehr als ihre ehemaligen Stammesgenossen. Das Gewehr auf der Schulter, den Speer in der Hand, ein Stückchen bunten Zeuges um die Lenden und einige Federn auf dem Haupt, so fühlt sich der Sklave der Araber dem früheren Stammesgenossen unendlich überlegen. Auf diesen Leuten beruht die Macht der Araber.

Die ersten Mittel zu solchen Zügen leiht sich der unternehmungslustige Araber von einem der reichen Hindus in Sansibar. Er muß ihm dafür in Elfenbein Wucherzinsen von 300—400 Prozent nach Reichards Berechnung bezahlen. Die Hindus sind also die Halsabschneider der Araber. Von diesen kehren viele, teils solche,

welche das ausbedungene Quantum von Elfenbein nicht erlangen können, teils solche, denen das üppige, zügellose Leben in Tabora, Udschidschi, Njangwe besser gefällt, als der im Falle ihrer Rückkehr ihrer wartende Schuldturm zu Sansibar, niemals zurück. Häufig gerät der Unternehmer aber auch im Innern wieder in Schulden und verkauft sich zuletzt einem mächtigeren und reicheren Araber mit Leib und Seele. Für den Hindu in Sansibar ist er dann unerreichbar, aber was er erwirbt, gehört in der Hauptsache nun seinem neuen Gläubiger. Diese verschuldeten Araber, die von allen Beziehungen zur Küste losgelöst sind, sind die Hauptsklavenjäger: sie verwüsten und entvölkern das von den Reisenden anfangs oft in so blühendem Zustande vorgefundene Innere des Kontinents ohne jede Rücksicht auf die Menschlichkeit.

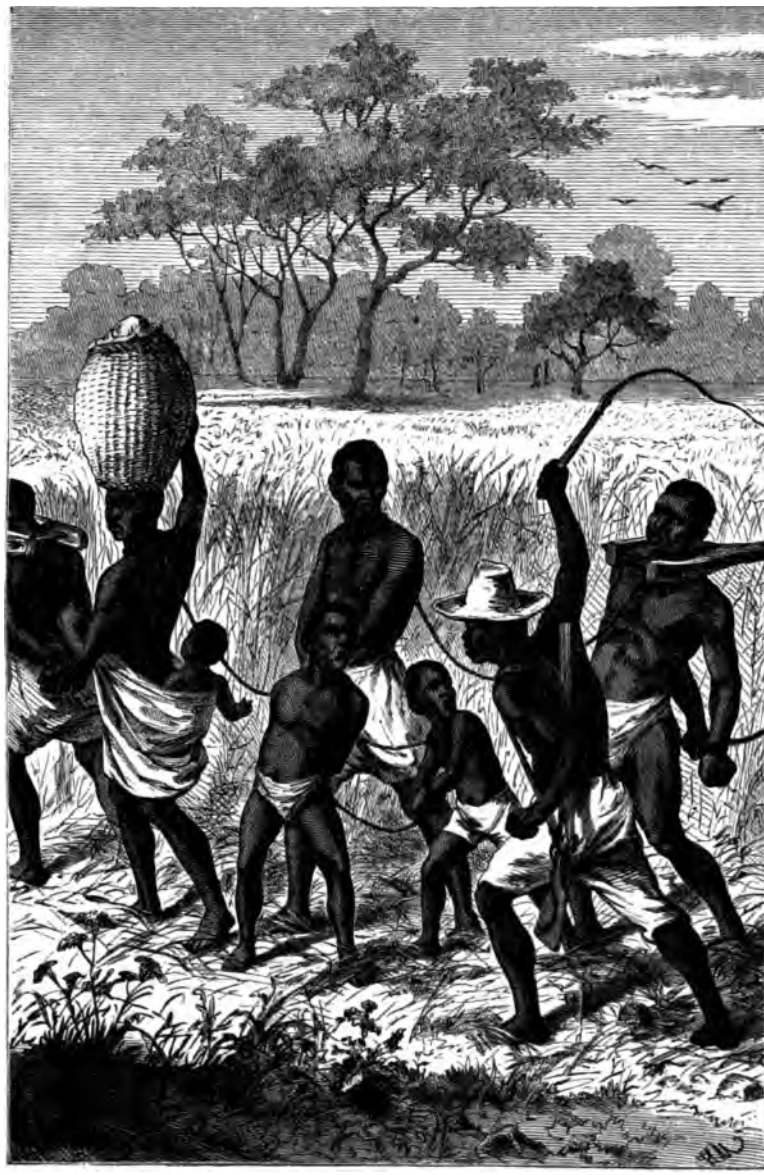
Wenn der Sklave erst seinen festen Herrn hat, so ist sein Los erträglich, oft sogar gut. Das Furchtbare ist die Sklavenjagd. Die ahnungslos schlummernden Dörfer werden meistens gegen Morgen überfallen und angezündet, die Felder verwüstet, die sich Wehrenden erschossen, die Fliehenden zusammengetrieben. Alte Männer und Weiber, die wertlos sind, werden erschlagen. Dann beginnt der Transport mit seinen Schrecknissen. Die Gefangenen sind in Halsgabeln gelegt oder mit Ketten verbunden, oft geht es durch Einöden und wasserlose Gefilde in Gewaltmärschen. Die Nilpferdpeitsche treibt die Ermattenden zu unerhörten Kraftanstrengungen an; wer aber schließlich wirklich nicht mehr weiter kann, dem wird die Kehle durchgeschnitten, damit sich niemand einfallen lasse, unterwegs liegen zu bleiben.

Eine weitere Ausdehnung des Arabertums wurde bewirkt durch keinen andern als durch den berühmtesten der jetzigen Afrikareisenden — Stanley. Er schloß nämlich mit Tippu Tip einen Vertrag, wonach ihm dieser behilflich sein sollte, über die Fälle des Kongo hinaus dem Strome abwärts zu folgen. Auf diesem Zuge lernte nun der thatkräftige und unternehmende Araber ganz neue dichtbevölkerte, elfenbeinreiche Gegenden kennen. Er kam mit viel Elfenbein und Sklaven nach Njangwe zurück und rüstete nun mit Abed bin Salim zusammen eine große Expedition aus. Mit 50 Kähnen und vielen Gewehren fuhren die beiden Araber stromabwärts und schmetterten jeden Widerstand nieder. Als Stanley Ende 1883 sich zum zweitenmale, diesmal von Westen her, den Fällen näherte, fand er die Dörfer niedergebrannt und die Sklavenjagd mit ihren Greueln in voller Blüte. Tippu Tip ist jetzt thatsächlich der Herrscher eines großen Reiches in Centralafrika. An allen wichtigeren

Plätzen hat er seine Statthalter, meistens Vettern oder Bastarde von ihm; diese haben bei den größeren Häuptlingen wieder ihre Unterstatthalter, und diese wieder bei den kleineren ihre Vertreter, oft alte bewährte Sklaven. Von allen getöteten Elefanten gehört ein Zahn Tippu Tip, den andern muß der Jäger an ihn, natürlich zu einem sehr geringen Preise, verkaufen. Wo es kein Elfenbein mehr gibt, muß ein Tribut an Sklaven, Kaffee, Tabak, Reis entrichtet werden, zu dessen Bau die Eingebornen gezwungen werden. Alles Wichtige wird sofort an den Oberen gemeldet und die Wege, Flußübergänge u. s. w. unter scharfer Beaufsichtigung gehalten. Ähnliche Reiche, nur weniger groß und weniger organisiert, haben andere Araber.

Als Wissmann im Jahre 1882 im Süd-Kongogebiet zum erstenmal mit den Arabern in Berührung kam, wurde er als Europäer noch mit Achtung und Scheu behandelt; die Greuel der Sklavenwirtschaft suchte man ihm zu verbergen, jedoch erkannte er schon damals, daß es zu einer Krisis zwischen den Arabern und den Europäern kommen müsse. Seit der Zeit haben die Araber ihre Macht immer mehr befestigt und ausgedehnt und — was die Hauptsache ist — eingesehen, daß die wachsende Macht der Europäer ihre Existenz bedroht. Sie wissen auch sehr wohl, welch ungeheure Vorteile sie im Kampfe um Centralafrika vor dem Europäer voraus haben: ihre schon begründete Macht, die weiten Entfernungen, die Schwierigkeiten der Ernährung, vor allem das Klima, dem sie viel besser widerstehen, als der Europäer. So bemächtigte sich des gesamten Arabertums eine zunehmende Gärung und verhängnisvoll wirkten dabei einige Erfolge, d. h. Mordthaten, welche den Arabern gelangen. In Tabora wurde 1885 der Deutsche Giesecke mitten im Lager Tippu Tips erschossen*), ein andrer Deutscher, Harder, entging nur durch den Tod dem gleichen Schicksal, einem französischen Kaufmann wurde mit Erschießen gedroht, so daß er schleunigst flüchten mußte. In Udschidschi hatte ein Engländer seine Flagge gehißt. Diese wurde niedergerissen, die Begleiter des Engländers liefen zu den Arabern über, ihn selbst drohte ein Halbblutaraber in offener Versammlung mit dem Revolver niederzuschießen. Die Stationen des Kongostaates an den Stanleyfällen wurden, als ihr Chef gegen

*) Sein Mörder Mohammed bin Kassim fiel im Juni 1890 in die Hände der Wissmannschen Truppen. Wissmann stellte ihn, den hochangesehenen Araber, aller Reklamationen des Sultans von Sansibar ungeachtet, vor ein Kriegsgericht zu Bagamojo. Er wurde zum Tode verurteilt und nebst drei andern am Morde Beteiligten gehängt.

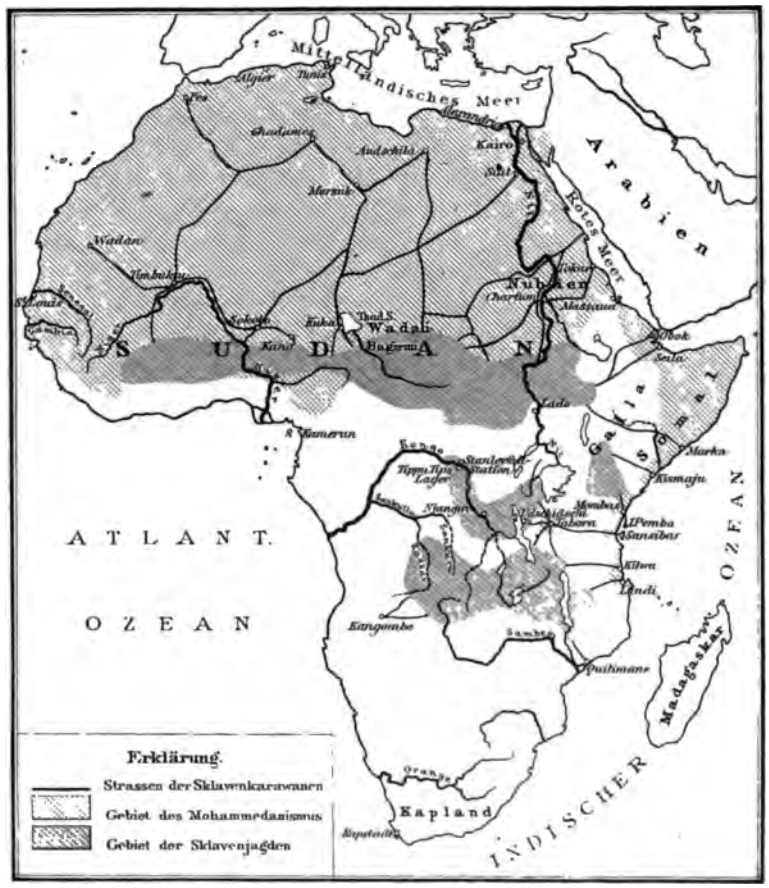


Sklavenkarawane auf dem Wege nach Sanſibar.

den Sklavenhandel einschritt, von dem Vertreter Tippu Tips erobert und zerstört. Und auf alle diese Übergriffe erfolgte von Europa aus — nichts.

Unter diesen Verhältnissen kam Wissmann im Jahre 1886 zum zweitenmale mit den Arabern zusammen. Die Gebiete westlich vom Lomani, die er 1882 als die blühendsten von ganz Afrika bezeichnen konnte, hatte er verwüstet und entvölkert gefunden. In Njangwe unterwarf ihn ein Sohn Tippu Tips, dem er früher wesentliche Dienste geleistet hatte, gleich bei seiner Ankunft einem peinlichen Verhör. Er wurde förmlich gefangen gehalten, Giesseckes Mörder prahlte ungescheut vor ihm mit seiner Heldenthat, die Kinder auf den Straßen verhöhnten ihn, indem sie ihm nachriefen: „die Weißen sind Weiber." Das Ansehen der Europäer war verloren. Als man ihn endlich fortließ, trug man ihm auf, den Engländern am Tanganjikasee zu sagen, wenn sie sich unterständen, mit ihrem Dampfboot auf dem See etwas gegen den Sklavenhandel zu unternehmen, so würden sie sofort bekriegt werden. Bald darauf wurde in der That eine englische Station am Njassasee von den Arabern überfallen und zerstört.

Die Sklaverei ist ja eine in Afrika altheimische Einrichtung; sie hat an sich nichts Furchtbares, denn der Herr behandelt seine Sklaven schon im eignen Interesse gut. Das Entsetzliche sind die Sklavenjagden. Diese werden veranstaltet zum Zwecke des Sklavenverkaufs in andre Länder. An dieser Sklavenausfuhr beteiligten sich früher auch die europäischen Nationen, in hervorragender Weise die Portugiesen und bis 1807 auch die Engländer. Jetzt sind alle europäischen Staaten in der Unterdrückung der Sklavenausfuhr einig. Die beigefügte Karte zeigt, daß die Westküste heutzutage so gut wie verstopft ist. Die Straßen der Sklavenkarawanen gehen nach dem mohammedanischen Norden und Osten. Im Sudan wird sich bei der allgemeinen Herrschaft des Islam auf lange Jahre hinaus gegen den Menschenhandel nichts ausrichten lassen. Im Seen- und Kongogebiet dagegen ist dies nicht unmöglich. Das Arabertum fühlt sich hier in seiner Existenz bedroht, es hat sich zu entschiedener Gegenwehr aufgerafft. Aber auch Europa ist nicht müßig. Der edle Kardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier, hat in England, Belgien, Frankreich und dem katholischen Deutschland sein beredtes Wort erschallen lassen zur Vernichtung der arabischen Sklavenjäger. Ein Netz von Antisklavereivereinen überzieht diese Länder; es soll ein Kreuzzug der Christen in das Gebiet der großen Seen veranstaltet werden. Ob diese Bemühungen Erfolg haben werden, steht dahin. Wir Deutsche haben



Gebiet des Sklavenhandels.

bereits zum Schwert gegen das sich empörende Arabertum der Ostküste gegriffen. Der Kampf, den wir dort durchfechten, ist ein Kampf nicht bloß für unsre Herrschaft, sondern zugleich für die Befreiung des unglücklichen Negervolkes von der Mißhandlung durch den arabischen Sklavenjäger. Gelänge es nicht, die Macht der Araber zu brechen, so würden die großen Erforscher Afrikas, wie Wissmann sich ausdrückt, gerade für die Bedrücker der Rasse gearbeitet haben, der sie die Segnungen der Civilisation zu bringen wünschten. Ein Nebeneinander der Araber und Europäer ist auf die Dauer unmöglich. Der Araber arbeitet mit Sklaven, deren Dienste er nicht bezahlt; er und seine Leute leben auf Kosten der

Eingebornen, er beutet sie in rücksichtsloser Weise aus und zwingt sie zur Tributzahlung, Heeresfolge und Plantagenarbeit. Afrika dem Einflusse Europas, der gesitteten Arbeit, der Mission zu erschließen, ist unmöglich, wenn nicht zuvor das Raubtier verjagt ist, welches sich auf Kosten des Negers mästet, der Araber.

Allerdings ist die Berührung mit dem Europäer nicht überall und nicht durchaus segensreich gewesen für den Neger. Die Hottentotten und Kaffern sind aus ihren alten Weidegründen zum Teil verdrängt worden, gewisse Krankheiten, z. B. die Blattern, sind den Schwarzen von Europa aus gebracht worden, der Branntwein übt in manchen Landstrichen seine entsittlichende Wirkung aus, auch der Europäer hat sich am Sklavenhandel beteiligt, durch den beginnenden Handel ist bei dem Neger vielfach zunächst Habgier, niedrige Gewinnsucht und Unredlichkeit groß gezogen worden, aber ungleich größer sind die Segnungen, welche die europäische Kultur den Eingebornen schon gebracht hat und noch bringen wird. Wo der Europäer festen Fuß faßt, da lernt der Schwarze nicht nur eine Menge neuer und nützlicher Gegenstände kennen, die sein Leben verschönern, da kehrt auch Sicherheit und Ordnung ein; er braucht nicht mehr den Überfall des raubgierigen Nachbardespoten oder die Heimsuchung durch den arabischen Sklavenhändler zu fürchten; er nimmt staunend wahr, daß Arbeit Wohlstand erzeugt und daß nunmehr jedermann die Früchte seiner Thätigkeit selbst genießen soll; er weiß, wo er Schutz findet gegen Bedrückung und Gewaltthat. Der christliche Missionar, der in seiner Mitte weilt, macht aus ihm, dem wahnerfüllten, vor dem eignen Götzen zitternden und ihn durch blutige Opfer versöhnenden Fetischanbeter einen wahrhaften Menschen, der zu Gott als zu seinem Vater aufblickt und ihn im Geist und in der Wahrheit anzubeten lernt. Der bloße Handel, der die Naturerzeugnisse ausbeutet und vernichtet, wird sich, soll er sich nicht selbst verzehren, bald überall mit dem regelmäßigen Anbau des Landes verbinden. Wo jetzt noch bloße Handelsfaktoreien sind, werden mit der Zeit überall Plantagen entstehen. Dann wird der Neger auch in den Gegenden, wo er heute noch ausschließlich vom müheloſen Zwischenhandel lebt, sich allmählich zur Arbeit verstehen; das wird für ihn selbst die größte Wohlthat sein, und zugleich dem Europäer, der ihn zur Arbeit anleitet, reichen Gewinn bringen.

Kapitel I.

Der Nil und die Geschichte seiner Erforschung.

Achtzehn Jahrhunderte sind darüber hingegangen, seit ein römischer Kaiser zum erstenmale den ernstlichen Versuch anstellte, die Quellen des Nils zu erforschen. Achtzehn Jahrhunderte hat dieser große, aus bis vor kurzem uns noch unbekannten Regionen kommende Fluß die Phantasie der Menschen erhitzt. Caput Nili quaerere, die Quellen des Nils suchen, war bei den Alten die sprichwörtliche Bezeichnung eines Dinges der Unmöglichkeit geworden. Achtzehn Jahrhunderte hatte dieses Sprichwort Geltung, um erst in unsern Tagen seiner alten Bedeutung nach zu schanden zu werden. Kaum ein andrer Fluß gab auch durch das Wunderbare seiner ganzen Natur mehr Anlaß nach seinen Quellen zu forschen, als der Nil.

Unter allen Strömen Afrikas hat er den längsten Lauf und die geradeste Richtung. Die äußersten Wasser, die den großen Seen, aus welchen er abfließt, zueilen, haben ihre Quellen jenseits des Äquators, seine Deltamündungen in das Mittelmeer liegen unter dem 31. Grade nördl. Br., so daß er, fast genau von Süden nach Norden eilend, mindestens 35 Breitengrade durchmißt. Nur auf verhältnismäßig kurze Strecken hindern seinen Lauf Stromschnellen, die aber auch für Barken zu passieren sind. Er ist zur Zeit des hohen Wasserstandes bis zum 4. Grade nördlicher Breite schiffbar und auch von Dampfern bereits bis zum Albertsee unterm zweiten Grade nördlich vom Äquator befahren worden. In seinen Wassern spiegeln sich der Reihe nach die Delebpalme, der Baobab, der Bambus und die Dattelpalme; er rollt in seinem Bette durch verschiedene Klimate. Ihn speisen die Eiswasser Abessiniens, wie die von den schneegekrönten Bergriesen Kenia und Ruwenzori abströmenden Gesließe; er geht durch tiefe Marschländereien und durch

den brennenden Sand der Wüste. Vom Nil kann man mit vollem Rechte sagen, er sei ein wandelnder Weg, eine sich forbewegende Straße, welche die Ausfuhr und den Austausch der Produkte ungemein erleichtert. Er trägt die, welche stromab fahren, zu Thal, ohne daß sie nötig hätten sich anzustrengen. Wer aber zu Berg stroman will, fängt in seinen Segeln den Nordwind auf, der beinahe das ganze Jahr hindurch in Ägypten vorherrscht.

Ägyptens Verkehr beschränkte sich in den Tagen der Pharaonen fast ausschließlich auf diese einzige Wasserstraße des Landes, an der fast alle Städte lagen. Dieser Strom, dem man göttliche Verehrung zollte, wurde aufs sorgfältigste behütet. Viele Nilmesser gaben die Höhe des Wasserstandes an, der Mörissee regelte durch Ab- und Zufluß den Lauf seiner Fluten, und wachsame Mitglieder der Priesterkaste hatte acht, daß kein Frevler das reine heilige Wasser durch unreine Stoffe besudle. Alles Wasser, welches der Ägypter braucht, sei es zum Waschen, zum Kochen, oder zum Trinken, es entstammt nur dem Nil; nur durch diesen wird das Land befruchtet, jedes Ausbleiben der regelmäßigen Überschwemmung würde unabwendbare Teuerung und Hungersnot zur Folge haben und ein Austrocknen des Flusses gleichbedeutend sein mit dem Untergang des Landes. Da begreifen wir es denn vollkommen, wenn wir die alten Ägypter den Nil „allerheiligster Vater", „Erhalter des Landes", „großer Gott" nennen hören. Heute noch werden Jubelfeste gefeiert, wenn der Strom, den von der Sonne ausgedörrten Boden befeuchtend, seine Ufer verläßt, und eine alte Sage erzählt, daß einst dem Gotte Nil, damit er seine Gaben nicht einstelle, alljährlich eine schöne Jungfrau geopfert, d. h. in seine Arme geschleudert wurde.

„Ägypten ist ein Geschenk des Nils," sagt Herodot, und nicht bloß das fruchtbare Land, welches sich zu beiden Seiten des ruhig dahin fließenden Stromes bis an den Fuß der baumlosen Kalk- und Sandsteinfelsen der Wüste erstreckt, sondern auch die ganze Gesittung des Volkes ist ein Geschenk dieses wunderbaren Gewässers. In der langgestreckten schmalen Oase dieses Flußthales sahen sich die Menschen zu einem festen Gemeinleben, zu sicheren staatlichen Ordnungen von der Natur gezwungen; nur in gemeinsamer Arbeit konnten die Dämme entstehen, welche die zahlreichen Ansiedlungen vor der Zerstörung der Flut schützten, und die kunstreichen Kanäle gezogen werden, welche die Verteilung des kostbaren Wassers regelten. An dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Stromes lernte der alte Ägypter die Zeitrechnung; die Wissenschaft der Geometrie erwuchs aus dem Zwang, die schlammbedeckten Felder

alljährlich durch neue Grenzen zu bestimmen. In die Arbeit kam Regel und Gesetz, denn bestimmte Zeiträume trennten die Bestellung des Ackers, Aussaat und Ernte; der Landbau fesselte den Ägypter an sein Grundstück und die Wasserstraße des Stromes lenkte seinen Blick in die Ferne, nicht hinaus auf die Wogen des scheinbar endlosen Meeres, welches der Ebbe und Flut entbehrt, sondern dorthin, woher ihm schlammerfüllte Wasser zuströmten. Der Nil beherrschte das ganze Leben Ägyptens, selbst die Religion und die Künste. Die Götter nahmen die Gestalten der Tiere des Nilthales an, und Palme und Lotosblume lehrten die Menschen den Säulenbau. Welch ein Leben auf dem Wasser, wenn der Strom schwillt! Dann wehen die kühlen Nordwinde und Barke an Barke treibt, bekränzt mit grünendem Laub, unter dem Gesang der feiernden Schiffer stromaufwärts. Alles ist in freudiger Aufregung und ruft einander zu: Der Nil wächst; aufmerksam verfolgt man die Nilmesser, die zu Ende des Monats schon 4 Meter Wasser, bis zum 10. August aber 7 Meter zeigen. Immer weiter breitet die Überschwemmung sich aus, bis im September der Fluß um fast 10 Meter gestiegen ist. Nun erfolgt ein allmähliches Sinken, bis im Juni der tiefste Stand erreicht ist und dann das Steigen mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit von neuem eintritt.

Natürlich mußten diese Überschwemmungen und die wirklich kolossale Wassermenge, welche sie mit sich führten, von früher Zeit an die Frage nach dem Ursprunge derselben und somit nach den Nilquellen laut werden lassen. Über die Ursache der Überschwemmungen hat man lange im Dunkeln getappt und zu allerhand willkürlichen Annahmen gegriffen, bis man erst in unsern Tagen den Schlüssel fand. So glaubte man lange, die Schwankungen im Wasserstande des Nils kämen von den Schmelzen der Schneewasser auf unbekannten Bergriesen Innerafrikas her. Wohl entdeckte man später solche Schneeberge, allein mit den Nilüberschwemmungen konnten diese nicht in Verbindung gebracht werden, da sie in der Nähe des Äquators liegen und das Schmelzen des Schnees auf ihren Gipfeln stets ein gleichmäßiges sein muß. Es können daher niemals zu einer bestimmten Zeit größere Wassermassen von ihnen herabströmen, die die Überschwemmung in Ägypten zu verursachen im stande wären. Die wirkliche Ursache ist der periodische Regen, der vom Juni an diejenigen Zuflüsse des Nils anschwellt, welche in den Alpenlandschaften Abessiniens ihre Quelle haben.

Gewaltig sind dann die Veränderungen, die mit den trocken daliegenden Flußbetten vor sich gehen. Ringsum liegt die Natur

wie tot vor der ausdörrenden Sonnenhitze. Da dröhnt es dumpf im Hochgebirge; ein Knall, ein zweiter, dann der schreckliche, den ganzen Himmel durchrasende Donner. Noch scheint das Gewitter fern. Da erhebt sich ein Rauschen, wie wenn der Wind durch die Blätter führe. Es wird lauter, gewaltiger, es zischt, es prasselt, es toset, es brüllt — nun naht es, mauergleich, schäumend und sich überstürzend — es ist der Waldstrom. Der Bach, vom Regen angeschwollen, ist ein mächtiger Strom geworden, doch seines kurzen Lebens eingedenk stürzt er wild und feurig das Thal hinab; die tief gewurzelten Sykomoren sinken unter seiner Wucht, und die grasige Ebene wird von Schutt überrollt; das Wasser füllt das Thal und reicht hoch an die Felsen hinauf. Der Atbara und der Blaue Nil mit ihren Nebenflüssen sind die großen Entwässerungskanäle Abessiniens. Der Blaue Nil ist während der trockenen Jahreszeit so klein, daß er nicht Wasser genug für kleine Fahrzeuge hat; aber seine Fluten sind kristallhell und reflektieren den wolkenlosen Himmel mit köstlicher Lazurfarbe. Der weiße Nil dagegen ist niemals klar, und sein Wasser hat einen unangenehmen Geschmack nach zersetzten Pflanzen. Diese Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Wassers ist ein unterscheidendes Merkmal der beiden Flüsse; der eine, der Blaue Nil, ist ein reißender Gebirgsstrom, der andre entspringt in großen Seen und fließt durch ungeheure Marschen. Der Atbara, obgleich in der Regenzeit ein bedeutender Strom, ist viele Monate hindurch trocken, so daß er einem Sandstreifen in der Steppe gleicht, der nur hier und da durch Wassertümpel unterbrochen wird. Wenn aber im Juni die Gewitter eintreten, die Schluchten zu tobenden Gießbächen werden, das Wasser die tausendjährigen Bäume entwurzelt, dann wird der Atbara zum gewaltigen Strome, der mit einer alles überwältigenden Flut den Abfluß seiner Nebenflüsse samt seiner eignen Wasserfülle dem Hauptnil zuführt. Dann sind seine Gewässer von dem aufgelösten Erdreiche breiig; Massen von Bambus und Treibholz, sogar die Leichen von Elefanten und Büffeln werden in wilder Verwirrung von ihm fortgerissen und bringen den an seinen Ufern wohnenden Arabern, die nach Brennholz fischen, eine reiche Ernte. Der Blaue Nil und der Atbara, die fast den ganzen Abfluß Abessiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni gleichzeitig in den Hauptnil. In dieser Zeit hat auch der Weiße Nil einen beträchtlich hohen, obwohl nicht seinen höchsten Stand, und der plötzliche Wassersturz verursacht die jährliche Überschwemmung in Ägypten.

Die Alten haben in mancher Beziehung eine bessere Kenntnis des Nillaufes besessen als wir bis zum Jahre 1863. Herodot, der Vater der Geschichte (484 v. Chr.), trachtete den oberen Nillauf selbst zu erforschen, kam bis zur Insel Elephantine (bei Assuan) und zog dort weitere Erkundigungen ein. Eratosthenes (276 v. Chr.) wußte bereits, daß der Nil zwei Hauptarme habe, von denen der westliche als Hauptstrom betrachtet wurde. Der Kaiser Nero sandte dann vor etwa achtzehnhundert Jahren zwei Centurionen (Hauptleute) aus, das „Haupt des Nil" zu suchen. Sie verwickelten sich aber in ungeheure mit Gräsern angefüllte Sümpfe und mußten zurück. Wahrscheinlich waren sie in den Sumpfsee No an der Mündung des Gazellenflusses geraten. Ptolemäus, der bekannte Astronom und Geograph aus dem 2. Jahrhundert nach Chr., wußte, daß der östliche Nilarm aus einem See in Abessinien, der westliche aus zwei andern großen Seen fließe. Im Mittelalter und der Neuzeit machte die Erforschung des Weißen Nils keine Fortschritte bis zu Bonapartes Feldzug 1798. Die Franzosen drangen ebenso weit vor wie Herodot, bis zur Insel Philä bei Assuan und hinterließen hier zur Erinnerung eine Inschrift an einem Nilfelsen. Die Quelle des Blauen Nils, der Tsanasee, war schon 1772 von dem Schotten James Bruce, welcher drei Jahre in Abessinien verweilte, aufgefunden worden.

Bruces Reise erscheint als eine Ausnahme, denn erst seit der Unterjochung des Sudan durch die Ägypter wurde das Gebiet des Weißen und Blauen Nils für die Europäer überhaupt zugänglich. Früher bedrohte der kriegerische Geist der im südlichen Nubien wohnenden Araberstämme, vorzüglich der Scheikië, jeden Fremden mit dem Tode. Deswegen ist die Zahl der Europäer, welche bis 1820 den Sudan bereisten, sehr gering. Die Erinnerungen an die früheren glücklichen Zeiten unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fundj ist fast ganz dahin. Die eigentliche Geschichte des Sudan beginnt dagegen mit dem Jahre 1820, wo der Defterdar Mohammed Bei, vom Volke „der Henker" genannt, das Land den Ägyptern unterwarf. Mit Schaudern gedachte noch 1846, als Alfred Brehm im Sudan war, das Volk der Schlacht bei Korti. Dort war es, wo die Scheikië mit ihren Lanzen und Schilden zum erstenmale den Bajonetten und Geschützen der Feinde entgegentraten. Die Frauen waren hinausgezogen mit ihren Kindern, um die Männer mit gellendem Schlachtrufe zum verzweifelten Kampfe anzufeuern. Auf den Armen hielten sie ihre Kinder empor, liebkosend beschworen sie die Väter, ihr Teuerstes

vor schmachvoller Knechtschaft zu bewahren. Tod und Verderben schleuderten die feuersprühenden Geschütze in die Haufen der Angreifer, und obgleich das tapfere Volk die Kanonen erreichte, war es nicht die Tapferkeit, sondern die Überlegenheit der Waffen, welche den Sieg entschied. Die braunen Männer wandten sich zur Flucht. Ein Wehegeschrei der Weiber übertönte das Kampfgebrüll, Verzweiflung erfaßte sie, und Hunderte stürzten sich mit ihren Kindern in die blauen Fluten des Nils. Nur noch einmal erhob sich das Volk zur Abwerfung des verhaßten Joches. Der kühne Malik el Nimmer verbrannte 1822 zu Schendi den Sohn Ismael Paschas mit fünfzig seiner Offiziere. Das trug sich folgendermaßen zu. Die ägyptischen Soldaten lagen weit und breit in der Stadt zerstreut im Quartier und wurden sehr gastlich bewirtet. Man gab ihnen Merissa, das Bier des Sudan, soviel sie nur trinken mochten, und bald waren die meisten berauscht. Sie schliefen ein. Mit der Wache des Pascha verfuhr man in derselben Weise. Um Mitternacht kamen auf ein Zeichen die Einwohner aus ihren Häusern hervor; jeder trug ein Bündel Reisig und legte dasselbe ganz still bei der Hütte des Pascha nieder, dessen Wächter alle betrunken waren und im Schlafe lagen. Bald war die Hütte mit einem Zaun von Reisig und dürrem Rohr umgeben, der angezündet wurde. Der Pascha wurde verbrannt und zwei Mamelucken, welche aus seiner Hütte durch den Feuerring herausstürmten, sogleich niedergesäbelt. Dann tönte die Kriegstrommel von Dorf zu Dorf; jeder waffenfähige Mann griff zu Schild und Speer, die Weiber streuten Asche und Sand in die fettgetränkten Haare und verfolgten so, nur um die Lenden geschürzt, den Feind. Schendi und Metammeh waren bald von den Feinden befreit. Nur wenige entkamen, um dem in Kordofan weilenden Defterdar Mohammed Bei die Schreckensbotschaft zu bringen.

Nun raste die Rache. Blut rötete die Fluten des Nils und seiner Nebenflüsse; wie gehetztes Wild, gleich den Antilopen des Landes, stoben die braunen Leute auseinander vor den disciplinierten Scharen Mohammed Beis. Das früher freie und stolze Volk der Scheikië hörte auf ein Volk zu sein, Tausende wurden hingeschlachtet, Schendi und Metammeh verödeten, die Felder blieben unbebaut, und der Sand der Wüste deckte das frühere Kulturland.

Noch lange ruhte die eiserne Hand des Defterdar auf dem armen Volke. Nicht minder jedoch fürchteten den Wüterich die eignen Soldaten. Einst klagte ihm eine arme Bäuerin, daß einer seiner Soldaten ihr Milch gestohlen und sie vor ihren Augen ge-

trunken habe. Der Mann leugnete, während die Bäuerin bei ihrer Aussage blieb. Da sprach der Defterdar, er wolle sich durch den Augenschein überzeugen, ob sie die Wahrheit gesagt; wenn sich das Gegenteil herausstelle, müsse sie sterben. Die Frau war damit einverstanden. Nun ließ er den Soldaten niederwerfen und ihm den Leib aufschneiden; der Magen war voll Milch. Ganz gelassen warf der Defterdar der zitternden Frau einen Maria-Thereſiathaler hin und äußerte gegen die Umstehenden, der Soldat habe sein Schicksal verdient, einmal weil er gestohlen, sodann weil er gelogen habe.

Von jetzt an strebte der Sieger immer weiter nach Süden, am Blauen Nil aufwärts, von dorther brachten Händler Goldringe, vom Weißen Nil Elfenbein in großer Menge und vorzüglicher Güte. Sie erzählten, daß die Frauen der Eingebornen schwere Goldringe in der Nase trügen und daß der König der Fundj eine Umzäunung von Elefantenzähnen um seinen Palast angelegt habe. Dieses lockte den Sieger, dessen Habsucht mit seiner Grausamkeit Hand in Hand ging. Er entthronte den König von Halfaï und besiegte den der Fundj. Die Provinz Kordofan war bereits dem milden Scepter Darfurs entrissen worden. Aber noch weiter im Süden winkte die Goldernte. Roseres wurde erreicht, doch kein Gold gefunden. Weiter vorzugehen war jedoch nicht ratsam, da man schon zu weit von Ägypten entfernt war.

Um aber die weiten, neu eroberten Lande sich zu sichern, mußte ein fester Punkt geschaffen werden. Die Wahl fiel auf die Vereinigungsstelle des Blauen und Weißen Flusses zum Nil. Dort erbaute man im Jahre 1823 die ersten Strohhütten für die Soldaten, aus denen allmählich die Stadt Chartum entstand. Von hier aus wurden nun weitere Streif- und Eroberungszüge unternommen, so daß Ägypten bis vor kurzem, das unabhängige Abessinien abgerechnet, den ganzen Nordosten Afrikas einnahm. Das Reich Darfur, westlich von Kordofan, die Landschaften zu beiden Seiten des Weißen Nils bis zu den großen Nilseen, und die Küstenländer am Arabischen Meerbusen mit der Hafenstadt Berbera waren einverleibt, so daß das Reich des Khedive 2 7000000 Quadratkilometer mit 18 Millionen Einwohnern umfaßte. Gegenwärtig ist allerdings durch den von Mohammed Achmed erregten Aufstand die ägyptische Herrschaft von Wadi Halfa an aufwärts wieder vernichtet worden.

So beginnt denn von 1821 an die Reihe der europäischen Reisenden, die das Haupt des Nils zu entschleiern suchten. Auch Mehemed Ali, der große Reformator Ägyptens, rüstete mehrere

Expeditionen aus, die zwar teilweise in Gegenden gelangten, welche seit Neros Zeiten keines Europäers Fuß betreten hatte, aber, durch Stromschnellen und Seichtigkeit des Flusses gehindert, doch das eigentliche Ziel nicht erreichten. Daneben gingen österreichische Missionare den Weißen Nil aufwärts und gründeten in Heiligenkreuz und Gondokoro Stationen, die jedoch infolge des bösen Klimas bald wieder eingingen. Elfenbein-, Gummi- und Sklavenhändler trugen trotz ihres scheußlichen Gebarens gegen die Eingebornen ebenfalls zur Eröffnung des Landes bei, weil sich ihnen eine große Anzahl wissenschaftlich gebildeter Reisenden anschloß, die freilich teilweise ihr kühnes Beginnen mit dem Tode zu büßen hatten. Wir nennen nur von Heuglin, Steudner, Baker, Fräulein Tinne, Hartmann, Freiherr von Barnim, Burton, von der Decken, Krapf, Rebmann, Speke und Grant.

Ein Teil von diesen schlug einen neuen Weg ein, der schließlich zum Ziele führen sollte. Sie gingen nicht mehr von Chartum aus nilaufwärts, sondern suchten von der Ostküste Afrikas aus die Quelle des Nils zu erreichen. Die beiden Missionare, der Württemberger Krapf und der Schweizer Rebmann entdeckten von Mombas aus die beiden mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen, den Kenia und Kilimandscharo. Zugleich sammelten sie von den Eingebornen eine Menge Nachrichten über einen ungeheuern Binnensee, der im Herzen Afrikas liegen sollte. Man hielt ihre Berichte anfangs für erlogen, allein bald sollten sie eine glänzende Bestätigung erfahren durch die Engländer Burton und Speke.

Je mehr man sich nämlich allmählich von der Wichtigkeit der Angaben Krapfs und Rebmanns überzeugte, desto mehr trachtete man auch danach, den Beweis für dieselben herzustellen, und der Londoner geographischen Gesellschaft fällt das Verdienst zu, eine Expedition zur Auffindung jenes Sees ausgerüstet zu haben. Kapitän Speke, ein britischer Offizier, und sein Begleiter Burton waren die ersten Europäer, deren Augen die ungeheuren Wasserflächen der binnenafrikanischen Seen erblickten. Statt des einen, den sie suchten, fanden sie jedoch zwei. Die Reisenden drangen anfangs Juni 1857 von Sansibar aus in westlicher Richtung vor, entdeckten am 13. Februar 1858 den Tanganjikasee und kehrten dann um. Während Burton auf der Rückreise krank daniederlag, unternahm Speke einen Ausflug nach Norden und auf diesem fand er am 30. Juli den Ukerewesee. Wohl ahnte er schon damals, daß er an einer der Nilquellen stand. Aber zwischen der von ihm entdeckten Südküste des Ukerewe, unter $2^1/_2$ Grad südl. Br., und Gondokoro am Weißen Fluß, unter fast

5 Grad nördl. Br., lagen noch sieben unerforschte Breitengrade. Sicher war, daß innerhalb derselben der Nil seinen Ursprung nehmen müsse, und die Aussagen der Eingebornen, daß dem Ukerewe im Norden ein großer Fluß entströme, bestärkten Speke in der richtigen Annahme, daß er der Glückliche sei, der den Schleier von den Nilquellen weggezogen habe.

Doch noch war vieles ungewiß, was seine Lösung finden mußte; Sicherheit war noch immer nicht vorhanden, und diese sollte endlich Speke bringen. Als er nämlich im nächsten Jahre nach England zurückgekehrt war, sagte Murchison, der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft, zu ihm: „Speke, wir müssen Sie noch einmal dahinschicken!" Es wurden 50 000 Mark aufgebracht; der Kapitän Grant, Spekes alter Freund und Jagdgenosse von Indien, erklärte, daß er an der Reise teilzunehmen entschlossen wäre; die goldenen Uhren, welche zu Geschenken für die angesehensten Araber bestimmt waren, 50 Artilleriekarabiner mit der Munition, die Meßinstrumente und alle übrigen Ausrüstungsgegenstände wurden eingepackt und am 27. April 1860 konnte die Abfahrt in Portsmouth erfolgen. Damit war die entscheidende Reise angetreten, die dem so viele Jahrhunderte verhüllten Haupte des Nils für immer den Schleier entreißen sollte.

Nach neun Wochen landete das Schiff bei der Kapstadt. Mit dem Gelde, welches die Regierung der Kapkolonie Speke zur Verfügung stellte, wurden dort 12 Maulesel als Transport- und Reittiere gekauft und 10 Hottentotten gemietet, welche als Träger verwendet werden sollten. Am 16. Juli bestiegen die beiden Reisenden die englische Schraubenkorvette „Brisk" und einen Monat später hatten sie Sansibar, den Ausgangspunkt ihrer Unternehmung, erreicht. Hier galt es vor allen Dingen die nötigen Führer, Träger, Soldaten und Dolmetscher zu mieten. Ein Teil von jenen Schwarzen, welche Speke drei Jahre früher zum Tanganjikasee begleitet hatten, bot sich ihm wieder zu gleichen Diensten an, doch deren Zahl genügte nicht. Da aber Speke mit dem Gelde nicht zu knausern brauchte, so hatte er bald ein stattliches Heer zusammen. Andern Reisenden, so besonders unserm Landsmann von der Decken, der zu gleicher Zeit in Sansibar die Reise zu den Schneebergen vorbereitete, verdarb der Engländer freilich durch seine hohen Löhne, wie man zu sagen pflegt, den Markt. Am 2. Oktober setzte sich die Karawane, die 212 Köpfe zählte, und außer 12 Maultieren noch 3 Esel und 22 Ziegen mit sich führte, von Bagamojo aus, welches Sansibar gegenüber auf dem

Festlande liegt, in Bewegung, um im allgemeinen die schon früher von Speke begangene Route nach Westen zu ziehen.

Wenn man das Innere von Afrika, wie Speke thut, mit einer umgekehrten Schüssel vergleicht, so bildet das Küstenland Usaramo den flachen unteren Rand, die Landschaft Usagara die geneigte Seitenwand, das Robehogebirge die Kante, welche den Boden umgibt und Ugogo den ebenen Boden selbst. So folgen die Landschaften, welche von Speke und Grant auf ihrer Reise nach dem Westen durchzogen werden mußten, ehe sie in das große Reich Unjamwesi kamen.*)

Es war ein gewaltiges Stück Arbeit, mit tausend Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Die Hottentotten zeigten sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen und mußten sich tagtäglich mit großen Gaben von Chinin und Grog kräftigen; ein Teil der Träger streikte, um höheren Lohn zu erpressen, ein andrer machte sich auf und davon und nahm sämtliche Ziegen mit sich. Speke kannte aber seine Leute und wußte durch entschlossenes Auftreten einer vollständigen Auflösung seiner Karawane vorzubeugen, und immer wieder die Disciplin herzustellen. Die Wasagara sind durch die Sklavenhändler zu „armen, mageren Unglückskerlen" gemacht worden; in diesem Lande, wo die Temperatur des Nachts im Zelte bis auf 9 Grad Celsius herabsinkt, gehen die meisten dieser Neger vollständig unbekleidet, und sie verkriechen sich bei dem Herannahen einer Karawane in die undurchdringlichen Sumpfdickichte der Flußthäler, weil sie gewöhnt sind, in jedem Fremdling einen Sklavenjäger zu sehen. Dies erschwerte ungemein die Verproviantierung von Spekes Leuten, welche die Dörfer leer fanden und mit Pfeilen begrüßt wurden, wenn sie weiter in den Wald vordringen wollten; es war noch Schlimmeres zu befürchten, da die Wasagara, durch Spekes Nachsicht kühn gemacht, erklärt hatten, sie würden in der Nacht das Lager angreifen, weil sie nur annehmen könnten, daß die Karawane ihre Häuser zu plündern, Sklaven zu rauben und Kinder zu stehlen beabsichtigte. In Ugogo floß der Regen in Strömen, weichte den Boden auf und füllte die Niederungen mit Wasser. Viele Träger, welche in Ugogo Freunde hatten, besuchten diese und kamen nicht wieder. Die Dorfhäuptlinge leisteten Un-

*) In den ostafrikanischen Negersprachen bedeutet die Vorsilbe U = Land, Wa = Volk; Usaramo heißt also das Land von Saramo, Wasaramo die Leute von Saramo. Ki ist Sprache, daher Kisaramo die Sprache von Saramo.

glaubliches an Unverschämtheit bei ihren Forderungen des Durchgangstributs, und als einer dieser Sultane sogar mit Gewaltthätigkeiten drohte, wenn ihm kein besseres Geschenk gegeben würde, lief die Hälfte von Spekes Leuten davon und nahm einen guten Teil der Lebensmittel und Baumwollenstoffe mit; dazu Mangel an Korn und Fleisch, Diebereien der Eingebornen und Krankheit unter den Hottentotten.

Besser wurde es in Uniamwesi, „dem Lande des Mondes", welches ehemals eines der größten afrikanischen Reiche gewesen sein soll, jetzt aber in eine große Anzahl von kleineren Staaten zerfällt. Dieses Land ist verhältnismäßig gesund, denn es bildet ein Plateau von 1000—1300 Meter Höhe über dem Meere und ist weit fruchtbarer als das benachbarte Ugogo, weil in den Thälern eine Menge süßer Quellen und Bäche zu finden sind. Im allgemeinen fleißiger als die meisten übrigen Neger, bauen die Eingebornen ihr Land vortrefflich an, weben auf ihren eignen Stühlen Zeuge aus Baumwolle, errichten inmitten ihrer Felder viereckige Hütten (Tembes) und halten in beträchtlicher Ausdehnung Herden. Die eigentümliche Form ihrer Wohnungen ist ein Beweis, daß die Bewohner von Uniamwesi auf einer bedeutend höheren Kulturstufe stehen, als die benachbarten Negerstämme. Anstatt der runden Hütte, welche man über den größten Teil des innern Afrika verbreitet findet und die einfach dadurch hergestellt wird, daß man junge Baumstämme kreisförmig in die Erde steckt, oben zusammenbindet und mit Rohr oder Gras bedeckt, bildet das „Tembe", das in der Ferne wie ein Erdaufwurf aussieht, ein längliches, im Innern offenes, meist unregelmäßiges Viereck. Sein flaches Dachgerüst wird dick mit Gras und dieses wiederum mit Schlamm und Thon belegt und sieht in der Regenzeit wie ein grüner Rasenfleck aus. An jeder äußeren Seite des Tembe befinden sich einige Thüröffnungen, die nach Sonnenuntergang geschlossen werden, und das Innere ist durch Wände in verschiedene Gemächer abgeteilt. Diese Zimmer sehen aber schauerlich aus, und manchmal brennen die Schwarzen ihre Tembe selbst nieder, weil sogar sie es in denselben vor Schmutz und Ungeziefer nicht mehr aushalten können. Hühner, Schweine und unverschämte Ratten teilen sich mit den Menschen in diese Wohnungen; Skorpione und Ohrwürmer fallen aus dem Sparrwerke herab, Holzwürmer arbeiten in demselben so fleißig, daß oft ein gelber Staubregen aus dem Holze hervorkommt. Mauerwespen summen um die Ohren, Eidechsen huschen über den Erdboden, in den Winkeln weben scheußliche Spinnen und Fliegen, Mücken, Flöhe, Wanzen und Ameisen

vermehren nach Kräften die häuslichen Freuden der Insassen dieser Hütten.

Unianiembe ist die Haupt- und Centralprovinz von Uniamwesi und Tabora der Sammelplatz und Begegnungsort für die Handelsleute, das Hauptquartier der Araber aus Sansibar, die oft viele Jahre lang hier bleiben, ihre Niederlagen haben und ihre Agenten und Sklaven weit und breit auf den Handel ausschicken, nordwärts zum Ukerewe und westwärts zum Tanganjika. Dort herrschte der König Musa, den Speke von früher kannte, denn er hatte dessen Gastfreundschaft auf seiner ersten Reise zu den Seen längere Zeit genossen. Jetzt hatte er aus dem Ugogolande Boten und einige Träger vorausgeschickt, welche seine abermalige Ankunft dem alten Herrn melden sollten. Musa hatte es sich nicht nehmen lassen, seine weißen Freunde selbst einzuholen, und so traf denn die Karawane am 24. Januar in Tabora ein, wo Speke und Grant des Häuptlings Tembe bezogen. „Es war entzückend," schreibt Speke, „des alten Menschen Gesicht wiederzusehen, ebenso wie die äußerst gastfreundliche, liebenswürdige und höfliche Art und Weise, in welcher er nach uns sah und beständig alle Arten kleiner Delikatessen hereinbrachte, überhaupt darauf achtete, daß nichts fehlte, uns glücklich zu machen."

Bald stellten sich auch Araber ein, alte Bekannte von Speke, die sich in Tabora sehr behaglich fühlten und meist in großen, geräumigen Häusern wohnten. Ihre Nachrichten über die Zustände des nördlichen Teiles von Uniamwesi waren den Reisenden ziemlich unangenehm: Krieg wüte zwischen den arabischen Händlern und den Schwarzen und infolge einer mißratenen Ernte herrsche eine Hungersnot, die schon Hunderten von Waniamwesi den Tod gebracht habe.

Speke und Grant warteten bis zum 17. März 1861 und brachen auf, sobald die Träger, welche Musa zu stellen versprochen hatte, angelangt waren. Es war dies schlechtes Gesindel, das sich wenige Tage nach dem Abmarsche empörte, um höheren Lohn zu erzwingen, und sofort die Flucht ergriff, als im nächsten Dorfe sich einige Bewaffnete zeigten. Der von Speke eingeschlagene Weg ging nicht, wie auf Spekes erster Reise zum Ukerewe, direkt nach Norden, sondern nach Nordnordwest, weil das Ziel nicht die Südspitze, sondern die Westküste des großen Sees war. Wir übergehen die Schilderung jener unendlichen Reihe von Schwierigkeiten, welche Speke und Grant an einem schnellen Vorwärtskommen verhinderten; der Ärger, nach einem Marsche von wenig Meilen gezwungen zu sein, tagelang liegen

zu bleiben, auf neue Träger zu warten und sich stündlich getäuscht und betrogen zu sehen, ermüdete selbst die bewunderungswürdigste Geduld.

Die Reisenden atmeten auf, als sie auf der Westseite des Ukereweseees angelangt waren. Am Fuße eines Berges, unweit eines kleinen Sees, der mit seinen teils felsigen, teils bewaldeten Ufern, seinen dicht bewachsenen Inseln und einem breiten Gürtel von Papyrusschilf einen ungemein lieblichen Eindruck machte, lag der Palast des Königs Rumanika von Karagwe vor ihnen. Um diesem ihre Aufwartung zu machen, stiegen Speke und Grant mit ihren Begleitern hinunter und ließen in der Nähe des Ortes eine Salve abfeuern. Se. Majestät empfing sie unter ewigem Lächeln sehr freundlich, und sie bauten sich ihre Hütten in der Nähe des Palastes.

Als Speke einer der jungen Prinzen dabei zufällig auf einem eisernen Stuhle sitzen sah, eilte er zurück zu seinem Vater und erzählte ihm davon. Dies versetzte den ganzen Hof in einen Zustand höchster Verwunderung. Natürlich konnte er nun nur ein König von großer Würde sein, um sich einer solchen Haltung erfreuen zu können. Leicht widerstrebend setzte er sich, darum gebeten, noch einmal auf den Thron, und Rumanika rief mit ausdrucksvollem Kopfnicken aus: „O diese Wasungu (Weißen), diese Wasungu, sie verstehen und machen alles!"

„Da ich gehört hatte, daß die Frauen des Königs bis zu einem solchen Grade fett gemacht würden, daß sie nicht aufrecht stehen könnten, bezeigte ich, um mich von der Wahrheit dieser Erzählung selbst zu überzeugen, dem ältesten Bruder des Königs, Wazezeru, meine Hochachtung. Da war kein Irrtum mehr möglich. Beim Eintritt in die Hütte fand ich den alten Mann und sein Hauptweib nebeneinander auf einer mit Gras bedeckten Matte sitzen; vor ihnen stand eine große Anzahl hölzerner Milchgefäße. Die Art und Weise, wie er mich empfing, überraschte mich nicht wenig, ebenso die außerordentlichen Dimensionen und doch dabei die angenehme Schönheit seines unmäßig fetten Weibes. Sie konnte nicht aufstehen; ihre Arme waren so dick, daß das Fleisch zwischen den Gelenken wie große, locker gestopfte Würste herabhing. Als ich frug, was sie mit den vielen Milchkrügen thäten, sagte Wazezeru, indem er auf seine Frau wies: „Das ist alles Erzeugnis jener Töpfe; von früher Jugend an hielten wir diese Töpfe dicht vor ihren Mund, da es bei Hofe Mode ist, fette Weiber zu haben."

So fett waren alle Prinzessinnen und auch die fünf Königinnen, welche Rumanika Speke zeigte, als dieser ihm ein Gummiband ge-

schenkt hatte. Eine dieser Hofdamen übertraf aber alle andern an Leibesumfang; sie glich mehr einer Kugel, konnte nicht stehen, sondern nur auf allen vieren kriechen und mußte von Speke auf dem Boden liegend gemessen werden. In betreff der Annahme von Geschenken war Rumanika ein Gentleman; er bettelte nie, war aber entzückt über die Messer, Gewehre, gewebten Zeuge und andern Kleinigkeiten, mit welchen Speke sein zinnernes Raritätenkästchen gefüllt hatte; wie ein Kind freute sich dieser König über solche Erzeugnisse unsrer Kultur, und herzlich bedauerte er, daß seine Gäste die großen Massen Elfenbein, die er als Gegengabe ihnen verehren wollte, nicht annahmen. Vom 25. November 1861 bis 10. Januar 1862 hatten Speke und Grant mit ihrer Karawane in Rumanikas Residenz sich aufgehalten, als der Weitermarsch nach Uganda angetreten wurde. Grant war durch Krankheit gezwungen, noch länger die Gastfreundschaft dieses liebenswürdigen Negerfürsten in Anspruch zu nehmen, und Speke mußte denn allein nordwärts ziehen, begleitet von den Abgesandten des Königs von Uganda, welcher die Weißen auf die freundlichste Weise hatte einladen lassen.

Dieses Uganda ist ein großes Reich, das die reiche Uferebene und das dahinter liegende Plateau im Nordwesten und Norden des Sees umfaßt; es ist aber auch ein fruchtbares und schönes Land mit vielen Bächen, zahlreichen und, was in Afrika Wunder nimmt, reinlichen Dörfern, Bergen, die mit dem prachtvollsten Grün bedeckt sind, Ebenen, auf denen in üppigster Fülle die mannigfaltigsten Nahrungspflanzen gedeihen und, was auch zu den afrikanischen Seltenheiten gehört, mit Straßen, die über Berg und Thal führen. „Wo ich auch hinschlenderte," sagt Speke, „ich sah nichts als Reichtum und Wohlbefinden; das ganze Land war ein Gemälde ruhender Schönheit mit einem endlosen See im Hintergrunde." Hier endlich zeigte sich dieses riesige Süßwasserbecken den Blicken Spekes, der bisher so oft vergeblich nach der glänzenden Wasserfläche ausgeschaut hatte; bisher verborgen durch Höhenzüge, welche die Aussicht nach Osten versperrt hatten, leuchtete der See jetzt fast durch jeden Thaleinschnitt, eine unübersehbar nach Osten sich erstreckende Fläche mit Gruppen von Inseln, an denen der König von Uganda eine seiner Bootflottillen hielt. Am 13. Februar 1862 kam Spekes Karawane an den wasserreichen breiten Fluß Mwarango, der nach Norden floß. „Ich war außerordentlich über diese überraschende Thatsache entzückt, daß ich mich wirklich auf dem nördlichen Abhang des Kontinents befände und allem Anscheine nach den Austritt eines der Nilarme aus dem Ukerewe gefunden habe." Jenseits dieses

Gewässers lag der Palast Mtesas, des Königs von Uganda, dem Speke am 19. Februar unter großen Ceremonien vorgestellt wurde.

„Der Palast überraschte mich außerordentlich durch seine bedeutenden Dimensionen und die Nettigkeit, in welcher er gehalten war. Der ganze Rücken und die Seiten des Berges, auf dem wir standen, waren mit gigantischen Hütten bedeckt. Hier wurden die meisten von Mtesas drei- oder vierhundert Weibern gehalten; die übrigen wohnten hauptsächlich bei seiner Mutter, die den Titel N'yamosoré oder Königinwitwe führt. Sie standen in kleinen Truppen an den Thüren, uns betrachtend, machten augenscheinlich ihre eignen Bemerkungen und freuten sich ihrer Späße über unsre Prozession. Jedes Thor, das wir passierten, öffneten und schlossen Beamte im Dienst, wobei sie die großen Glocken läuteten, die über dem Turm hingen. Nachdem wir den ersten Hof durchschritten hatten, war ich noch mehr überrascht über die ungewöhnlichen Ceremonien, die meiner hier warteten. Hier traten Hofleute hoher Würden auf mich zu, um mich zu begrüßen, mit der peinlichsten Sauberkeit gekleidet. Männer, Weiber, Ochsen, Hunde und Ziegen wurden an Stricken umhergeführt; Hähne und Hühner auf den Armen getragen, und kleine Pagen mit Schnurenturbans stürzten vorbei, Botschaften zu übermitteln, als wenn ihr Leben von ihrer Schnelligkeit abhinge, wobei jeder seinen Fellmantel fest um sich hielt, damit seine nackten Beine nicht zufällig gesehen würden. — Es wurde berichtet, der mächtige König sitze auf seinem Throne in der Staatshütte der dritten Reihe. Ich ging vor, den Hut in der Hand, gefolgt von meiner Ehrengarde und den Trägern mit Geschenken.

„Der König, ein gutaussehender, hübsch gewachsener, langer, junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, saß auf einer mit einem roten Tuche bedeckten Plattform von Gras und war sehr gut gekleidet. Das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten, nur auf dem Scheitel war es wie eine Leiste aufgekämmt, den Hals und den einen Arm zierte ein schön gemusterter Perlenschmuck, am andern Arm war ein hölzernes Amulett mit einem von Schlangenhaut überzogenen Strick befestigt. An jedem Finger und jeder Zehe steckten abwechselnd Messing- und Kupferringe, und über den Knöcheln trug er eine Art Strumpf von hübscher Perlenarbeit. Alles war leicht, nett und elegant; man konnte dem Geschmacke seines Aufputzes nichts anhaben. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück goldgestickten Seidenstoffes, das er beständig benutzte, um seinen großen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwischen, nachdem er Bananenwein getrunken hatte, wovon er häufige

und reichliche Züge aus netten, kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm seine aufwartenden Damen, gleichzeitig seine Schwestern und Frauen, darreichten. Ein weißer Hund, ein Speer, ein Schild und eine Frau — die Ugandazeichen — waren an seiner Seite, desgleichen eine Gruppe von Stabsoffizieren und von Zauberfrauen."

Am ersten Tage hatte Speke die Ehre, dreimal vor dem Könige zu erscheinen, zweimal um ihn stumm zu betrachten, während seine Begleiter sich auf dem Boden wälzten und mit Erde bewarfen, das dritte Mal aber, um sich mit ihm zu unterhalten und seine Geschenke zu überreichen, welche Mteſas größte Bewunderung erregten. Bei der zweiten Audienz mußte Speke zum größten Erstaunen des gesamten Hofstaates, der um Seine Majestät herumkauerte, vier Kühe in einer Einfriedigung mit seinem Revolver erschießen. Noch freundlicher als der König empfing Speke die Königinmutter, eine fette Schönheit von fünfundvierzig Jahren, welche in einiger Entfernung vom Königspalaste ihren Wohnsitz inmitten mehrerer hundert Frauen hatte. Dort wurde ohne ceremoniellen Zwang geplaudert, gescherzt, gesungen, geraucht und viel Pombebier dazu getrunken. Es war für Speke eine gefährliche Aufgabe, am Hofe Mteſas, an welchem die strengste Etikette eingehalten wurde, sicher zu leben, denn auf ganz unbedeutenden Formfehlern stand der Tod. Bei Todesstrafe darf dort niemand über den königlichen Stammbaum, über die eroberten Länder oder selbst über die angrenzenden Staaten sprechen, die Gäste des Königs besuchen oder Besuche von ihnen empfangen, noch einen Augenblick die Palastfrauen betrachten oder eine andre fremde Ware, als Perlen und Messingdraht von den arabischen Händlern kaufen. Da unser Reisender sich nicht nach allen diesen Vorschriften richten konnte, so setzte er sich über alle hinweg und trat als König auf, der größere Rücksichten von seinem Gastfreund verlangte, als er ihm selbst gewährte. So imponierte er diesem Negerfürsten. Daß dem Könige das Leben seiner Unterthanen nichts galt, konnte Speke fast täglich erfahren.

„So unglaublich es zu sein scheint," sagte er, „so habe ich doch fast jeden Tag eine, zwei oder drei der unglücklichen Palastfrauen zur Hinrichtung fortschleppen sehen, an der Hand gebunden und von einem der Leibwache fortgeführt, wobei sie auf ihrem Wege zu dem frühzeitigen Tode mit höchster Stimme und in größter Verzweiflung ausriefen: „Hai Minangé!" (O, mein Herr!) „Kbakka!" (Mein König!) „Hai N'yawo!" (Meine Mutter!). Und doch wagte nicht eine Seele eine Hand zu ihrer Errettung zu rühren, wenngleich viele im stillen über ihre Schönheit Bemerkungen machten." Bei einem

Ausfluge nach dem See pflückte eine der Frauen, ein reizendes Geschöpf und sicher eine der besten der Gesellschaft, eine Frucht ab und bot sie dem Könige an, ohne Zweifel in der Meinung, ihm dadurch sehr zu gefallen; dieser aber geriet in die rasendste Wut und befahl sofort seinen Pagen, das Weib zu ergreifen, zu binden und zur Hinrichtung fortzuführen. Die Worte waren kaum ausgesprochen, als die ganze Rotte ihre Schnurenturbane von den Köpfen nahm, über die hübsche Königin herfiel und sie band. Vergebens baten die andern Frauen kniefällig für das Leben ihrer Schwester. Je mehr sie flehten, desto brutaler wurde Mteja; er nahm endlich einen Stock und bearbeitete den Kopf des armen Opfers. Diese Barbarei war aber für Speke zu groß; er stürzte auf den König zu, ergriff seinen erhobenen Arm und erbat von ihm das Leben der Frau; natürlich lief er bei den unberechenbaren Launen des Tyrannen Gefahr, sein eignes zu verlieren. Doch der König war gütig gesinnt; die Neuheit der Einmischung machte ihn selbst lächeln, und die Frau wurde sofort erlöst.

So verging die Zeit mit Besuchen beim König und bei der Königinwitwe, mit Jagden, die wenig Beute eintrugen, Schießübungen, Ärger über die Intriguen der Hofbeamten, welchen Spekes Einfluß beim König Mteja unbequem war, ärztlichen Kuren an Sr. Majestät, welcher für Reizmittel wie Branntwein nicht unzugänglich war, und an der Königinwitwe, die Pillen und Chinin schlucken mußte, und mit Pombetrinken. Dieses Bier, das auch von dem weiblichen Teile des Hofstaates in großen Massen getrunken wird, ist von angenehmem Geschmack und leicht berauschender Wirkung. Die Schwarzen bereiten es aus Sorghumkorn, indem sie dasselbe reinigen, zwischen zwei Steinen zermalmen, über einem Feuer aus Kuhdünger sieden lassen und nach der Abkühlung im Zustande der Gärung genießen.

Als Grant in Mtesas Dorf eingetroffen war, wurde mit Eifer die Abreise vorbereitet. Da galt es denn lange zu verhandeln, denn der König hatte die Weißen lieb gewonnen, da sie ihm so viele wunderbare Dinge geschenkt hatten und deren noch eine große Menge selbst besaßen. Mteja mußte immer durch Geschenke in guter Laune erhalten werden, heute erhielt er eine Larve, die er sofort einem seiner Pagen umband, morgen einen kleinen Stehauf, ein andermal ein baumwollenes Taschentuch oder eine Bürste. Endlich bewilligte er die Abreise, stellte Träger, denn der größte Teil von Spekes Leuten war desertiert, und befahl, den Weißen 60 Kühe, 14 Ziegen, 10 Lasten Butter und außerdem Kaffee, Tabak und einheimische Kleiderstoffe für die Träger zu geben. Rührend war der Abschied

am 7. Juli; der König kam mit seinen Brüdern und Frauen in langer Prozession aus seinem Palaste und entließ seine Gäste, deren Karawane in Reih und Glied aufgestellt war, mit vielen Freundschaftsversicherungen.

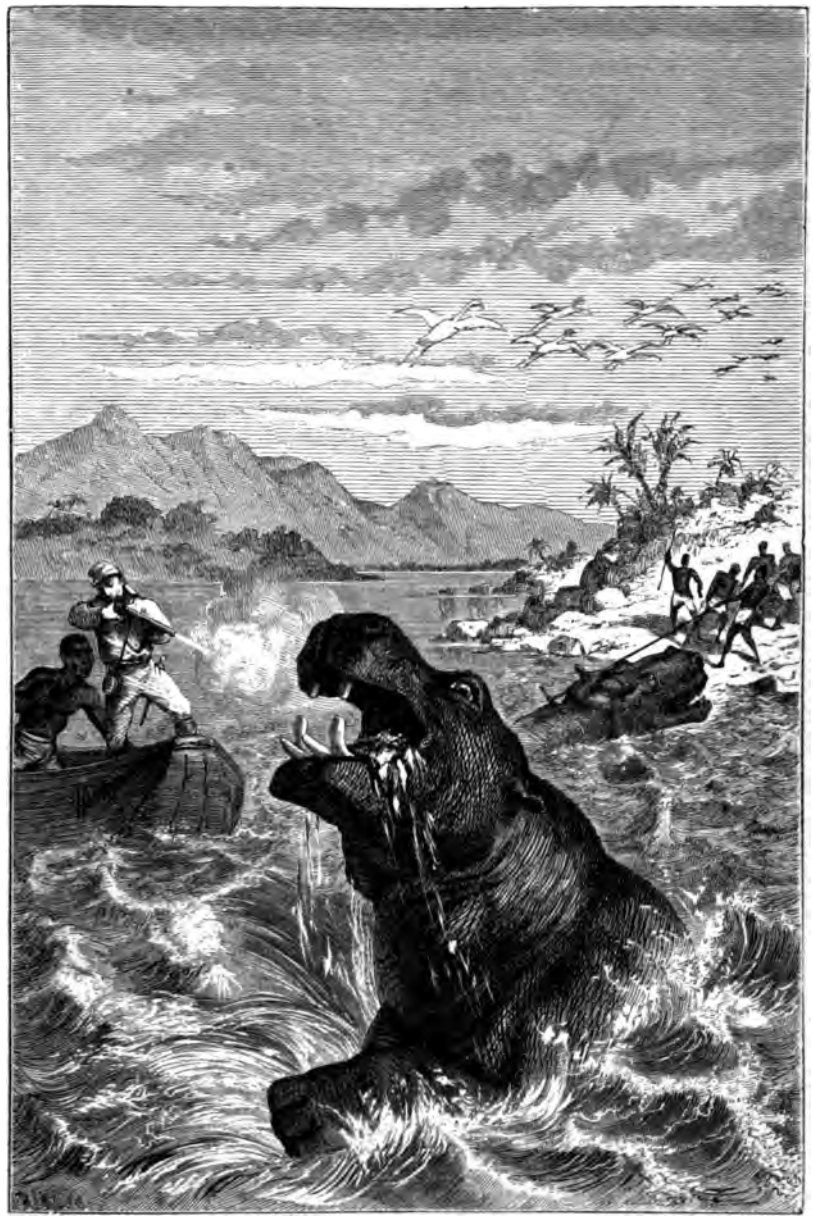
Der Marsch ging nordwärts durch ein schönes bergiges Land, das stark bewohnt und angebaut war; wohin aber die Karawane kam, da waren die Dörfer menschenleer, denn es herrschte in Uganda die Sitte, das des Königs Leute rauben konnten, soviel sie wollten. Nachdem sie einen Fluß, dessen breites Bett zum größten Teil von Binsen bewachsen war, überschritten hatten, kamen sie bei dem Dorfe Urondogani an dem größten der Nilarme an. „Hier stand ich," schreibt Speke, „endlich am Rande des Nils; die Scene war äußerst schön; nichts konnte sie übertreffen; die Gegend glich einem riesenhaften, herrlich gehaltenen Parke. Ein prächtiger Strom von etwa zweihundert Meter Breite, mit Inseln und Felsen bedeckt, die ersteren mit Fischerhütten, die letzteren mit Kähnen und sich in der Sonne wälzenden Krokodilen, ein Strom, der zwischen hohen Grasufern strömt, mit reichen Bäumen und Bananen im Hintergrund, wo Herden von Antilopen grasten, während Nilpferde im Wasser schnarchten und Perlhühner zu unsern Füßen aufstiegen." Zwischen dem See und Urondogani fließt der Nil, in Katarakten von Terrasse zu Terrasse abfallend, durch einen Distrikt, der zwar unter dem König Mtesa steht, aber einen gewissen heiligen Charakter hat, da er dem „Lubari" (Allmächtigen) geweiht ist. Von Meile zu Meile lagen kleine Dörfer am Stromufer, von Feldern umgeben, welche aber durch die Verwüstungen der Elefanten außerordentlich gelitten hatten. Diese Tiere hatten alles Eßbare gefressen, und was nicht als Nahrung hatte dienen können, mit ihren Rüsseln und Füßen vernichtet. Am 28. Juli 1862 erreichte Speke, wieder südwärts ziehend, den Ausfluß des Weißen Nils aus dem See, und den ersten der Katarakte, welchen er als die Ripon-fälle bezeichnet. „Obgleich sehr schön, war die Scene doch nicht so, wie ich erwartet hatte; denn die breite Fläche des Sees war durch einen Bergausläufer von der Aussicht ausgeschlossen und die ungefähr 4 Meter hohen Fälle, 130—160 Meter breit, waren durch Felsen unterbrochen. Doch war es ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte: das Getöse des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, welche mit aller Gewalt aus den Fällen heraussprangen; die schwarzen Fischer, die mit Booten herauskamen und sich auf den Felsen mit Ruten und Haken postierten; die Krokodile und Flußpferde, die schläfrig auf dem Wasser lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange

war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden: dies alles, zusammen mit dem hübschen Rahmen des Landes — kleinere, mit Grasgipfeln gekrönte Berge, Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den unteren Abhängen — machte das Bild zu einem so interessanten, wie man nur zu sehen wünschen konnte."

Allerdings war mit diesem Ausfluß des Nils aus dem See die eigentliche Quelle desselben noch nicht gefunden. Denn der Ukerewesee, oder wie ihn Speke getauft hat, der Viktoriasee, welcher eine Größe wie etwa das Königreich Bayern hat, kann ebensowenig als die Quelle eines Stromes bezeichnet werden wie der Genfersee die Quelle der Rhone ist. Als die eigentliche Quelle des Nils gilt heute der Kagera- oder Kitangulefluß, welcher von Westen her in den Ukereweseе mündet und seinerseits in dem viel später von Stanley entdeckten Alexandrasee entspringt. Fragt man also heute, wo ist die Nilquelle zu suchen, so kann man antworten: Im Alexandrasee unter 3 Grad südlicher Breite und 30 Grad östlicher Länge im Herzen Afrikas. Aber es ist darum nicht falsch, im allgemeinen den großen Ukerewe als Nilquelle zu bezeichnen, denn er ist das Sammelbecken der Wasser, welche den Riesenstrom speisen. Seine Ostufer sind erst durch Stanley näher bekannt geworden, der den See umfuhr. Der Abfluß liegt im Norden und ergießt sich später in einem weiten Bogen nach Westen strömend in den zweiten gewaltigen Nilsee, den Mwutan-Nzige oder Albertsee, den er jedoch bald wieder nach Nordost sich wendend verläßt, und erreicht endlich, indem er in Katarakten von einer Terrasse zur andern fällt, die Thalweite von Gondokoro.

Nördlich und westlich von Uganda liegt das Reich Unioro, das der König Kamrasi beherrschte. Die Wanioro, die Bewohner von Unioro, sind dumme, phlegmatische Neger mit vortretendem Gesichte und ohne das ritterliche Wesen und die Aufgeweckтheit der Waganda; Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung und ihr Rindvieh eine ausgezeichnete Rasse von großem Umfange und verschwindend kleinen Höckern, dabei aber äußerst fromm, vielleicht weil ihm die Hörner frühzeitig mit glühenden Eisen ausgebrannt werden. Kamrasis Residenz liegt am Zusammenfluß des Kafu und des Nils auf einer Ebene, welche zwar 2 Meter hohes Gras, aber keinen Baum trägt, der vor der äquatorialen Sonne Schatten gäbe.

Kamrasi war ein unangenehmer Mensch; anfangs wollte er unsre Reisenden durch lange Unsichtbarkeit in Respekt setzen, dann, als er eine Audienz gestattet hatte, wurde aus dem König ein un-



Speke und die Neger auf der Nilpferdjagd.

verschämter Bettler, der Speke seines letzten Chronometers beraubte und alles behalten wollte, was ihm gefiel. Immer neue Vorwände verzögerten die Abreise um einen vollen Monat, und erst am 10. November 1862 erhielten Speke und Grant, nachdem sie ihre Bitte durch das Geschenk einiger Zündhütchen unterstützt hatten, die Erlaubnis, in einem großen Boote den Nil abwärts zu fahren. Dieser gewaltige Strom gleicht hier einem See, der im Mittel erst 200, dann bis 1200 Meter breit ist. Die Leute am Ufer, deren Hütten zwischen Binsen standen, lebten vom Fange der zahlreichen Fische des Flusses und von der Jagd auf Nilpferde und Büffel, die in diesen Sumpfregionen häufig waren.

Das Flußpferd ist ein echt afrikanisches Tier; es findet sich in allen größeren Flüssen von den Grenzen des Kaplandes bis zum nördlichen Wendekreis; kein andrer Erdteil kennt den Behemoth der Bibel, „dessen Knochen wie festes Erz und dessen Gebeine sind wie eiserne Stäbe." Fast möchte man dieses häßliche Ungeheuer, in dessen geöffneten Kinnladen für einen Menschen vollkommen Platz ist, für einen vergessenen Überrest der Urwelt halten. Und doch, so schreckenerregend sein Anblick ist, so harmlos ist sein Charakter, es flieht den Menschen und greift ihn nur in gereiztem Zustande an; seinen Feldern aber stattet es häufige Besuche ab.

Seit Jahrtausenden ist der Mensch des Flußpferdes größter Feind gewesen; sein Fleisch wird hoch geschätzt, seine Haut zu Schildüberzügen und Peitschen verarbeitet, seine Zähne bilden einen kostbaren Handelsartikel. Wie die alten Ägypter das Nilpferd mit der Harpune jagten, so noch heute die Nubier und viele Negerstämme; andre fangen sie in Gruben oder töten sie so, daß sie über den Pfad dieses Dickhäuters eine Leine ziehen, welche, um einen Baumast geschlungen, eine mit Steinen beschwerte kurze Harpune trägt. Zerreißt nun das schwerfällige Tier dieses Hindernis, so fällt die tödliche Harpune herab und zerschlägt sein Rückgrat.

Den großen westlichen Nilbogen mit dem Albertsee schnitten Speke und Grant ab. Der nächste Ort, Koki, war insofern merkwürdig, als sich hier die Bantu-Negersprachen von denen der Sudan-Neger abgrenzen. Spekes Dolmetscher konnten nicht mehr aushelfen. Seltsam sieht es aus, daß die Männer daselbst einen kleinen Stuhl mit einem Bein mit sich herumtragen, wodurch sich die Sage von geschwänzten Menschen leicht erklärt, und daß sie das Haar in einen gekrümmten Zopf flechten, ähnlich unsern Vorfahren in der klassischen Zopfzeit. Man kann sie beständig im Schatten der Bäume liegen

sehen, wo ein Mann den andern frisiert und sein Haar mit Perlen, Muscheln und Federn schmückt, und die Frauen ihre Kinder waschen und in Ermanglung eines Handtuches mit der Zunge trocken lecken.

Nördlich von Koki, zwischen diesem Orte und dem Nil, lag die Handelsniederlassung des maltesischen Elfenbein- und Sklavenhändlers de Bono, besetzt von nubischen Soldaten. Welch eine Freude, als hier Speke und Grant nach jahrelangen Wanderungen unter Wilden Menschen in Schuhen sahen und von den Türken als höchstes Gut der Kultur des Nordens ein Stück Seife erhielten; wie viel größer war aber ihre Freude in Gondokoro, das sie auf ihrem Zuge auf dem Ostufer des Nils am 15. Februar 1863 erreichten, als sie dort die Gestalt eines Engländers auf sich zueilen sahen und in diesem ihren alten Freund Samuel Baker erkannten. Baker reiste stromaufwärts denselben Weg, den Speke und Grant herabgekommen waren, um, während diese über Chartum und Alexandrien nach Europa zurückkehrten, den Albertsee zu erforschen. In London meldete Spekes kurzes und doch so inhaltsschweres Telegramm: „the Nile is settled," der Nil ist festgestellt, bald darauf die große Entdeckung. — Der Tod, der Speke im Innern des schwarzen Erdteils verschont hatte, ereilte ihn bald in der Heimat; auf einer Jagd starb der kühne Mann durch einen Schuß aus einer zufällig sich entladenden Büchse am 15. September 1864, unfern Bath in England.

Samuel White Baker und seine junge Frau, die ihn schon auf seinen Kreuz- und Querzügen an den abessinischen Nilzuflüssen begleitet hatte, hatten sich die Aufgabe gesteckt, England und der gebildeten Welt überhaupt über das Geschick Spekes und Grants, von denen über ein Jahr keine Nachricht nach Europa gekommen war, möglichst sichere Kunde zu verschaffen. Wie wir erzählt haben, konnte er ihnen in Gondokoro die Hände schütteln.

Das Programm, welches Speke nun für Bakers weitere Reise entwarf, bestand in kurzen Worten darin, nach Kamrasis Residenz zu ziehen und von dort nach Westen bis zum großen Albertsee oder Mwutan-Nzige vorzudringen. Der Ausführung dieses Projektes stellten sich aber schon in Gondokoro Schwierigkeiten entgegen, zu deren Überwindung die volle Energie eines Mannes wie Baker gehörte. Die Sklavenhändler am oberen Weißen Nil, für welche Gondokoro einen Centralpunkt abgab, wußten, daß Baker ein Engländer war, und daß gerade diese Nation ihren Einfluß auf den Vicekönig von Ägypten dazu gebrauche, dem scheußlichen Treiben der

Sklavenhändler ein Ende zu machen. Für sie war es Geschäftssache, die ganze Expedition nach den Nilseen zu vereiteln. Weil sie sich sagen konnten, daß Baker selbst Warnungen unzugänglich sein würde, so wandten sie sich an seine Leute, an die Träger und Soldaten, die er aus Chartum mitgebracht hatte. Diesen Menschen wurde nun vorgehalten, daß jener „Christenhund" sie unfehlbar in den Tod führen würde; mit 200 Mann wäre Speke und Grant von Sansibar ausgezogen und nur mit 18 in Gondokoro angelangt, alle übrigen lägen erschlagen in fernen Ländern; sie sollten sich den Händlern anschließen, dann würden sie Sklaven und Vieh gewinnen und am Leben bleiben. Solche Worte wirkten; Bakers Mannschaft meuterte, und er selbst wäre mit seiner Frau sicher erschossen worden, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hätte, die Hähne der Flinten umwickeln zu lassen. Schon hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, so lange in Gondokoro zu bleiben, bis neue Mannschaft von Chartum kommen würde, was vielleicht ein volles Jahr gedauert hätte, als sein Wekil (der Führer der Karawane) aus Furcht vor der Strafe, die ihn in Chartum treffen würde, einen letzten Versuch machte, eine Anzahl der meuterischen Träger zum Gehorsam zurückzuführen. Es gelang ihm bei 17 dieser Leute, welche erklärten, sie würden sich nie entschließen, nach Süden zu ziehen, doch wollten sie Baker nach Osten begleiten. Dieser wußte, daß sie die Absicht hatten, ihn im Latukalande zu verlassen und mit seinen Waffen und der Munition zu den Sklavenhändlern zu desertieren; er kannte aber dieses arabische Gesindel und hoffte, unter dieser Bande Ordnung zu halten, wenn sie einmal dem Einfluß der Händler von Gondokoro entzogen wären. Wider Willen änderte er daher seinen Plan und beschloß, mit seinem treuen Weibe den Zug nach Osten in das Latukaland zu wagen.

Am 26. März 1863 wurde aufgebrochen, Baker und seine Frau ritten auf Pferden, ihnen folgte der Wekil mit der englischen Fahne, die schwerbeladenen Kamele und Maultiere und die Träger. Der Marsch war beschwerlich in diesem Gebirgslande, das von vielen tiefen Thälern durchschnitten wird. Die steilen, mit Granitblöcken übersäeten Bergpfade, die Dornengebüsche in den Niederungen, die reißenden Ströme und das schlechte Volk der Barineger hielten den Zug in unliebsamer Weise auf; an schwierigen Stellen mußten Bakers Leute, die an sich schon unwillig dreinschauten, die Kamele abladen, das Gepäck auf ihre eignen Schultern nehmen, dasselbe oft große Strecken weit tragen und dann wieder aufladen; kam aber die kleine Karawane in eins jener seltenen Dörfer, welche in einer Thalweite hinter Dornenverschanzungen lagen, dann wurden sie gequält

von der zudringlichen Neugierde und der bettelhaften Habsucht der Eingebornen.

Das Latukaland besteht aus einer großen fruchtbaren Ebene und ist von Bergen umschlossen. Hier fanden die Lasttiere herrliche Weide und die Mannschaft Fleisch in Menge, denn die Eingebornen lieferten Ochsen und die Wälder Wildbret, besonders Antilopen, welche Baker mit seinem schnellen Pferde hetzte. Bewohnt wird dieser reizende Landstrich von einem Volke, das Baker geneigt ist, von der Negerrasse zu sondern und den Gallastämmen zuzuzählen. „Die Latukas sind ein schönes, freimütiges und kriegerisches Geschlecht. Weit entfernt, die mürrische Rotte von Wilden zu sein, die ich bisher gesehen hatte, waren sie überaus lustig und stets entweder zum Lachen oder zum Kampfe bereit." Die Stadt Tarrangolle enthielt ungefähr 3000 Häuser und war nicht nur mit Eisenholzpalliſaden umringt, sondern jedes Haus war noch besonders durch einen kleinen, mit Pfählen verschanzten Hof befestigt. Das Vieh wurde in großen Pferchen gehalten, die sich in verschiedenen Teilen der Stadt befanden, und aufs sorgfältigste abgewartet; um es vor Fliegen zu schützen, wurden jede Nacht Feuer angezündet, und an vielen Stellen waren hohe Plattformen in drei Etagen errichtet, auf welchen Tag und Nacht Schildwachen standen, um im Falle der Gefahr Lärm zu machen. Das Vieh ist der Wohlstand des Landes, und die Latukas sind so reich an Ochsen, daß in jeder großen Stadt 10—12000 Stück stehen. Die Eingebornen sind daher immer auf der Hut, weil sie die Angriffe der benachbarten Stämme fürchten. In verschiedenen Bezirken der Stadt sind große Pferche angebracht, an deren bogenförmigen Thoren Glocken aus der Schale einer Palmennuß hängen, gerade so hoch, daß jedes Tier, wenn es hindurchgeht, entweder mit den Hörnern oder mit dem Rücken daran stoßen muß. Jedes Klingen der Glocke verkündet den Eintritt eines Ochsen in den Pferch und so werden sie jeden Abend, wenn sie von der Weide nach Hause kommen, gezählt.

In diesem Lande mußte sich Baker auf den Ausbruch der schon in Gondokoro vorbereiteten Meuterei seiner nubischen Träger gefaßt machen. Ibrahim, der Elfenbeinhändler, welcher zu gleicher Zeit wie Baker in das Latukaland gezogen war und mit dem unser Reisender zuletzt eine Art freundschaftlichen Einverständnisses angebahnt hatte, wußte, daß jene treulose Gesellschaft zu dem Sklavenjäger Mohammed Her desertieren wollte, und Baker beschloß, die kleinste Widersetzlichkeit energisch zu unterdrücken. An einem Morgen stellten denn auch wirklich sämtliche Leute ihre Arbeit ein, und

Bellaal, ihr Sprecher und Rädelsführer, erklärte, mit der Flinte auf den Boden stoßend, daß sie für ihn nicht mehr die Kamele beladen würden. Da warf Baker mit einer gewaltigen Ohrfeige diesen unverschämten Burschen zu Boden, daß sein Gewehr weit wegflog, ergriff seine Flinte, stürzte sich mitten in die überraschte Mannschaft, packte den ersten besten an der Gurgel, dann einen zweiten und schleppte sie zu den Kamelen. Vor dem Mute dieses einzelnen Mannes beugte sich die ganze Schar, nur drei waren zu Mohammed Her entwichen, und gerade dies war für Baker von Vorteil, denn das Schicksal dieser Deserteure machte auf die abergläubischen Nubier einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Jener Händler hatte eine Sklavenjagd in das Gebirge unternommen und im Anfang auch bei dem Wegbrennen mehrerer Dörfer eine große Anzahl Sklaven erbeutet; um aber die Viehpferche eines großen Ortes auszurauben, war er tiefer in die Berge hineingezogen. Dort hatten sich die Schwarzen der über hundert Mann zählenden Karawane mit den Waffen widersetzt, sie von dem Wege in eine wilde Felsgegend gedrängt, in einen Engpaß eingeschlossen, mit Wurfgeschossen und von den Bergen herabrollenden Steinen ein großes Blutbad angerichtet und endlich den fliehenden Rest in eine tiefe Schlucht gestürzt, wo ihre Leichname übereinander lagen, den Raubtieren des Waldes eine ersehnte Beute.

Dann zog Baker weiter nach Süden. Er befand sich jetzt auf der Route von Spekes Rückreise; das weiter südlich gelegene Dorf Fatiko war Spekes Koki. Der Empfang, welcher hier Baker zu teil wurde, war aber ebenso eigentümlich als anstrengend. „In kurzer Zeit versammelten sich die Eingebornen um uns herum. Sie waren ungemein freundlich und bestanden darauf, mir und Frau Baker persönlich vorgestellt zu werden. Wir sahen uns daher genötigt, einen Morgenempfang zu halten; nicht die passive und kalte europäische Ceremonie, sondern ein höchst aktives Unternehmen, da jeder Eingeborne, der vorgestellt wurde, das Selaam (den Gruß) des Landes machte, indem er meine beiden Hände ergriff und meine Arme dreimal in ihrer vollen Länge über meinen Kopf emporhob. Nachdem wir etwa hundert Fatikos den Willen gethan hatten, uns dieser Strafe zu unterziehen, und unsre Arme wenigstens einer dreihundertmaligen Ausstreckung unterworfen worden waren, gab ich den Befehl, sofort die Ochsen zu satteln, und wir entrannen jedem weiteren Beweis Fatikoscher Liebe, der sich schon vorbereitete, da Massen von Eingebornen die Felsen herabströmten und sich beeilten, vorgestellt zu werden.“ Unbewohnte Prärien und Sümpfe trennten

sie noch vom Weißen Nil, der am 22. Januar in der Nähe der Karumafälle erreicht wurde.

Kamrasi, der König von Unioro, Spekes und Grants Gastfreund, hatte den Fremden sein Land abgesperrt, aus Furcht, daß dieselben seinem Feinde Rionga, mit dem er im Kriege war, beistehen würden. Dies gab einen neuen Verzug, denn Baker mußte sich erst als „Spekes Bruder" ausweisen, ehe er mit seiner Frau in einem Kahne über den Strom gesetzt wurde. Im nächsten Dorfe wurde gerastet, um neue Botschaft von Kamrasi zu erwarten; endlich kamen einige von diesem König abgeschickte Häuptlinge, welche Bakers Hautfarbe und Nationalität feststellen sollten. „Ich empfing sie stehend," erzählt unser Reisender selbst; „nach ganz genauer Besichtigung wurde ich für ‚Spekes leiblichen Bruder' erklärt und alle waren befriedigt. Die Sache war indes noch nicht vorüber; viel Gerede und ein nochmaliger Verzug von vier Tagen wurde für notwendig erachtet, bis der König auf die befriedigende Botschaft, die man eben absenden wollte, antworten werde. Ich verlor alle Geduld und lief Sturm, indem ich sagte, Kamrasi sei reiner Staub, während ein weißer Mann im Vergleich zu ihm ein König sei. Ich befahl mein ganzes Gepäck sofort zum Kahne zu schaffen, und erklärte, daß ich augenblicklich in mein Vaterland zurückkehren würde, daß ich einen Menschen, der so ganz und gar keine Lebensart habe, nicht sehen möge, und daß nie wieder ein weißer Mann sein Königreich besuchen werde. Die Wirkung war zauberhaft! Ich stand hastig auf, um fortzugehen. Die Häuptlinge baten flehentlich und erklärten, Kamrasi werde alle umbringen, wenn ich zurückginge." Endlich verstanden sich die Häuptlinge dazu, die ganze Gesellschaft über den Fluß zu bringen und am nächsten Morgen den Marsch nach Kamrasis Residenz anzutreten.

Kamrasi behandelte Baker ebenso niederträchtig, wie er mit Speke und Grant verfahren war; er ließ die fieberkranken Reisenden in einem schauerlichen Morast sitzen, bis es ihm gefiel, ihnen eine Hütte auf dem andern Ufer des Kafuflusses einzuräumen, an dessen Mündung in den Nil seine Hauptstadt Mruli lag. In der Bettelei entwickelte er eine unverschämte Ausdauer und verzögerte von Tag zu Tag die Abreise zu dem See, um Baker vollständig ausplündern zu können. Alles nahm er, Gewehre, Messer, Tücher, Perlen, selbst zerrissene Handtücher; endlich verlangte er sogar — Bakers Frau. Da erhob sich aber Baker selbst, setzte dem König den Revolver auf die Brust und erklärte, ihn zu erschießen, wenn diese Beleidigung nicht zurückgenommen und die Vorbereitung zur Abreise beschleunigt

Baker auf dem Reitochſen.

Reiſe nach dem Albertſee.

würde. Dies half, Kamrasi kroch zu Kreuze und bat um Entschuldigung. Der Marsch konnte nun am Kafu aufwärts fortgesetzt werden, denn der König von Unioro hatte für Träger gesorgt.

Am 14. März 1864 erblickte Baker zum erstenmale die gewaltige Wasserfläche des zweiten der Nilquellseen; wir können nichts Besseres thun, als den Entdecker selbst erzählen zu lassen: „Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte. Der schöne, heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche, im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont, glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von 50—60 (englischen) Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees bis zu einer Höhe von etwa 2300 Meter über seinen Wasserstand. Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich; hier lag der Lohn für alle unsre Arbeit, für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurchgeplagt hatten. England hatte die Quellen des Nils erobert!“

Dann wurden zwei Boote bestiegen, und nachdem Baker selbst auf dem einen aus Fachwerk und Schilfrohr eine Art Kajüte hergerichtet hatte, unter der seine Frau vor Regen und Sonnenglut Schutz finden konnte, ging die Fahrt nordwärts am Ostufer des Sees. „Unsre erste Tagereise war köstlich. Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unbegrenzter Breite zu sein. Wir fuhren an der Küste hin 100 Meter vom Ufer, das meist in staunenerregenden Höhen von 500 Metern schroff aus der Tiefe aufstieg, so daß wir die Kähne von den Wänden abwehrten und unsre Weiterfahrt dadurch unterstützten, daß wir mit Bambusrohren am Felsen schoben.

In den Klüften standen schöne, immergrüne Gewächse von allen Farben, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo immer nur ein Flüßchen oder eine Quelle durch das dunkle Laubwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziösen und federartigen wilden Dattel beschattet. Im Wasser spielten große Herden von Flußpferden, und Krokodile waren außerordentlich zahlreich, sowohl in als außer dem Wasser; wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einlud,

waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumstämme in der Sonne lagen."

Nach zehntägiger Fahrt ging Baker am Nil aufwärts bis in die Nähe der Karumafälle. Er hatte eine große Ellipse beschrieben und war nun fast wieder an der Stelle angelangt, welche er vor zweieinhalb Monat verlassen hatte; dem Äquator war er bis auf 18 Meilen nahe gekommen. Hier hörten wohl seine Entdeckungen, aber nicht seine Leiden auf. Seine Lasttiere waren gefallen; die Eingebornen weigerten sich, Dienste als Träger zu leisten; mitten in der Regenzeit lagen Baker und seine Frau von den schwersten Fieberanfällen heimgesucht, fast dem Hungertode nahe, in einem elenden Dorfe. Der König Kamrasi kannte ihre Lage; dieser elende Despot wollte aber Baker durch Hunger und Krankheit zwingen, ihm seine bewaffneten Leute zu einem Kriegszuge gegen einen benachbarten Häuptling zu überlassen. Als nun endlich Baker eine Audienz beim König erzwang und zu demselben getragen wurde, da verhöhnte dieser sogar den Kranken und bettelte in der unverschämtesten Weise um die letzten Habseligkeiten, die unsern Reisenden geblieben waren. Erst dann gestaltete sich das Verhältnis besser, als Kamrasi selbst in Not war und unter der britischen Flagge, die über Bakers Hütte flatterte, Schutz suchte vor den siegreichen Scharen des feindlichen Häuptlings, mit dem sich eine türkische Händlergesellschaft verbunden hatte, und als er bis zu den nördlichsten Grenzen seines Reiches vor Mtesas Volk fliehen mußte, das sein Land überschwemmte. Durch bessere Nahrung, besonders durch den reichlichen Genuß saurer Milch und von Whisky, den er selbst aus den süßen Bataten herstellte, hatte sich Bakers Körper ungewöhnlich schnell gekräftigt, so daß er Mitte November sich dem reich mit Elfenbein belasteten Zuge Ibrahims anschließen konnte. Nicht ohne Kämpfe mit den Eingebornen wurde die Heimreise bewerkstelligt. Am 15. Mai 1865 erreichte er Chartum und kehrte von da über Suez nach Altengland zurück.

Kapitel II.

Sklavenjagden und Krieg am Weißen Nil.

Baker, Gordon, der Aufstand des Machdi.

Die Hauptstadt des ägyptischen Sudan, Chartum, liegt am Blauen Nil, etwa eine halbe Stunde oberhalb der Mündung in den Weißen Strom. Fast eine Stunde weit dehnt sich der volkreiche, weitläufig gebaute Ort am Bahr el Asrek hin, dessen Ufer steil abfallen. Die ganze Umgebung ist flach; hier und da stehen einzelne Gebüsche, Palmengruppen und Reste des Urwaldes, welcher vor vierzig Jahren noch sich bis an die Fluten der beiden gewaltigen Ströme ausdehnte, jetzt aber durch die menschliche Kultur verdrängt worden ist. Chartum hat trotz seiner 40000 Bewohner ein geringes Alter. Im Jahre 1823 hatte die ägyptische Regierung, welcher die Bedeutung dieses Platzes nicht entging, dorthin eine Militärstation gelegt; bald bauten sich auch Eingeborne an, um mit den Soldaten des Khedive Tauschhandel zu treiben; dann kamen, auf die Kunde, daß das Land reich sei an Gummi, Straußenfedern und Elfenbein, europäische Händler und Abenteurer, siedelten sich in dem aufblühenden Städtchen an, benutzten die Ströme als günstige Handelsstraßen und fühlten sich sicher unter dem Schutze, welchen die Besatzung ihnen gewährte. Die Strohhütten machten Lehmhäusern Platz und bald wurde Chartum der wichtigste Handelsplatz am oberen Nil.

Die Häuser Chartums bestehen jetzt noch zum größten Teile aus Lehm, allerdings einem schlechten Material für die dreimonatliche Regenzeit, zumal da die flachen Dächer gewöhnlich weder wasserdicht, noch für den Abfluß des Wassers geeignet sind. Das Erdgeschoß ist nur in den Hütten der niederen Bevölkerung bewohnt; die wohlhabenden Leute beziehen das erste Stock, weil sie die fiebererregenden Ausdünstungen des Bodens in der Regenzeit fürchten. Die engen und krummen Straßen machen auf den europäischen

Fremden keinen günstigen Eindruck; die Wände der Häuser sind mit einer Mischung von Lehm und Kuhdünger beworfen; alle Ecken und Winkel, selbst in den Wohnungen, starren von Unrat, und große Löcher und Ritze in den Mauern gestatten allerhand Gewürm und Geflügel einen ungestörten Aus- und Eingang. Spinnen, Ameisen, Eidechsen, Fledermäuse, Schwalben, Termiten, Schlangen und Skorpione teilen sich mit den Menschen in die Räumlichkeiten dieser oft halb verfallenen Erdhütten. Aus der Ferne aber ist der Anblick der Stadt ein freundlicherer; denn sie ist reich an Gärten. Da wechselt das Grau der Häuser mit dem dunklen Grün der Orangen-, Feigen- und Granatbäume ab; Weinrebengänge, an welchen ununterbrochen das ganze Jahr hindurch zugleich Blüten und Früchte erscheinen, ziehen sich unter Tamarindenbüschen hin, und einzelne Palmengruppen lassen ihre schlanken Stämme vom Winde schaukeln.

Chartum hat wenige Plätze, von denen einige mit Bäumen, besonders Akazien bepflanzt sind. In der Mitte der Stadt liegt der Markt mit seinen Bazars und Verkaufsläden; hier und auf den zum Marktplatz führenden Straßen entwickelt sich der Hauptverkehr vorzüglich in den ersten Morgenstunden und am späteren Nachmittage, denn von zehn bis vier Uhr zwingt die Hitze die Bewohner zum Verbleib in den Häusern; doch sind selbst die Hauptstraßen Chartums in einem üblen Zustande, welcher ebenso hemmend auf den Verkehr, wie nachteilig auf den Gesundheitszustand einwirkt. Große Löcher und Gruben, teilweise Ablagerungsplätze für den Unrat, bilden während der Regenzeit stehende Sümpfe, die sich mit allerhand Getier und Pflanzen füllen und deren Ausdünstungen jene gefährlichen Fieber mit hervorbringen, welchen alljährlich ein guter Teil der dort wohnenden Europäer erlag.

Die Bevölkerung Chartums besteht aus Gliedern der verschiedensten Stämme der oberen Nilländer; Araber, Berberiner, Abessinier, Neger aus Darfur, Fertit, von dem Gazellenstrome und den großen Nilseen leben hier als freie Handelsleute, Handwerker, Diener, Soldaten und Sklaven. Dazu kamen früher, so lange Chartum noch den Ägyptern gehörte, eine Menge Europäer, die eine recht dunkle Vergangenheit hinter sich hatten und die freiwillige Verbannung in Chartum dem Aufenthalt in einem europäischen Zuchthaus vorzogen. Eine buntere Mischung von Farbe und Sprachen konnte es nirgends geben, doch herrschte im allgemeinen die dunkelbraune Hautfarbe vor. Die vorzüglichsten Produkte, welche von Chartum ausgeführt wurden, waren Elfenbein vom Weißen Fluß, Sennesblätter, Straußenfedern und Gummi aus Kordofan und Sennar, Goldstaub, Wachs, Honig

und Sklaven; letztere wurden, als die ägyptische Regierung diesen Handel auf Andringen Englands verboten hatte, heimlich und zur Nachtzeit weiter transportiert, während früher dieses abscheuliche Geschäft unter den Augen der obersten Regierungsbeamten, ja von diesen vielfach begünstigt und gefördert, mit einer schamlosen Offenheit getrieben wurde.

Südwärts von Chartum bietet die Landschaft noch auf mehrere Tage den Anblick der Steppe dar. Der wasserarme Boden bietet nur zur Regenzeit grüne Weide für das Vieh des Beduinen und Nubiers, und eine sparsame Bevölkerung brauner Menschen haust umherziehend in Zelten. Wo die Steppe aufhört und der Urwald beginnt, da beginnt auch das Land der Neger; ein schwarzer Marschboden trägt hier ein seßhaftes schwarzes Volk.

Aber den schwarzen Menschen wird von den braunen und früher leider auch von den weißen übel mitgespielt. „Am Weißen Fluß ist eine wilde Welt", sagt Baker, der die Geheimnisse des Sklavenhandels gründlich studiert hat und uns die Gebräuche dieses Geschäftes enthüllt. Chartum, die „Königin des Sudan", ist ein so arges Fieberneſt, daß sich dort kein Europäer niederließ, der nicht in kürzester Zeit reich zu werden beabsichtigte. Der Elfenbeinhandel brachte zwar guten Gewinn; als aber die Uferlandschaften abgejagt waren und die Tiere sich mehr in die Wälder des Innern zurück gezogen hatten, als auch der Wert der Glasperlen bei den Negern gesunken war, erforderte die Elefantenjagd längere Zeit und weit mehr Mannschaft als früher; sie war nicht mehr so einträglich, wie früher. Doch der Chartumer Kaufmann wußte sich zu helfen. Statt mit Elfenbein, Straußenfedern u. dgl. zu handeln, warf er sich auf das Einfangen und Verkaufen „schwarzer Bestien."

Im Monat November pflegt ein Geschwader von „Handelsbarken" Chartum zu verlassen; meist schwere, plumpe, mit Matten bedeckte Fahrzeuge, von denen jedes neben den Matrosen eine große Anzahl Soldaten, eine gesetzlose Bande nubischer Söldner trägt, welche mit Musketen, Pistolen und Dolchen bewaffnet sind. Durch Vorräte von Durrakorn, getrocknetem Fleisch und Früchten ist für den Lebensunterhalt gesorgt und auf jedem Schiff eine gemietete Dirne vorhanden, welche die Brotfladen bereiten muß. Frisches Fleisch wird während der Fahrt gestohlen oder erjagt. An einem Negerdorfe wird beigelegt. Die Schwarzen kommen an das Flußufer, um Elfenbein, Vieh, Getreide gegen Glasperlen, eiserne Werkzeuge, metallene Ringe und nichtige Kleinigkeiten einzutauschen. Noch hat alles einen friedlichen Anstrich; man marktet und feilscht, scherzt und lacht. Da

entsteht ein Streit zwischen einem Matrosen und einer Negerin, welche für die angebotene Ware nicht die Hühner hergeben will, die sie im geflochtenen Korbe trägt und sich wehrt, als sie ihr entrissen werden sollen. Ein Faustschlag streckt das arme Geschöpf nieder und höhnisch lachend teilen die Berberiner die Beute. Da sucht der Häuptling des Dorfes Frieden zu stiften und die Schwarzen zurückzudrängen, welche den Matrosen den Raub wieder entreißen wollen. Doch es ist zu spät. Die Soldaten haben schon ihre Feuerwaffen angelegt. Schüsse knallen, zwei, drei Neger stürzen zum Tode verwundet nieder, die andern fliehen zum Dorf, verfolgt von den Soldaten und Matrosen der Barke. Das Dorf wird umzingelt und Feuerbrände in die aus Schilf und Baumästen aufgeführten Hütten geschleudert. Ein entsetzliches Durcheinander entsteht. Die Männer werden niedergeschossen ‚wie Feldhühner'; die Frauen, die Kinder, das Vieh, welches brüllend aus dem dornenumzäunten Pferch in das Freie herauszubrechen droht, wird zu den Schiffen getrieben und aus der Asche der Togule das Elfenbein gesucht. Mit reicher Beute fahren die Barken ab, um wenige Meilen weiter ähnliche ‚Geschäfte' zu machen.

Elfenbein wird nicht selten auf eine ähnlich niederträchtige Weise erworben. Die Neger des Weißen Flusses beschäftigen sich mit ausgedehnter Viehzucht und sind Eigentümer großer Herden vorzüglicher Buckelrinder, sowie langohriger Ziegen und feinhaariger Mähnenschafe; die Mannschaften dieser ‚Handelsschiffe' rauben nun an irgend einem Orte Vieh mit Gewalt, treiben dasselbe nach andern Negerdörfern und lassen es sich daselbst mit Elefantenzähnen bezahlen. Dann stehlen die Piraten das Vieh den neuen Besitzern wieder und lassen dasselbe von den früheren Eigentümern abermals gegen Elfenbein auslösen.

Gewöhnlich besitzen diese Sklavenhändler an dem Strome und an einzelnen Punkten des Innern eigne Niederlassungen, wo die Sklaven, das Vieh und das Elfenbein aufgestapelt, zum Teil auch schon weiter verhandelt wird. Diese ‚Seriben' bestehen aus einer Anzahl Strohhütten, sind mit Gräben und Palliſaden umgeben und werden von Soldaten bewacht. Dorthin treibt man die unglücklichen Sklaven zusammen; ihr Hals ist in eine große Holzgabel (Scheba) geklemmt, die hinten mit einem Querholze geschlossen ist; die Hände werden an den Stock der Gabel festgebunden, und nur die Füße bleiben frei zum Marsche ins Elend. Die Kinder fesselt man mit Stricken an die Frauen und dröhnend fällt die Peitsche auf den bloßen Rücken der armen Geschöpfe, die wie eine Viehherde dahin-

ziehen. Kaum erhalten sie satt zu essen; etwas Hirse, halb roh, wird ihnen vorgeworfen. Mutter und Kinder werden getrennt. Versucht eine Sklavin zu entlaufen, so wird sie, den andern zur Warnung, entweder mit unmenschlichen Peitschenhieben bestraft oder erschossen oder gehängt.

Ein französischer Reisender, der 1850 die Landschaften am Nil durchwanderte, war Zeuge eines derartigen zugleich empörenden und ergreifenden Schauspiels, das ebenso sehr von der Hartherzigkeit der ägyptischen Sklavenjäger, wie von der Kindesliebe der Neger Zeugnis ablegte.

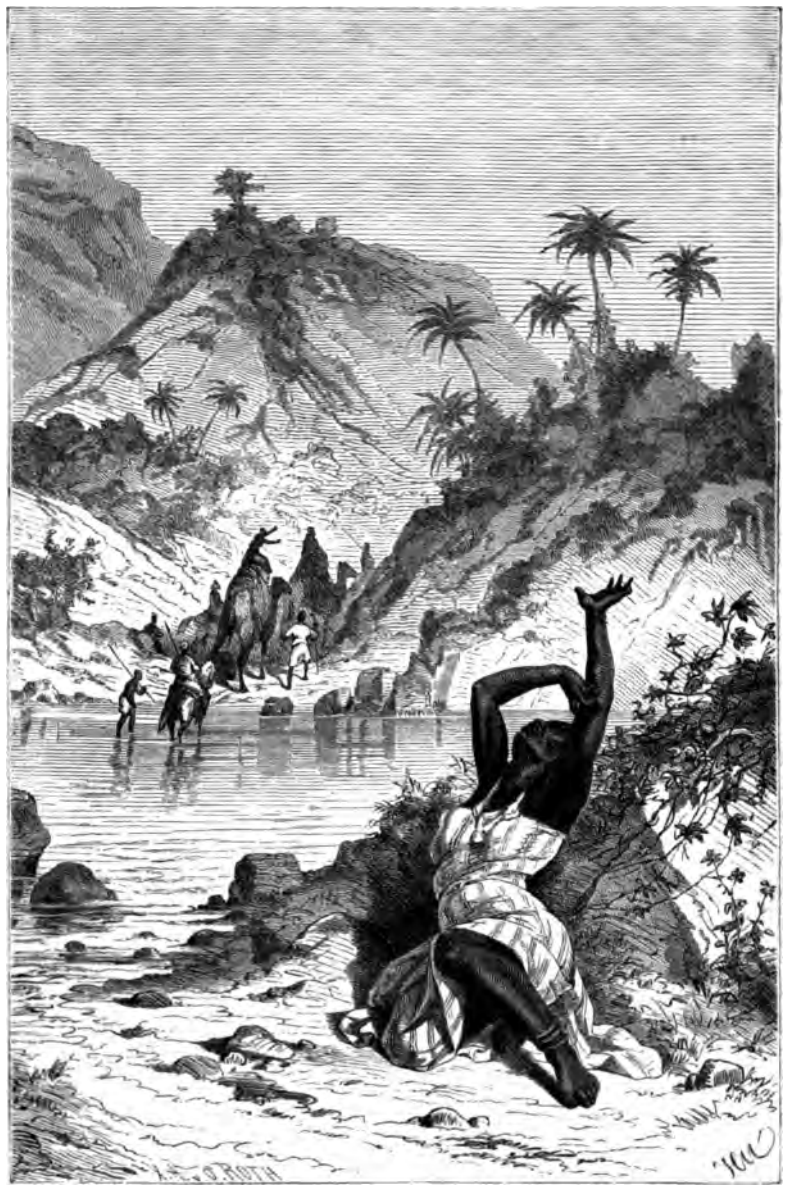
Seine Karawane kreuzte sich mit einer türkischen, welche im Osten Sklaven geraubt hatte. Unter diesen war auch ein junges Mädchen mit ihrer Mutter gewesen; letztere, im Kampfe für ihre Familie und durch den Brand ihrer Hütte verwundet, hatte jedoch den Fußmarsch nicht lange ertragen können und nur die Rücksicht auf die Tochter, deren Schönheit und Preis durch Kummer und Thränen verloren hätte, war der Grund gewesen, daß die Mutter auf einem Kamele hatte reiten dürfen. Beim Übersetzen über den Strom ward das arme alte Weib aber zurückgelassen; ihr Leben hatte keinen Wert, denn sie war für die Türken nur eine Last. So lag sie im Ufergebüsch, während ihre Tochter am jenseitigen Ufer verzweiflungsvoll die Arme nach ihr ausstreckte und die Mörder ihrer Familie verfluchte. Bald bot sich letzterer eine Gelegenheit zur Flucht, als die beiden Karawanen zusammentrafen, und geraume Zeit dauerte es, bis ihr Herr ihre Abwesenheit bemerkte. Sobald dies aber geschehen, war auch dessen Plan gefaßt; er wußte, daß die Tochter über den breiten, von Krokodilen wimmelnden Strom geschwommen sei, um ihr Schicksal mit ihrer Mutter zu teilen; bei dieser mußte er sie finden. Aufs neue ließ er sich von seinem Kamele durch die Wellen des Flusses tragen. Doch am andern Ufer angelangt, findet er weder Mutter noch Tochter; er sieht aber die Spur, welche die auf ihren Knien rutschende Negerin im Grase zurückgelassen: er folgt dieser Spur bis an den Fluß, wo sie sich verdoppelt und ihn nach einem Gebüsche weist. Dort lag das arme Weib im Schoße ihrer Tochter, die ihr die Wunden wusch und verband, und auf den Knien flehte, sie nicht mehr von ihrer sterbenden Mutter zu trennen. Kein Erbarmen! In Fesseln wurden ihre Arme geschlagen und wiederum trug das Kamel die kostbare Last über den Strom. Lange noch tönten ihre Klagen in die stille Abendluft, doch drüben am andern Ufer antwortete ihnen nur das Brüllen der Raubtiere, welche um die tote Mutter kämpften.

Ein „gutes Jahr“ soll für eine Gesellschaft von 150 Mann ungefähr 20000 Pfund Elfenbein eintragen, das in Chartum einen Wert von 81000 Mark hat. Da die Leute des Händlers mit Sklaven bezahlt werden, so kostet der Lohn nichts, und es bleiben für des Händlers eignen Gewinn immer noch durchschnittlich 400 bis 500 Sklaven übrig, deren jeder einen Wert von mindestens 900 Mark hat. 81000 Mark für Elfenbein, 45000 Mark für die Sklaven — das ist der Gewinn des Unternehmers, der mittellos auszog und nun leicht seinen Vorschuß samt 100 Prozent Zinsen abzahlt.

Erst im Jahre 1869 faßte der Vicekönig von Ägypten den energischen Entschluß, dieser Bande von Sklavenhändlern am Weißen Nil das Handwerk zu legen. Samuel White Baker, den wir schon auf seiner Nilreise begleitet haben, war zum Pascha ernannt worden, mit dem Auftrage, an der Spitze einer ansehnlichen Truppenmacht die Länder an den Quellseen des Nils für Ägypten zu erobern und dort geordnete Zustände herbeizuführen.

Baker Pascha hatte eine schwierige Aufgabe vor sich. Die Sklaverei besteht durch ganz Afrika seit undenklichen Zeiten, und nun sollte sie mit einem Schlage durch einen Kriegszug vernichtet werden! 9 Dampfer, 45 Segelfahrzeuge, jedes von 50 Tonnen Gehalt, 1445 Mann reguläre Infanterie, 200 Mann Reiterei, 2 Batterien Achtpfünder, die nötige Munition und Raketen, Kamele, Pferde, Maultiere in großer Zahl wurden in Chartum vereinigt. „Ich bemerkte,“ schreibt Baker, „daß meine Expedition hier höchst unwillkommen war und daß man mir alles in den Weg zu legen suchte.“ Natürlich! die Chartumer sind selbst fast durchweg die größten Schurken und beim Sklavenhandel direkt oder indirekt beteiligt; jetzt sollten sie noch dem Manne ein freundlich Gesicht machen, der ihnen das ruchlose Handwerk legen wollte. „Mit Hilfe der Polizei mußte ich mein Schiffsvolk zusammen treiben.“

Endlich am 8. Februar 1870 konnte die Expedition von Chartum absegeln, gen Süden hin, den Weißen Nil stromauf. Mit Baker ging seine Frau, die bereits in mutiger und aufopfernder Weise an seinen früheren gefahrvollen Reisen teilgenommen hatte. Seine besondere Leibgarde, 40 Nubier, waren mit Snidergewehren bewaffnet; diese Leibgarde kommt unter der Bezeichnung der „vierzig Spitzbuben“ oft genug im Berichte vor. Die Dampfer zogen die Barken, deren hohe dreieckige Segel noch der Nordwind schwellte, und nun ging es lustig stroman, bis ein höchst merkwürdiges Hindernis der Expedition Halt gebot. Der Nil war verschwunden.



Die Schwarze und ihr Kind.

Scene aus den Sklavenjagden am Nil.

Da, wo früher der gewaltige Strom, einer der wasserreichsten unsrer Erde, seine Fluten dahinwälzte, dehnte sich nur eine weite sumpfige Marsch aus, zwischen der dünne Wasseradern sich hinschlängelten. Papyrusschilf, Rohr, Sumpf- und Wasserpflanzen bildeten eine meilenweite dicke Schranke, die nichts durchließ. Die Mannschaften müssen heraus, die Schwerter werden gewetzt, ein langer Kanal wird durch die lebende Pflanzenbarre gehauen und dann an Seilen mit vereinten Kräften ein Fahrzeug nach dem andern durchgezogen. Es war keine Schiffahrt mehr, nein, eine Art von Schlittenreise. Das Mühsame und den Zeitverlust bei diesem Verfahren kann man sich leicht vorstellen. Dazu kam, daß das Brennmaterial für die Dampfer ausging, denn weit und breit wuchs in der gräßlichen Sumpflandschaft kein Baum, und man mußte weite Reisen unternehmen, nur um für die Dampfer Brennholz herbeizuschaffen.

Es kann nicht wunder nehmen, daß in dieser Sumpflandschaft, welche Tag und Nacht Miasmen aushauchte, der Gesundheitszustand der Expedition ein sehr schlechter wurde. Selbst Baker, der eine eiserne Konstitution besitzt, wurde krank. Die Aushauchungen der Schilfgründe waren geradezu pestilenzialisch und nur wenige Leute entgingen dem Fieber. Dazu Moskitos, die das Blut der nackten im Morast arbeitenden Leute aussaugten, giftige Schlangen, Krokodile, die ihre Beute forderten, und giftige Ameisen. Am 22. März heißt es im Tagebuche Bakers: „Wind Südwest, träge. Die Leute sind faul und verzweifeln. Wie gewöhnlich ist auch heute die ganze Gegend eine Reihenfolge von Sets (Pflanzenbarren) mit einzelnen freien Wasserstellen. Die Arbeit ist fürchterlich, und immer mehr Menschen liegen am Fieber danieder. So wird mein Corps physisch aufgerieben, wie es moralisch schon fast vernichtet ist. Es stirbt wieder ein Soldat, doch kein trockener Fleck Landes ist vorhanden, um ihn zu begraben. Wir leben in einer Sumpf- und Kotwelt. Heute sind nur 600 Ellen Kanal durch die Pflanzenverstopfung fertig geworden."

Am 26. März standen 150 Mann auf der Krankenliste, und fast täglich wurde ein Toter im Sumpfe versenkt. Der Arzt der Expedition, ein Farbiger, schien auch nicht viel von seinem Geschäfte zu verstehen, und so beschloß denn Baker, selbst Hand anzulegen und Parforcekuren auszuführen. Er besaß eine elektromagnetische Batterie in seinem Schiffe, die er in Stand brachte, und mit welcher er nun den Kranken möglichst starke elektrische Schläge beibrachte. Viele erklärten sofort gesund zu sein, alle aber hatten eine heillose Furcht vor dem Wunderapparate. Die armen Burschen!

Auf der einen Seite stand der Pascha mit seiner elektrischen Batterie und versetzte ihnen Schläge, auf der andern schwärmten giftige Schlangen, gefräßige Krokodile, Nilpferde, welche mit ihren spitzen Zähnen einmal sogar Löcher in den Boden eines Schiffes rannten, und „Wolken von Moskitos, welche wie Bulldoggen die Menschen anfielen." Dazu keine Ruh' bei Tag und Nacht. Endlich am 1. April schreibt Baker: „Meine Mühe ist umsonst gewesen, ich vermag nicht in den Weißen Nil einzudringen; ich muß umkehren. Ein böser Geist scheint in dieser fürchterlichen Region ewiger Sümpfe zu regieren. Der mythische Styx muß ein reizender Bach gegenüber dieser entsetzlichen Schöpfung sein."

Die Expedition machte also kehrt und fuhr zurück bis dahin, wo der sogenannte Giraffenfluß vom Hauptteil abzweigt; dieser Nebenarm wurde ausersehen, um auf ihm noch einen Versuch zum Vordringen gegen Süden zu machen. Die Rückfahrt war auch mit Schwierigkeiten verknüpft und die Landschaft ganz einsam. Da war es denn eine Abwechslung, als man auf einige ägyptische Fahrzeuge mit Bewaffneten stieß. An Bord war der Gouverneur von Faschoda, der Steuern sammelte. Baker sandte seinen farbigen Oberst Abdel Kader, „einen ausgezeichneten Offizier", ab, um die Schiffe zu untersuchen und zu beobachten, wie hier „regiert" wurde. Was fand er? Die Fahrzeuge der Regierung, des Gouverneurs, voll Sklaven gestopft, die in erbarmungswürdiger Weise zusammengeknebelt waren. Sofort wurde Befehl zu deren Befreiung gegeben, und fünfundsechzig Unglückliche, meist Frauen und Kinder, wurden von ihren Fesseln erlöst.

An der Mündung des Flusses Sobat in den Nil, wo eine trockene Stelle sich befindet, wurde nun ein Lager aufgeschlagen, um die Expedition frisch zu organisieren und neue Vorräte von Chartum abzuwarten. Alle Mannschaft war mit Bauen und Holzfällen beschäftigt, Zelte erhoben sich, Hütten wurden reihenweise aufgestellt und der Boden kultiviert, aus dem bald in erstaunlicher Fülle und Schnelligkeit Melonen, Kürbisse, Kohl, Salat, Tomaten, Sellerie ꝛc. emporsproßen. Aber Ratten, Ameisen, Moskitos überfielen bald diese Kulturstätte und richteten unter den Vorräten arge Verwüstungen an; ja selbst den Eseln wurden die Haare abgefressen. Dieser idyllische Ort erhielt zu Ehren des ägyptischen Thronfolgers den Namen Tjufikijah, und eine der ersten Regierungshandlungen Bakers daselbst war, den Häuptling der hier hausenden Schillukneger den Eid der Treue für Ägypten schwören zu lassen. Die Schilluks kamen nun massenhaft ins Lager. Sie fuhren in ihren

leichten Kähnen aus Ambatschholz (welches so leicht wie Kork ist) heran, was jedoch nicht ohne Gefahr für sie war, denn Baker sah einmal, wie ein solches Kanoe samt dem Manne darauf mit einem Biß von einem Nilpferd völlig zermalmt wurde. Gelegentlich wurden auch Sklaven in Tjufikijah befreit. So langte eines Tages dort ein mit Korn beladenes Schiff an; als man mit Lanzen in das Korn hineinstach, erscholl lautes Geschrei, schwarze wollige Köpfe und hundertundfünfzig unter dem Getreide verpackte Sklavinnen kamen zum Vorschein. Die Männer waren alle getötet worden. Aber was nun mit den hundertundfünfzig befreiten „Ladies" anfangen? Baker fragte, ob sie nicht seine Soldaten heiraten wollten? Die ganze Schar willigte in den Vorschlag ein. Eingehend bespricht Baker die Schwierigkeit, was überhaupt mit befreiten Sklaven anzufangen sei? Ließ er sie einfach los und sorgte nicht weiter für sie, so verhungerten sie, fielen wilden Tieren zum Opfer oder wurden aufs neue eingefangen.

Nachdem Baker persönlich noch nach Chartum zurückgekehrt war und neue Vorräte und neue Menschen — die alten lagen im Sumpfe des Weißen Nils und auf dem Friedhofe von Tjufikijah — beschafft waren, konnte am 9. März 1871 die Expedition abermals aufbrechen. Endlich am 15. April waren alle Schiffahrtshindernisse überwunden, und die Expedition landete in Gondokoro im Lande der Barineger unter 5 Grad nördl. Breite. Gondokoro wurde der Ausgangspunkt für alle ferneren Unternehmungen und erhielt von Baker den Namen Ismailia, nach dem damals regierenden Khedive von Ägypten, Ismael.

Die Barineger, ein zahlreicher kriegerischer Stamm, waren alte Bekannte Bakers; er hatte auf seiner früheren Entdeckungsreise viel mit ihnen zu schaffen gehabt, und er liebte sie nicht. Auch der Häuptling Alloron war ein alter Bekannter, und er wird uns vom Pascha nicht gerade in sehr gewählter Sprache als „ein dickes, wildausschauendes, eingebornes Vieh niedrigster Art" vorgestellt. Bald sollte es zwischen beiden Mächten, der einheimischen und der eingedrungenen, zum wilden Kampfe kommen, und so sehr die Notwendigkeit hierzu auf seiten Bakers vorliegen mochte, vom Standpunkte des Rechts und der Gerechtigkeit vermögen wir seine Schritte nicht gut zu heißen. Wir müssen stets im Auge behalten, daß auch in allen Negerländern ein gewisses Recht gilt, so gut wie bei uns in Europa, wenn es auch nicht niedergeschrieben ist, und Baker selbst berichtet uns, wie z. B. die Jagdgesetze in Centralafrika sehr ausgebildet sind, nicht nur in Bezug auf den Grund und Boden,

sondern auch auf das erlegte Wild. Ferner wollen wir als eine Eigentümlichkeit hervorheben, daß es manche Völker in Afrika gibt, die unter keinen Bedingungen ihr Vieh verkaufen; es ist ihre kostbarste Habe, die Grundbedingung ihrer Existenz.

Als Baker in Gondokoro anlangte, lebten die Bari unter ihrem Häuptlinge Alloron auf den großen Inseln im Nil; dorthin hatten sie der Sicherheit halber ihre Herden geflüchtet, dort beobachteten sie eifersüchtig das Benehmen der Weißen, denen sie keinen Beistand leisteten und kein Vieh verkauften. Jedenfalls waren die Bari durch einen gewissen Abu Saud aufgehetzt worden, einen Sklavenhändler aus Chartum, der in den Ländern am obern Nil eine große Rolle spielte und ohne Zweifel gegen Bakers Expedition, die seinen Handel bedrohte, heimlich wirkte. Kurz, das Verhältnis zwischen Baker und den Schwarzen von Gondokoro gestaltete sich von Anfang an feindselig und sollte bald zu blutigen Kämpfen führen. Am 26. Mai, nachdem das Lager vollendet war, hielt Pascha Baker eine große Heerschau. Nicht weniger als 1200 Mann mit 10 Kanonen marschierten auf; an der Spitze Baker in türkischer Generalsuniform, mit dem Fez auf dem Haupte und dem krummen Säbel an der Seite. Hinter ihm folgte sein Stab. So bewegte sich das glänzende Truppencorps, wie ein ähnliches noch nie im Herzen Afrikas gestanden, nach dem freien Platze hin, wo unter donnerndem Jubelruf die Flagge mit dem mohammedanischen Halbmonde aufgehißt wurde; der christliche Pascha salutierte, und „zehntausend" Schüsse wurden in die Luft gepufft. Gondokoro, von jetzt ab Ismailia genannt, war durch diesen Akt feierlich Ägypten einverleibt und Alloron seiner Würde als Häuptling der Bari entsetzt. Alloron aber war durchaus nicht mit diesem Vorgehen einverstanden und hatte wenig Wohlgefallen an der Einverleibung seines Gebietes. Zunächst wurde passiver Widerstand geleistet, die Fremden erhielten keinerlei Unterstützung von den Eingebornen, und das Verhältnis zwischen beiden Teilen wurde ein sehr gespanntes.

Da ließen es sich die Bari einfallen, ihr Vieh — wie sie bisher gethan hatten und wie schon ihre Väter gethan — auf die annektierten Weidegründe zu treiben. Baker warnte, diese Wiesen seien jetzt ägyptisch und für Barikühe nicht mehr zugängig. Die Schwarzen treiben aber dennoch ihre Ochsen auf die altgewohnte Weide — da läßt sie der Pascha konfiszieren, und als die armen Eingebornen mit Gewalt sich wieder in den Besitz ihres Eigentums setzen wollen, läßt der Europäer auf sie schießen.

„Offener Krieg hatte begonnen," schreibt Baker, und nun folgten

Schlachten und Gefechte gegen die Eingebornen. Nächtlicherweile bricht Baker auf, er raubt die Herden eines Stammes, schießt die Hütten in Brand und läßt durch die Salven der Hinterlader ganze Reihen der nackten Schwarzen niederreißen, die nur mit ihren Pfeilen sich verteidigen können. „Ich selbst," schreibt er, „that auch ein paar Schüsse, um sie den wirklichen Wert einer Sniderbüchse kennen zu lehren." Und dann wieder: „Der Feind wagte es nicht, im offenen Felde stand zu halten." Welche Kunst, welche Heldenthaten, welcher Ruhm — nackten Schwarzen gegenüber! Und doch konnten die Bari sich einiger Erfolge rühmen, welche sie gegen die europäisch organisierten Truppen erfochten, ja das Unglaubliche geschah, die Schwarzen eroberten eine Kanone.

Eine Abteilung der Truppen Bakers unter einem Major Namens Abdullah war im Barilande zurückgeblieben. Mit den unterworfenen Bari war ein leidliches Verhältnis angebahnt worden, aber sie sannen auf Rache. Ruhig legten am 17. Februar 1872 die Truppen sich zum Schlafen nieder, auch die Schildwachen des Lagers nickten ein, und die Artilleristen luden ihre Kanone nur mit Kugeln, nicht mit Kartätschen, wie eigentlich vorgeschrieben war.

Dunkel fällt die Nacht herab, jenseit der breiten Fläche des Nils versinkt die Sonne. Da kriecht vorsichtig, wie die Katze unhörbar, ein Schwarzer auf allen vieren zum Lager heran. Alles still. Schnell ist er zurück, und wie Ameisen wimmelt es nun im Grase — Tausende von Bari, mit Speer und Bogen bewaffnet, kriechen leopardenartig heran, geschützt von der Dunkelheit. Kein Laut wird vernommen. Jetzt sind sie an der Dornumzäunung, und hier tritt ihren nackten Leibern das erste Hindernis entgegen, die Dornen rascheln, die Schildwachen werden aufmerksam, geben Feuer, die Schläfer stürzen zu den Waffen, und die Bari stehen plötzlich, nachdem sie die Dornen passiert, vor dem Geschütz; die Kanoniere fliehen, nur ein braver Bursche hält stand und fällt bei seinem Geschütze, das nun den Schwarzen bleibt. Panischer Schrecken ergreift die Nubier, alles rennt, schreit und flüchtet nach den Schiffen im Nil, von denen aus sie gegen die Bari zu feuern beginnen. Durch die Schiffswände geschützt, befanden sie sich bald im Vorteil und konnten wieder zum Angriff übergehen und die Kanone zurückerobern.

Zu aller Not kam noch, daß die eignen Truppen Bakers zu meutern begannen. Rauf Bei, einer der vornehmsten Offiziere, war von Anfang an gegen die Expedition. Krankheiten rissen ein, Fieber und Dysenterie dezimierten die Mannschaft, und der größte Teil litt an Fußgeschwüren, hervorgebracht durch ein giftiges, schneidiges

Gras; dazu gesellte sich zeitweiliger Kornmangel; auch zeigten sich die Krokodile außerordentlich gefräßig. Übrigens heißt es dann wieder: „Die Bari waren ein unausrottbares Ungeziefer und ließen uns keinen Augenblick Ruhe.“ Alle Pferde, ein paar ausgenommen, starben. In dieser jammervollen Lage der Expedition erklärte eines schönen Tages der Oberst Rauf Bei, er und die Offiziere wünschten nach Chartum zurückzukehren. Wie beruhigt nun der Pascha seine Leute? Er läßt sie einen kleinen Raubzug unternehmen und nach Belieben plündern und zerstören. Man fuhr nilaufwärts in eine blühende Gegend, die, soweit das Auge reichte, mit friedlichen Dörfern, Kornspeichern und Feldern bedeckt war. Die Schwarzen verteidigten ihre Ernten, der christliche Pascha aber schreibt: „Es gab kein prächtigeres Land für Schießübungen.“ Er selbst besaß eine Lieblingsbüchse, the Dutchman (der Holländer) genannt, von der er Wunderdinge erzählt und mit welcher er jetzt hinter einem Getreidespeicher der Schwarzen stand. Ein rot angestrichener Eingeborner, „ein Kerl gleich einer Stange Siegellack“, mit großen Elfenbeinringen an Arm und Füßen, führte die Schwarzen an; aber „eine Rauchwolke aus dem Dutchman, ein scharfer Knall, und der rote Häuptling purzelte ins Gras.“ Als die Schwarzen nun hervorbrachen, um wenigstens den Körper ihres Häuptlings nicht im Stiche zu lassen, „da krachte ein zweiter Schuß auf einen nackten Körper“, und als der Pascha noch nicht genug an diesem Sport hat, klettert er auf den Speicher und schießt nach rechts und links die Schwarzen wie Hasen zusammen. Sehr vergnügt kehrte Baker von diesem civilisierenden und humanisierenden Streifzuge nach Gondokoro zurück (19. November). Er brachte für ein Jahr Korn mit, und da während seiner Abwesenheit Rauf Bei nicht weniger als 1100 Unzufriedene samt dem Troß nach Chartum zurückexpediert hatte, so blieben nur noch 502 Mann und 54 Matrosen übrig, mit denen sich übrigens besser operieren ließ als mit der ganzen großen Masse.

Jetzt endlich entschloß sich Baker zum Aufbruch nach den Äquatorialgegenden, um auch diese, das Gebiet zwischen den großen Seen, für Ägypten zu erobern. Am 27. Januar 1872, nach fünftägigem Marsche von Gondokoro aus, erreichte er einen lieblichen Platz an den Nilkatarakten, wo felsige, mit ewigem Grün bedeckte Inseln aus dem Flußbett emporstreben; hier ging er aufs rechte Nilufer über und zog, dasselbe einige Meilen im Westen liegen lassend, gen Süden. Würde nun irgend ein andrer Führer einer Antisklaverei-Expedition unsern Baker auf diesem Zuge getroffen haben, so würde

er ihn sicher für einen Sklavenhändler angesehen haben. Er erzählt nämlich: „Ein Häuptling hatte mir seinen Sohn mitgegeben, um Ordnung zu halten; ich aber hatte Grund, anzunehmen, daß dieser nächtlicherweile durchbrennen würde, worauf ihm dann alle Träger gefolgt wären. Ich ließ deshalb einen Lederstrick an dem eisernen Halsband anbringen, welches er zur Zierde trug, und gab den Strick einem Soldaten in die Hand.“ Und wäre nun Abu-Saud, der berüchtigte Viehdieb und Sklavenhändler, dieser Feind Bakers, einmal in das Lager des letzteren gekommen, so würde er eine große Anzahl Schwarzer gefunden haben, die je fünf und fünf mit Lederriemen am Halse zusammengebunden waren. Abu-Saud würde natürlich ausgerufen haben: „Das sind Sklaven!“ Baker aber hätte geantwortet: „Keineswegs, mein Lieber, das sind nur gepreßte Träger, welche ich auf diese Weise am Davonlaufen verhindere.“ Eines Nachts kauten diese Träger ihre Riemen durch und entflohen; man machte Jagd auf sie, die Wachen feuerten, und drei wurden erschossen. Das sind traurige Bilder aus Bakers „Civilisationszug“, welche uns wahrlich nicht zu Gunsten seiner kühnen Unternehmung stimmen.

Dann zog er nach dem Lagerplatz Fatiko (unter 3 Grad nördl. Br.), wo sein alter Feind, der Sklavenhändler Abu-Saud, sich bereits häuslich eingerichtet und ein Lager aufgeschlagen hatte. Er verfügte daselbst über 3200 Elefantenzähne, die er während kurzer Zeit gesammelt hatte und die einen Wert von über 2 Millionen Mark repräsentierten. Man ersieht daraus, wie gewinnreich dieser Handel ist. Noch weiter südlich vordringend und den sogenannten Viktorianil bei den Karumafällen überschreitend, kam Baker in das Land Unioro, welches er bereits zehn Jahre früher auf seinem ersten Entdeckungszuge kennen gelernt hatte. Der damalige König, Bakers alter Freund Kamrasi, mit dem er Blutbrüderschaft geschlossen hatte, war nicht mehr am Leben; statt seiner regierte dessen Sohn Kabarega, aber nicht unbestritten, denn ein Vetter, Namens Rionga, machte ihm den Thron streitig, so daß Bürgerkrieg das Land durchwütete und der Pascha zwischen beiden Parteien zu lavieren hatte.

Der junge wilde König zeigte sich anfangs dem Eindringling gegenüber sehr freundschaftlich; er sandte ihm Geschenke und Friedensboten, die erwidert wurden; aber Beteiligung Bakers am Kriege gegen Rionga wurde abgelehnt, dagegen wurde dem unabhängigen Fürsten die Protektion des ägyptischen Vicekönigs zugestanden, wenn er diesen anerkennen wolle. Schon hieraus mußte Kabarega erkennen, daß seine Souveränität in Frage gestellt sei, und von nun an wurde

das Verhältnis zwischen ihm und den Fremdlingen ein gespannteres. Am 25. April marschierte Baker mit seiner kleinen Heeresmacht in die Hauptstadt Masindi ein, welche aus mehreren tausend Strohhütten besteht, zwischen denen sich enge Gassen hinziehen. Dicht dabei errichtete er sein Lager, legte Gärten an und richtete sich häuslich ein. Der König schaute alledem verwundert zu und fragte bei Abu-Saud an, was das alles denn zu bedeuten habe. Abu-Saud aber sagte: „Baker ist kein Reisender, ist kein Mensch. Er ist ein Ungeheuer mit drei Köpfen und achtzehn Augen. Er sieht alles, was im Lande vorgeht, und seine drei fürchterlichen, mit Krokodilzähnen besetzten Mäuler fressen Menschen. Hat er nicht schon das ganze Barivolk verschlungen? So wird es dir auch gehen."

Kabarega wurde immer nachdenklicher. Nichtsdestoweniger entspann sich zwischen beiden Teilen ein Tauschhandel; auch Sklaven wurden zum Verkauf angeboten, und hier, wo, wie im ganzen übrigen Afrika, Sklaverei seit uralten Zeiten tief eingewurzelt ist, kam Baker, der unentwegte Streiter gegen dieselbe, zu der Überzeugung, daß deren Ausrottung doch sobald nicht gelingen würde. „Ich erkannte," sagte er, „daß es grundfalsch sein würde, mit Vorstellungen gegen dieselbe aufzutreten; ich suchte schließlich nur zu verhindern, daß Frauen und Kinder in meiner Gegenwart verhandelt wurden." Väter und Mütter verkauften dort ihre Kinder wie der Bäcker eine Semmel, und Baker selbst wurde einst von einem solchen Rabenvater der eigne Sohn für eine eiserne Axt angeboten. Alles ist dort käuflich. Der Mann kauft seine Frau, da er sie um Liebe nicht haben kann, und zahlt deren Eltern dafür 15 Kühe. Im benachbarten Uganda erhielt man das Weib buchstäblich für „Nadelgeld", denn ein hübsches Mädchen galt dort dreizehn europäische Nadeln, und für diese dreizehn Nadeln konnte man wieder einen schönen Elefantenzahn kaufen, der in Europa unter Brüdern 600 Mark wert ist. Das gibt einen Begriff von den Zuständen in den oberen Nilländern.

Am 14. Mai nahm Baker die formelle Einverleibung des Reiches Unioro in die Staaten des Vicekönigs von Ägypten vor; ein Akt, von dem Kabarega blutwenig verstanden zu haben scheint, und der später als bloße Komödie sich erwies, nachdem Baker zum Abzuge gezwungen war. Der König erhielt Geschenke, er forderte immer mehr und war mit nichts zufrieden zu stellen; kurz, der neue Vasall gebärdete sich so, als ob er noch Herr in seinem Lande sei.

Eines Tages unternahm Baker einen Übungsmarsch mit 80 Mann, während die Hauptmacht unter dem Kommando seiner mutigen

Frau im Lager zurückblieb. Um zu zeigen, daß er hier Herr sei, marschierte er durch die Gassen Masindis und stellte auf dem öffentlichen Platz seine kleine Schar im Viereck auf. Sogleich erschallten die Kriegstrommeln wieder, und etwa 6000 schwer bewaffnete Eingeborne umringten im Nu die kleine Truppe. Die Lage war eine kritische, und nur durch die Geistesgegenwart ihres Führers war die Schar zu retten, denn mit alten Perkussionsvorderladern bewaffnet, hätten sie dem Andringen der Wilden nicht zu widerstehen vermocht. Baker trat sofort aus dem Viereck heraus und ging, nur von zwei Offizieren begleitet, auf die Häuptlinge zu, begrüßte sie lachend und ließ ihnen durch den Dolmetscher sagen, er beabsichtige ihnen eine Vorstellung zu geben, so ein herrliches Schauspiel, wie sie es noch nie gesehen. Jene, neugierig wie Kinder, gaben das Heft aus den Händen, ließen ihre Krieger sich setzen, und Baker gebot seiner Musik, zu spielen, seinen Truppen, Schwenkungen zu machen; dann manövrierte er so geschickt, daß er sich aus der Schlinge herauszog und den Rückmarsch zum Lager antreten konnte. „Wären meine achtzig," schreibt er, „mit Hinterladern bewaffnet gewesen, so hätte ich durch Feuer aus dem Carré Hunderte von Wilden niedermähen können."

Die Dinge kamen nun zur Krisis. Mit erneutem Mißtrauen sah Kabarega, wie Baker ein Fort aus Baumstämmen errichtete und mit benachbarten Fürsten Botschaften wechselte. Man unterbrach die Lieferung von Lebensmitteln und Not begann im Lager zu herrschen. Da, gerade als das neue Fort fertig war, zeigte der König wieder ein freundliches Gesicht und schickte große Töpfe voll Bananenwein ins Lager — ein Danaergeschenk. Baker gab den willkommenen Trunk seinen Truppen, und bald zeigten sich heftige Vergiftungsfälle. Die Nubier stürzten zusammen, ihre Kehlen waren wie zugeschnürt; kaum vermochten sie zu atmen, und alles schien zu Ende zu sein, wenn ärztliche Hilfe nicht anschlug. Zum Glück wirkte der Brechweinstein und die Leute waren gerettet.

Unterdessen herrschte aber — es war Nacht — tiefes Schweigen in der nahen Stadt Masindi, wo sonst bei den Orgien der Schwarzen lauter Jubel bis zum Morgen erschallte. Zagend standen die wenigen Gesunden, unter ihnen Baker mit 50 Patronen in der Tasche, auf dem Bollwerk, um ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Aber lautlose Stille ringsum; träge schlich die Nacht dahin. Um zwei Uhr begannen die Hähne zu krähen; um drei Uhr vernahm man, wie das blökende Vieh des Königs zur Weide getrieben wurde. Der Feind hatte die günstige Zeit verstreichen lassen, und als der Morgen graute, da nahte die Rache.

Baker rückte mit seinen Leuten gegen die Stadt, welche von dichtem Buschwerk umgeben war, aus dem ihm bei seiner Annäherung sofort Lanzen und Kugeln entgegensausten; denn selbst bis zu jenen Schwarzen fern im Herzen Afrikas waren damals durch den Handel schon Feuergewehre vorgedrungen. Das Gefecht begann rings um die Stadt, und der Pascha selbst ließ wieder seine gute Flinte Dutchman, die sein Weib ihm reichte, erknallen. Es focht sich schwer im Buschwerk und dem fast 3 Meter hohen Grase, und der Erfolg gegen die Tausende, welche heulend und die Kugeln der Hinterlader nicht achtend ihre Stadt verteidigten, schien anfangs zweifelhaft, bis Baker Raketen spielen ließ, die, in die Strohdächer der Stadt fahrend, eine allgemeine Feuersbrunst erzeugten. Die Verwirrung und das Geschrei waren nun unbeschreiblich; aus dem ungeheuren Strohpalaste des Königs schlug eine 20 Meter hohe Feuerlohe gen Himmel; der Fürst selbst floh, mit ihm sein zahlreicher Weibertroß, und hinter ihm her wurden die „heilige Trommel" und der Thronsessel geflüchtet. In das Prasseln der Flammen mischte sich das Knattern der Musketen, das Geheul der schwarzen Weiber, das Blasen der Signalhörner. Der Feind floh.

In fünf Viertelstunden war die Schlacht von Masindi gewonnen. Nicht ein einziges Haus von der einst so großen Stadt war übrig geblieben. Ein weiter offener Platz voll Rauch und schwarzer Asche, mit hier und da noch schwelenden Flammen, die an den übrig gebliebenen verkohlten Balken leckten, das waren die Überreste der Hauptstadt Unioros. Die Trommeln und Hörner der Eingebornen waren verstummt. „Ich ließ auch meinen Trommler das Signal ‚Feuer einstellen!' schlagen."

Aber nicht ohne Verluste war diese „Schlacht" geschlagen worden. Vier von Bakers Leuten waren gefallen, darunter Monsur, sein bester Offizier, den zweiunddreißig Lanzenstiche durchbohrt hatten. „Mein Herz war schwer. Gott weiß es, ich habe die besten Absichten für das Wohl dieses Landes gehabt und so traurig war das Resultat! Meine besten Leute sind verräterisch ermordet. Wir waren mit Mühe und Not dem allgemeinen Blutbad entronnen. Wir hatten die Schlacht gewonnen, Masindi war vom Erdboden verschwunden — aber was nun?"

Was nun? Die Lage Bakers war eine höchst gefahrvolle. Er hatte keine Lebensmittel in dem feindlichen Lande, und nur der Rückzug und Anschluß an den oben erwähnten Thronprätendenten Rionga blieb ihm übrig. Das schöne Fort, welches er bei Ma-

sindi erbaut, das „Regierungsgebäude", welches er dort errichtet, alles übergab er nun selbst den Flammen. Masindi war Bakers Moskau.

Nun folgte der Rückzug, eine der interessantesten Episoden, denn hier treten die energischen Eigenschaften Bakers, sein Talent in der Überwindung von Gefahren und Hindernissen in das hellste Licht. Voran zog Oberst Abdel Kader mit 5 Mann, die Sniderbüchsen trugen; dann kam Baker, bis an die Zähne bewaffnet, neben ihm seine Frau, welche Munition für den Dutchman und selbst einen Revolver trug; dann die Soldaten mit Weibern und Kindern, alle beladen. Die Nachhut bildeten wieder 15 Schützen mit Sniderbüchsen. Der Marsch führte durch die hohe Prärie und war deshalb so gefährlich, weil der Pfad so schmal war, daß man im Gänsemarsch gehen mußte, und das Gras über den Köpfen der Zurückziehenden zusammenschlug. Heftige Regengüsse strömten herab und machten die Lage noch ungemütlicher. Langsam, trübselig schleicht der Zug dahin, bis erneuertes Kriegsgeschrei und in ihre Reihen einschlagende Lanzen sie wiederum zu kämpfen zwingen. Aber wo steht der Feind? Er ist in dem dichten 3 Meter hohen Grase nicht zu sehen, die Schüsse werden aufs Geratewohl abgegeben. Die Soldaten werfen ihre Last fort, denn gleichzeitig Träger sein und kämpfen, ist nicht möglich. Der Rückzug gleicht jenem der Franzosen aus Rußland, und nur Trümmer rettet Baker von dem so stolz ausgeführten Corps. Man stelle sich die Lage seiner Frau vor, die unter diesen Umständen tapfer sich selbst verleugnend neben ihm marschiert und alle die Greuelscenen mit erträgt. Ihre Lieblingsdiener fallen von Lanzen durchbohrt neben ihr nieder, die Füße sind ihr wund geworden zerschnitten vom scharfen Grase; sie muß es mit ansehen, wie die eignen Soldaten, nachdem sie einen Eingebornen erschossen, wutheulend, gleich wilden Tieren über den Leichnam herstürzen, ihm die Leber aus dem Leibe reißen und sie roh verzehren, im Wahnglauben, dadurch tapferer zu werden. So geht es Meile für Meile, Tag für Tag, Nacht für Nacht, einem gehetzten Wilde gleich strebt die Schar gen Norden, Hunger und Elend verlassen sie keinen Augenblick, bis sie Riongas Residenz erreichen, wo sie gerettet waren.

Der Vicekönig von Ägypten lehnte das Anerbieten weiterer Dienste Bakers dankend ab und berief ihn zurück. Die Expedition hatte mehrere Millionen Thaler gekostet und eigentlich wenig geleistet; sie bestand aus einer Reihe wilder Kämpfe gegen Eingeborne und Sklavenhändler, und das große Ziel wurde verfehlt. Baker

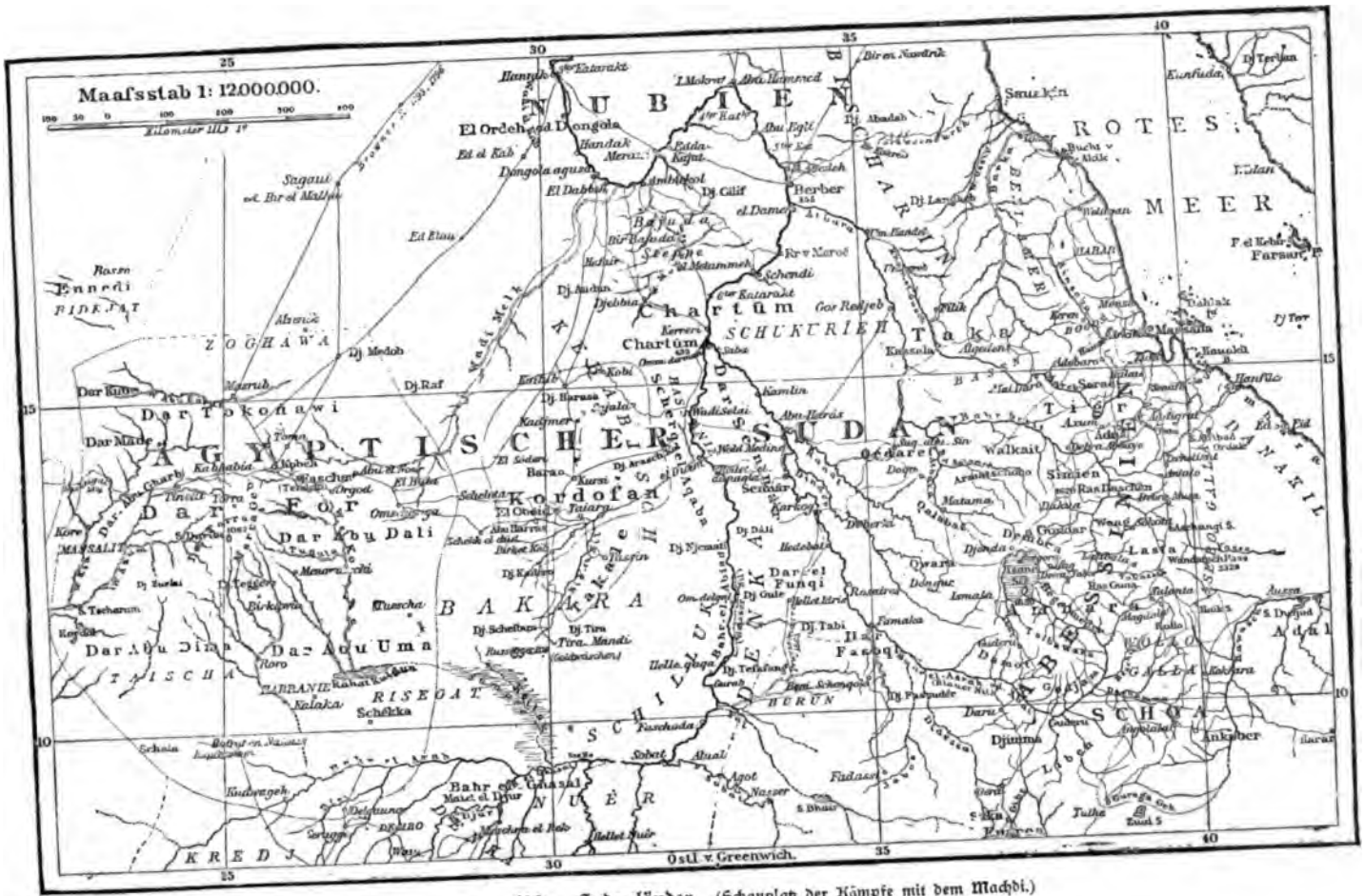
selbst fand auf dem Nil bei seiner Rückkehr wieder zahlreiche Sklavenschiffe und der abscheuliche Handel dauerte fort.

Es ist anzuerkennen, daß der Vicekönig von Ägypten nach diesem ersten Mißerfolg seine Absichten nicht aufgab, sondern das große Werk der Eroberung der Nilländer und der Abschaffung der Sklaverei in denselben rüstig und mit großen Kosten fortsetzte. Baker fand bald einen Nachfolger. Es war dieses der englische Oberst Gordon, der 1874 als Gouverneur der Äquatorprovinz nach den Landschaften am obern Nil aufbrach und dieselben bis zu den großen Seen hin unterwarf. Gondokoro wurde verlassen und ihm schräg gegenüber die neue Hauptstadt Ladó erbaut. Eine Reihe von Forts und Stationen, die sich bis zu den Nilseen hin erstreckten, wurden angelegt, um den Besitz des ungeheuer großen Landes für Ägypten zu sichern. Drei Jahre später wurde Gordon zum Generalgouverneur des gesamten Sudan ernannt und konnte nun, mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet, seine großen Pläne zur Entwicklung des Landes und Verbesserung der Verwaltung im vollsten Umfang zur Ausführung bringen. Er hatte eine wahre Sisyphusarbeit auf sich genommen und mußte trotz der wackeren Unterstützung durch einige europäische Beamte, wie Gessi Pascha und Lupton Bei in der Bar-el-Ghasalprovinz, Emin Bei in der Äquatorprovinz, doch bald erkennen, daß die Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgegenstellten, schier unüberwindlich waren. Insbesondere galt das von der Beseitigung des Sklavenhandels. Zwar die großen Sklavenkarawanen, bei denen die Sklaven mit der Holzgabel (Scheba) auf dem Nacken transportiert wurden, hörten infolge seiner Maßregeln auf, und Tausende von Sklavenjägern wurden zum Lande hinausgejagt, aber niemand konnte verhindern, daß Sklaven in geringer Anzahl von kleinen Händlern durchs Land geführt wurden. Das Bestreben Gordons, allen möglichst schnell gerecht zu werden, seine Neigung zu richterlichen Entscheidungen ohne Rücksicht auf Sitte und Gebrauch bewirkte, daß er oft Anordnungen traf, die sich nicht durchführen ließen. Daher bekam seine Verwaltung etwas Überstürztes und Wandelbares und förderte vielfach nur vergebliche Experimente zu Tage.

Dabei hatte er täglich, ja stündlich mit den faulen und jeder Denkthätigkeit abgeneigten Beamten zu kämpfen, die den Aufenthalt im Sudan meistens als eine Strafe ansahen, sich für ihr langweiliges Dasein an der Bevölkerung zu rächen suchten und jedenfalls mit möglichst gefülltem Säckel heimzukehren wünschten. Edel und voller Vertrauen, wie Gordon war, verzieh er begangene Schlech-

tigkeiten oft zu leicht, überhäufte unwürdige Subjekte mit Wohlthaten und sah sich dann nicht selten schmählich betrogen. Es war ihm öfter, als müßte er seine ganze Arbeit wieder von vorn beginnen, und mehr als einmal wollte er entmutigt seine Stelle niederlegen, aber die Liebe zu der armen Bevölkerung, über die die türkische Wirtschaft dann von neuem hereingebrochen wäre, hielt ihn immer wieder davon zurück. Erst als im Juni 1879 ein neuer Khedive in Kairo zur Regierung kam, von dem er nicht die gleiche Unterstützung erwarten durfte, wie von dem bisherigen Ismaël, bat er um seine Entlassung. Zwei Jahre darauf brach der Aufstand aus, der sein Werk vernichtete.

Seit der ersten Eroberung des Sudan durch Mehemed Ali glüht in der Bevölkerung des nördlichen, nicht von Negern, sondern von nubischen und arabischen Stämmen bewohnten Teiles dieses ausgedehnten Landstriches ein unversöhnlicher Haß gegen die Ägypter oder Türken, wie sie dort genannt werden. An Stelle der Herrschaft vieler kleiner „Meks“ war das schlimmste Säbelregiment einer beutelustigen Soldateska getreten. Das Land wurde mit Steuern belegt, die sich stets steigerten und unerschwinglich wurden. Da gab es Kopfsteuer, Grundsteuer, Marktsteuer, Verkaufssteuer, Steuer für jedes Schöpfrad, kurz so ziemlich für alles und jedes, sogar für die Ausübung uralter Volkssitten. Und wie wurde diese Steuer eingetrieben! Der freie Sohn der Wüste, der Beduine, zahlt nie freiwillig. Da werden denn irreguläre Soldaten, Baschibozuks und ähnliches Gesindel, in das Lager geschickt; bis die Steuern bezahlt sind, müssen diese nicht nur luxuriös verpflegt werden, sondern schalten und walten mit allem im Lager, auch mit Weibern und Töchtern der Beduinen, wie mit ihrem Eigentume. Außerdem werden die Steuerverweigerer kräftig mit der Nilpferdpeitsche bearbeitet, und wirkt diese nicht schnell genug, so werden sie an den Daumen aufgehängt oder gebunden und nackt in der Mittagsstunde in den glühenden Sand gelegt. Osman Bei stellte in seinem Lager eine Kanone auf, die er Kadi, Richter, nannte. Kamen nun die gemißhandelten Landeseinwohner, um bei ihm Schutz gegen seine wilde Mannschaft zu suchen, so wurden sie zum Kadi geführt und ihnen „ihr Recht gesprochen“, d. h. sie wurden vor die Mündung gebunden und weggeschossen. Die Verwaltung Gordons war zwar nach Möglichkeit gerecht und milde, vernichtete aber gerade die Haupteinnahmenquelle der mohammedanischen Bevölkerung. Bis zu seiner Zeit waren zwar alle übrigen wertvolleren Handelsartikel Monopol der Regierung, allein



Karte der ägyptiſchen Sudanländer. (Schauplatz der Kämpfe mit dem Machdi.)

die menschliche Ware, die Sklaven, nicht. Der Handel mit diesen stand jedermann frei, und hierdurch wenigstens vermochten sich die im Ackerbau durch die Steuerschraube gehemmten, am rechtlichen Handel gehinderten Dongolaner und Araber Wohlstand und Reichtum zu erwerben, wenn auch auf schauderhafte und schmachvolle Weise. Gordon und seine europäischen Untergouverneure untersagten nun aus edlem Menschlichkeitstriebe auch diesen Handel und unterdrückten ihn mit energischer Faust. Das thaten Christenhunde, Ungläubige und ihre mohammedanischen Handlanger; sie wollten den in den Augen der Nubier und Araber völlig gesetzmäßigen, durch Koransprüche fast zu rechtfertigenden Handel mit der einträglichen schwarzen Ware plötzlich den Gläubigen verbieten!

Die langverhaltene Gärung brach schon unter Gordons Regiment in hellen Flammen aus. Einer der Hauptsklavenhändler der Bar-el-Ghasalprovinz, Soliman Siber erhob sich plötzlich 1878 gegen die ägyptische Herrschaft. Die Aufgabe, den von langer Hand und sehr sorgfältig vorbereiteten Aufstand niederzuschlagen, fiel Romolo Gessi, dem Gouverneur der Provinz, zu. Sie war nicht leicht. Mit einer schwachen, aus allerlei Volk zusammengesuchten Truppe, welche erst die Feuertaufe erhalten sollte, hatte er gegen die durch die fast ununterbrochenen Raubzüge gegen die Neger geübten, an Entbehrungen, Gewaltmärsche und alle Strapazen gewöhnten Negersoldaten und die durch ihre Lebensinteressen und durch Haß gegen die fremden Eindringlinge zur äußersten Anstrengung getriebenen Dongolaner zu kämpfen. Gessi führte den Feldzug gegen Soliman mit äußerster Energie und kühnster List, seine eigne Person rücksichtslos in die Schanze schlagend. Nach vielen Gefechten und vergeblichen Hin- und Herzügen erschien Gessi mit einer Handvoll Leute nach anstrengendem Nachtmarsch vor dem Dorfe, in welchem Soliman mit seinen weit überlegenen Streitkräften lagerte. Er stellte seine wenigen Soldaten rings um das Dorf hinter schützendes Buschwerk und schickte dann einen Schwarzen mit der schriftlichen Aufforderung an Soliman, er solle sich binnen fünf Minuten ergeben, da jeder Widerstand vergeblich sei. Soliman schlief ruhig in seinem großen Zelte und erhielt von einem wachehaltenden Sklaven das Schriftstück. Gleich darauf wurde es in dem bis dahin ganz stillen Lager lebendig, eine heillose Verwirrung brach aus, die Hauptleute und Araber liefen hin und her, Frauen und Kinder schrien und erfüllten die Luft mit durchdringendem Gekreisch, die Negersoldaten sahen den Stern ihres Tyrannen erbleichen und blieben unbeweglich. Nach zehn Minuten kam Soliman mit zehn seiner Anführer und

gab sich gefangen. Die Waffen mußten vor dem Orte niedergelegt werden. Nach zwei Stunden fragte Soliman, wo denn eigentlich Gessis Truppen wären, und brach, als er vernahm, daß er getäuscht sei, vor Grimm und Zorn in Thränen aus. Gessi ließ ihn am folgenden Tage (17. Juli 1879) samt seinen Hauptleuten erschießen, da er Vorkehrungen zur Flucht getroffen hatte. In gleicher Weise fuhr Gessi fort. Die Djellabas (Sklavenhändler) und Dongolaner ließ er zu Dutzenden erhängen und erschießen, zu Hunderten gewaltsam in ihre Heimat zurückschaffen, den Negern zeigte er sich als väterlichen Freund. Aber bald nach seinem Siege traf auch ihn das Verhängnis. Auf dem Rückmarsche nach Chartum geriet er in eine der ungeheuren Pflanzenbarren (Sets genannt), wie sie von Zeit zu Zeit den träge dahinfließenden oberen Nil verstopfen (vgl. S. 59). Drei Monate saß er fest, verlor vierhundert von seinen fünfhundert Mann und starb selbst bald darauf an den Folgen der ausgestandenen Hungersnot.

Natürlich erbitterte Gordons und Gessis Strenge die mohammedanischen Sklavenjäger, die trotz aller Gewaltmaßregeln nun einmal nicht auszurotten waren, immer mehr, und die Neger, welche gegen ihre Dränger mit Waffen versehen und etwas verhätschelt wurden, fingen rasch an, trotzig und unfügsam zu werden. Es trieb alles einer Katastrophe zu. Als nach Gordons Abgang unter seinem Nachfolger Reouf Pascha rasch die alttürkische Wirtschaft zurückkehrte, die Ungerechtigkeit und Willkür der Beamten wieder überhand nahm, und die Steuerschraube von neuem mit Hochdruck arbeitete, da kam die Krisis zum Ausbruch; der falsche Prophet trat auf und riß das schwankende Gebäude der ägyptischen Herrschaft nieder.

Mohammed Achmed — dies ist der Name des merkwürdigen Mannes, der den Fanatismus des mittelalterlichen Islam wie eine Brandfackel in ein modernes Staatswesen siegreich hineingeschleudert hat — war vor etwa fünfundvierzig Jahren in Dongola geboren, ein schlanker Mann von tiefbrauner Farbe, ein echter Nubier, kein Araber. In seinen jüngeren Jahren lebte er als Schiffszimmermann zu Chartum, dann entschloß er sich, „Fakir" d. i. Wanderprieſter zu werden. Diese Fakirs sind fanatische Missionare des Mohammedanismus, Koranausleger und Amulettenschreiber. Dieser letzteren Kunst und ihrem, äußerlich wenigstens, streng asketischen Leben, verdanken sie ihren oft ungeheuren Einfluß auf die rechtgläubige Bevölkerung. Sie führen zumeist den Titel eines Scheich (Ältesten). So lernte denn Mohammed Achmed als erwachsener

Mann noch lesen und schreiben und eröffnete dann in Chartum eine kleine Schule; da ihn aber hier die Nähe vieler Franken und Ungläubigen störte, ging er erst in die Gegend von Tamaniat, dann auf die Insel Aba südlich von Chartum im Weißen Nil, wo er sich mit den eignen Nägeln eine Höhle grub. Hier in der Einsamkeit der von den gelben Nilwogen umrauschten Insel zwischen Flußpferden und Krokodilen bereitete er sich zu der Rolle vor, die er zu übernehmen gedachte.

Nach der Tradition des Islam hat nämlich der Prophet für das vierzehnte Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung einen Machdi (d. i. der von Gott auf den rechten Weg Geleitete) vorausgesagt, der gleichfalls den Namen Mohammed führen und die ganze Welt dem Islam unterwerfen soll. Dieser Machdi zu sein gab Mohammed Achmed vor, war auch wahrscheinlich selbst bis zu einem gewissen Grade von der Göttlichkeit seiner Sendung überzeugt. Wer will entscheiden, wie in der Seele eines solchen religiösen Schwärmers sich aufrichtiges Überzeugtsein mit Selbstbetrug und bewußter Heuchelei mischen? Durch die That hat er bewiesen, daß er die zur Durchführung solcher Prophetenrolle nötigen Eigenschaften besaß.

Im Juli 1881 kam an den Generalgouverneur des Sudan, Reouf Pascha, in Chartum die Meldung, daß der bis dahin unbekannte Scheich Mohammed Achmed Briefe verschicke, in welcher er sich für den erwarteten Machdi erkläre und die Umwohner, Baggara-Araber südlich von Kordofan, ja selbst die Provinzialgouverneure auffordere, an ihn zu glauben und ihm zu gehorchen. „Wisset," so hieß es in einem dieser Briefe, „daß Gott mich berufen hat zum Kalifat und daß der Prophet, Herr des Lebens, den Gott segnen möge, verkündet hat, daß ich der erwartete Machdi sei, und mich gesetzt hat auf seinen Stuhl über die Fürsten und Edlen. Und Gott hat mich unterstützt mit seinen Engeln und mit den Propheten und den Erwählten und desgleichen mit den Gläubigen unter den Dschinns (Genien, Dämonen). Und er hat auch gesagt: Gott hat dir Zeichen deiner Sendung gesetzt und diese sind die Warzen auf der rechten Wange, und noch ein andres Zeichen gab er mir, das ist, daß aus dem Lichte eine Fahne erscheint, welche mit mir ist in der Stunde des Kampfes und getragen wird von dem Engel Asrael, Gott segne ihn. Und er hat mich auch wissen lassen, daß, wer mich anfeindet, ein Ungläubiger ist, und wer mir den Krieg macht, trostlos und verlassen sein wird in beiden Wohnstätten (Himmel und Erde), und daß seine Güter und seine Kinder (Proklamation der

Sklaverei!) eine gute Beute sind für den Gläubigen." Solche Briefe, sein ganzes Auftreten, sowie die Verheißung „der Güter und Kinder" der Ungläubigen hatten ihm bereits eine ganze Gemeinde gesammelt.

Reouf Pascha sandte auf die Kunde hiervon einen gewissen Abu-Saud nach Aba, um den Fakir nach Chartum zu bringen. Der fand dort den Mohammed Achmed umgeben von 5—600 Mann, alle mit Eisenketten umgürtet und mit gezogenen breiten Schwertern um ihn stehend; er selbst saß auf einem erhöhten Pfosten mit dem Stabe in der Rechten. Abu-Saud hielt ihm unter anderm vor, daß die Regierung ebensogut islamitisch sei, wie er selbst, was er denn eigentlich wolle; er aber verneinte dies, weil sie dulde, daß die Christen Kirchen hätten und überdies Steuern eintreibe. Als dann der Regierungsbote drohend auf die Kanonen, Hinterlader und Dampfschiffe hinwies, erwiderte der Prophet: „Wenn die Soldaten auf mich und meine Anhänger schießen, so werden uns die Kugeln kein Leid thun, und wenn ihr mit den Dampfschiffen kommt, werden diese mit den Kanonen versinken." So kehrte Abu-Saud unverrichteter Sache zurück.

Der Pascha ließ nun 300 Mann Infanterie nebst einer Kanone einschiffen, eine Macht, mehr als genügend um den Aufstand im Keime zu ersticken. Aber Ungeschick und Uneinigkeit der Führer bewirkten einen vollständigen Mißerfolg. Bei Tagesanbruch landete man, und eine Schar Soldaten ging von Norden her gegen das Dorf vor, aber ordnungslos, einer hinter dem andern. Der führende Offizier erblickt einen Mann, der, umgeben von mehreren Arabern, den Anmarsch der Soldaten beobachtet. Er glaubt, Mohammed Achmed vor sich zu haben, geht hurtig auf ihn zu, fragt ihn, warum er Unruhe und Aufregung verursache, und schießt ihn nieder, ohne auch nur eine Antwort abzuwarten. Es war aber nicht der Prophet gewesen, den er tötete, und im nächsten Augenblick war er samt seinen Soldaten niedergemacht; die andern in kleinen Trupps herankommenden Krieger aber weigerten sich geradezu, auf die heiligen Männer zu schießen. Diese aber stachen an 130 Soldaten nieder, der Rest warf die Gewehre fort und floh. Während dessen hielt der Machdi am Ufer dem Dampfer gegenüber ruhig zu Pferde. Der Kanonier, der mit der Kanone auf ihn schießen sollte, verlor angesichts des Mannes allen Mut, konnte erst weder Pulver noch Kugeln finden und als er endlich geladen hatte, schoß er in die Luft; der Machdi ritt ruhig davon. Kläglich geschlagen kehrte die Expedition nach Chartum zurück.

Nun erhielt der Mudir von Kordofan den Befehl, mit einigen Compagnien regulärer Truppen den Machdi unschädlich zu machen. Dieser zog sich schlau vor der drohenden Gefahr zum Berge Gedir nordwestlich von Faschoda zurück. Die feindlichen Parteien lagerten eine Nacht so nahe aneinander, daß die Aufständischen die Signale der ägyptischen Truppen deutlich hörten. Einen Monat kampierte der Mudir, ein abergläubischer Alttürke, ruhig im Felde, wartete auf den Machdi, der natürlich nicht aus seinem Schlupfwinkel herauskam, und kehrte dann, froh, ihn nicht gefunden zu haben, nach Hause zurück. Nun versuchte es der Mudir von Faschoda, ein thatendurstiger Hitzkopf, gegen den Befehl des Generalgouverneurs auf eigne Faust mit 400 Mann Soldaten und 1000 Schilluknegern. Diesem Zuge schloß sich auch der in Faschoda als Beamter stationierte Deutsche Karl Berghoff an. Allein am 8. Dezember 1881 wurde am Berge Gedir fast das ganze Corps samt dem Führer, allen Offizieren und unserm Landsmanne von den Lanzen der berittenen Baggara-Araber, die den Kern der Streitkräfte des Machdi ausmachten, niedergestochen. Nur wenige entkamen und eine reiche Beute an Remingtongewehren und Munition fiel den Aufständischen in die Hände.

Jeder neue Erfolg vermehrte natürlich bei der allgemeinen Erbitterung gegen die ägyptische Herrschaft die Anhänger des Machdi außerordentlich, und in Kairo, selbst in Chartum, hatte man immer noch keine Ahnung von der Natur des Aufstandes, der jetzt plötzlich nach dem Sennar, der üppig-reichen Provinz zwischen Blauem und Weißem Nil, der Kornkammer von Chartum, übersprang. An tausend Baggara erschienen ganz unvermutet vor der Hauptstadt Sennar, die Garnison in derselben machte einen Ausfall, wurde aber geschlagen und die Aufständischen drangen zugleich mit den Fliehenden in die Stadt ein. Die Baggara verwüsteten und plünderten nun die Stadt, konnten aber die vom Dache aus durch gutgezieltes Gewehrfeuer verteidigte Kaserne und das Regierungsgebäude nicht einnehmen. Doch führte die Nachricht von der Einnahme Sennars den Rebellen von neuem Tausende zu; an 40000 Menschen sollen vor und in der Stadt gelagert haben. Inzwischen mußte sich auch die Stadt Karkodsch oberhalb Sennars ergeben. Die jüdischen und griechischen Kaufleute nahmen hier, um sich vor Mord und Plünderung zu schützen, zum Scheine den Islam an, zogen als Derwische gekleidet in Prozession durch die Stadt unter dem Gesange: La Illâh illa Allâh wa Mohamed Achmed mahdi Allâh (es gibt keinen Gott als Gott allein und Mohammed Achmed ist sein Machdi). Giegler Pascha, ein geborner Österreicher, Vicegouverneur von Chartum an

Stelle des abgegangenen Reouf, konnte zunächst gegen die Empörer in Sennar und Karkodsch nichts thun, weil unterhalb dieser Orte bei Abu-Harras sich ein Scherif (Edler) als Wesir el Machdi (Stellvertreter des Machdi) aufgethan hatte und die ganze Gegend in Aufstand brachte. Die gegen ihn von Giegler Pascha gesandten Truppen wurden überwältigt, wobei auch Frauen mitkämpften und ganz besonders die jungen Mädchen sich durch megärenhafte Wildheit hervorthaten; man fand später an den Toten zahlreiche Bißwunden! Endlich erschienen hier 2500 Kämpfer vom treu gebliebenen Stamme der Schukuri-Araber zu Hilfe, zur Hälfte in völlig mittelalterlichem Aufzug, mit Kettenpanzer, Arm- und Beinschienen und einem Stahlhelm auf dem Kopfe, beritten mit den besten Vollblutpferden. Diese nahmen hinter den feigen Soldaten Aufstellung und drohten jeden Fliehenden zu erstechen. So zum Standhalten gezwungen, schossen die Soldaten mit ihren Hinterladern die mit furchtbarer Todesverachtung anstürmenden Empörer zusammen und schonten dann im Dorfe weder Weib noch Kind. Die Leiche des Scherif, der man den Kopf schon halb vom Rumpf getrennt hatte, wurde mit Teppichen bedeckt auf ein Kamel gebunden und, umringt von herumgaloppierenden Panzerreitern, unter tosendem Hallo vor den Pascha gebracht, nach seinem eignen Ausspruch eine unbeschreiblich aufregende, bei aller Wildheit doch hoch malerische Scene. Nun wurde auch die Hauptstadt Sennar befreit. Hier hatten die in der Kaserne und deren Umgebung Belagerten sieben Tage lang Tag und Nacht unter den Waffen stehen müssen. Da erschien ein Haufen Truppen vor der Stadt, man wußte nicht, ob Freund oder Feind. Die Rebellen schicken Boten an den Führer, ob er es mit ihnen oder den Türken halten wolle. Dieser antwortet nicht, marschiert in geschlossener Kolonne mitten durch die Aufständischen, macht am Flusse halt, läßt Carré formieren, die Munition ausschütten und ruft nun seinen Leuten zu: „Schießt, meine Kinder." Den ganzen Tag stürmten die fanatisierten Massen gegen das Carré, Hunderte, Tausende wurden erschossen; schon begann die Munition auszugehen, da hatten die Araber genug und zogen sich zurück. Sennar war befreit. Damit war es mit dem Aufstand im Sennar vorläufig zu Ende, nur an einzelnen Stellen glomm es hier noch fort.

Gegen den Machdi selbst führte inzwischen der neue Mudir von Sennar, Jussuf Pascha, ein Dongolaner und ehemaliger Hauptsklavenhändler, ein aus Soldaten und irregulären Truppen kombiniertes Corps von mindestens 2000 trefflich bewaffneten Kriegern. Giegler Pascha hatte bei der Ausrüstung weder Mühe noch Kosten

gespart und den Truppen namentlich Ordnung und Wachsamkeit ans Herz gelegt. Kaum aber war das Corps aus Chartum ausgezogen, so liefen etwa 500 Dongolaner mit Sold, Waffen und Munition zu ihrem Landsmann, dem Machdi, hinüber — ein übler Anfang, dem ein noch übleres Ende folgen sollte. Denn Anfang Juni 1882 wurde diese ganze Heeresmacht, auf deren Erfolg man in Chartum mit Sicherheit gerechnet hatte, am Berge Gedir in einem ungeheuern Blutbad, dem nur wenige entrannen, vernichtet.

In allen diesen Kämpfen bedienten sich die Empörer nur der langen Stoßlanze und des haarscharf geschliffenen Schwertes. Von den erbeuteten Gewehren, die von den Derwischen und Fakiren als Waffen der Ungläubigen geächtet wurden, machten sie keinen Gebrauch. Sie siegten gegen das unaufhörlich rollende Schnellfeuer der Hinterlader nur durch den todesmutigen Ansturm gewaltiger Massen, der sich über Hunderte von Leichen hinweg seine Bahn brach. Erst später, als die ägyptischen Soldaten massenhaft zum Machdi übergingen und die Beute an Gewehren und Patronen ungeheuer wurde, nahmen auch sie diese modernen Waffen in Gebrauch.

Nach diesem neuen Erfolge verließ der Machdi seine Berge und wandte sich gegen Kordofan, dessen Eroberung er im zuversichtlichsten Tone ankündigte. Von Unterägypten aus konnte gar nichts gegen ihn gethan werden, da dort Arabi gerade die Fahne der Empörung erhoben hatte. So zog denn der Machdi mit mindestens 60000 Mann gegen die Hauptstadt Kordofans, El Obeïd, allein sein erster Angriff scheiterte unter ungeheuren Verlusten an den von 6000 Mann und 12 Geschützen verteidigten Wällen der Stadt. Schon drangen die Stürmenden mit den zurückweichenden Soldaten im Handgemenge in der Stadt ein, da ließ der Kommandant, Iskander Bei, in die kämpfende Masse mit Granaten hineinfeuern. Zwar kamen dadurch auch 300 seiner eignen Soldaten um, allein die Stadt war gerettet. Für den Augenblick wich der Machdi zurück, bald aber erschien er neuverstärkt wieder und schloß nun die Stadt regelrecht ein. Bald wütete in derselben der Hunger, das letzte Huhn kostete 500 Thaler, die Soldaten aßen ihre Gewehrriemen. So ergab sich die Besatzung im Januar 1883 dem Machdi. Bei seinem feierlichen Einzug stürzte Iskander Bei, von der Macht und der Persönlichkeit des Machdi ergriffen, ihm zu Füßen und ging mit seiner ganzen Truppe zu ihm über.

Ganz Kordofan und die Straße bis zum Weißen Nil war nun in der Gewalt der Aufständischen, und auch der Sennar begann von neuem unruhig zu werden. Bis dahin hatte man die ganze

Sache auf die leichte Achsel genommen und Fehler auf Fehler gehäuft. Jetzt geriet der neue Minister des Sudan, Abdelkader in Chartum, für diese Stadt und für sich selbst in Besorgnis und ließ durch einen 5 Kilometer langen Kanal den Weißen mit den Blauen Nil verbinden, so daß Chartum zu einer durch fünf Forts leicht zu verteidigenden Inselfestung wurde. Nun aber gestaltete sich die Lage für die Ägypter etwas günstiger. Arabi war im September durch die Engländer geschlagen; nun konnten von Kairo aus Truppen nilaufwärts gesandt werden. Der englisch-indische Oberst Hicks erschien mit einer Anzahl andrer englischer Offiziere und begann die Bildung eines neuen Heeres, zu welchem vorwiegend Arabis entehrte und degradierte Truppen verwendet wurden, die zum großen Teil in Ketten nach dem Sammelplatze bei Kairo geschleppt werden mußten. Seine totale Unkenntnis des Landes, des Volkes und der Sprache, der einem Engländer im Verkehr mit Orientalen fast nie fehlende Hochmut, sowie der Eifersucht der ägyptischen Beamten und Offiziere erschwerten ihm seine Aufgabe. Dennoch gelang es ihm, in einer Reihe von Gefechten im Sennar und am Weißen Nil die Empörer zu schlagen, so daß im Sommer 1883 mit Ausnahme von Kordofan und Darfur der Aufstand im großen und ganzen als bewältigt angesehen werden durfte.

Nun aber wurde die Wiedereroberung Kordofans selbst beschlossen. Das schien notwendig, weil Sendlinge des Machdi bereits die Bewohner von Chartum aufzuwiegeln suchten. Damals schrieb Iskander Bei, der zum Machdi übergegangene Kommandant von El Obeïd, einen Brief an die Chartumer Behörden, der als das erste offizielle Dokument des Machdi anzusehen ist. Darin heißt es: „Von den Dienern Gottes Mohammed Iskander und Jussuf Mansur, vordem Offizieren des Kordofanheeres, nun Gehilfen des Machdi, Friede sei mit ihm, an alle mohammedanischen Offiziere der Armee in Chartum. Wir warnen Euch, Freunde, und raten Euch gewissenhaft, gemäß den Überlieferungen des Propheten, Gruß und Friede sei mit ihm, wir wurden nicht gezwungen, Euch diese Warnung zu schreiben, sondern aus Furcht vor Eurer Vernichtung und bösem Ende, geben wir Euch diese unsre freien Ratschläge. Freunde, wir sind mit dem Machdi, und da wir es regelmäßig die letzten sechs Monate gewesen und alles hören, was er sagt, so haben wir nicht ein Körnchen Böses in ihm gefunden oder seiner heiligen Sendung Ungehöriges. Bei dem großen Gott und dem vortrefflichen Koran schwören wir, daß er der wahre Machdi ist, der Erwartete. — Ein Beweis dessen ist, daß die großen Beträge an Gold und Silber, welche in seinen

Besitz gekommen, für ihn ohne Wert sind, sie liegen im Moslimschatz, verwaltet von einem treuen Manne, welcher dieselben verteilt unter Witwen und Waisen und seinen Gehilfen. Der Machdi spricht höflich zu allen, er verabscheut Falschheit, sein Stolz ist die Verbreitung des Ruhmes unsrer Religion. Er ist immer lächelnd, sein Antlitz strahlt wie der Vollmond. Seine Erscheinung ist wie die der Söhne Ismaels, an seiner rechten Wange ist eine Warze und andre Zeichen, welche in den Büchern des heiligen Gesetzes geschrieben sind. Wenn wir Euch alle guten Eigenschaften des Machdi beschreiben sollten, müßten wir einen langen Brief schreiben; doch wenn Ihr gute Moslim seid, so verachtet irdische Dinge und blicket nach dem Ende und dem Paradiese. Der Weg dahin ist die Ergebung an den Seid el Machdi. Hütet Euch, gegen Moslims zu kämpfen und lasset ab, den Ungläubigen zu helfen. Mit dem zahlreichen Heere des Machdi, an 200000 streitbaren Männern, haben wir Remingtongewehre, Kanonen und Granaten, welche den Türken abgenommen wurden. Trotzdem wird der Machdi — Friede sei mit ihm — den Kampf mit Feuerwaffen verhindern; Speere und Schwerter werden allein gebraucht."

Die von General Hicks bei Chartum zusammengezogene Armee betrug 10—11000 Mann, die meistenteils ungeübt und undisciplinirt waren, und 20 Kanonen, darunter 4 Kruppsche, und 6 Mitrailleusen. Am 9. September setzte sich das Heer in Bewegung. Der ungeheure Troß, darunter 6000 Kamele, zahlreiche Kühe, Maultiere, Negersklaven und Sklavinnen, erschwerte den Marsch ungemein. Nach zwölf Tagen erst war man in Ducm, während die gewöhnliche Reisedauer nur vier Tage beträgt; dann ging es durch die Wüste auf El Obeïd zu. Wassermangel und die fürchterliche Hitze decimierte die Truppen; alle Brunnen waren zerstört. Schon von Chartum an war die Marschkolonne von Spionen umgeben, die den Machdi von allem unterrichteten, während zugleich die Verbindung nach Chartum durch die ausnahmslos feindliche Bevölkerung unmöglich gemacht wurde, so daß man daselbst von dem Schicksal des Heeres wochenlang gar nichts erfuhr. Dasselbe wurde inzwischen durch verräterische Führer in den felsigen, bewaldeten Engpaß von Kaschgil geführt und hier am 1. November von dem nach Hunderttausenden zählenden Feinde angegriffen. Wohl bildeten die Ägypter Carré und streckten die Feinde zu Tausenden durch das Feuer der Geschütze und die Salven der Hinterlader danieder; 60000 sollen gefallen sein, aber immer neue Massen traten an die Stelle der Toten. Am dritten Tage begann es an Munition zu mangeln. In ein kleines

Viereck zusammengedrängt, versuchte der Rest der ägyptischen Truppen am 4. November sich mit dem Bajonett einen Weg durch die von allen Seiten sie umschließende Menschenmauer zu bahnen. Vergebliche Mühe. Als die Anhänger des Machdi sahen, daß das mörderische Feuer ihrer Gegner verstummt war, warfen sie sich in einem einzigen mächtigen Ansturm auf die „Türken", und Mann für Mann sanken diese unter ihren Streichen. Mit Säbel und Revolver um sein Leben kämpfend, fand der tapfere General, nachdem das Kamel gefallen war, von dessen Rücken herab er die Seinen zum Angriff geführt hatte, inmitten derselben durch die Speere der farbigen Gegner den Heldentod. Mit dem General fielen fast alle Offiziere, im ganzen über tausend, darunter auch zwei deutsche Herren, der Freiherr von Seckendorff und der Arzt Dr. Rosenberg. Auf der Walstatt ließ der Machdi, der sich übrigens während der Schlacht in guter Sicherheit gehalten hatte, eine Pyramide aus Schädeln erbauen. Interessant ist die Darstellung dieses traurigen Ereignisses, welche Karamallah, ein zum Machdi übergangener ägyptischer Beamter, in einem Briefe an einen andern Beamten gibt, den er dadurch ebenfalls zum Abfall verlocken will. Dieser Brief fiel Lupton Bei, dem Gouverneur der Bar-el-Ghasal-Provinz in die Hände; darin heißt es: „Wir blieben bei dem Gebieter der Gläubigen, dem Imam, Machdi, Nachfolger Gottes — Friede sei mit ihm! — beinahe drei Monate, bis die Feinde des Glaubens, die Türken, von Chartum kamen und mit ihnen ihr Führer Hicks, der Feind Gottes und seines Propheten, und 36000 Mann, 36 Kanonen, worunter 6 große Kanonen Namens Krupp, die von 12 Maultieren gezogen werden, außerdem Raketenbatterien und Kriegsmaterial, wie das Bilsenkraut, nach dessen Riechen niemand lebt. Als der allmächtige Gott wollte, daß wir uns erhöben, standen wir am Feiertag mit dem Imam, dem Erwarteten, auf und zogen ihnen nach Alauie entgegen. Am Montag, dem gesegneten, den 4. des Monats Moharrem 1301, um 2 Uhr, unternahmen wir im Vertrauen auf Gott den heiligen Kampf zum Siege des Glaubens mit dem Ansturm der Kämpfer Gottes von allen Seiten. Ihre Macht verschwand und Gott vertilgte sie in einem Augenblicke von der Erde, und ihr Hinschlachten dauerte nur eine Viertelstunde, und zwar mit dem scharfen, schneidigen Werkzeug Kabs, das die Rücken durchdringt und zehnmal mehr Gewalt hat, als das Feuer. Nachdem Gottes Gebot an ihnen vollzogen, brannte das Feuer unsrer Lanzenspitzen in ihren Leibern und zerfleischte sie. Das ist die Strafe dessen, der Gott, seinen Propheten und den Machdi bekämpft."

Am 20. November kam die Unglücksbotschaft nach Chartum durch einen Ägypter, der drei Tage nach der Schlacht den Machdi, mit dem grünen Prophetenturban und gelbseidenem Oberkleid angethan, in El Obeïd als Triumphator hatte einziehen sehen.

Es war ein vernichtender Schlag, eine Varusschlacht, nur mit dem Unterschiede, daß nicht einmal einzelne Reiter der Vernichtung entkamen. Die wenigen noch im Sudan stehenden ägyptischen Truppen waren zumeist in kleine Garnisonen verzettelt, abgeschnitten und der freien Bewegung beraubt. Der Machdi war fortan thatsächlich der Herr des Sudan. Seine Scharen streiften unter tüchtigen Führern, unter denen namentlich Osman Digna, ursprünglich Handlungsreisender, der durch die englischen Kreuzer an dem Vertrieb seiner schwarzen Menschenware gehindert wurde, eine hervorragende Thätigkeit entfaltete, durch den ganzen ägyptischen Sudan bis an die Küste des Roten Meeres, schlossen Chartum und alle befestigten Plätze am oberen Nil ein und brachten am 6. Februar 1884 bei dem Brunnen El Teb südlich von Suakin einem ägyptischen Heere unter Valentin Baker abermals eine empfindliche Niederlage bei. Die feigen Ägypter warfen ihre Waffen, ja sogar ihre Kleider ab, um besser fliehen zu können. Von 3700 Mann ließen sich nicht weniger als 2400 wehrlos abschlachten. Baker Pascha entrann mit knapper Not dem Tode.

Suakin ist der wichtigste Hafenplatz des Roten Meeres und Ausgangspunkt der großen Karawanenstraße nach Berber. Diesen bedrohten jetzt, nach der Niederlage Baker Paschas Osman Dignas Scharen ernstlich, so daß daselbst schleunigst englische Marinetruppen gelandet werden mußten.

England hat an dem Besitz der Häfen des Roten Meeres wegen des Seeweges nach Indien ein lebhaftes Interesse, darum verstärkte es die dort stehenden Truppen auf 4000 Mann, deren Kommando General Graham übernahm. Nach einem ersten Erfolge über Osman Digna beschloß der General einen energischen Angriff und rückte mit seinen Truppen abermals von Suakin aus.

Osman Dignas auf 8000 Mann geschätzte Scharen lagerten in einer engen Thalsenkung bei den Quellen Tamaï (meist Tamanieb geschrieben). Hier griff General Graham sie am 14. März an. In zwei Vierecken hatte er seine 4000 Mann englischer Kerntruppen gegliedert, welche einander in Staffeln folgten. Trotz des vernichtenden Feuers drangen die Nubier in das zweite rückwärtige Viereck ein, richteten mit ihren haarscharfen Schwertern ein Blutbad unter den erprobten britischen Kriegern an und brachten diese zum Weichen.

Zu rechter Zeit erschien in diesem Augenblicke die englische Kavallerie auf dem Kampfplatze und hieb auf die verfolgenden Nubier ein. Diese zogen sich in ihre Stellung zurück, versuchten zwar später noch einen zweiten Angriff, aber vergeblich. Das Feuer wütete zu mörderisch; die Eingebornen wandten sich zur Flucht. Sie nahmen und gaben keinen Pardon, 2000 der Ihrigen deckten denn auch die Walstatt. Es war ein Sieg, aber ein teuer erkaufter, denn der Gesamtverlust der Engländer betrug an Toten und Verwundeten 13 Offiziere und mehr als 200 Mann, und viel hätte nicht gefehlt, daß sie von nackten, speerschleudernden Wilden, welche britische Geschütze genommen und gegen die Europäer gekehrt hatten, überwunden worden wären. Der nubischen Tapferkeit kann man seine Bewunderung nicht versagen. Sie war auch keineswegs gebrochen; denn weiter landeinwärts sammelten sich neue Scharen und an die Öffnung des Weges von Suakin nach Berber war nicht zu denken, Osman Digna hielt das Feld und ein großer Teil der englischen Truppen wurde von Suakin wieder eingeschifft, obwohl der Krieg hier nichts weniger als beendet war. England hatte nämlich inzwischen den Versuch unternommen, auf friedlichem Wege die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen und den Krieg zu beendigen.

Am 18. Januar 1884 nämlich wurde ganz plötzlich der uns bereits bekannte General Gordon, als er eben im Begriff war, sich nach dem Kongo zu begeben, um die Leitung des durch Stanley daselbst neugegründeten Staates zu übernehmen, nach Ägypten gesendet, um durch sein persönliches Auftreten und mit Hilfe der ihm zur Verfügung gestellten bedeutenden Geldmittel für die Räumung des Sudan, den England schwächlicher- und thörichterweise aufzugeben beschlossen hatte, Sorge zu tragen und die dort noch stehenden Truppen, Beamten und Europäer sicher zurückzuführen — eine unter den obwaltenden Umständen ungemein schwierige Aufgabe. General Gordon traf am 18. Februar glücklich in Chartum ein, begleitet von einem mit Rothschildschem Golde beladenen Esel. Zu dem Volke, welches ihn jubelnd umdrängte und seine Hände und Füße küßte, sagte er: „Ich komme ohne Soldaten, aber mit Gott an meiner Seite, um die Übel des Sudan gutzumachen. Ich will mit keinen andern Waffen kämpfen als mit der Gerechtigkeit.“ So begann das Trauerspiel von Chartum. Kaum hatte Gordon als ägyptischer Generalgouverneur die Oberleitung übernommen, so erkannte er sofort den Machdi als Beherrscher von Kordofan an und derselbe Mann, der einen guten Teil seines Lebens der Unterdrückung der Sklaverei mit Erfolg gewidmet, gestattete durch eine Proklamation

die Sklavenhaltung. Es war ein politischer Schachzug, aber eine tiefe Demütigung, die nicht einmal den erwarteten Erfolg hatte. Am 14. Juni traf in England die Nachricht ein, daß Berber (unterhalb von Chartum am Nil gelegen) in die Gewalt des Machdi gefallen sei, und erregte große Besorgnisse um die Sicherheit Ägyptens und das Schicksal Gordons. Dieser wurde in Chartum von einem Heere des Machdi eingeschlossen und hatte nur mittels einiger bewaffneter Nildampfer noch Verbindung nach außen; nur spärliche Nachrichten über sein Verhalten gelangten auf Umwegen nach Europa, und auf den Bazaren in Dongola fanden Gerüchte von der Niederlage seiner Truppen und Gordons Tod Verbreitung und Glauben. Es wurde bekannt, daß der Machdi das unterhalb von Chartum gegenüber dem Zusammenflusse des Weißen und Blauen Nils auf dem linken Stromufer bei Omderman gelegene verschanzte Lager genommen und besetzt habe, daß mehrere Ausfälle Gordons zurückgeschlagen worden seien und dieser sich genötigt gesehen habe, die Stadt Chartum, deren Einwohner größtenteils Anhänger des Machdi waren, aufzugeben und seine wenigen Truppen und Geschütze in zwei hochgelegene, zur Verteidigung eingerichtete feste Gebäude, den Gouverneurpalast und das Regierungsgebäude, zurückzuziehen. Von dort aus wurden die zur Stadt führenden Karawanenstraßen mit Geschütz beherrscht, und mit Hilfe der Nildampfer konnten von Zeit zu Zeit Lebensmittel herangeschafft werden; doch war die Lage Gordons immerhin außerordentlich gefährdet.

General Gordon

Englands Ansehen forderte nunmehr gebieterisch, der umsichgreifenden Macht des Machdi im Sudan militärisch entgegenzutreten, und im Juni 1884 beschloß die englische Regierung ein Heer nach Chartum zu senden. Englands bester General, Lord Wolseley, wurde mit dem Oberbefehle betraut und leitete auch die Vorbereitungen für den Feldzug. Die für das Expeditionscorps bestimmten Offiziere und Mannschaften wurden mit großer Sorgfalt ausgewählt und auch ein Teil der Artillerie mit Kamelen bespannt, um den in der Wüste marschierenden kleinen Kolonnen wenigstens einige Geschütze mitgeben zu können.

Schon zu Anfang des Juli wurden zu Woolwich Vorbereitungen für den bevorstehenden Wüstenmarsch getroffen, aber erst zu Anfang

Dezember, also volle fünf Monate nach Beginn der Mobilmachung des Expeditionscorps, war dasselbe vollständig über die Südgrenze Ägyptens hinausgekommen. Am 16. Dezember traf Lord Wolseley in Korti am Nil bei Ambukol ein. Man hatte nun bereits die ersten drei Katarakte hinter sich und verhältnismäßig geringe Verluste in den Stromschnellen erlitten. Beim zweiten Katarakte büßte im Durchschnitte jedes Bataillon drei Boote und achtzehn Soldaten ein, und beim dritten Katarakte war der Verlust ganz unbedeutend. Gegen Jahresschluß, am 28. Dezember, rückte die Vorhut aus dem Lager von Korti im Nilthale weiter vor.

Schon schien alle Aussicht vorhanden, daß die zum Entsatz des in Chartum eingeschlossenen Gordon ausgesendeten englischen Truppen ihr Ziel erreichen würden; Ende Januar 1885 waren sie nur etwa noch dreißig Stunden von dort entfernt. Aber gleichzeitig trafen auch Nachrichten ein, die von blutigen Kämpfen meldeten, welche die Engländer mehrere Tage hintereinander zu bestehen gehabt, in denen viele Offiziere gefallen und der englische Befehlshaber schwer verwundet worden wäre. Leider stellte sich bald heraus, daß die wirkliche Lage der Dinge die schlimmsten Befürchtungen noch bei weitem übertraf. Am 5. Februar traf die von Wolseley gemeldete Schreckenskunde ein, daß Chartum am 26. Januar vom Machdi durch Verrat genommen und General Gordon ermordet worden war. Als er am 26. Januar in seiner Wohnung die durch Verrat in die Stadt gekommenen Horden des Machdi durch die Straßen toben hörte, trat er heraus und wurde auf der Schwelle seines Hauses durch einen Dolchstoß tot zu Boden gestreckt. Daran knüpfte sich in der eroberten Stadt ein allgemeines entsetzliches Morden; alle Anhänger Gordons wurden niedergemetzelt, selbst Frauen und Kinder nicht geschont, und das Blut floß in Strömen durch die Straßen.

Wir haben von dem Falle Chartums einen Bericht des Machdi selbst, gerichtet an seinen nunmehrigen Emir, den schon oben (S. 82) erwähnten Karamallah. Darin heißt es: „Ich thue Dir zu wissen, mein Lieber, daß gemäß dem unfehlbaren Versprechen Gottes und seiner unveränderlichen Güte die Stadt Chartum erobert worden ist mit Hilfe des Lebenden, des Ewigen und der Truppen des Glaubens, die sich ans Werk begaben und die Verschanzungen erstürmten im Vertrauen auf Gott, den Herrn der Welt. In etwa einer halben Stunde oder weniger befiel die Feinde Gottes, was ihnen gebührte: sie wurden vertilgt bis zum letzten und ihre Feste. Obgleich sie sich stark vorbereitet hatten, fielen sie beim ersten Anprall zersprengt

ins Land unter den Händen des Heeres Gottes, der Glaubenstruppen, und suchten ihr Heil, indem sie in die Gehöfte drangen und die Thüren schlossen. Ihnen folgte unser Heer und tötete sie mit den Schwertern und brachte sie um mit Lanzen, so daß die Klagen laut wurden und das Weinen sich mehrte und alle unterlagen. Dann bemächtigten sie sich der übrigen, die die Thüren geschlossen hatten, und nahmen sie gefangen und töteten sie, und es blieben von ihnen nur wenige Frauen und Kindern. Aber der Feind Gottes, Gordon, so oft wir ihn auch ermahnt haben, abzulassen und sich Gott zu ergeben, so hat er nie gewollt, und zwar, weil er von früher her ein Rebell und Aufrührer ist. So fand er seines Geschickes Ende und erntete mit Reue, was er gesäet an Sünden, und Gott versetzte ihn in das Haus seines Zornes (die Hölle), und so wurde der Haufen der Ungerechten vernichtet, und Gott, dem Herrn der Welt, sei Dank dafür, und wer es verdient, möge das Feuer zur Strafe oder das Paradies bekommen durch Gottes Fügung, und Gott beschütze Dich vor den Abtrünnigen. Amen!"

Zwei Tage nach dem Falle Gordons kam die Vorhut des von England zu seinem Entsatze entsandten Heeres unter Sir Charles Wilson vor Chartum an. Es war zu spät. Die Truppen mußten unverrichteter Sache wieder umkehren und das stolze England ließ die Ermordung eines seiner besten Söhne aus finanziellen Gründen ungerächt. Chartum war und blieb verloren. Die englischen und ägyptischen Truppen zogen stromabwärts und räumten selbst ganz Nubien. Wadi Halfa ist der äußerste Punkt, den sie gegen die „Derwische" behaupten.

Durch den siegreichen Aufstand des Machdi waren die in den beiden Südprovinzen des ägyptischen Reiches, Bar-el-Ghasal und Hatt-el-Estiwa (Äquatorialprovinz) stationierten Beamten und Europäer von der civilisierten Welt und ihrer natürlichen Verbindung nilabwärts so gut wie abgeschnitten. Sie gerieten in die gefährlichste Lage, als der Machdi sich mit seinen fanatischen Massen gegen sie wandte. Zuerst mußte sich Slatin Bei, ein Österreicher, Mudir in Darfur ergeben, dann kam die Reihe an Lupton Bei, den Gouverneur der Bar-el-Ghasal-Provinz, einen Engländer. Er besaß nur 200 Mann reguläre Truppen und hatte außerdem mit den durch eine Zwangsrekrutierung empörten Dinkanegern zu kämpfen; von den irregulären Truppen, Dongolanern, hielten es die meisten mit dem Machdi; so mußte er sich Ende April 1884 ergeben. Sein letzter Brief an Emin vom 26. April lautete: „Lieber

Emin! Es ist ganz aus mit mir hier. Jedermann hat sich dem Machdi angeschlossen und seine Armee nimmt übermorgen Besitz von der Provinz. Was ich während der letzten Tage durchgemacht habe, weiß niemand. Ich bin völlig allein." Der einzige, der stand hielt, war unser Landsmann Emin Bei, Gouverneur (Mudir) der Äquatorialprovinz. Von ihm handeln wir in einem besondern Kapitel.

Der Sudan ist seit dieser Zeit wie mit einem eisernen Vorhang verschlossen. Keine Dampfer, keine Barken verbinden mehr den obern und mittlern mit dem untern Nil; alle Handelsbeziehungen sind vernichtet. Ein Schreckensregiment der schlimmsten Art verwüstet die Provinzen, welche unter der aufopfernden Thätigkeit tüchtiger europäischer Beamten eben angefangen hatten, sich aus dem Zustand der Barbarei emporzuarbeiten. Man kann sich die Leiden der Negerbevölkerung unter den erneuten Sklavenjagden und Raubzügen der „Gläubigen" vorstellen. Aber auch über die Nubier und Araber übt der Machdi und sein großer Rat eine grausame Säbelherrschaft. Mohammed Achmed ist an den Blattern gestorben, sein Nachfolger Kalifa tritt indes genau in seine Fußstapfen. Das Hängen und Morden soll Nachrichten zufolge, die nach Kairo gedrungen sind, in Chartum an der Tagesordnung sein, dazu soll Uneinigkeit und Parteiungen unter den Großen des Machdi herrschen. Wer Tabak raucht, wer Handel treibt, wer sein Geld nicht ausliefert, wer Getreide verbirgt, wird — gehängt.

Und die Gefangenen? Lupton Bei mußte die niedrigsten und schwersten Arbeiten verrichten, Lasten tragen, schaufeln, ziehen, kehren. Er trug nichts als eine arabische Unterhose und Filzkappe; später wurde er in der Geldmünze des Machdi beschäftigt. Im Jahre 1888 erlöste ihn der Tod aus dieser Schmach. — Slatin mußte den Vorläufer des Machdi abgeben. Barfuß und halbnackt, nur mit kurzen Unterhosen und einem Stück grünen Zeuges um die Schultern bekleidet, eine Lanze mit einer kleinen Fahne tragend, mußte er dem Pferde des Machdi vorlaufen und diesem beim Auf- und Absteigen die Steigbügel halten. Bei jeder Gelegenheit hatte er Beschimpfungen durch den Machdi zu erdulden, welcher seiner Umgebung dadurch zu imponieren suchte, daß ein Christ, ein früherer Gouverneur und Bei, ihm, dem Machdi und Propheten, jetzt den Steigbügel halten mußte. — Fast noch schlimmer ging es einem Deutschen, Namens Neufeld. Diesen hat man mehrere Male gefesselt an den Galgen geführt, ihm eine Schlinge um den Hals gelegt und ihn dann ein Stückchen in die Höhe gezogen und einige Se-

kunden in der Todesangst schweben lassen. Dann wurde er wieder heruntergelassen und unter Geschrei und Hohngelächter mit der Drohung, daß diese Behandlung noch öfter wiederholt werden sollte, ins Gefängnis zurückgeführt.

An einen Loskauf dieser Unglücklichen ist absolut nicht zu denken. Selbst wenn der Mahdi willig wäre, die Gefangenen loszulassen, würde es sein großer Rat nimmermehr gestatten. Auch von einer Wiedereroberung des Landes seitens der Ägypter und Engländer wird in absehbarer Zeit schwerlich die Rede sein.

Kapitel III.

Die Zuflüsse des Weißen Nils und die Länder der Niam-Niam.

Schweinfurths große Entdeckungsreise zu den Niam-Niam und Monbuttu. — Junkers Reisen am Uelle.

Nicht bloß die altgriechischen Dichter und Geschichtsschreiber bevölkerten das Innere Afrikas mit Menschen, welche nur drei Spannen hoch waren, in Höhlen wohnten und mit Kranichen in fortwährendem Kampfe lebten, sondern auch arabische Händler und Negersklaven, die aus den Ländern des südwestlichen Nilgebietes gekommen waren, erzählten wunderbare Geschichten von den dortigen Völkerstämmen, welche, wenn ihren Worten hätte Glauben geschenkt werden können, wirkliche physiologische, ethnographische und anatomische Rätsel gewesen wären. Dort sollten Menschen hausen, welche einen fächerförmigen Schwanz trügen, flüchtige Sklaven und sterbende Greise verzehrten und ihre Suppen mit Menschenfett würzten, und Tausende von Zwergen sollten dort ein großes, fruchtbares Land bewohnen. Wenn nun europäische Reisende fragten, wo die Sitze und welches der Name dieser wunderbaren Menschen wäre, da wies man sie in jene Gegenden, wo die südlichen Zuflüsse des Gazellenstromes ihren Ursprung haben mußten, und sprach mit stillem Entsetzen von dem wilden Volke der Niam-Niam. Sichere Kunde von diesen Zwergvölkern und Menschenfressern zu bringen, aus den wirren, sich häufig widersprechenden Berichten der Eingebornen die Wahrheit von der orientalischen Übertreibung und Lüge zu sondern, das war eine glänzende Aufgabe für einen Afrikareisenden, zumal da eine Erforschung des westlichen Quellgebietes des Nils zugleich Klarheit darüber zu verbreiten versprach, an welches Stromgebiet dasjenige des Nils im Südwesten grenze; ob jene großen, wasserreichen Flüsse, welche im Niam-Niamlande von Ost nach West strömen sollten, ihre Gewässer dem Niger oder dem Tsadsee zuschickten. Der Ruhm, Land und Volk der Niam-Niam der Wissenschaft erschlossen zu haben, blieb einem Deutschen vorbehalten, Georg Schweinfurth, welcher durch diese kühne Reise seinen Namen in die Reihe der berühmtesten Erforscher des schwarzen Erdteils stellte.

Georg Schweinfurth stammt aus einer deutschen Familie, welche nach Riga eingewandert ist; geboren in dieser Stadt am 29. Dezember 1836, genoß er in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung und zeigte schon frühzeitig Neigungen und Fähigkeiten, die in dem Knaben den künftigen Entdeckungsreisenden hätten erraten lassen können. Mit der Zeichenmappe unter dem Arme und dem Gewehre auf dem Rücken durchstreifte er die Umgebung seiner Vaterstadt, schoß Vögel, zeichnete die Denkmäler aus der Ritterzeit und sammelte Pflanzen; er war ein rüstiger Fußgänger, der, als er 1857, nach absolviertem Gymnasialkursus, seine Eltern auf einer Badereise nach Gastein begleitete, eine der ersten Besteigungen des Großglockner unter großen Gefahren glücklich ausführte. In demselben Jahre bezog er die Universität Heidelberg, um sich den Naturwissenschaften zu widmen; in München und Berlin setzte er dieses Studium fort und lernte in letzterer Stadt infolge einer botanischen Arbeit den gefeierten Afrikareisenden H. Barth kennen. Diese Bekanntschaft und die eingehende Beschäftigung mit einer Pflanzensammlung, die aus dem Nachlasse des am Blauen Nil verstorbenen Freiherrn von Barnim stammte, war entscheidend für seine Zukunft; Afrika wurde das Land seiner Sehnsucht, die Erforschung des Nilgebietes das Ziel seines Strebens. Schon in den Jahren 1865 und 1866 machte er eine Reise in das Gebiet des Blauen Nils, deren Resultate von großer wissenschaftlicher Bedeutung waren. Als daher im Jahre 1868 mit den Mitteln der Humboldtstiftung eine neue Entdeckungsreise ausgerüstet werden sollte, entschied sich die Mehrzahl der Akademiker, welche mit der Wahl der betreffenden Persönlichkeit betraut waren, für Dr. Schweinfurth und dessen Projekt einer vorzugsweise botanischen Erforschung der Länder am Bahr-el-Ghasal.

Am 30. Juni 1868 verließ Schweinfurth Berlin und erreichte bereits Mitte Oktober Chartum, wo er mit den Vorbereitungen zur Weiterreise beschäftigt, bis zum Jahresschlusse verweilte. Einige Jahre zuvor hatte Fräulein Alexine Tinne mit ihren Begleitern Heuglin und Steudner eine Expedition in das Quellgebiet des Gazellenstromes und seiner südlichen Nebenflüsse unternommen, hatten aber von Anfang an mit der Gegnerschaft der Chartumer Sklaven- und Elfenbeinhändler zu kämpfen gehabt und sich daher genötigt gesehen, nach unendlichen Opfern an Geld, Gesundheit und Menschenleben Anfang 1863 kurz vor Erreichung des Zieles umzukehren. Die Schicksale dieser Expedition waren für Schweinfurth lehrreich gewesen; er hatte daraus gelernt, daß es fast unmöglich war, ohne Unterstützung

oder gar gegen den Willen der Chartumer Händler in jene Gegenden vorzudringen, und daß er sich von vornherein in den Schutz dieser von ihm gründlich verachteten Menschenklasse begeben müsse. Durch die Vermittelung des türkischen Generalgouverneurs des Sudan, Djaffer Pascha, der sich des deutschen Reisenden in außergewöhnlich zuvorkommender Weise annahm, schloß er mit dem koptischen Großhändler Ghattas einen Kontrakt ab, nach welchem dieser gegen eine Geldentschädigung sich verpflichtete, dem Reisenden Beförderung, Schutz und Unterhalt zu gewähren, ohne ihn indes zu hindern, sich nach seiner Wahl andern Elfenbeinhändlern anzuschließen. Dieser Vertrag war für Schweinfurth von dem größten Vorteil. Die mit Dornverhauen verschanzten Niederlassungen Ghattas' und andrer Händler waren seine Standquartiere, die Sklaven dieser Menschen seine Träger und Führer, ihre Soldaten seine Bedeckung; so reiste er sicherer und bequemer als alle früheren Reisenden in diesen Ländern, wo eben nur der Sklavenhändler herrscht, und da sein abgehärteter Körper dem erschlaffenden tropischen Klima und seinen Fiebern erfolgreichen Widerstand leistete, so gelang es ihm nicht nur, viel weiter nach Westen als Heuglin vorzudringen, sondern auch die südwestliche Wasserscheide des Nilgebietes zu überschreiten und in diesem innersten Kerne Afrikas, gleich weit vom Roten Meere und vom Busen von Guinea, eine neue Welt aufzuschließen. Begleiten wir unsern mutigen Landsmann auf seiner Wanderung zu dem Menschenfresservolke der Niam-Niam oder, wie sie sich selbst nennen, Sandeh.

Ungefähr 50 Meilen südlich von dem Sumpfsee Meschra el Rek, in der Hauptseriba des arabischen Elfenbeinhändlers Abd-es-Sammat in herrlicher wald- und bergreicher Gegend, hatte Schweinfurth sein Standquartier aufgeschlagen, um von den Mühseligkeiten seiner früheren Reisen auszuruhen und Vorbereitungen für die Expedition in das Niam-Niamland zu treffen. Abd-es-Sammat, Schweinfurths Gastfreund, war ein trefflicher Mann, in seiner aufopfernden Freundschaft eine wunderbare Erscheinung in jenem Lande, wo der Sklavenhandel alle Leidenschaften des Menschen entfesselt hat. 30 Träger waren Schweinfurth von diesem Araber kostenfrei für die ganze Reise zur Verfügung gestellt worden, so daß dessen Begleitung aus mehr als 50 Personen bestand; da sich nun der Expedition auch eine Compagnie des koptischen Händlers Ghattas, des früheren Beschützers Schweinfurths, angeschlossen hatte, so bestand die im Gänsemarsch einherziehende Kolonne aus 700—800 Köpfen, welche in drei Abteilungen, unter drei Fahnen und kom-

mandiert von Abd-es-Sammat und zwei Hauptleuten, am 29. Januar 1870 zum Abmarsch fertig war. An dem Pfahlwerk der Seriba opferten die Nubier ein Schaf, in dessen Blut beim Vorüberziehen die Fahnen getaucht wurden, dann ging es hinaus in die Steppe, als die Sonne dem Zenith schon nahe stand. In den ersten Tagen zog man durch eine parkähnliche, unbewohnte Landschaft. Zwischen den sonnenverbrannten Grasflächen erheben sich herrliche Wälder von Terminaliabäumen, welche unsern Eichen gleichen; hinter ihren schwarzen Stämmen, zwischen die, bei völligem Mangel an Unterholz, der Blick tief eindringen kann, äugen braune Antilopen, um, in Zickzacklinien sich hin- und herwerfend, das Weite zu suchen, wenn sie die angelegte Büchse erblicken; in dem dichteren Walde, der sich in den Flußniederungen hinzieht, hausen Scharen von Büffeln, und Affen beleben die großblätterigen Bäume. Im Süden erhob sich ein Höhenzug mit kahlen Gipfeln und bewaldeten Abhängen; hinter diesem lag das geheimnisvolle Land der Niam-Niam. Die Hitze war groß und der Marsch beschwerlich; einer von den Trägern stürzte, ein dürrer, schwindsüchtiger Bursche; sein Gepäck wurde einem andern aufgeladen und teilnahmlos marschierte die Karawane an dem armen Neger vorüber, der den Tieren der Wildnis preisgegeben wurde. Jenseits des Tondjflusses lagen die ersten Dörfer der Niam-Niam, welche Schweinfurth am 3. Februar erreichte. Obgleich der Häuptling Nganje dem Händler Abd-es-Sammat befreundet war, so hatten doch die Bewohner jener Ortschaften, wo die Fremden erschienen, ihre Wohnungen sämtlich verlassen und saßen nun mit Weib und Kind, mit Hunden und Hühnern, mit ihren Guitarren, Töpfen, Körben und allem Wirtschaftsgeräte in dem dichten, rohrartigen Grase der Steppe.

In dem Weiler des Fürsten selbst, von weitem schon an der Menge von Schildern kenntlich, die an Bäumen und Pfählen aufgehängt waren, herrschte großes Leben; hier zeigten sich Schweinfurth die Niam-Niam zum erstenmale in ihrem volle Staate, mit Fellen umhängt und geschürzt, wie es sich ziemt für ein Volk, unter dessen Beschäftigungen die Jagd eine so hervorragende Rolle einnimmt, mit Strohhüten voller Federn und mit Kaurimuscheln geziert, die vermittelst langer Nadeln von Eisen und Kupfer keck auf die hoch aufgeputzte Haartour gesteckt waren, die schokoladenbraune Haut mit dem schwarzen Safte des Blippo in Tigermustern beklecksi.

In Hütten, die sich von denen seiner Unterthanen in nichts unterschieden, lebte hier Nganje mit einem Dutzend Weiber. Als Schweinfurth vor ihm erschien, saß er fast nackt, ohne Waffen oder

fürstliches Abzeichen, auf einer Bank und bewillkommnete ihn mit der dargebotenen Rechten, ohne aber Neugierde nach seiner Heimat und dem Zwecke seiner Reise zu äußern. Nganjes Gebiet besteht zum größten Teil aus Steppenland, das hier und da unterbrochen wird von Felskuppen; wohlangebautes Land findet sich nur in den Niederungen am Rei, einem Nebenflusse des oberen Djur; dort machen die verschieden gefärbten Ackerparzellen, von einem Hügel aus gesehen, fast einen europäischen Eindruck. Weiler reihte sich an Weiler und jeder trug die im ganzen Niam-Niamlande beobachtete Anordnung zur Schau. Zwei, höchstens drei Familien wohnen bei einander in acht bis zwölf Hütten, welche im Kreise um einen Freiplatz errichtet sind, dessen Boden, aufs sauberste gereinigt, in der Mitte einen zum Aufhängen der Jagdtrophäen dienenden Pfahl trägt. Da finden sich oft Schädel der seltensten Tiere, prächtige Hörner von Antilopen und Büffeln, aber auch Menschenschädel, gedörrte Arme und Hände. Am oberen Djurflusse, den die Karawane am 7. Februar überschritt, hört die Steppennatur des Landes auf und es beginnt der herrliche Buschwald; wo dieser großartige Park sich lichtet, da erscheinen kleinere Grasflächen und Ackerland, das sich aber nach zweijährigem Brachliegen wieder in den dichtesten Wald umzugestalten vermag. Der liebliche Zauber dieser Landschaften zur Frühjahrszeit, im April und Mai, spottet jeder Beschreibung.

Das Wetter war schön und gesund, und die Regen, welche sich in einzelnen Nächten schon einstellten, kühlten die Luft ab. So war der Marsch in diesen herrlichen Gegenden ein großer Genuß, zumal da die Karawane Abd-es-Sammats sich in befreundetem Gebiete befand und keinen Mangel an Lebensmitteln litt. Obgleich die Bevölkerung jener Weiler und die durch neuen Zuzug auf tausend Köpfe angewachsene Mannschaft große Lieferungen von Lebensmitteln von den Niam-Niam erhielt, so mußte doch Abd-es-Sammat mit Strenge darüber wachen, daß bei der Verteilung nichts vergeudet wurde. Die Fütterung der Träger gestaltete sich immer zu einem großartigen, durch das Zusammenströmen von mehreren hundert Eingebornen belebten Bilde. Berge von Breiklumpen lagen da, präsentiert auf großen Baumblättern und umgeben von einem Kranze lieblich duftender Saucen und hundert und aberhundert Töpfchen, Schalen, Krügen, Kalabassen. Auf der einen Seite die nach ihrer Herkunft aufgestellten Gruppen der Träger, auf der andern geschlossene Haufen grell von ihnen abstechender Niam-Niam, mit neidischen Blicken der Fütterung zusehend. Abends und morgens vor Sonnenaufgang wurden die Hauptmahlzeiten gehalten.

Schweinfurth sah dann eine wunderbare Auswahl von Speisen, vor denen sich sein verwöhnter europäischer Geschmack ekelte, die aber von den Sklaven und Soldaten mit dem größten Appetit verzehrt wurden. Da gab es einen zu Grütze verkochten Brei von grob verriebenem, ungereinigtem Telebunkorn, das bei uns kein Vieh fressen würde, das aber dort die Stelle des Brotes vertrat, Brühen und fette Suppen aus tierischem und vegetabilischem Fette, Kräutern und Wasser bereitet, käseartige Ballen aus dem zerriebenen Fleisch gedörrter Fische, und wenn es hoch herging, gedörrtes Fleisch von Elefanten und Büffeln. Am meisten reizte die Nachkost: Kürbisse, Maniok, Bataten und grüne Bananen. Schweinfurth konnte sich an diese Niamdelikatessen nicht gewöhnen und überließ selbst dann, wenn er in der Hütte eines Häuptlings zu Gaste war, diese Speisen seinen Leuten. Schlimm für ihn war es, daß Steppe und Wald, je weiter nach Süden, um so ärmer an Wild waren; kaum daß er einige Perlhühner oder eine Antilope, die der Jagdleidenschaft der zahlreichen Bevölkerung entgangen war, zu Schuß bekam. Auffallend war es, daß der weibliche Teil des Niam-Niamvolkes sich von dem Verkehr mit der Karawane fern hielt: nur Männer brachten die Lebensmittel zu den Halteplätzen der Karawane, während die Frauen bei einer zufälligen Begegnung mit Fremden weit vom Wege abbogen oder mit verdecktem Gesichte warteten, bis der Zug vorübermarschiert war. Es hat dieses in Afrika äußerst auffallende, zurückhaltende Benehmen der Weiber seinen Grund in ihrer sklavischen Stellung und in der offen zur Schau getragenen Eifersucht der Männer; auch unter den Niam-Niam ist die Polygamie verbreitet, aber dieses wilde Jägervolk, das sich vor dem Menschenfraße nicht scheut, kennt die Liebe; das letzte wendet der Mann daran, ein in Gefangenschaft geratenes Weib zu befreien und gibt seinen ganzen Elfenbeinvorrat dem Nubier des Chartumer Händlers, der ihm sein Weib zurückhält. In denjenigen Gegenden aber, wo die Sklavenhändler längere Zeit ihr Unwesen getrieben haben, haben auch die Schwarzen ihre natürliche Empfindung und Anhänglichkeit an die Ihrigen allmählich in der fortwährenden Angst um das eigne Leben und unter den täglichen Beispielen von Roheit und Grausamkeit verloren. So wirkt dieser entsetzliche Handel entsittlichend auch auf die, die darunter zu leiden haben.

Jenseits des Jubbo, eines der Quellflüsse des Djur, lag das Gebiet des Königs Uando. Dieser hatte gedroht, Abd-es-Sammat und Schweinfurth, der wegen seiner botanischen Studien „Pflanzenfresser“ genannt wurde, mit allen ihren Leuten umzubringen, wenn

sie die Grenzen seines Landes zu überschreiten wagen sollten, und schon war die Karawane nach den Regeln der nubischen Kriegskunst formiert, um jedem Angriffe begegnen zu können, als Abgesandte von Uando erschienen, um unter Darreichung verschiedener Kürbisschalen mit Eleusinebier die friedlichen Gesinnungen ihres Herrn zu beteuern. Abd-es-Sammat war froh darüber, daß die dreihundert Flinten seiner Mannschaft jenen Fürsten so schnell umgestimmt hatten; um sich aber vor einer heimtückischen Vergiftung zu schützen, ließ er die Boten eine Schale nach der andern leeren, ehe er sich selbst entschloß, von dem Biere zu kosten. Auch die nubischen Söldner waren froh der friedlichen Wendung und die Nacht verstrich unter unaufhörlichem Gejodel, Guitarrenklang, Paukenschlag und Hörnerschall. Dieses Eleusinebier ist ein Lieblingsgetränk der ostafrikanischen Schwarzen; es wird bereitet aus dem kleinen hartschaligen, schwarzen und bittern Korn des Telebun (Eleusine corocana), von welchem der Afrikareisende Speke erzählt, daß es gerade deshalb angebaut werde, weil selbst die gefräßigen Spatzen es verschmähen.

Nördlich von Uandos Residenz lag ein Höhenzug. Als Schweinfurth denselben überschritt, ahnte er noch nicht, daß jene Bäche, welche ihren Weg nach Südwest nahmen, nicht mehr dem Nil zinsbar waren, sondern einem andern großen Strome zuflossen, der seinen Lauf westwärts nach dem Innern des Kontinents nimmt; erst als er diesen Strom im Monbuttuland selbst erreichte, da kam er zum Bewußtsein, daß er der erste Europäer gewesen, der die südliche Wasserscheide des Nils überschritten habe.

Als er sich aber durch den dicht verschlungenen Galeriewald, welcher die steilen Flußufer bedeckte, mühsam durcharbeitete und in dem sumpfigen Busche, welcher die Niederungen überzog, über modernde Baumstämme kroch und durch schwarze, unter breitblättrigen Wasserpflanzen verborgene Schlammlachen watete, da sah er Pflanzenformen, welche dem Nilgebiete vollständig fremd waren und hätte sich leicht im Geiste in die Urwälder der afrikanischen Westküsten versetzen können. Das massenhafte Auftreten des westafrikanischen Pandanus, Bäume und Sträucher, die bisher als vorwiegend amerikanisch betrachtet worden waren, und besonders das Vorkommen des Schimpanse, dessen Heimat man bisher an die äquatoriale Westküste verlegt hatte, ließen Schweinfurth jetzt schon erkennen, daß er in ein andres großes Pflanzen- und Tiergebiet eingetreten war.

Abd-es-Sammat war vorausgezogen und hatte dem fetten König Uando durch einen ihm von Schweinfurth geliehenen Revolver den nötigen Respekt eingeflößt und eine gute Aufnahme der Karawane

vorbereitet. Deshalb war denn auch dieser Häuptling, der sich einer so großen Übermacht gegenüber wehrlos sah, nicht nur in seinem Verkehr verhältnismäßig liebenswürdig, sondern auch bereit, die Flinten herauszugeben, die im vorhergegangenen Jahre sechs ermordeten Nubiern entwendet waren, und Führer zum Weitermarsche zu stellen. Der Weg, der immer die Richtung nach Süden inne hielt, führte wie vordem durch Steppen, fruchtbare Niederungen, und über Bäche mit weiten Waldsäumen. Wenige Meilen südlich von Uandos Residenz grenzt das Volk der Niam-Niam an die Abanga. Unser Reisender war froh, als er dieses ungastliche Volk hinter sich hatte und sein Leben nicht mehr bedroht sah von Pfeilen unsichtbarer Schützen, die sich hinter dem dichten Blättergewirr der Waldbäume verborgen hatten.

Das Monbuttuland, das sich südlich von den Abanga und dem wasserreichen Uellestrom ausbreitet, wurde am 19. März erreicht. „Der Weg zum Flusse," erzählt Schweinfurth, „führte uns fast ununterbrochen durch Pisangplantagen, aus welchen ab und zu die kleinen Dächer der aus Rinden kunstvoll zusammengenähten Häuser hervorguckten. Nach kaum zwei Stunden waren wir am Ufer des großen Flusses, der seine trüben, bräunlich schimmernden Fluten zwischen hohen Uferwänden majestätisch gegen Westen wälzte, für mich ein unvergeßlicher Anblick. Denn dies war der rätselhafte Strom, der nach Westen fließen sollte, von welchem gerüchtweise und vom Hörensagen die Erzählungen der Nubier mein Interesse bereits seit dem Aufbruche von Chartum gefesselt hatten." Die Breite des Uelle betrug 260 Meter, seine Tiefe, bei dem niedrigsten Wasserstande, an keiner Stelle unter 4—5 Meter.

Auf großen Kähnen, welche aus einem Baumstamme gehauen, etwa 10 Meter lang und 1 bis $1^1/_2$ Meter breit und an den Vorderrändern durch Schnitzwerk verziert waren, wurde die große Karawane in drei Stunden durch geübte Monbuttuleute ohne allen Unfall über den breiten und tiefen Strom gesetzt. Dann führte der Weg durch ein wahrhaft paradiesisches Land in wenigen Stunden nach dem Endziel der Reise, nach dem Wohnsitze des Königs Munsa. Pisangplantagen wechselten mit Maniokfeldern; bald beschatteten den Weg hochstämmige Ölpalmen, welche, von Farnkräutern dicht überwuchert, die Pracht eines ägyptischen Dattelhaines weit übertreffen; dann wand er sich durch dichte Dschungeln, über Bäche, bergauf und bergab in beständig ansteigender Hügellandschaft. Endlich winkten aus tiefem Grün die hohen Palasthallen des Königs bereits von

weitem den Wanderern entgegen. „Durch eine tiefe Bachsenkung von seiner Residenz geschieden, schlugen wir am diesseitigen Gesenke einer baumfreien Thalwand unser Lager auf und zum erstenmale wehte zur Begrüßung seines Herrschers von der Spitze meines Zeltes die deutsche Trikolore!"

Wenden wir nun unsre Aufmerksamkeit einen Augenblick diesen merkwürdigen von Schweinfurth zuerst geschilderten Völkern zu. Diese „Menschenfresser" erwiesen sich bei weitem nicht als jene wilden, halbtierischen Geschöpfe, wie sie von Negern, Arabern und Nubiern geschildert wurden. Diesen erscheint eben die Sitte des Menschenfressens bei diesem Volke als die hervorstechendste Eigentümlichkeit und sie nennen es deshalb mit dem Dinkaworte Niam-Niam, d. h. Fresser, während sich das Volk selbst als Sandeh bezeichnet. Dieses Volk, dessen Zahl Schweinfurth auf mindestens 2 Millionen veranschlagte, bewohnt zwischen dem 4. und 6. Grad nördlicher Breite einen Flächenraum von etwa 3000 deutschen Quadratmeilen. Von allen umwohnenden Stämmen unterscheiden sich die Niam-Niam durch ihre ganze äußere Erscheinung. Lange Haarflechten und Zöpfe in dem feingekräuselten Haare der echten Negerrasse, welche weit über Brust und Rücken herabhängen können, bedecken den runden, breiten Kopf; ihre beispiellos-großen, weit offenen, etwas schräg gestellten Augen, die dicken weit voneinander abstehenden Augenbrauen, eine Nase, welche ebenso breit als lang ist, und der von sehr breiten Lippen berandete Mund geben dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von tierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder von Zutrauen erweckender Offenheit. Ihre Gestalt ist nach unsern Begriffen mittelgroß, dabei ist aber der Oberkörper unverhältnismäßig stark entwickelt. Ein erdiges Rot bildet die Grundfarbe ihrer Haut. Als Stammesmerkmal tragen die Sandeh drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen und unter der Brusthöhle haben sie eine X-förmige Figur tätowiert. Prächtige Felle, meist von Raubtieren aus dem Katzengeschlechte, sind malerisch um die Hüften drapiert; ein größeres Fell von Antilopenhaut wird während der Regenzeit getragen, wenn der Sandeh in den Morgenstunden durch die tautriefenden Steppen streift. Nur der Häuptling hat das Recht, seinen Kopf mit dem glänzenden Fell des Serval zu schmücken. Auf den Haarputz verwenden die Männer fast noch größere Sorgfalt als das weibliche Geschlecht, und ein solcher Niam-Niamkopf mit seinen Wülsten, Knäueln, Zöpfen und Zöpfchen, über denen ein zierlicher, vierkantiger, mit einem lang

herabflatternden Federbusch gezierter Strohhut schwebt, könnte den Modistinnen der französischen Hauptstadt eine Fülle von Anregungen zu neuen Erfindungen geben. Dazu hängt quer über der Stirn eine Schnur mit aneinander gereihten Reißzähnen des Hundes, dem wertvollsten Schmucke der Niam-Niam.

Lanze und Trumbasch sind ihre Hauptwaffen; letzterer ist ein Wurfeisen, das in der Hauptsache aus einem mit Rohr umflochtenen Griffe, einer geraden Längsklinge und zwei in Winkeln von derselben abstehenden, mit spitzen Zacken versehenen Nebenklingen besteht und an der Innenseite der Rohrschilde getragen wird. „Vergegenwärtigen wir uns," sagt Schweinfurth, „die äußere Erscheinung des Niam-Niam, wie er im seltsamen Waffenschmuck, die Lanze in der einen, den mit dem Kreuze gezierten Schild und die Zickzackwaffe in der andern Hand, den Dolch im Gürtel, um die Hüften mit langgeschwänzten Fellen geschürzt und mit den Trophäen, die er seiner Jagd- und Kriegsbeute entnommen, den aufgereihten Zähnen der Erschlagenen auf Brust und Stirn geziert, in herausfordernder Stellung dem Fremden entgegentritt, wie die langen Haarflechten ihm wild um Hals und Schulter fallen, wie er mit weitaufgerissenen Augen die dicken Brauen furcht, im Munde die blendende Reihe spitzer Krokodilzähne hervorleuchten läßt — so haben wir in seinem ganzen Wesen alle Attribute einer ungefesselten Wildheit, so recht entsprechend den Vorstellungen, welche unsre kühnste Phantasie an die Person eines echten Sohnes afrikanischer Wildnis zu knüpfen vermag, und wir begreifen leicht den tiefen Eindruck, welchen jede Begegnung mit den Niam-Niam auf das phantastische Gemüt der sudanischen Araber hervorzurufen nicht verfehlte."

Jagd und Ackerbau bilden die Hauptbeschäftigung dieses Volkes; Hühner und Hunde, welche ebenso wie ihre Herren außerordentlich zur Fettbildung geneigt sind, machen ihren ganzen Viehstand aus. Nun ist aber der Fleischgenuß der Inbegriff aller Glückseligkeit der Niam-Niam, und dieselben Männer, die mit einer gewissen Leidenschaft an ihren Frauen hängen, verzehren ohne Scheu das Fleisch der Frau eines andern. Dieser scheußliche Kannibalismus muß um so mehr auffallen, als die Kultur der Niam-Niam im großen und ganzen höher steht, als die der übrigen Negerstämme des Nilgebietes, und deshalb ist denn auch dieses Volk für alle, welche mit ihm in Verkehr getreten sind, ein Gegenstand des Abscheues und der Furcht geworden.

Der Mangel an Fleisch, welchem die Jagd in diesen wildarmen Gegenden nicht abzuhelfen vermag, reicht zur Erklärung einer solchen

ekelhaften Gewohnheit nicht aus; sollte wirklich an der Aussage der Niam-Niam, daß der Genuß des menschlichen Fleisches und besonders des Fettes eine sinnenberauschende Wirkung ausübe, etwas Wahres sein? Man zeigte Schweinfurth Töpfe, die etwa $1^1/_2$ Quart fassen mochten, mit dem Hinzufügen, daß, wenn ein solcher, mit Menschenfett gefüllt, ausgetrunken würde, der Trinker den ganzen Tag bis zum Abend berauscht wäre. Nicht das junge, nein das fette Menschenfleisch ist gesucht. Wenn unser Reisender die aus aufgenähten Zähnen verschiedener Art gebildeten Halsbänder für seine zoologischen Forschungen untersuchte, fand er oft unter andern auch Menschenzähne mit ganz abgekauten Flächen; ebenso wurde seine Schädelsammlung durch Exemplare vermehrt, deren Zahnlücken auf ein hohes Alter des ehemaligen Inhabers hinwiesen. Auf seine Frage nun, wie sie nur so altes und schlechtes Fleisch genießen könnten, erhielt er öfter als Antwort die Gegenfrage: Sind etwa alte Leute nicht auch fett? Doch sind nicht alle Niam-Niam Menschenfresser; einzelne beteuerten Schweinfurth, daß bei ihnen zu Hause diese Sitte in so hohem Grade Gegenstand des Abscheues sei, daß jedermann sich weigere, mit einem Anthropophagen aus einer Schüssel zu essen, und in dem Häuptling Uando fand unser Reisender selbst einen Fürsten, der Gegner dieser Leidenschaft war. Die Monbuttu aber frönen derselben ausnahmslos; dort war es, wo Schweinfurth bei Munsas Residenz die ganze untere Hälfte eines menschlichen Leichnams regelrecht, wie man eine Sau behandelt, mit heißem Wasser abbrühen und von den Haaren säubern sah! Und das thaten junge Weiber.

Den Königen steht der Oberbefehl über alle waffenfähigen Männer des Landes, die freie Verfügung über Krieg und Frieden und die Vollstreckung der Todesurteile zu; als Steuern erheben sie sämtlich Zähne der erlegten Elefanten und die Hälfte der Jagdbeute. An dem Kriege selbst aber nehmen diese tapferen Fürsten keinen persönlichen Anteil; während draußen auf der weiten Steppe das wilde Kampfgeschrei erschallt und von den hohen Termitenhügeln die Lanzen und Trumbasche in die Reihen der Feinde sausen, sitzt der Bjiä, der Souverän, in seiner Mbanga (Hütte) unter den zahlreichen Frauen, umgeben von einer Leibwache, die Tag und Nacht der allerhöchsten Befehle harrt, und immer bereit, mit seinen Schätzen und Weibern in das nächste Sumpfdickicht oder in das hohe Steppengras zu fliehen.

Südlich von den Monbuttu, in einem Lande, das Schweinfurth nicht betreten konnte, wohnt das seltsame Zwergvolk der Acka,

welche von den Niam-Niam „Ticki-Ticki“ genannt werden. Vor diesem deutschen Forscher hatten viele andre Reisende nach den Berichten von Eingebornen über auffallend kleine Völkerstämme im Innern des Kontinents Mitteilungen gemacht, welche zwar die Existenz solcher Zwergvölker unzweifelhaft erscheinen ließen, der Wissenschaft aber wenig nützten, da sie sich nicht auf untrügliche Beobachtungen stützten. Wie wenig den Erzählungen von Negern zu trauen ist, zeigt der Bericht des Reisenden Petherick. Als dieser im Jahre 1854 von der Meschra el Rek einige Tagereisen südlich zu dem Stamme der Wadj Koing kam, suchten ihn diese Leute von der Weiterreise durch haarsträubende Erzählungen von Schrecken und Gefahren abzuhalten; da sagte ihm ein alter Neger, welcher unter den südlichen Völkern selbst gewesen sein wollte: „Der erste, einige Monate von hier entfernte Stamm, waren Leute wie wir selbst, aber außerordentlich wild. Weiterhin besaßen die Menschen vier Augen, zwei vorn und zwei hinten, und folglich konnten sie ebensogut rückwärts wie vorwärts sehen.“ Über deren Nachbarn entsetzte er sich, denn ihre Augen waren nicht im Kopfe, sondern in den Achselhöhlen, so daß sie den Arm heben mußten, wenn sie etwas sehen wollten. Da er sich ungemütlich unter ihnen fühlte, ging er noch weiter südlich. Dort fand er Leute mit affenähnlichen Gesichtern und ellenlangen Schwänzen. Der letzte Stamm, den er nach jahrelangen Reisen besuchte, waren Zwerge, deren Ohren bis auf den Boden reichten und eine solche Breite hatten, daß beim Liegen das eine als Matratze, das andre als Decke diente.

Eine so bequeme Körperkonstitution besaß nun allerdings der Ackadiener nicht, welcher sich in Schweinfurths Gefolge befand; er war aber doch ein wunderlich kleines Geschöpf und hatte bei seiner Länge von anderthalb Meter nur die Durchschnittsgröße der erwachsenen Männer seines Volkes, von denen viele dieses Maß nicht einmal erreichen sollen. Ein neues Rätsel, welches das Innere des schwarzen Erdteils den europäischen Forschern stellt! Mitten in einer Natur, deren gewaltige Schöpfungskraft sich in den großartigsten Formen des Pflanzen- und Tierlebens offenbart, Menschen, deren Durchschnittsgröße die eines siebenjährigen Knaben kaum übertrifft! Ist hier nicht die alte Sage der Griechen wahr geworden, die Sage von dem Pygmäengeschlechte, das an den Quellen des Nils sitze?

Weitere Bekanntschaft mit den Acka hat später Emin Pascha auf einer seiner Rundreisen gemacht. Nach dessen Schilderung sind sie am ganzen Körper von einem dichten, starren, beinahe filzigen

Haarwuchs bedeckt, besonders stark an Brust und Nabel. Eine merkwürdige Faltung der Haut in den Augenwinkeln gibt ihnen ein weinerliches, fast greisenhaftes Aussehen. Durchdringend und höchst unangenehm ist der starke Schweißgeruch, der ihnen mit den Sandeh und Monbuttu gemein ist und der sich schon bei bloßen seelischen Erregungen bemerkbar macht. Die Acka sind ein reines Jägervolk, haben keine festen Wohnsitze, sondern ziehen im Gebiete verschiedener Stämme des Monbuttu und Amadi-Landes herum. Sie erbauen schnell ganz kleine Hütten für die Verheirateten, während die Unverheirateten sich mit bloßen Sonnendächern begnügen. Die anwohnenden Negerhäuptlinge sorgen für ihren Unterhalt und empfangen dafür Felle, Federn und Schwänze der von ihnen erlegten Tiere. Wird ihnen versagt, was sie fordern, so sind sie äußerst rachsüchtig und gefährlich. Als Jäger sind sie ungewöhnlich geschickt und namentlich im Erlegen von Vögeln geübt, die sie, um den Balg nicht zu verletzen, mit stumpfen Pfeilen schießen.

Die Rückreise durch das inzwischen schon wegen der beginnenden Regenzeit schwieriger zu bereisende Niam-Niamgebiet ging nicht ungestört von statten. Ein meuchlerischer Angriff auf das Leben des hochherzigen Abd-es-Sammat war das Signal zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Zwar erreichte die Expedition ohne namhaften Verlust an Menschen wieder das befreundete Gebiet, doch hatte der Reisende natürlich wenig Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beobachtungen und außerdem schwer von Hunger und Strapazen zu leiden. Zwar gesund, aber doch erschöpft, kehrte er im Juli in die Ghattassche Seriba zurück. Wohl mochte er einen Augenblick schwanken, ob er nicht sofort die Rückreise nach Europa antreten solle; daß die Humboldtstiftung ihm inzwischen für eine längere Abwesenheit die Mittel bewilligt, konnte er erst später erfahren, und mußte daher um die Bestreitung der weiteren Reisekosten besorgt sein; anderseits hatte er alle Erwartungen, welche man von seinen Leistungen hegen durfte, soweit übertroffen, daß ihm die höchste Anerkennung von keiner Seite streitig gemacht werden konnte. Allein der Durst nach neuen Entdeckungen, der Wunsch, so viele auf der ersten Niam-Niamreise gebliebene geographische Probleme zu lösen, siegte nach kurzer Überlegung. Schweinfurth beschloß noch ein Jahr im Gebiet des Gazellenflusses zu verweilen in der Hoffnung, eine zweite Reise nach Süden mit der Ghattasschen Expedition auf einer westlicheren Route unternehmen zu können.

Wir stehen hier an einem Wendepunkt seines Geschicks. Das Glück, welches bis dahin Schweinfurth in auffälligster Weise be-

günstigt hatte, wendete ihm nun den Rücken. Zunächst trafen Hiobsposten aus dem südlichen Grenzgebiet ein. Die Niam-Niam, zum erstenmale mit geraubten Feuergewehren bewaffnet, hatten eine der in ihr Gebiet vorrückenden Expeditionen gänzlich aufgerieben, die andern mit großem Verlust zur Umkehr genötigt. So war für dieses Jahr die Aussicht auf eine Reise nach Süden vereitelt.

Ein noch größeres Unglück traf indes am 1. Dezember, nicht ungeahnt, aber unabwendbar, den biedern Reisenden, das größte, welches er außer Schädigung am Leben erleiden konnte.

Die trotz seiner Warnung immer dichter mit Stroh- und Bambushütten überfüllte Seriba geriet in Brand und wurde in wenigen Minuten ein Raub der Flammen. Es gelang dem Reisenden nur wenig mehr als das nackte Leben zu retten; seine Aufzeichnungen, die Frucht so vieler Mühe während zweier Jahre, wurden fast sämtlich nebst den Sammlungen, welche noch nicht nach Europa expediert worden waren, zerstört; gerettet wurden durch einen glücklichen Zufall die bildlichen Darstellungen und einige Schreibmaterialien. Letzterer Umstand wurde die glückliche Veranlassung für den hart geprüften Reisenden, sich der Verzweiflung, die ihn, sehr begreiflich, einen Augenblick ergriffen, zu entwinden und in neuer Arbeit das Verlorene wenigstens einigermaßen zu ersetzen. Seiner Energie, die glücklicherweise durch die Ausdauer der Gesundheit unterstützt wurde, gelang es, das widrige Schicksal zu besiegen, und fast von allem Notwendigen entblößt, unter den härtesten Entbehrungen, noch wertvolle wissenschaftliche Forschungen zu machen. Die zerstörten Vokabularien wurden verbessert und vermehrt wieder hergestellt; eine weite Reise nach Westen in das Land der Kredsch (auf unsern Karten mit dem Namen Fertit bezeichnet) wurde in Ermangelung einer Uhr durch mit eiserner Konsequenz fortgesetztes Schrittzählen mit derselben Genauigkeit als die früheren Routen festgelegt. Auf dieser Reise durch ein von den dort angesiedelten Sklavenhändlern aus dem nördlichen angrenzenden Darfur ausgesogenes und erschöpftes Land, wurde das hydrographische Netz des westlichen und nordwestlichen Gazellenfluß-Gebiets ebenso aufgeklärt wie der südliche Teil desselben dank der Niam-Niamreise.

Im Juni 1871 war es endlich Schweinfurth vergönnt, die Rückreise auf dem Gazellenfluß und Weißen Nil nach Chartum anzutreten, wo er Anfangs August eintraf. Er fand fast die ganze europäische Kolonie während seiner Abwesenheit ausgestorben. Schweinfurth beeilte sich, die mörderische Stadt zu verlassen. In Berber traf ihn der letzte harte Schlag; der Ackazwerg, der ihm bis dahin

als treuer Gefährte gefolgt war und den er als lebenden Zeugen der größten anthropologischen Entdeckung in Europa vorzustellen gedachte, erlag einem Anfalle von Dysenterie. Die weitere Reise über Suakin und Sues nach Kairo ging ohne Störung von statten. Nachdem er den Winter vorsichtigerweise in Malta zugebracht hatte, kehrte er am 17. Juni endlich nach der inzwischen zur Kaiserstadt erhobenen norddeutschen Hauptstadt zurück und hatte sich des begeisterten Empfangs von allen Freunden und Fachgenossen zu erfreuen, sowie er auch mit Genugthuung sich überzeugte, daß die vorausgesandten reichen Sammlungen wohlbehalten angekommen waren.

In Schweinfurths Fußstapfen ist ungefähr ein Jahrzehnt später Dr. Junker getreten, ebenfalls ein Deutscher, aber aus Moskau gebürtig. Doch begnügte er sich nicht damit, auf Schweinfurths Wegen eine reiche Nachlese zu halten, er drang auch ein gutes Stück weiter nach Süden und Westen vor. Als Ziel hatte er sich gesteckt, den Lauf des von Schweinfurth entdeckten Uelle und die westlichen Niam-Niamländer zu erforschen. Er fand die Sandeh (Niam-Niam) nicht mehr, wie sein Vorgänger, unter der Herrschaft weniger aber mächtiger Fürsten, sondern durch Erbfolge in unzählige Kleinstaaten gespalten. Blutrache und Räubereien führten zu fortwährenden gegenseitigen Feindseligkeiten, so daß sich selten ein Fürst in das Gebiet eines andern wagte. Stunden-, selbst tageweit ausgedehnte Wildnisse trennten die einzelnen Gebiete. Diese Zustände erleichterten den Ägyptern die Eroberung des Landes. Sie gründeten im ganzen Gebiete des Weißen Nils bis zu den großen Seen hinauf eine Reihe von Militärstationen und schoben dieselben unausgesetzt nach Süden und Westen vor. Die rechtmäßigen Machthaber, soweit sie Widerstand zu leisten wagten, wurden verdrängt und an ihre Stelle traten gefügige Vasallen der Sieger; zugleich wurde die früher unbedingte Herrschaft der Dschellaba (Sklavenjäger) durch die ägyptischen Beamten und Soldaten gebrochen. Schweinfurth hatte, wie wir gesehen, sich mit den Händlern in Verbindung gesetzt und an ihre Expeditionen angeschlossen. Dadurch war ihm die Hauptschwierigkeit, die Anwerbung der Träger, erspart worden. Zu den größeren Zügen werden nämlich die Träger aus nordwärts wohnenden Stämmen, namentlich den Bongo, genommen. Diese sind im ganzen zuverlässig und treu, schon deshalb, weil sie während des Zuges von ihrer Heimat weit entfernt sind. Auch ist ein solcher Zug immer von einer Anzahl Negersoldaten begleitet und bildet somit

eine den Eingebornen überlegene militärische Macht; darum ist der Reisende, der sich ihm anschließt, unabhängig von den Launen und der Habsucht all der kleinen Dorfkönige, die ihm sonst unendliche Hindernisse bereiten. Auch Junker war anfangs so gereist. Er fand aber bald, daß die Nachteile solchen Reisens nicht aufgewogen werden durch die Vorteile. Er mußte oft monatelang auf das Zusammenkommen einer solchen Expedition warten und war dann an die Route derselben gebunden. Darum machte er seit 1880 seine Reisen, von wenigen kurzen Strecken abgesehen, ganz allein, nur mit seinen wenigen Negerjungen und ohne Begleitung auch nur eines Regierungssoldaten. Er hat dabei in den Jahren 1880—82 überall im Westen, Süden und Osten diejenigen Grenzen erreicht, wo jenseits aus Mangel einer staatlichen Einrichtung und machthabender Häuptlinge das Reisen für den einzelnen höchst beschwerlich wenn nicht unmöglich ist. Sehr zu statten kam ihm bei seinen Streifzügen die Furcht der Eingebornen vor den Expeditionen der Händler oder räuberischen Einfällen der Nachbarhäuptlinge. Sie sahen in der Anwesenheit eines Europäers eine Art Schutz gegen feindliche Angriffe, hießen ihn überall willkommen und wollten ihn nicht wieder fortlassen, ja sie suchten ihn bisweilen durch Geschenke zu sich zu ziehen; bei den Monbuttu wurde sein kleiner Zug beim Abmarsch von heulenden und klagenden Weibern begleitet, die ihm durch alle möglichen Pantomimen ihren lebhaften Wunsch zu erkennen gaben, daß er doch bei ihnen bleiben möchte. Anderseits hatte er unendliche Plage mit der natürlichen Trägheit der Eingebornen, der Neigung der geworbenen Leute, in die nahe Heimat zu entlaufen, mit Betrügereien und Diebereien, mit dem überall herrschenden Mißtrauen, den Feindseligkeiten und Kriegen, die ihn nicht selten zwangen, den diplomatischen Vermittler zwischen den einzelnen Stämmen zu spielen. Auch Nahrungsmangel bedrängte ihn. Die Eingebornen pflegen sich beim Herannahen einer Expedition in das Hochgras zu flüchten; dann bleiben die Felder für das nächste Jahr unbestellt. So mußte Junker einmal zehn Tage lang ausschließlich von süßen Bataten leben. Auch die Neugier der Schwarzen kostete ihn viel unersetzliche Zeit; wenn sie massenweise herbeiströmten, ihn zu sehen, suchte er ihnen durch Vorzeigen grobkolorierter Abbildungen von Tieren, die ihnen bekannt sind, durch Spielen primitiver Musikinstrumente und durch das Anzünden von Streichhölzern zu imponieren.

Wir begleiten nun den umsichtigen und wagemutigen Landsmann auf einigen seiner Streifereien.

Am 31. Januar 1880 von Chartum aufgebrochen, folgte Junker Schweinfurths Straße bis zum Sumpfsee Meschra el Rek, und gelangte dann, von seinem treuen Gehilfen Bohndorff und wenigen Dienern begleitet, im Juni bei einem der Häuptlinge der westlichen Sandeh, Namens Ndoruma, an. Hier fand er vortreffliche Aufnahme und gründete eine Station, welcher er den Namen Lacrima gab. „Ndoruma — so erzählt er — gibt mir von dem wenigen, was er hat, reichlich. An Mais leiden wir keinen Mangel. In welcher Menge Ameisen verzehrt werden, mag man daraus entnehmen, daß mir Ndoruma bereits über zwanzig Traglasten Ameisen geschickt hat, aus denen wir teilweise Öl gepreßt haben. Die zerriebenen Ameisen erinnern im Geschmack an Leberwurst; wir essen einen Tag um den andern ein solches Ameisengericht mit Maisbrot.“ Trotz der Abmahnungen Ndorumas, der ihn lieber bei sich behalten hätte, machte er dann von seiner Station aus eine Rundreise durch die südlichen Sandeh-Länder. Er überschritt südwärts den Uelle und gelangte zu den Monbuttu, bei denen er zwar geordnetere staatliche Zustände, höhere Wertschätzung der Frauen, größere Fertigkeit in Herstellung von allerlei Kunstgegenständen, als bei den sonstigen Negerstämmen, vorfand, daneben aber auch den greulichsten Kannibalismus. „Es genüge die Angabe — schreibt er — daß bei den (zu den Monbuttu gehörigen) Mabanga keine Leiche zur Bestattung kommt, und daß bei Todesfällen das befragte Orakel stets einen oder mehrere Urheber des Todes ausfindig macht, die ihrerseits hingemordet werden und gleichfalls dem Kannibalismus verfallen, so daß jeder Todesfall durch ein zweites Opfer gesühnt wird. Ein menschlicher Zug ist diesen Kannibalen jedoch geblieben; es ist die Scheu vor dem Fleisch Blutsverwandter. Die Leiche wird aber von den Angehörigen an Fernstehende verschachert. Das Lynchen und der Kannibalenschmaus werden stets abseits von den Hütten vollzogen. Die Weiber tragen die Zukost in Form einer Mehlspeise an den Ort der Greuelthat.“ Dem Laufe des Uelle nach Osten folgend, gelangte er zur Residenz des von Schweinfurth besuchten Königs Munsa. Aber welche Veränderung war hier vorgegangen! Dem Angriffe des früheren Sklavenhändlers, später als Pascha im Kampfe gegen den Machdi erschlagenen Jussuf Pascha, war alles zum Opfer gefallen. Auch der letzte Pfeiler der großen Bauten war gestürzt, nichts als ein Grasmeer wogte auf dem Hügel, König Munsa selbst hatte auf der Flucht durch die Kugel eines Negersoldaten sein Ende gefunden.

Den Uelle, den Junker auf der Rückreise zum zweitenmale, dies-

mal in entgegengesetzter Richtung, überschritt, schildert er folgendermaßen: „Er hat überall erhabene Ufer und bietet hierdurch, sowie durch die den Fluß einrahmende Ufervegetation hochstämmiger Bäume im Vergleich zum Nil ein freundliches und neues Bild. Es ist ein Strom, dessen Anblick beruhigt, von dem man ungern scheidet, während eine Fahrt auf dem oberen Nil vielfach beängstigend wirkt. In dem dort überschwemmten Grasmeere erkennt man die eigne Hilflosigkeit."

Nach seiner Station Lacrima zurückgekehrt, steckte sich der unermüdliche Reisende alsbald ein neues Ziel. Er wollte nach Bakangai (Bangkoi) südlich vom Uelle vordringen, daselbst eine neue Station errichten und von dort aus den unbekannten Süden und Westen erforschen. Schon im Januar 1881 brach er wiederum auf und ging zunächst zu den Amadi am nördlichen Ufer des Uelle. Hier konnten seine Beobachtungen die schon von Schweinfurth gemachte Bemerkung bestätigen, daß die Gleichartigkeit der Tier- und Pflanzenwelt mehr von den Flußsystemen als von den Breitengraden abhängig ist. An den Zuflüssen des Uelle fand er allenthalben den Schimpanse heimisch, an denen des Bar-el-Ghasal nirgends, obgleich dieselben vielfach südlicher entspringen als jene. Jenseits des Stromes, aber mehrere Kilometer vom Ufer entfernt, wohnen hier die Abarambo, deren mächtigsten Häuptling Mambanga er aufsuchen mußte; denn durch dessen Gebiet führte der Weg nach dem erstrebten Bakangai. Am Ufer selbst wohnt der kleine Stamm der Embata, eigentlich nur eine Zunft von Bootsleuten, der nichtsdestoweniger vollkommene Sicherheit genießt. Bei drohender Gefahr machen sie sich in ihren Booten einfach auf und davon. Verschlagen, listig, lügenhaft, unverschämt, zudringlich und diebisch, hatten sie sich von Anfang an mit ihren Nachbarn, den Abarambo, zur möglichsten Ausplünderung des Reisenden verbunden. Daher beginnt nun eine lange Leidensgeschichte für Junker. Er hatte es monatelang nur mit Raubgesindel zu thun. Gleich beim Übersetzen des Gepäcks begannen die Zudringlichkeiten und die Versuche zu stehlen trotz aller Geschenke, die er den Embata verabreicht hatte. Als endlich alles Gepäck hinüber war, stellten die Abarambo, um besser stehlen zu können, nicht die ausbedungene Anzahl von Trägern. So mußte das Gepäck partienweise zum Häuptling Mambanga geschafft werden und Junker inzwischen mehrere Tage bei schweren tropischen Gewittern obdachlos am Ufer des Uelle inmitten seines übrigen Gepäckes zubringen. Nur die mondhellen Nächte und seine eigne Wachsamkeit schützten ihn vor weiteren Verlusten. Gleich in der ersten Nacht schlug plötzlich sein Hund an

und verscheuchte einen frechen Dieb, der von der dem Lagerfeuer abgewandten Seite bereits ein Gepäckstück fortgetragen hatte, es bei Junkers Annäherung aber schleunigst fortwarf und das Weite suchte. Als dann endlich alles Gepäck fortgeschafft war und er mit der letzten Sendung selbst zu Mambanga kam, fand er, daß nicht nur ganze Gepäckstücke gestohlen waren — z. B. sein halber Vorrat Salz — sondern daß die Schwarzen auch von verschlossenen Blechkasten mit Gewalt die Deckel verbogen und Zeuge und Kleidungsstücke herausgezerrt hatten. Bei Mambanga selbst sah er sich bitter enttäuscht; statt der erhofften Unterstützung zum weiteren Vordringen nach Süden fand er bösen Willen und feindselige Zurückhaltung. Er schob das anfänglich auf die Furcht vor Strafe wegen der Diebereien und ließ deshalb eine allgemeine Amnestie verkündigen; allein das half ihm nichts. Nun sandte er Boten mit Geschenken bei den einzelnen Abarambostämmen umher, doch ließ sich keinerlei Verkehr mit ihnen herstellen. Der Hauptgrund für dies eigentümliche Benehmen liegt in den ewigen Fehden der Stämme und den feindseligen Zügen der arabischen Händler. Die Leute trauen einem jeden Fremden von vornherein nur Schlimmes zu und fürchten den Europäer mit seinen Schießwaffen gerade wie den Araber.

Es war eine wahre Tantalusqual, die der Reisende zu erleiden hatte. Der Weg zum Flusse Majo sollte nur zwei Tagereisen weit durch eine Wildnis führen und jenseits desselben begann das Gebiet Bakangai, das Ziel seiner Sehnsucht. Aber er bekam keine Führer und keine Träger; seine Boten wurden schließlich sogar mit dem Tode bedroht. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich schweren Herzens vor erreichtem Ziele zur Umkehr zu entschließen. Allein wie sollte er dieselbe bewerkstelligen? Von den Abarambo hatte er keinerlei Dienstleistungen zu erwarten. Zehn Tagereisen weit nordwärts wohnte der ihm befreundete Sandehhäuptling Sassa, bei dem sein treuer Gefährte Bohndorff die Reservelasten niedergelegt hatte. An diesen sandte er heimlich einen Boten mit der Bitte um Beistand. Während des darauffolgenden Monats mußte er ausschließlich von einem ihm von Mambanga angewiesenen Felde süßer Bataten leben und zuletzt aus Nahrungsmangel den größten Teil seiner Dienerschaft entlassen. Endlich im April kam die ersehnte Kunde, daß Sassa mit Trägern am Uelle erschienen sei, aber von Embata nicht hinüber gelassen werde. Da auch die Abarambo sofort das größte Mißtrauen gegen Sassa faßten, bedurfte es erst der schwierigsten nnd langwierigsten Unterhandlungen, bis endlich einer kleinen Anzahl Träger der Übergang gestattet wurde. Partienweise

wurde nun wieder das Gepäck an und über den Fluß zurückgeschafft. Es dauerte dies zehn Tage, eine sorgenvolle Zeit, während welcher Junker meistens erst mit der Morgenröte sein Lager aufsuchen konnte. Er war froh, als er den ungastlichen Boden des Abarambolandes endlich verlassen hatte.

Trotz dieser traurigen Erfahrungen gab er sein Ziel, Bakangai zu erreichen, nicht auf. Er kehrte nur bis zu seiner Station bei den Amadi zurück und wollte nun auf eine Regierungsexpedition nach Süden warten, um sich ihr anzuschließen. Er wartete jedoch vergebens und folgte daher einer Aufforderung des ägyptischen Obersten Hauasch, auf die jüngst von demselben im Monbuttulande begründete Regierungsstation zu kommen. Dieselbe lag zwei starke Tagereisen nach Ost. Hier eröffnete sich nun dem friedlichen Forscher eine ganz eigenartige Thätigkeit. Er fand nämlich die Militärstation Hauaschs bei seiner Ankunft im August aufs schwerste bedroht durch einen Monbuttuhäuptling, der ebenso wie jener Abarambofürst den Namen Mambanga führte. Dieser hatte bei einem früheren Kampfe mit eingefallenen Ägyptern 50 Gewehre erbeutet und auf diese vertrauend ganz vor kurzem erst einen schweren Überfall gegen die kleine Station gewagt. Allerdings war derselbe durch die Umsicht des Kommandanten abgeschlagen worden, wobei Mambanga einige Hundert seiner Leute verlor, allein da der Posten nur etwa 40 gute Gewehre zählte und es auch schon an Munition zu mangeln begann, so war es mehr als zweifelhaft, ob die Besatzung wiederholten Überfällen würde standhalten können, und bis Verstärkung eintraf, konnten noch Monate vergehen. Daher beschloß Junker, der von früheren Reisen her zu jenem Mambanga in freundlichem Verhältnisse stand, denselben womöglich zum Frieden zu bewegen. Hauasch sowohl wie die ganze Besatzung wünschten dies zwar dringend, äußerten aber die lebhafteste Furcht für sein Leben, falls er eine Zusammenkunft mit dem Monbuttu wage. Junker war nicht der Mann, sich durch Vorstellungen abschrecken zu lassen. Nur von einem Diener und einem Dolmetscher begleitet, ging er dem vorher zur Unterredung eingeladenen Mambanga entgegen. Dieser war auch seinerseits äußerst mißtrauisch. Junker mußte, bevor er den Herrscher zu Gesicht bekam, einen Wald von Lanzenspitzen passieren und nach allen Seiten waren Spione und Vorposten ausgestellt. Während der folgenden Nacht blieb er mit Mambanga in der Wildnis zusammen und erlangte wenigstens das Versprechen von dem Häuptling, daß, solange er auf der Station weile, dieselbe nicht angegriffen werden solle. Zur Bekräftigung wechselte er unter den

üblichen Ceremonien mit dem Negerfürsten Blut und verabredete schon für den folgenden Tag eine neue Unterredung. Zur Verwunderung der meisten kehrte er wohlbehalten zur Station zurück. Hier war inzwischen über sein Schicksal manches Huhnorakel befragt worden. Man flößt nämlich zu diesem Zwecke einem Huhne ein Gift, Namens Bänge, ein und schließt aus dem Lebenbleiben oder Sterben des Tieres auf glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Begebenheit.

Am folgenden Tage ging er zu den etwa vier Stunden entfernten Wohnungen Mambangas zurück und suchte ihn zu überreden, sich selbst zur Station zu begeben und dort dauernden Frieden zu schließen. Allein alle seine Vorstellungen, daß die mächtige ägyptische Regierung friedlich mit den Negerfürsten Handel treiben wolle, daß die Räubereien von früher aufgehört hätten, daß er es jetzt mit regulären Truppen eines mächtigen Staates zu thun hätte, die angewiesen seien, seine Fürstenmacht zu respektieren und ihn nötigenfalls gegen auswärtige Feinde zu schützen, blieben vergeblich. Sieben Tage lang erschöpfte er sich in eitlen Bemühungen. Es fehlte Mambanga nicht an gutem Willen, allein das Bängeorakel, das auch er befragt hatte, hatte ihm für den Fall des Betretens der Station Böses prophezeit; das genügte dem Abergläubischen. Die Soldaten der Station sahen nicht mit Unrecht in dem Verbleiben Junkers auf der Station die einzige Gewährleistung für ihre Sicherheit; sie zeigten deutlich, daß sie bei seinem Abgange ebenfalls abziehen würden, weshalb sich Junker entschloß, bis zur Ankunft von Verstärkungen da zu bleiben. So mußte er die ganze Zeit bis zum Dezember nur im Interesse der Ägypter unthätig auf der Station verbringen. Als dann Verstärkung kam, wurde sofort eine Expedition zu den Monbuttu und weiter zu den Abarambo unternommen. Mambanga war flüchtig geworden, seine Leute wurden ohne Kampf zersprengt; allenthalben wurden geordnete Verhältnisse hergestellt, auch erhielt Junker einen Teil des durch die Abarambo gestohlenen Gepäckes durch die Negersoldaten zurück. Freilich kehrten die Expeditionstruppen bald auf höheren Befehl zurück, allein es gelang dem Reisenden nun doch, einen Boten mit Geschenken an den Häuptling von Bakangai zu senden, der sich durch Elefantenzähne und einen Schimpanse revanchierte und ihn in sein Land einlud. Träger stellten die Abarambo jetzt aus Furcht gern und so gelangte er denn wirklich an sein ersehntes Ziel. Von dort zurückgekehrt, drang er noch einmal nach Südosten vor und kam bis nach Mombele. Hier hielt ihn zwar der Häuptling zwei Monate als Geisel zurück, aber er

entdeckte dafür einen unbekannten, großen Fluß, den Nepoko, sieben Tagereisen südlich von Munsas ehemaliger Residenz. Überhaupt brachte Junker über das Flußsystem der dortigen Gegend, über welches die gelehrte Welt lange Zeit höchst zweifelhaft gewesen war, durch seine zahlreichen Kreuz- und Querzüge schließlich die Wahrheit heraus. Es handelte sich dabei hauptsächlich um den Uelle-Makua, den Schweinfurth für den von Stanley befahrenen Aruwimi, Junker selbst anfangs für den in den Tsad-See mündenden Schari hielt. Schließlich stellte er ihn fest als einen Nebenfluß des Mbomu oder Ubangi, der seinerseits wieder in den Kongo fließt. Der Nepoko dagegen ist der obere Lauf des Aruwimi. Auf seinen späteren Reisen, die er von verschiedenen Stützpunkten aus unternahm, gelangte Junker noch über den Nepoko hinaus.

Ein sehr unliebsames Ende fand das wissenschaftliche Reiseleben Junkers durch den mahdistischen Aufstand. Anfangs wollte er sich mit Lupton Bei, mit dem er in brieflicher Verbindung stand, vereinigen. Zu seinem Glücke unternahm er noch vorher einen großen Jagdzug, und während dessen wurde Lupton Beis Lage so übel, wie wir im vorigen Kapitel (S. 88) erzählt haben. Junker rettete sich daher ostwärts nach Lado zu Emin Pascha, wo er am 21. Januar 1884 eintraf, und wo sich auch der italienische Reisende Casati einstellte. Er hoffte, von hier aus noch mit einem Dampfer nach Chartum zu entkommen. Eitle Hoffnung! Statt des ersehnten Dampfers kamen Brandbriefe des Mahdi, die von den Erfolgen der „Glaubenstruppen" fast Unglaubliches berichteten und zur Ergebung aufforderten. Der Emir des Mahdi, Karamallah, von dessen Briefstil wir bereits im vorigen Kapitel einige Proben gegeben haben (S. 82. 87), schrieb ihm damals: „Nach meinem Gruße an Dich thue ich Dir kund, o Reisender: jedenfalls hast Du gehört, daß die Zeiten sich geändert haben und die Macht der Türken gestürzt ist durch das Erscheinen des Nachfolgers des Propheten Gottes, den wir erwartet, unsres Herrn Mohammed-el-Mahdi — ihm sei Gruß! So hast Du auch gehört, daß wir zu wiederholten Malen die Heere der Türken getötet." Es folgt eine Aufzählung der Siege des Mahdi, worin vorkommen: „7 Kanonen Krupp, die auf eine Entfernung von 24 Stunden schießen." Dann geht es weiter: „und da Du hier Effekten liegen hast (die Sammlung Junkers, welche Bohndorff in Wau zurückgelassen) und ich fürchte, daß in Zukunft Dir die Straßen geschlossen bleiben, haben wir dieses an Dich gerichtet als Überweisung, damit Du bei Ankunft dieses aufbrichst und hierher kommst zur Übernahme Deiner Sachen ohne Zögern, und wenn Du zögerst,

werden gewiß die Sachen verlassen und verloren sein, und zum Schluß der Gruß!“

Begreiflicherweise folgte Junker dieser freundlichen Einladung nicht, sondern blieb bei Emin, jahrelang vergeblich auf eine Möglichkeit der Rückkehr harrend. Endlich faßte er im Auftrage Emin Paschas und in der Absicht, ihm von Europa her Hilfe zu verschaffen, den Entschluß, den Rückzug südwärts zu versuchen. Am 2. Januar 1886 verließ er Wadelai und gelangte in der That mit Hilfe des Araberchefs Tippu Tip (vgl. S. 13), der für seine Unterstützung 5000 Mark erhielt, unter unendlichen Mühseligkeiten durch Uganda nach der Ostküste, wo er am 4. Dezember ankam. Aus den drei Jahren, die er in Afrika hatte verbringen wollen, waren fast sieben Jahre geworden. Gegenwärtig ist Dr. Junker mit der Ausarbeitung seines großen Reisewerkes beschäftigt, welches, wenn es vollendet sein wird, eine ganz unbezahlbare Quelle für unsre Kenntnis der innerafrikanischen Verhältnisse, Gegenden und Menschen werden wird.

Kapitel IV.

Sansibar und sein Hinterland, die Schneeberge Ostafrikas.

Krapf und Rebmann. Von der Decken. Böhm und Reichard.

Es gibt kaum eine zweite Insel an der Küste Ostafrikas, welche auf den Seereisenden einen so bezaubernden Eindruck zu machen im stande wäre, wie Sansibar. Sanft ansteigend vom Meere aus, erscheint sie als ein herrlicher Park, in dessen dunkelgrünem Laube die weißen Häuser der arabischen Grundbesitzer zerstreut liegen, der nach allen Richtungen von bequemen Wegen durchschnitten ist und hier und da durchbrochen wird von wohlangebauten Feldern mit Hütten der Sklaven und von saftiggrünen Wiesen, denen ein reichlicher Regen eine dauernde Frische verleiht. „Von ferne gesehen", schreibt Burton, „gewährt Sansibar einen höchst angenehmen Eindruck. Erde, Meer und Licht, alles lieblich und lachend, wie die Phantasie eines Dichters das Paradies sich denkt, von einer wahrhaft gewinnenden weiblichen Schönheit oder in arabischer Redeweise ‚ein Ruhepunkt dem Auge des Beschauers'. Die Höhenzüge im Mittelpunkte der Insel, sanft anschwellend, sind durchwachsen mit Reihen von Gewürzbäumen, die von ferne den Weingeländen der romantischen Provence gleichen. Im Gegensatz zu diesen zierlichen Pflanzungen steigt die schlanke Palme, eine lebendige Säule, üppig und unvergänglich empor, hinter und über dem metallisch glänzenden Unterholz, welches das Land von der schneeigen, das gelbe Ufer weiß umsäumenden Brandung scheidet. Der Himmel strahlt im tiefsten Blau, und ein jeder Gegenstand tritt scharf und glänzend hervor, als erblicke man ihn im reinsten Äther."

Ursprünglich portugiesisch, fiel die Insel wie der ganze Küstenstrich den seit Ende des 17. Jahrhunderts siegreich vordringenden arabischen Sultanen von Maskat zur Beute. Am Anfang unsres Jahrhunderts standen an Stelle der heutigen Großstadt Sansibar nur einige Hütten und eine Burg. Der Seid („Herr", arabischer

Titel des Sultans) Said erkor diesen günstig gelegenen Platz sich 1840 zur Hauptstadt, legte Magazine an und hob mit den reichen Mitteln, die ihm der schwunghaft betriebene Sklavenhandel bot, die Stadt auf alle Weise. Jetzt wohnen in den engen, winkligen und unregelmäßigen Straßen jahraus jahrein vielleicht 80000 Menschen, und wenn der Ostmonsun weht, dann kommen noch von Arabien und Indien 30—40000 Kaufleute nach Sansibar, um Sklaven, Elfenbein, Kopal, Sesam und Gewürznelken zu kaufen. Der Handel hat Sansibar groß gemacht. Während des Nordostmonsuns bietet der große und sichere Hafen mit der Menge europäischer, asiatischer und afrikanischer Schiffe ein außerordentlich belebtes Bild dar, und die geräumigen Bazare, wie die Straßen der Stadt und am Strande sind gefüllt von kaufenden und verkaufenden Menschen, von Waren und Lasttieren. Der größte Teil des auswärtigen Handels liegt in den Händen der Banianen, der Juden Ostafrikas. Diese unternehmenden, rührigen Indier, welche in allen Küstenstädten Ostafrikas zahlreich vertreten sind, stammen meist aus Kutsch, Surate oder Bombay; sie kommen allein über das Meer, ihre Familie in der Heimat zurücklassend, behalten aber stets die Rückkehr im Auge und verlassen Afrika, wenn ihre Thätigkeit und Genügsamkeit ihnen ein ansehnliches Vermögen eingebracht hat. Der zehnte Teil der Bewohner Sansibars besteht aus Indiern; ein ganzes überaus schmutziges und übelriechendes Stadtviertel wird nur von ihnen eingenommen. So ein Indier, der den ganzen Tag in einem erbärmlichen, elenden Loche hockt, ist nicht selten Besitzer von Millionen.

Die übrige Bevölkerung ist zusammengesetzt aus Arabern, Mischlingen und Schwarzen. Den Kern bilden die arabischen Grundbesitzer, denen große Pflanzungen und zahlreiche Sklaven eigen sind. Das sind die Aristokraten des Landes; das Proletariat besteht aus den „Suris", Arabern von Oman, von denen alljährlich Tausende auf leichten Booten von der arabischen Südküste herbeigeeilt kommen, um auf den offenen Plätzen gesalzenen Haifisch, der in halbfaulem Zustande die Luft verpestet, feil zu bieten, Sklaven zu erhandeln oder zu stehlen und dann mit dem Südwestmonsun, ungefähr im April, nach Norden abzusegeln; begegnen sie auf ihrer Heimfahrt einem europäischen Kriegsschiffe, so nehmen sie keinen Anstand, ihre unglücklichen Opfer über Bord zu werfen, um ihre Boote so vor Wegnahme zu schützen. In besserem Rufe als diese schmutzigen, diebischen und feigen „Suris" stehen die arabischen Arbeiter aus Hadramaut, geduldige und fleißige Leute, die als Lastträger und

Kärrner fast alle Arbeiten am Hafen beim Löschen und Laden der Güter verrichten. Die Mischlinge von Arabern und Negern sind eine verkommene Rasse, unehrlich und charakterlos, und stehen tief unter den hellen Afrikanern, welche von den Komorischen Inseln eingewandert sind und in Sansibar als brave und fleißige Dienstboten geschätzt werden. Handwerker gibt es in Sansibar nur wenige und diese sind fast ohne Ausnahme Hindus.

Die einheimischen freien Neger bilden den Grundstock der Bevölkerung; es sind dunkelfarbige Suaheli oder Suahili, bekleidet mit weißem Hemde, Lendenschurz und Mütze. Die Suahelifrauen sind schön gebaut und die Sansibar-Mädchen mit ihrer sammetweichen, braunen Haut sogar oft hübsch zu nennen. Sie tragen ein rotes Gewand, welches mit weißen Elefanten, Helmen, Schirmen und dergleichen abenteuerlichen Mustern geziert ist; um das Gesicht schlingen sie Strähne blauer Baumwolle mit einer silbernen Schnalle über der Stirn, außerdem tragen sie Arm- und Halsbänder von Glasperlen oder silbernen Nüssen und dicke silberne Fußringe; die Fingernägel färben sie sich mit Henna gelb und die Augen untermalen sie blau, um wie die europäischen Modedamen einen schwärmerischen Ausdruck zu bekommen. Sie sind heiteren Temperaments, stets zu Scherz und Schabernack aufgelegt, und auch ziemlich arbeitsam, aber von irgend welcher Moral ist bei ihnen keine Rede. Die männliche Jugend der Suaheli arbeitet so wenig wie die Araber. Täglich sieht man Hunderte dieser Taugenichtse in tadellos weißen, bis auf die Knöchel herabreichenden langen Hemden, mit einem Stöckchen in der Hand und einem roten Fez auf dem glatt rasierten Kopfe, stutzerhaft in der Stadt umherschlendern und den wassertragenden oder Obst- und Backwaren feilbietenden schwarzen Damen den Hof machen.

Von 1870—1888 regierte in Sansibar Seid Bargasch, der Sohn Saids, eigentlich wie seine Väter nur Großkaufmann, dessen politische Macht sich auch nie über die Inseln und einige wenige Küstenplätze hinaus ausgedehnt hat. Auch unter seiner Regierung bildete Sansibar anfänglich, neben Chartum, den größten Sklavenmarkt der Erde. Der Einfuhrzoll auf Sklaven bildete den Hauptbestandteil seiner Einkünfte; freilich mußte er denselben fast ganz auf den jährlich an den Imam von Maskat zu zahlenden Tribut verwenden. Auch der Landbau der Insel, der sich fast ausschließlich auf Gewürznelken beschränkt, beruht auf der Sklaverei, da freie Arbeiter nicht zu bekommen sind; Sklaven bilden überhaupt mit den Hauptreichtum der herrschenden Araber.

Briefe des berühmten Afrikareisenden Livingstone waren es, welche zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit in England auf die Greuel des Sklavenhandels in Sansibar lenkten. Er schrieb unter andern: „O könnten wir nur einen annähernden Bericht über die Schrecken des Sklavenhandels geben mit einer Schätzung der Menschenleben, welche er alljährlich zerstört! Wir erkannten niemals die grauenhafte Natur dieses Handels deutlich, bis wir ihn an seiner Urquelle sahen. Dort hat sicher der Satan seinen Sitz. Außer denen, die gefangen werden, tötet man Tausende, andre sterben an Wunden oder vor Hunger. Die vielen Skelette, welche wir erblicken, zwischen den Felsen und Wäldern, an den Flüssen und entlang den Pfaden in der Wildnis, bezeugen die schrecklichen Menschenopfer, welche direkt oder indirekt diesem Höllenhandel gebracht werden!"

Solche Schilderungen erregten in England eine derartige Aufregung, daß die britische Regierung die Forderung an Seid Bargasch stellte, er solle den Sklavenhandel verbieten. Da er sich dessen weigerte, erschien eine englische Flotte vor seiner Stadt, vor deren drohenden Geschützen er nachgeben mußte. Er unterzeichnete den Vertrag und erließ ein Verbot gegen den gewerbsmäßigen Handel mit Sklaven, wogegen ihm durch englische Vermittelung der Tribut an Maskat erlassen wurde. Daraus folgt jedoch nicht, daß der Sklavenhandel nicht von seinen Unterthanen nach wie vor betrieben worden wäre, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Sklavenmärkte nicht mehr öffentlich, sondern in Privathäusern stattfanden und die schwarze Ware nur heimlich entweder von Sansibar aus oder von andern, namentlich südlicher gelegenen Ausfuhrplätzen verschifft wurde. Eine große Anzahl von Sklaven wurde sogar in die portugiesischen Häfen von Moçambique eingeführt, wo die Behörden den Handel mit solcher schwarzen Ware in ausgedehnter Weise begünstigten.

Auf Seid Bargasch folgte im März 1888 sein Bruder Seid Khalifa. Dieser erließ am 20. September 1889 eine Verfügung, wonach alle Sklaven, welche vom 1. November dieses Jahres an in sein Machtbereich eingeführt werden, frei sein sollen. Dafür erlangte er die Aufhebung der damals von England und Deutschland zur Unterdrückung des Sklavenhandels verhängte Blockade. Seid Khalifa suchte sich überhaupt mit den europäischen Mächten, speziell mit der für ihn wichtigsten, Deutschland, gut zu stellen. Allein schon im Februar 1890 ereilte ihn ein jäher Tod, wie man munkelte, nicht ganz ohne Nachhilfe seitens seines Bruders Ali, der längst nach der Herrschaft begierig war und sie nun antrat. Dieser ordnete durch ein Dekret vom 1. August 1890 eine weitere Beschrän-

kung der Sklaverei an. Danach soll auch jede Veräußerung und Verschenkung eines Sklaven von Haus zu Haus bei Strafe verboten und nur noch durch Vererbung das Eigentumsrecht an Sklaven übertragbar sein. Da es nun aber in Sansibar üblich ist, daß die auf einem ländlichen Grundstück beschäftigten Sklaven als zu demselben gehörig betrachtet und mit demselben verkauft werden, da ferner die Sklaven zum großen Teil selbst wieder Sklaven haben, so würde diese Verfügung, wenn sie thatsächlich durchgeführt würde, eine Entwertung des Grundbesitzes um die volle Hälfte herbeiführen. Daher rief dies Dekret eine ungeheure Aufregung unter der arabischen Bevölkerung hervor; der Sultan Ali selbst mußte es in einigen Punkten zurücknehmen, und wie viel davon sich durchführen lassen wird, ist sehr zweifelhaft. Immerhin ist der gute Wille des neuen Sultans anzuerkennen.

Einen so freundlichen Eindruck der Anblick der Insel Sansibar von der Seeseite macht, so unangenehm erscheint das Innere der Stadt dem Auge des Europäers. Die engen und gewundenen Straßen sind schmutzig und so morastig, daß das Fieber nie aufhört, unter der ärmeren Klasse des Volkes Opfer zu fordern. Nur das westliche Viertel zeichnet sich von den übrigen Stadtteilen dadurch vorteilhaft aus, daß man dort versucht hat, einige Straßen zu pflastern und eine Gosse anzulegen. Gesundheitspolizei kennt und übt der Araber nicht; ihm erscheint Pest und Fieber als ein viel kleineres Übel als die Arbeit, welche er zur Reinigung und Beleuchtung der Straßen und zur Herstellung von Schleusen verwenden müßte. Die aus dem Korallengestein der Insel aufgeführten arabischen Häuser gleichen denen des Orients und zeigen fast alle einen und denselben Plan, indem sie einen viereckigen Hofraum umschließen, auf welchen die Fenster hinausführen. Da der Araber ein Haus, über dessen Bau der Besitzer gestorben ist, nie weiter baut, so gibt es viele Ruinen in der Stadt, zwischen denen die Vegetation wuchert. Die Hütten der Eingebornen bestehen zum Teil aus Holz und Rohr, viele nur aus Pfählen, die mit Binsen bedeckt sind und deshalb einer Feuersbrunst die reichlichste Nahrung gewähren. Gegen Abend begibt sich die Familie auf die platten Dächer, um Luft zu schöpfen.

Die öffentlichen Gebäude Sansibars sind dürftig und stehen in betreff ihres Äußern in keinem Verhältnis zu der Größe der Stadt. Am Meere erhebt sich die Burg, ein Bau von mittelalterlichem Ansehen. Die Mauerzinnen, die runden Türme und eine Batterie von 20 Geschützen fordern, daß man dieses Gebäude, das ein europäisches Bombardement in wenigen Stunden in Trümmer legen

würde, für eine Festung halten soll. Östlich von der Burg steht ein langer schmutziger Schuppen, das Zollhaus. Unweit davon erhebt sich der Palast des Sultans, ein vierstöckiges Fachwerkgebäude mit blendend weißem Anstrich, grünen Fensterläden und rotem Ziegeldach, dessen breite Veranden und arabeskenverzierten Gesimse besonders bei Mondschein einen so zauberhaften Eindruck machen, daß die Eingebornen ihn als einen wahren Feenpalast betrachten. Vorwärts am Meere steht der Leuchtturm mit weithinstrahlendem elektrischem Licht, das jedoch wegen unzweckmäßiger Anlage des Turmes nur eine teure Spielerei ist. Außer diesem elektrischen Lichte hat sich der Sultan Bargasch von einer längeren Reise nach Europa noch eine Eismaschine und eine Lokomobile mitgebracht. Sehr viel Geld verwenden die Sultane auch auf ihren Marstall. Es befinden sich darin wohl 100 Pferde, darunter eine Anzahl prachtvoller Vollblutaraber. Leider werden die edlen Tiere von den schwarzen Rosselenkern nicht geschont und müssen, nur mangelhaft beschlagen, bergauf bergab im schärfsten Trabe fahren, so daß sie in kurzer Zeit unbrauchbar sind.

Den Europäern gegenüber ist der jeweilig regierende Sultan äußerlich wenigstens die Liebenswürdigkeit selbst. Für die Festlichkeiten in den Häusern der europäischen Konsuln liefert er öfter Blattpflanzen, Blumen und Früchte; will einer ausreiten oder ausfahren, so leiht er Pferde und Wagen her; auch für musikalische Unterhaltung der Europäer trägt er Sorge, indem er wöchentlich einmal in einem seiner Gärten seine aus Goanesen zusammengesetzte Kapelle spielen läßt. Als kluger Diplomat läßt er insonderheit den Gesandten und Bevollmächtigten der großen europäischen Staaten alle nur mögliche Ehre erweisen. Den Offizieren der deutschen Kreuzergeschwader, sowie den in Sansibar anwesenden Deutschen gibt er nicht selten höchst opulente Gastmähler in einem neu aber geschmacklos erbauten Palaste eine Stunde von der Stadt. Die Geladenen werden in Wagen des Sultans hinausgefahren. Seine Hoheit erscheint zwar nie selbst in Person, aber sein Vertrauter Pira Dautschi, welcher Kultus-, Handels- und Finanzminister, wie man sagt, auch Barbier des Königs in einer Person ist, macht die Honneurs. Die Vorschriften des Koran wurden zu Seid Bargaschs Zeiten streng aufrecht erhalten, darum fehlte der Wein, nur Scherbet und Wasser wurde gereicht; auch waren die Gefäße zwar von Gold und Silber, aber nicht immer ganz sauber; nichtsdestoweniger ging es sehr hoch und lustig her. Allerdings wurden den andern Tag Derwische nach dem Lusthause geschickt, welche durch Räucherwerk und Gebete die durch die Ungläubigen entweihten Räume wieder zu heiligen hatten.

Sanſibar.

Seid Khalifa hatte liberalere und humanere Anschauungen. Er respektierte den germanischen Durst gehörig. Bei einem Mahle, welches unter seiner Regierung Leutnant Ehlers mitmachte, waren auf jeden Gast drei Flaschen Rotwein, drei Flaschen Rheinwein und drei Flaschen Champagner gerechnet worden, dazu kamen noch verschiedene Dessertweine und gewaltige Batterien Münchener Spatenbräus. Nach dem Essen waren die Gartenanlagen geöffnet, ein für die Haremsschönheiten gebautes Dampfkarussell wurde zur Verfügung gestellt, ja sogar das Allerheiligste, die großartigen Damenbadeanstalten wurden preisgegeben. Um sieben Uhr abends erfolgte ein zweites Mahl, welches bis Mitternacht dauerte, dann wurden die Gäste zurückkutschiert — europäischer Komfort mit orientalischer Gastfreundschaft gespendet, was läßt sich Angenehmeres denken!

Der Sultan besitzt etwa 1000 reguläre und ebensoviel irreguläre Soldaten. Jeden Freitag Nachmittag ist große Parade vor dem Palaste, deren Haupteffekt in einem wahnsinnigen Verknallen von Patronen und in einem phantastischen Kriegstanz der „Flöhe" besteht, Schauspiele, denen Se. Hoheit wohlgefällig lächelnd vom Balkon seines Palastes aus zusieht. Immerhin hat sein General Mathews, früher englischer Offizier, etwas Leidliches aus diesen Suahelinegern gemacht. Ihnen ist es zu verdanken, daß die persönliche Sicherheit in Sansibar mindestens ebenso groß ist, wie in europäischen Städten. Ein Weißer, der von einem Schwarzen bestohlen oder irgendwie beeinträchtigt wird, braucht nur den nächsten Schutzmann anzurufen, und der betreffende wird ohne weiteres auf eine unbestimmte Zeit eingesperrt. Außerdem gibt es noch eine aus Beludschen bestehende Leibwache, welche nachts den Palast zu bewachen hat. Dabei müssen die Posten, um sich gegenseitig zu kontrollieren, im Umhergehen fortwährend singen, was für die Anwohner nichts weniger als angenehm ist. Ein dritter Bestandteil der sansibaritischen Armee sind eben die Viroboto (Flöhe), so genannt wegen der hüpfenden Tänze, die sie auszuführen pflegen, es sind Irreguläre aus Südarabien. Die Artillerietruppe des Sultans besteht aus etwa 50 Mann, die Geschütze, einige hundert Stück, darunter ausgezeichnete altarabische und portugiesische Bronzestücke, lagern in einem niedrigen Schuppen am Strande. Außer diesen besitzt der Sultan 6 prachtvolle Salutgeschütze, ein Geschenk des Kaisers Wilhelm I., nichtgezogene Vorderlader mit glänzend vernickelten Beschlägen und Verzierungen.

Seine Haupteinnahmen hat der Sultan durch die Zölle, welche 5 Prozent auf alle aus- und eingehenden Waren betragen und an

ein großes indisches Haus in Bombay für jährlich $2^3/_4$ Millionen Mark verpachtet sind. Der Pächter verfährt bei der Erhebung der Zölle den fremden Kaufleuten gegenüber sehr liberal und verläßt sich mit gutem Grunde lieber auf deren Ehrlichkeit als auf die seiner eignen Beamten und Soldaten. Schon aus der Höhe der Pachtsumme folgt, daß der Handel Sansibars ein sehr reger sein muß. In der That ist die Stadt der Haupthandelsplatz Ostafrikas; allein an Elfenbein kommt jährlich für etwa 4 Millionen Mark aus dem Innern nach Sansibar. Außer den Indiern und einigen englischen und amerikanischen Firmen sind namentlich drei große Hamburger Häuser an dem Handel beteiligt, welche auch viele deutsche Waren einführen. Den besten Begriff von dem regen Handelsgetriebe der Stadt erhält man, wenn man den hinter der alten Burg befindlichen Markt besucht. Hier drängen sich auf engem Raume Hunderte von kaufenden, feilschenden und ihre Waren anpreisenden Menschen zusammen. Da knien kunstfertige Barbiere und rasieren der Gläubigen Schädel; in langen Reihen hocken Negermädchen und bieten Mandioka, Betel und Arekanüsse, saftiges Zuckerrohr oder Orangen und grüne Kokosnüsse feil; dazwischen treibt ein schwarzer Hirt seine Herde Ziegen quer über den Markt mitten durch Käufer und Verkäuferinnen hindurch, zum Entsetzen der letzteren, deren Waren unter dem Appetit der schnuppernden Tiere bedenklich zu leiden scheinen. Gegen die Burg gelehnt stehen Dutzende fertig geschnitzter Hausthüren zum Verkaufe und mindestens 30 Händler mit alten Kleidern bieten schreiend und zudringlich dem Vorübergehenden einen Maskatanzug nach neuster Mode an. Hat man sich einige Zeit durch das Gedränge des Marktes hindurchschieben lassen, bei glühender Hitze nicht eben ein Vergnügen, so mag man seine Schritte nach dem Bazar zur Linken wenden, um dort, wenn auch keine frische, doch andre Luft zu schöpfen. Hier sind wir plötzlich wieder in Indien: hinter uns die schreiende, lachende afrikanische Gesellschaft in blauem Kattun oder langem weißen Hemde, vor uns der stille Hindu in der eigentümlichen Tracht seiner Heimat. Eben noch die Luft nach getrocknetem Haifisch und nach Neger im allgemeinen, hier wirbelt uns heißer Staub mit überstarken indischen Wohlgerüchen entgegen. Hier hocken die Kinder der Hindus den ganzen Tag in der schlechten Luft, mit kostbaren Kleidern und Flittertand überladen und mit ihren wundervollen schwarzen Augen schon viel zu altklug in die Welt schauend.

Bedeutende Handelsplätze in fremden Erdteilen sind meist auch Ausgangspunkte wichtiger geographischer Entdeckungsreisen gewesen

und haben für die Missionsthätigkeit gewöhnlich als Operationsbasis dienen müssen. Auch das Gebiet von Sansibar hat viele Eigenschaften, welche es für beide Zwecke zu empfehlen scheinen. Hier sind günstige Häfen, an welchen jahraus jahrein zahlreiche europäische Schiffe landen, und durch welche eine verhältnismäßig bequeme Verbindung mit Europa ermöglicht wird; von hier aus ist das Seengebiet des Nils und seiner Quellflüsse auf dem kürzesten Wege vom Meere aus zu erreichen, und da die unmittelbar hinter der Küste wohnenden Stämme hier zumeist noch heidnisch sind, so ist gerade dieser Teil Afrikas einer Anzahl von Missionaren als ein vielversprechendes Feld für ihre Thätigkeit erschienen.

Leider sind die Hoffnungen der christlichen Glaubensboten hier wie an so vielen andern Stellen des schwarzen Erdteils getäuscht worden, da oft unter den Negervölkern der Islam den Sieg davontrug. Die mohammedanischen Araber sind die berüchtigtsten Sklavenräuber, und dennoch wird gerade durch den Sklavenhandel die Verbreitung des Islam außerordentlich gefördert, denn die Lehre des Propheten verbietet streng, einen Rechtgläubigen in die Sklaverei zu führen und ihn wie ein Stück Ware oder Vieh zu behandeln, das beliebig gekauft und verhandelt werden kann, während indirekt der Sklavenhandel mit Ungläubigen gestattet wird. Ist es nun ein Wunder, wenn die Negerstämme, sobald sie mit diesen Satzungen des Koran bekannt werden, dadurch ihre Freiheit und ihr Leben zu schützen suchen, daß sie ihren alten Göttern entsagen und sich zum Islam bekennen? So sind große Gebiete, besonders im Innern Afrikas, dem Mohammedanismus gewonnen worden, wider Willen derer, welche die Schwarzen mit den Lehren des Islam bekannt gemacht haben. Dazu kommt, daß die Bekehrung wenig Vorbereitung bedarf. „Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet.“ Dies Wort ist leicht begriffen und wird ebenso leicht im Gedächtnis behalten. Darüber hinaus geht der Islam nicht; er fordert weder Reue noch Buße, sondern nur eine äußerliche Pflichterfüllung, und gestattet für diese im Diesseits die Vielweiberei und verspricht für das Jenseits ein Paradies, dessen Genüsse dem sinnlichen Afrikaner als der Inbegriff alles Glückes erscheinen müssen. In so glänzendem Gewande tritt das Christentum nicht auf, indem es nicht blenden, sondern überzeugen will. Der Neger aber hält sich an das Körperliche; sein Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; über diesen Kreis will er nicht hinaustreten. So ist es gekommen, daß die opferfreudigen Arbeiten der Missionare, selbst die Thätigkeit eines Livingstone, der den Menschen des

schwarzen Erdteils wie kein andrer Europäer kannte, verhältnismäßig so geringen Erfolg für das Christentum gehabt haben. Aber verlorne Mühe ist diese Arbeit nicht gewesen; wenn auch das Psalmenwort: „die Fürsten aus Ägypten werden kommen, und Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott," noch nicht in Erfüllung gegangen ist, so hat doch die Wissenschaft diesen christlichen Glaubensboten viel zu verdanken; die Sprach- und Völkerkunde ist durch ihre Forschungen beträchtlich gefördert und erweitert worden, und der Geographie sind durch diese Männer Gebiete erschlossen, welchen weder der Kaufmann noch der Naturforscher genaht waren. Die deutschen Missionare Krapf und Rebmann waren es, die den Engländern Burton und Speke den Weg zu den großen Seen des Innern wiesen, die die äquatorialen Schneeberge des schwarzen Erdteils zuerst entdeckten.

Krapf reiste während seiner aufopfernden, gefährlichen und leider ziemlich erfolglosen Missionsthätigkeit im Jahre 1849 in das Innere nach Ukambani. Auf dieser Reise sah er am 10. November jenen gewaltigen Schneeberg, welchen die Eingebornen Kilimandscharo nennen, zum erstenmal. „Der Schneeberg," berichtet er, „ragt über die andern Berge Ndara und Bura hervor. Sogar in weiter Entfernung konnte ich wahrnehmen, daß die weiße Materie, welche ich sah, Schnee sein müsse. Als der Himmel gegen zehn Uhr umwölkt wurde, entzog sich die weiße Materie meinen Blicken und verschwand hinter Wolken von rötlicher Farbe. Dies ist es, was ich und alle meine Leute gesehen haben und was jeder nachfolgende Reisende sehen wird, vorausgesetzt, daß es klares Wetter ist und der Beobachter nördlich vom Berge Maungu seinen Standpunkt hat." In den nächsten beiden Wochen erblickte Krapf das weiße Haupt des Kilimandscharo von jedem Orte, der etwas erhöht war und eine Aussicht in die Ferne gestattete. Später sah er auch den Kenia von einer hochgelegenen Stelle: „Er erschien wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Türme oder Hörner erblickte, welche nicht weit voneinander stehen und dem Berg ein imposantes Ansehen geben. Der Kilimandscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kenia ist dagegen mehr dachstuhlartig."

Krapfs Mitarbeiter, Rebmann, hatte schon im Jahre 1848 eine Reise in das Dschaggaland unternommen und am 11. Mai dort Berge gesehen, „welche mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt waren." Seine Führer nannten das Weiße schlechthin „Beredi", d. i. Kälte, und Rebmann schloß schon damals auf Schnee; einer der Führer hatte den glänzend weißen Stoff für Silber gehalten

und einige Dschaggaleute den Berg hinaufgeschickt, die ihm gegen eine geringe Belohnung soviel als möglich von dem edlen Metalle holen sollten. Wie enttäuscht war er gewesen, als sie Wasser zurückbrachten, denn von der Existenz des Schnees hatte er keine Ahnung. Auf einer zweiten Reise nach Dschagga (14. November 1848 bis 16. Februar 1849) kam Rebmann dem Fuß des Kilimandscharo sehr nahe. Die Berge waren jetzt nicht mehr wie in der Regenzeit in Wolken gehüllt, sondern es grenzten sich scharf die himmelhohen Gipfel der Dschaggabergmasse von dem tiefblauen Himmel ab. Rebmann unterschied zwei durch einen Sattel verbundene Gipfel, von denen der östliche niedriger ist und spitze Formen hat, der westliche eine prächtige Kuppel bildet und auch in der heißen Jahreszeit mit Schnee bedeckt ist. Der Schnee des Kilimandscharo ist eine Quelle für wenigstens 20 Flüsse, die von ihm herabkommen, und besonders in der heißen Jahreszeit ein beständiger Erzeuger von Regen. In der Nacht ist der Berg gewöhnlich ganz frei von Gewölk; sobald aber die Sonne heiß zu scheinen anfängt, sieht man, wie ein dünner Nebel sich bildet, der sich immer mehr verdichtet, und um Mittag umhüllt eine mächtige Wolkenmasse den Berg mit seinem Schnee gänzlich. Dann fängt es an zu donnern; Regen fällt aber nur in Zwischenräumen von durchschnittlich vier bis fünf Tagen. Der Name Kilima-Ndscharo (denn so ist abzuteilen) bedeutet in der Suahelisprache: Berg der Größe.

Rebmann und Krapf hatten somit im äquatorialen Afrika Schneeberge entdeckt. Als die Kunde von dieser glänzenden Erweiterung der geographischen Kenntnisse nach Europa kam, da schüttelten auch Männer der Wissenschaft ihr Haupt und wollten nicht glauben, daß das, was in Amerika möglich sei, auch in Afrika möglich sein könnte. Die Engländer erklärten das, was Rebmann und Krapf unabhängig voneinander mit eignen Augen gesehen hatten, für Phantasiegebilde und wiesen darauf hin, daß das, was jene deutschen Missionare für Schnee gehalten, weißer, in der Sonne glänzender Quarz sein könne. Wiederum einem Deutschen war es vorbehalten, diese große Entdeckung Krapfs und Rebmanns zu bestätigen und den Engländern den Ungrund ihres Zweifels an der Glaubwürdigkeit unsrer Landsleute nachzuweisen.

Dieser Deutsche war Baron von der Decken, welcher im Februar 1861 in Mombas eintraf, um von hier die Wanderung nach den Schneebergen anzutreten. Die große Dornensteppe, die er dabei zu passieren hatte, machte keineswegs einen traurigen Eindruck auf das Gemüt des Reisenden; auch sie hat ihre Reize. Eine

wunderbare Luft macht das Wandern in der Hochebene so angenehm und erfrischend, daß man sich nirgends wohler fühlen kann, als hier, und in dieser reinen, trockenen Luft färben die Berge sich schon in geringer Entfernung mit dem zartesten, duftigsten Azurblau, welches immer dunkler wird, je mehr man sich nähert und sich wunderbar abhebt von dem Schwarzgrün der Laubmassen an ihrem Fuße; im Frühling aber, nach der Regenzeit, bedecken sich die vorher blattlosen Akazien mit Gelaub und herrlich duftenden Blüten, die köstlichsten Honiggruben für summende Käfer und Schmetterlinge, und das grobe, mehr als mannshohe Gras hat, dank der Fürsorge wandernder Hirtenstämme, welche es angezündet, einer jungen Rasendecke Platz gemacht.

Am 14. Juli bekam von der Decken zum erstenmale den Kilimandscharo zu Gesichte: „so hoch wie vier Vollmonde übereinander ragt der Riesenberg empor, einem mächtigen Dome gleich, bedeckt von blendend weißem Schnee, welcher den hellen Sonnenschein noch heller zurückstrahlt.“ Aus einer 10 deutsche Meilen breiten Grundfläche erhebt sich der „Berg der Größe“ 6000 Meter über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Westen ein prachtvoller, mit blendend weißer Schneekappe bedeckter Dom, im Osten eine 800 Meter niedrigere, schroffe Masse jäh abfallender Riesenpfeiler und Säulen, beide durch einen langgeschweiften Sattel verbunden. An den die Schneelinie wenig überragenden Abstürzen des Ostgipfels vermag nur wenig von den Staubkrystallen des Wassers zu haften, und wie auf der westlichen Kuppel nur selten ein schwarzer Stein die schimmernde Decke durchbricht, so liegen hier nur vereinzelte weiße Felder auf den sanfteren Abhängen des dunklen Felsstocks. Der Kilimandscharo ist möglicherweise der Vorposten einer Anzahl ähnlicher Schneeberge, welche sich bis jenseits des Äquators hinziehen mögen. — Einen wenigstens, den Ruwenzori, hat Stanley im Jahre 1889 unweit des Albertsees gesehen.

Die Landschaft Dschagga, in welcher sich der Kilimandscharo erhebt, ist ein wahres Paradies. — Dem Baron gefielen besonders die herrlichen Bananenpflanzungen der Eingebornen. „Ihre Früchte haben den lieblichsten Geschmack von allen Bananen der Welt. Wer einmal in den Bananenhainen Dschaggas gewandelt und in ihrer Kühle, in dem sanften, das dichte blaßgrüne Blätterdach durchdringenden Lichte die heißen Mittagsstunden verbracht hat, wird stets nach ihnen sich zurücksehnen und die Eingebornen beneiden, denen so herrliche Pflanzen fast ohne alles Zuthun erwachsen. Auf gleich großer Bodenfläche bringt die Banane etwa vierzigmal mehr Nah-

rungswert hervor, als die Kartoffel, und zwanzigmal mehr als der Weizen, sie ersetzt Brot, Kartoffeln und Obst, abgesehen von dem Weine, welchen sie liefert: sie kleidet, nährt und ergötzt den Menschen! Wo immer auch unsre Stammeltern ihre ersten Tage verlebt haben mögen, wir können uns nicht vorstellen, daß es an einem Orte gewesen sei, welcher keine Bananen hervorbringt!" In einer Höhe von 1200—1600 Meter über dem Meeresspiegel ist die Luft kühl und gesund: der reich bewässerte Boden bringt vielfältige Frucht und wird bebaut von einem fleißigen, intelligenten und schönen Volke. Leider ist dasselbe außerordentlich zur Bettelei geneigt, und der Baron sah sich mehrmals gezwungen, selbst gegen Würdenträger der dortigen Negerstaaten seinen Rohrstock in Anwendung zu bringen. Um alles wurde gebettelt von allen, vom Sultan bis zum Kinde der ärmsten Frau. Durch seine Charakterstärke und seine Menschenkenntnis bewahrte er sich indessen vor mancher Widerwärtigkeit und Gefahr. In besonders unangenehmen Lagen ließ er vor den Augen der Negerfürsten eine Rakete in die Luft steigen und selbst der dickköpfigste Sultan kroch dann vor dem europäischen Zauberer, welcher Sterne vom Himmel schießen konnte, zu Kreuz. Sein größter Wunsch, den Kilimandscharo zu besteigen, wurde aber auf der ersten Reise nicht erfüllt; es gab nur wenige Führer, die bis an die Schneegrenze vorgedrungen waren, und diese wollten das Wagnis nicht zum zweitenmale unternehmen aus Furcht vor den bösen Geistern, welche dort oben das flüssige Silber bewachen. Glücklicher war er auf der zweiten, im folgenden Jahre unternommenen Wanderung zu den Dschaggabergen.

Der Sultan von Moschi, Mandara, hatte nach langen Unterhandlungen endlich Führer gestellt, und so konnte am 27. November 1862 der Aufbruch erfolgen. „Kurz nach Sonnenuntergang," erzählt Otto Kersten, der Begleiter von der Deckens, „kamen wir fort. Der Mond erhellte unsern Weg. Voran leuchteten uns die Führer, seltsam in das ihnen zum Schutze gegen die Kälte gegebene Baumwollenzeug gewickelt. An dem tiefen, steilwandigen, das ganze Land umgebenden Wallgraben angelangt, zauderten sie lange, ehe sie uns den geheimen Weg zeigten, welcher hinüber in das freie, obere Land führt. Auf einer offenen, mit dünnem Grase bedeckten Ebene breiteten wir, nachdem wir Thee und Abendessen eingenommen, unsre Gummidecken über den vom Tau benetzten Boden, legten unsre Gewehre und Instrumente darauf und streckten, durch weitere Decken gegen Kälte und Nässe geschützt, unsre Glieder zur Ruhe aus. Sobald die Helligkeit des andern Morgens uns weckte, erhoben wir uns.

Es war merklich kühl, wie nach der Höhe des Platzes (2000 Meter) nicht anders zu erwarten. Zitternd vor Frost setzten wir nach einem dürftigen Frühstück unsre Reise fort. Bald erhob sich die Sonne, unsre vom abgestreiften Tau durchnäßten Kleider trocknend und die durchfrorenen Glieder wärmend.

„Zunächst kamen wir durch ein Wäldchen von nicht sehr hohen Bäumen, untermischt mit Unterholz und buschartigen, steifblätterigen Farnen, dann durch Wald von immergrünen, mit ellenlangen Bartflechten behangenen Bäumen, endlich auf eine allerliebste Grasfläche, die uns mit ihren violetten Glockenblumen und ihren Erdorchideen lebhaft an die sommerlichen Wiesen der Heimat erinnerte. In der Nähe des Felsens, an dessen Fuß ein klares Wasser rann, rasteten wir gegen Mittag, um unsre Mahlzeit bereiten zu lassen. Nach einem mehrstündigen Nachmittagsmarsch machten wir gegen fünf Uhr Halt in der Nähe einer mit Regenwasser gefüllten Bodenvertiefung. Um der Kälte der Nacht besser begegnen zu können, schlugen wir ein kleines, für zwei Mann ausreichendes Zelt auf. Die Leute suchten Holz für die Nacht zusammen, und ich selbst begab mich einige hundert Schritte seitwärts, stellte mein Meßgerät auf und nahm zahlreiche Winkel nach beiden Kilimandscharogipfeln und nach der Sonne. Finger und Zehen erstarrten bei der Arbeit vor Frost, ich war derartig durchfroren, daß ich mich nicht einmal durch Umherspringen und durch die kräftigsten Hand- und Armbewegungen wieder erwärmen konnte, und erst, als ich den Thee eingenommen und mich, in dickes Winterzeug gekleidet, unter meine wollenen Decken verkrochen hatte, fühlte ich mich behaglich.

„Am folgenden Morgen, dem 29. November, brachen wir zeitig auf und stiegen drei Stunden ohne Unterbrechung weiter. Wir kamen nur langsam vorwärts, weil wir uns von der anstrengenden Bewegung in der verdünnten Luft angegriffen fühlten. Um unsre Gesellschaft beweglicher zu machen, ließen wir den Troß der Träger, sowie unsre ohnedies überflüssig gewordenen Führer zurück und wanderten, begleitet von einigen mit den Instrumenten und Gewehren belasteten Leuten, dem Westgipfel des Kilimandscharo zu. Das Steigen wurde immer beschwerlicher; immer öfter mußte gehalten werden. Sämtliche Träger klagten über Schwäche und Kopfschmerz; auch ich fühlte mich unbehaglich und sogar der allen Strapazen gewachsene Baron ging nicht frei aus. Eine Bodenwelle nach der andern erklommen wir und noch sahen wir den Fuß des Domes nicht vor uns; vielmehr thaten sich, sobald wir den nächsten Kamm erreicht hatten, immer neue Thäler und Landrücken auf. Dazu

verhüllte ein dichter werdender Nebel die Aussicht; das Holz wurde spärlicher und hörte endlich ganz auf; Wasser fand sich gar nicht mehr, vermutlich, weil die vom Schnee genährten Rinnsale infolge einer eigentümlichen Bodenbildung nach einer andern Seite hin Abfluß fanden. Was sollten wir unter diesen Umständen thun? Die Grenze des Schnees lag nur noch 700—1000 Meter über uns und diese wenigstens zu erreichen, schien uns im höchsten Grade wünschenswert. Aber zur Rückkehr mahnte mit Dringlichkeit die Rücksicht auf unsre Schwarzen, welche ernstlich litten, und bei längerem Verweilen, ohne Mittel, sich zu erwärmen, wahrscheinlich den ungewohnten Verhältnissen erlegen wären. Der Entschluß, so nahe dem Ziele umzukehren, wurde uns nicht leicht; aber die Erwägung, daß bei unsrer mangelhaften Ausrüstung eine vollständige Besteigung des schneebedeckten Gipfels ohnehin unmöglich sein würde, gewährte uns einigen Trost. — Nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, ein schwach glimmendes Feuer zu entzünden; wir nährten es mit zarten Heidekräutern und bestimmten aus dem Siedepunkt des Wassers und mit dem Barometer die Höhe auf 4280 Meter (5 Meter höher als der Gipfel des Finsteraarhorns). Daß bei einer solchen Verdünnung der Luft unsre Glieder, welche bekanntlich nicht von uns, sondern vom Druck der Atmosphäre zusammengehalten werden, uns im eigentlichen Sinne des Wortes schwer wurden, kann nicht verwundern. Schließlich begaben wir uns auf den Rückweg, da das Wetter sich inzwischen nicht aufgeklärt hatte und sich überhaupt nicht aufhellen zu wollen schien."

Die vollständige Besteigung des Kilimandscharo gelang erst im Jahre 1889, wie wir später erzählen werden. Baron von der Decken aber wurde am 3. Oktober 1865 am Ufer des Jubflusses von einem Somali erstochen; sein Andenken lebt bei den Wadschagga und ihrem Sultan Mandara noch bis in unsre Tage fort.

In neuster Zeit, wo die Erforschung Afrikas in beschleunigtem Tempo vorwärts schreitet, hat Sansibar als der Ausgangspunkt aller Karawanen zu den großen Seen eine erhöhte Bedeutung, insonderheit auch für Deutschland, gewonnen. Im Frühjahr 1880 sandte die afrikanische Gesellschaft in Deutschland, angeregt und unterstützt von dem König der Belgier, eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung Ostafrikas aus. Die Teilnehmer derselben waren der junge Berliner Dr. Böhm als Naturforscher, Dr. Kaiser als Astronom und ein junger Kaufmann aus Neuwied, Paul Reichard, der sich der Fahrt aus leidenschaftlicher Neigung für Afrika freiwillig anschloß und die Kosten seiner Ausrüstung selbst bestritt. Der

zum Leiter der Expedition bestimmte Hauptmann von Schöler kehrte bald nach der Ankunft in Afrika wieder um, aber auch von den übrigen wackern und tüchtigen Männern sollte nur einer die Heimat wiedersehen.

Die Expedition hatte den Auftrag, zwischen dem Tanganjikasee und dem arabischen Handelsplatze Tabora eine wissenschaftliche Station anzulegen, von welcher aus das Land nach allen Seiten hin erforscht werden sollte. Am 27. Juli 1880 wurde die Reise, nachdem die Karawane in Sansibar organisiert worden war, von der südwestlich davon auf dem Festlande gelegenen französischen Missionsstation Bagamojo aus angetreten. Gemeinsam mit der deutschen reiste eine belgische Expedition unter Kapitän Ramaeckers, so daß die vereinigten Karawanen eine stattliche Macht bildeten, was bei dem kriegerischen Zustande des Innern von großer Wichtigkeit war. Höchst anschaulich schildert Paul Reichard einen solchen großen Karawanenzug in Afrika.

„Im Anfange hat das Safarileben (vom arab. safar, Reise) etwas ungemein Ungemütliches und Aufreibendes. Später aber übt es großen Reiz und Zauber aus. Es ist noch Nacht und sehr kühl, da ertönt gegen 3 Uhr der erste Hahnenschrei über das totenstille Lager. Ein Hahn wird zu diesem Zwecke stets mitgeführt. Einige Leute erwachen und schüren die Feuer an, daß die Funken hochauf knistern und flackernde Streiflichter auf die feuchten Zeltwände gleiten lassen. Einer füllt seine Wasserpfeife aus einem Flaschenkürbis mit Wasser, stopft dieselbe mit Hanf und bald hört man die unangenehm gurgelnden röchelnden Töne beim Einziehen des Dampfes in die Lunge, wenn er durch das Wasser hindurchgeht. Nach einigen Zügen läßt sich ein rohes, gewaltsames, tierisches Husten hören, dem ein abscheulicher in Fisteltönen erklingender Gesang folgt, wie es die Gewohnheit der Hanfraucher ist. Durch das laute Geräusch erwacht, fängt plötzlich ein andrer mit einem Kameraden, der vielleicht in entferntester Ecke des Lagers schläft, mit dröhnender Stimme eine Unterhaltung an, nachdem der Gerufene erst nach vielleicht dem zehnten Namensaufrufe geantwortet hat; Kinder schreien, einige Weiber kochen ein Mahl Ugalli aus dem vorrätigen Mehle, das in kochendes Wasser geschüttet bis zur Konsistenz von ungarem Brotteige gekocht wird, um dann, nachdem es etwas abgekühlt, mit Heißhunger verschlungen zu werden. Von Schlaf ist natürlich keine Rede mehr, da der Lärm immer größer geworden. Da, gegen fünf Uhr, läßt der Hahn zum zweitenmal seine Stimme erschallen und nun greifen die Trommler zu den Safaritrommeln und schlagen

jenen eigentümlichen Takt, den nachzuahmen uns niemals gelungen ist. Es ist ein Zeichen, daß sich die Leute fertig zu machen haben und allgemeines freudiges evollah evollah (arabische Bejahung, welche jedoch nur von Sklaven gebraucht wird) ertönt. Man erhebt sich nun selbst, wäscht sich eilends, während schon die Träger ins Zelt dringen, um sich ihrer darin befindlichen Lasten zu bemächtigen. Während man stehend seinen Kaffee mit schlechten Durrabrötchen und etwas Honig zu sich nimmt, ist es hell geworden, die Askaris (Soldaten) haben das Zelt abgeschlagen und zusammengerollt und ungeduldig wartet dann alles auf den Koch, der wie immer nicht mit dem Einpacken seines Geschirres beizeiten fertig geworden ist und seinen Ärger an dem armen Küchenjungen Sambo ausläßt, dem er ein paar Ohrfeigen gegeben hat, weil er hinterlistiger Weise die übrig gebliebenen Brötchen mit dem Honig genascht hat. Alle andern sind längst fertig und außerhalb des Lagers stehen und sitzen sie seitwärts vom Wege, den Aufbruch erwartend. Die letzte Last ist endlich geschnürt und ich ergreife Gewehr und Jagdspeer, welches das Zeichen zum Aufbruche ist, der Bargumubläser (Antilopenhorn) stößt ins Horn und mit lautem Jubel setzt sich alles mit Trommelschlag und Trompetengeschmetter in Bewegung. Voraus 10 bis 12 Bewaffnete, dann der tapfre Sadi mit der Fahne, hinter ihm wieder einige Bewaffnete, alle in bunten flatternden Mänteln mit Karabinern und Lanzen bewaffnet. Dann folgen wir, wieder Askaris, dann die vier bunt behangenen Trommeln und nun in langer Reihe Träger, worauf der wildaufgeputzte Kirangosi (Führer). Ganz hinten Weiber und Kinder und als Nachhut die Wanjapara (Hauptleute) mit einigen Askaris. In ganz langsamem Tempo schreiten wir dahin, um die Reihe nicht zerreißen zu lassen, denn sonst werden die Hintern, bei dem Bestreben aufzurücken zum Laufen gezwungen, vorzeitig müde. Während des Marsches behält jeder genau seinen Platz wie am ersten Tage, und wenn die Reise jahrelang dauert.

Da ertönt der Ruf mgagoro (Hindernis), ein ausgetrocknetes tiefes Rinnsal ist zu überschreiten. Auf der andern Seite wird so lange gewartet, bis auch der letzte hinüber ist, und dann geht's weiter. Zuweilen hört man von vorne nach hinten weitergerufen die Worte: Faru (Wurzelknollen), mti (Holz) oder schimo (Loch) oder miba (Dorn). Der Vordermann macht den folgenden auf derartige kleine Hindernisse im Wege aufmerksam, um ihn zum Niederblicken zu veranlassen, damit er sich nicht den nackten Fuß verletze. Das anfangs sehr lebhafte Plaudern wird immer stiller nnd droht ganz zu verstummen. Ein Spaßmacher, welcher auch hier nicht fehlt, ruft

mit einem Male mane wane (im Kinjamuesi: meine Kinder), der ganze Chor antwortet unisono njoko (Schimpfwort) und nach mehrmaligem Rufe ist alles wieder heiter und scherzt und lacht, und so werden die Mühseligkeiten des Tragens auf einige Zeit vergessen. Zuletzt helfen jedoch selbst die schönen melodischen Reisegesänge nichts mehr und da wir drei Stunden ohne auszuruhen marschiert sind, lasse ich die Trommeln rühren, allgemeines freudiges Geschrei erschallt und unter dem Schatten eines Baumes setze ich mich nieder, um auszuruhen. Die Fahne wird in den Boden gestoßen, die Träger legen ihre Lasten quer über den Pfad oder lehnen sie an die Bäume. Da läuft plötzlich einer über die Fahne hinaus, um möglichst weit vornehin zu kommen. Alles schreit mpige mpige (haut ihn) und der Kirangosi macht von seinem Rechte Gebrauch, den Kochtopf des Bösewichts zu zertrümmern, — denn es gilt gewissermaßen als böses Omen, wenn ein Kochtopf über die Fahne hinaus nach vorne getragen wird, — während ich ihm im Wiederholungsfalle Hiebe androhe, denn noch sind nicht alle an die strenge Ausübung des Reglements gewöhnt."

Während des langen mühevollen Marsches sahen die Reisenden manches, was in Europa greulich erscheinen möchte. Sie sahen die fratzenhaft verzerrten Häupter und abgeschlagenen rechten Hände reihenweise auf hohe Stangen vor dem Tembe der Wagogohäuptlinge aufgesteckt, sahen in Baumastgabeln eingeklemmte Leichname und die Knochen und Aschenreste verbrannter Zauberer, sahen die Träger vor Hunger und Entkräftung sterben, sahen die von den in der Karawane ausgebrochenen Blattern, der Geißel Afrikas, Befallenen in Zuckungen auf dem glühendheißen Pfade zusammenstürzen, während der Fuß der Folgenden achtlos über sie wegschritt; sie lagen in stiller Nacht bei aus dem Lager geschleppten Leichen auf dem Hyänenanstand und hörten die Knochen unter den Zähnen der Bestien krachen. Dann wieder zogen sie an den letzten Resten der Expedition des unglücklichen Penrose vorüber, gebleichten Schädeln und zerbrochenem europäischen Gerät, hörten zum Tode Verwundete auf der Bahre mit heraushängenden Eingeweiden ein eintöniges ntakufa (ich werde sterben) stöhnen und schliefen zwischen den verstümmelten Leichen von Männern, Frauen und Kindern in dem an allen Ecken brennenden Tembe des Häuptlings von Mdobura. Die durchzogenen Landschaften erschienen den Reisenden nur selten tropisch; es war meistens dürftiger, eintöniger Wald ohne starke Stämme und noch einförmigere Mbuga (Savanne mit vereinzelten Baumgruppen), dann wieder wasserarme Wildnisse mit roter Ockererde, die unter der scheitelrechten Sonne

förmlich leuchtete, bedeckt mit Dorngestrüppen und einzelnen mächtigen Granatblöcken. Von dem Gebirgsland Usagara dagegen schreibt Böhm, daß es mit seinen bewaldeten Kuppen und Thälern, seinen fruchtbaren Wiesen und Feldern den Eindruck der Südschweiz mache. „Zuweilen", fährt er fort, „wirkt in solchen fast europäisch aussehenden Landschaften die afrikanische Staffage von Mensch und Tier wahrhaft frappierend; die Truppe wilder, mit wildem Schmucke behängter oder so gut wie ganz nackter schwarzer Krieger oder Affenbanden, Papageien und Nashornvögel wollen in diesen Rahmen gar nicht recht passen. Einen wirkungsvollen Gegensatz bilden einige Uferlandschaften, wie die des Kingani unfern der Küste oder des Ugalla im Innern. Hier säumt düsterer, teilweise undurchdringlicher Urwald die stillen Fluten, hier schlingen Lianen und Schmarotzerpflanzen mächtige Festons von Baum zu Baum, hier ragen Phönix- und riesige Barassuspflanzen, hier ist afrikanische Wildnis. Hier findet sich auch ein reiches Tierleben, das ungeschlachte Nilpferd wälzt sich in den warmen Fluten, Krokodile lauern auf Beute, Wasservögel aller Art, Größe und Form beleben die Ufer und die Oberfläche, grotesk gestaltete Fische das tiefe Wasser."

Im schönen Tabora, wo die Luft vom Aroma prachtvoller Blumen erfüllt ist und frische Wasser rauschen, konnte die Expedition sich erholen. Dort spielen arabische Händler die Herren, welche mit allem möglichen Komfort inmitten der Schwarzen sich eingerichtet haben. Die Frühstücke bei denselben mundeten dem europäischen Gaumen; „das prächtigste Backwerk und Konfitüren, die auch bei uns Furore gemacht haben würden, gruppierten sich um das bekannte Hauptgericht, Reis mit Huhn." Freilich war das Haus, in dem man frühstückte, mit Menschenschädeln garniert.

Dann ging es an die Gründung der neuen Station. Anfänglich befand sich dieselbe in Kakoma südöstlich von Tabora, dann in Gonda, wohin die junge Herrscherin des Landes Ugunda, Tischa, die Deutschen freundlich eingeladen hatte. Sie schützten diese gegen andre Kronprätendenten und wurden zum Danke von ihr zu Mitregenten ernannt; zum Zeichen der neuen Würde wurde den Herren ein Kupferring um den Unterarm geschmiedet. Während Reichard dort die neue Station einrichtete, gingen Böhm und Kaiser zum Beginn der Regenzeit im September 1881 auf eine Forschungsreise nach Westen.

Sie machten unterwegs interessante Beobachtungen über die Feigheit wohlgesättigter Löwen, deren einer sich eine Ladung groben Schrotes ins Gesicht brennen ließ und dennoch höchst unköniglich

das Hasenpanier ergriff. Beim Häuptling Liowa wurden sie unter dem allgemeinen Geschrei „Msungu, Msungu“ (Europäer) und großem Geknalle empfangen und so gut es ging bewirtet. Um Mitternacht erhob sich plötzlich ein dumpfer Lärm. Böhm wachte auf und hörte die Leute ringsherum aufspringen und nach den Waffen greifen. Zugleich vernahm er ein mehr und mehr anschwellendes wirres Rufen, das ihm von früher nur zu wohl bekannte: Wita-Wita (Krieg). Schon riß einer der Diener den Zeltvorhang zurück und rief hastig das Wort „Mirambo“ hinein. Mirambo war ein furchtbarer Kriegsfürst und Räuberführer, eine Geißel des östlichen Afrika. Da war keine Zeit zu verlieren. Schleunigst brach alles auf und eilte in einem Nachtmarsche zur Wasserburg im Ugallafluſſe. Dieselbe wurde aus mehreren Inseln gebildet, welche aber aus nichts bestanden, denn aus Schilf, Gras und knietiefem Schlamm. Da lebten denn die Reisenden fast drei Wochen lang „wie die Frösche im Sumpfe“, während die Krokodile ihnen nachts bis unmittelbar an den Zelteingang kamen und sie trotz der in Permanenz erklärten hohen Stiefeln eigentlich immer ganz naß waren. Hier in dieser Sumpffeste schloß Böhm mit dem Häuptling Liowa Blutbrüderschaft, und zwar auf folgende Weise. Der Weiße und der Schwarze setzten sich einander gegenüber, kreuzweise wurden beiden Pfeilspitzen aufs Haupt gelegt; dann röstete man eine Hühnerleber, hielt eine feierliche Beschwörung und ritzte beiden die Brust, bis Blut kam. Hierauf tauchte jeder die Leberstückchen in das Blut seines Gegenüber und aß dieselben. Über einen halben Monat dauerte der durch Mirambos Dazwischentreten verursachte Aufenthalt der Reisenden, dann konnten sie ungehindert weiterziehen, doch erst am 22. November kamen ihnen die Fluten des Tanganjikasees zu Gesicht. Endlich war auch Karema, die belgische, festungsartige Station am See erreicht, wo die Reisenden mit den Klängen einer Drehorgel freundlich empfangen und mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft von dem dort kommandierenden Kapitän Ramaeckers überschüttet wurden. Am Ende des Jahres waren Böhm und Kaiser wieder in Gonda, das unterdessen von Reichard vortrefflich eingerichtet worden war.

Im nächsten Jahr gelangte von Urambo, der Residenz Mirambos, aus die Botschaft an Böhm, daß dem dort stationierten Missionsarzt, Dr. Southon, durch einen unglücklichen Schuß aus seiner vom Diener getragenen Elefantenbüchse der linke Unterarm zerschmettert, von einem zufällig des Weges ziehenden Engländer zwar amputiert, aber immer noch lange nicht geheilt sei. Sofort begab

sich Böhm in achttägigen langen Eilmärschen nach Urambo. Indessen war nichts mehr zu machen. Der Kranke litt unsäglich und wurde trotz einer zweiten Operation bald durch den Tod erlöst. Bei dieser Gelegenheit trat Böhm in freundschaftliche Beziehung zu dem „afrikanischen Napoleon", dem gefürchteten Mirambo. Er fand in ihm einen fünfundvierzigjährigen Mann mit intelligentem Gesicht, der Böhm als „ganz jungen Menschen" väterlich aufnahm und mit ihm eine Friedenspfeife rauchte. Nach Böhm ist derselbe den Europäern durchaus freundlich gesinnt, ein anständiger Mann, der keinerlei Geschenke annahm, im Gegenteil nur gab und keineswegs den üblen Ruf verdiente, in den man ihn gebracht hatte. Böhm erzählte ihm auch vielerlei von Europa und der kriegerische Häuptling interessierte sich natürlich am meisten für das Militär. Sehr sonderbar fand er, daß man in Europa im Kriege Frauen und Kinder nicht als Beute mitführe, noch sonderbarer, daß der „Häuptling" von Frankreich nach seiner Gefangennahme durch den „Häuptling" von Deutschland nicht abgethan, sondern noch mit Ehren behandelt worden sei.

Von nun an traf die Expedition Schlag auf Schlag. Böhms Jagdhütte am Ugalla, Weidmannsheil genannt, ging im August 1882 mit all seinen Tagebüchern, Sammlungen und Zeichnungen, dem Resultate zweijähriger mühsamer Arbeit, in Flammen auf. Dann erlag Kaiser während eines Besuches des bis dahin nur dem Namen nach bekannten südöstlich vom Tanganjika gelegenen Rikwasees dem Fieber. Da in Gonda nicht mehr viel zu thun war, entschloß sich Böhm darauf, die dortige Station aufzuheben und nach Karema am Tanganjikasee überzusiedeln. Am 10. Februar 1883 traf er mit Reichard daselbst ein und wurde von dem dort kommandierenden belgischen Leutnant Stroms freundlich empfangen. Letzterem war die Unterstützung, welche ihm die stattliche Karawane der beiden Deutschen brachte, höchst willkommen, denn in der letzten Zeit hatte er viel unter der Feindseligkeit der Einwohner von Katakwa zu leiden gehabt. Es galt nun die Katakwaner zu züchtigen; ein Kriegszug wurde geplant, und ein kleines Heer zusammengezogen, zu dem Böhm und Reichard 110 bewaffnete Leute stellten. Am 24. März beim Morgengrauen erreichte man den feindlichen verpallisadierten Ort, dessen mit Flinten bewaffnete Bewohner zum äußersten Widerstand entschlossen waren. Böhm, dessen großer persönlicher Mut oft von seinen Reisegefährten bewundert wurde, stellte sich persönlich an die Spitze der Truppen und führte sie durch einen Graben dicht an die Verschanzungen der Feinde heran, um die Pallisaden niederzureißen. Da trifft ihn ein Schuß ins rechte

Bein und er stürzt blutend zusammen; aber auch so noch kommandiert er weiter, bis der feindliche Ort erstürmt ist. Zum Glücke war der Knochen nicht verletzt, aber das Bein war durch drei roh aus Eisen gehämmerte Kugeln arg zugerichtet; ganze Fleischstücken waren herausgerissen, und Böhm mußte nun einige Monate lang zu Karema auf dem Krankenbette liegen.

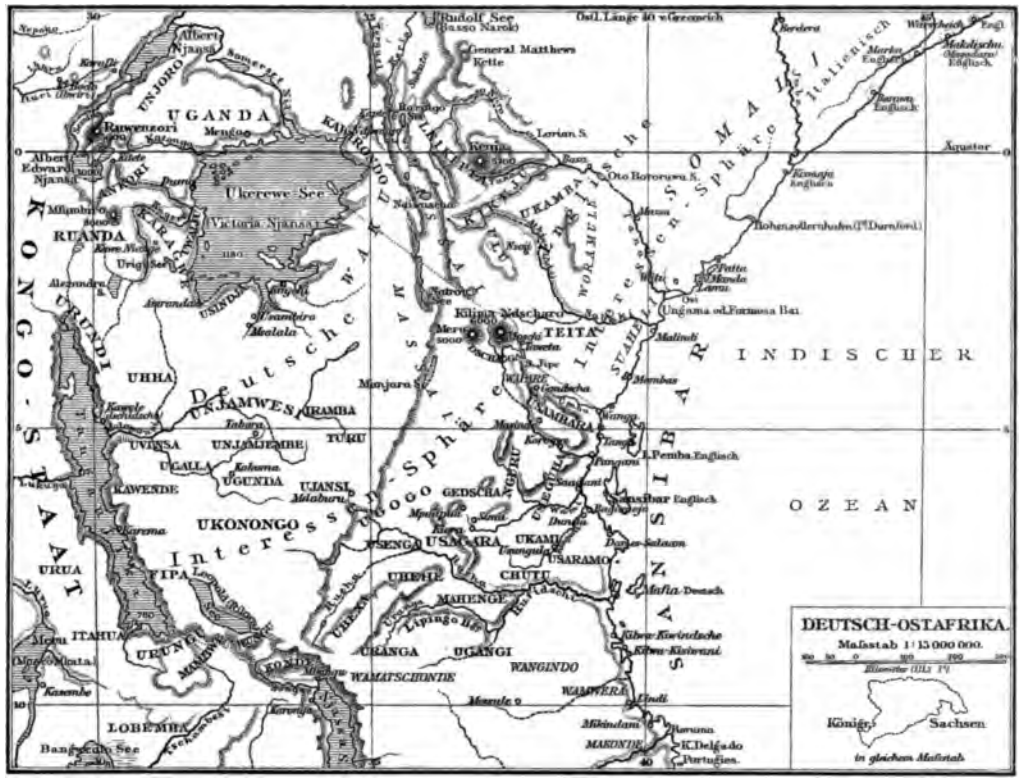
Kaum hergestellt bereitete Böhm alles zu der Reise im Westen des Tanganjikasees vor. Es sollte seine letzte sein! Ende Juni 1883 fuhr er über die weite im herrlichsten Azurblau erstrahlende Wasserfläche des ungeheuren Sees nach der Westküste hinüber, wo in Mpala die Belgier eine neue Station errichtet hatten. Während der Überfahrt herrschte auf dem See „eine wahrhaft sibirische Kälte". Böhm zitterte am Morgen förmlich; er klagte nie über afrikanische Hitze, wohl aber über nächtliche Kälte. Der letzte Brief, den der kühne Reisende in die Heimat schrieb, vom 24. Juli 1883 datiert, meldet seine glückliche Ankunft in Mpala und schließt mit den Worten: „Ehe wir in die Urwaldungen des unbekannten Innern untertauchen, rufe ich Euch allen ein herzliches Lebewohl zu!" Sein letztes.

Richard Böhm, geb. 1. Oktb. 1854, † 27. März 1884.

Unbekannt und jungfräulich war das Land, welches die mutigen Männer nun betraten. Sie befanden sich in dem Gebiete der großen Quellströme des mächtigen Kongo, des Luálaba, Luapula, Lufira und entdeckten hier einen neuen See, den Upemba. Günstig für sie war es, daß der dort mächtigste Häuptling Msiri gerade einen Kriegszug gegen seinen Gegner Katapena unternahm; diesem schlossen sie sich an und lernten so ein großes Stück des Landes kennen. Allein Msiri erwies sich bald als ein tückischer Tyrann. Monatelang hielt er die nach weiteren Forschungsreisen Begierigen in einer ungesunden, fieberschwangeren Gegend fest. Die traurige, erzwungene Unthätigkeit, die vielfachen Ärgernisse, Gefahren und Aufregungen

warfen endlich den schon vorher durch heftige Fieberanfälle heimgesuchten Böhm auf das letzte Krankenlager. Am 27. März 1884 verschied er unter den Händen des ihn mit wahrhafter Freundesaufopferung pflegenden Reichard. Er war ein trefflich vorbereiteter Forscher, ein tüchtiger Gelehrter und ein echt deutscher, edler und fleckenloser Charakter von oft geradezu verblüffender Offenherzigkeit.

Der überlebende Genosse, Reichard, stand nun ganz allein da, aber er verlor den Mut nicht. Daß alles Bemühen, weiter zu den Quellen des Kongo vorzudringen, vergeblich sein würde, sah er bald ein und beschloß daher den Rückmarsch. Am 25. September marschierte er mit fliegenden Fahnen unter Trommel- und Trompetenklang ab. Leider hatte er unterwegs beständige Kämpfe zu bestehen, in deren einem er seine sämtlichen Lebensmittel, Sammlungen und Jagdtrophäen einbüßte. Unter Hungersnot und Gefahren jeder Art kam er dann über Karema und Gonda nach Tabora, wo ihm wieder Ruhe und Erquickung winkte. Aber noch war er nicht am Ziele. Mit den grimmigen Wagogo hatte er auf dem Weitermarsche einen ernsten Strauß zu bestehen, der ihn 18, die Gegner freilich 37 Mann kostete. Dann rückte er in Usagara ein. Was aber erblickte hier sein erstauntes Auge? Im Simathale zu Kiora sah er auf einem europäischen Faktoreigebäude die deutsche Fahne wehen. Ein Herr tritt ihm entgegen, heimatliche Laute schlagen an sein Ohr. Er fragt, was das alles zu bedeuten habe und erfährt, daß er sich auf deutschem Grund und Boden befindet, daß die ganze Landschaft, die er zuletzt durchzogen, deutsch ist. Da ruft er aus: „Gott sei Dank, daß Deutschland sich aufgerafft hat." Ende August 1885 war er wieder in Sansibar, wo er ein stattliches deutsches Kriegsgeschwader antraf, und kehrte dann, nachdem er fünf Jahre lang im Herzen des schwarzen Erdteils verschollen gewesen, in die heißersehnte Heimat zurück.


DEUTSCH-OSTAFRIKA.
Maßstab 1:15 000 000.
Königr. Sachsen
in gleichem Maßstab
UGANDA
RUANDA
URUNDI
UHHA
UKONONGO
KONGO-STAAT
Ukerewe-See
Victoria Njansa
Albert Edward Njansa
Albert Njansa
Rudolf See (Basso Narok)
General Matthews Kette
Lorian S.
Kenia
Kilima Ndscharo
TEITA
Meru
Ungama od. Formosa Bai
Mombas
Malindi
Pemba Englisch
Sansibar Englisch
Dar-es-Salaam
Mafia Deutsch
Kilwa-Kiwindsche
Kilwa-Kisiwani
Mikindani
K. Delgado Portugies.
Lindi
Mossule
Aequator
Deutsche Interessen-Sphäre
Englische Interessen-Sphäre
Italienische Interessen-Sphäre
INDISCHER OZEAN
SOMALI
SANSIBAR
UNJAMWESI
IRAMBA
TURU
UVINSA
UNJAMJEMBE
UGALLA
UGUNDA
UJANSI
KAWENDE
GEDSCHA
USAGARA
USARAMO
UKAMI
CHUTU
UHEHE
MAHENGE
UKANGA
UGANGI
WANGINDO
WAMATSCHONDIE
WAMWERA
MAKONDE
FIPA
URUA
ITAHUA
URUNGU
LOBEMBA
Bangweolo See
Nepoko
Lorian S.
Oto Bororuwa S.
Ungama od. Formosa Bai
Malindi
Mombas
Pemba Englisch
Sansibar Englisch
Dar-es-Salaam
Mafia Deutsch
Kilwa-Kiwindsche
Kilwa-Kisiwani
Mikindani
K. Delgado Portugies.
Lindi
Mossule
Aequator

Kapitel V.

Die Deutschen in Ostafrika.

Die Erwerbung des Landes. Peters. Jühlke.

Als Paul Reichard im April 1880 Berlin verließ, dachte man noch nicht daran, daß das deutsche Reich sich jemals jenseits der Meere eigne Gebiete erwerben könne; bis auf wenige weiterblickende Männer hielt man die Gründung überseeischer Kolonien für etwas der Vergangenheit Angehöriges, was speziell für das deutsche Reich keinen Zweck habe. Als derselbe Paul Reichard nach fünfjähriger Abwesenheit im Herzen des schwarzen Erdteils durch die Landschaft Usagara nach der Küste zurückmarschierte, erblickte er, wie wir gesehen haben, die schwarz-weiß-rote Flagge auf dem Stationshause bei Kiora. Deutschland hatte in Ostafrika festen Fuß gefaßt. Das war nicht geschehen durch die Truppen und Kanonen der mächtigen Reichsregierung, auch nicht durch deutsche Kaufleute oder Missionare, die etwa seit längerer Zeit im Lande ansässig, durch allmähliche Einwirkung die Eingebornen für Deutschland gewonnen hätten, es war das Werk einiger weniger thatkräftiger Männer gewesen, welche vorher ohne alle Beziehung zu dem Lande eigens zu dem Zwecke hinausgegangen waren, es für Deutschland zu erwerben. Hatte Deutschland bis dahin so viele edle Kräfte in das Innere Afrikas gesandt zur Erforschung des Landes und zur Bekehrung der Eingebornen, um die Früchte dieser Arbeit dann andern Nationen neidlos zu überlassen, so waren diesmal seine Söhne nicht bloß im Dienste der Wissenschaft, Kultur und Religion gekommen, sondern zugleich im Dienste des Vaterlandes, um ihm die reichen, unermeßlich weiten und jungfräulichen Gefilde des östlichen Afrikas zu erwerben.

In Deutschland nämlich war seit Anfang der achtziger Jahre die Überzeugung von der Notwendigkeit deutscher Koloniengründung aus ganz engen in weitere Kreise gedrungen. Warum — so sagte

man sich — sollen wir Deutsche allein uns immer wieder fortstoßen lassen von dem reichbesetzten Tische der irdischen Gaben, warum sollen wir in unserm engen Vaterlande in der rasch wachsenden Überfülle der Waren und Menschen ersticken? England hat um die alte Muttereiche des angelsächsischen Stammes einen Kranz junger Schößlinge zu pflanzen verstanden, die in Australien und Polynesien, Afrika und Amerika allenthalben kräftig emporwachsen und dem Stamme stets neue Kräfte zuführen; Rußland erobert sich in Asien ein unermeßliches Gebiet für seine lawinenartig schwellende Bevölkerung, für seinen Handel und seine junge Industrie; selbst das erst kürzlich gedemütigte Frankreich versäumt es nicht, sein Macht- und Absatzgebiet in Asien und Afrika auch unter bedeutenden Opfern zu erweitern. Wir allein, in Europa jetzt so angesehen und stark, spielen überall, wo wir hinkommen auf Erden, nur die Geduldeten, die Diener, ja wir senden alljährlich Tausende unsrer Landsleute mit ihrer Arbeitskraft und ihrem Kapital nach Amerika, die dort in kurzer Zeit nicht nur ihr Volkstum einbüßen, sondern sogar eine Nation verstärken helfen, welche in Handel und Landwirtschaft auf Tod und Leben mit der unsrigen konkurriert. Ist es nicht, als ob jedes Jahr ein starkes Heer mit Waffen und Munition von uns zum Feinde überginge? Soll das aber anders werden, so muß es bald geschehen. Wie lange wird es dauern, so ist die Erde ganz vergeben, und wir sind auf ewig zur Rolle des Poeten verurteilt, können dichten, denken und forschen, derweil die andern reich werden, sich ausbreiten und herrschen!

Vornehmlich zur Verbreitung dieser Überzeugung trug der Ende 1882 in Frankfurt a. M. gegründete, später nach Berlin übergesiedelte „deutsche Kolonialverein" durch sein Organ, die „deutsche Kolonialzeitung" bei. Zugleich wollte derselbe koloniale Unternehmungen anregen und durch seinen Rat unterstützen. Dies Programm genügte indessen einigen energischen Charakteren noch nicht. Sie gründeten am 28. März 1884 in Berlin einen neuen Verein, die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", welche aus sich selbst heraus mit eignen Mitteln eine deutsche Kolonie und zwar womöglich eine Ackerbaukolonie begründen sollte. Der eigentliche Begründer und die Seele dieser Gesellschaft war ein junger erst siebenundzwanzigjähriger Mann, Dr. Karl Peters. Er wurde am 27. September 1856 zu Neuhaus an der Elbe als Sohn eines Pastors geboren und zeigte schon auf dem Gymnasium zu Ilfeld große, bisweilen in Eigensinn ausartende Selbständigkeit des Charakters. Dann studierte er in Göttingen, Tübingen und Berlin

Geschichte, Nationalökonomie und Jurisprudenz, und entwickelte hierbei noch mehr diejenigen Eigenschaften, ohne welche sich größere Ziele politischer Art nicht erreichen lassen, Organisationstalent, Rednergabe, Macht über die Gemüter, so daß in seinen Kreisen ihm überall wie von selbst die Führerrolle zufiel. Obwohl er das Doktor- und Oberlehrerexamen glänzend bestand, trat er doch nicht in die höhere Schulkarriere ein, sondern ging nach London zu Verwandten, durch die er in die maßgebenden Kreise der englischen Kolonialpolitik eingeführt wurde. Hier legte er den Grund zu seinem Interesse und seinen Kenntnissen auf diesem Gebiete. Ende 1883 kehrte er nach Deutschland zurück und kam bald zu dem Entschluß, die soeben in Fluß gebrachte koloniale Bewegung zu einer entscheidenden praktischen That zu führen. Die neugegründete Gesellschaft bestand anfangs nur aus 24 Mitgliedern und brachte bei der ersten öffentlichen Versammlung, die sie abhielt, nur einige hundert Mark zusammen. Die Leiter der Gesellschaft kamen daher zu der Einsicht, daß mit einer Sammlung kleinerer Beiträge überhaupt nichts zu erreichen sei, daß man Kapitalisten zur Zeichnung größerer Geldsummen gewinnen müsse. Es wurde zu diesem Zwecke ein Aufruf erlassen und mit einzelnen Großkapitalisten in private Unterhandlung getreten. Von einem baldigen Gewinn konnte bei einem solchen Unternehmen keine Rede sein, aber trotzdem blieb der Appell an die patriotische Gesinnung nicht erfolglos. So schrieb einer der Aufgeforderten, indem er sich zur Zahlung von 5000 Mark bereit erklärte: „Ich bin siebzig Jahre alt, habe keine Söhne und mir liegt der Gedanke fern, für mich oder die Meinigen überseeisch Land ankaufen zu wollen. Ich beteilige mich nur aus Patriotismus und zeichne nötigenfalls à fonds perdu, wünsche aber, daß das Unternehmen

Dr. Karl Peters.
Begründer der deutschen Kolonie „Ostafrika".

gute Früchte tragen möge, die möglicherweise dereinst meinen Enkeln zu gute kommen werden, wenn ich nicht mehr sein werde." Auch die Gesellschaftsmitglieder selbst, deren Zahl inzwischen auf 3—400 angewachsen war, brachten unter sich 20 000 Mark auf, so daß die Gesamtsumme der Zeichnungen für den Anfang zu genügen schien und man an das Unternehmen selbst herantreten konnte.

Nach längeren Erwägungen beschloß man auf den Rat des Missionars Merenski, sich an der Westküste von Südafrika im Hinterland des portugiesischen Mossamedes festzusetzen. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, da entschied man sich noch in letzter Stunde für die vom Grafen Pfeil empfohlene Landschaft Usagara an der Ostküste im Hinterland von Sansibar. Man wollte nicht mit den inzwischen bekannt gewordenen deutschen Erwerbungen an der Südwestküste bis zum Kap Frio hinauf in Nebenbuhlerschaft treten. Am 16. September 1884 wurde dieser entscheidende Beschluß gefaßt, aber gleich darauf — es ist unbekannt, von wem — verraten. Das war bei dem stets regen Argwohn Englands und seinem Einfluß in Sansibar höchst gefährlich für den ganzen Plan. Der Schlag wurde indessen dadurch unwirksam, daß gleichzeitig eine ganze Menge sich widersprechender Gerüchte in die Öffentlichkeit gelangten, wozu die Gesellschaft auch ihrerseits nach Kräften beitrug. So wurde die öffentliche Meinung zerstreut und irre geführt.

Mit der Ausführung des Landankaufs wurden betraut Dr. Karl Peters, sein Freund Dr. jur. Karl Jühlke, der Sohn des Direktors der königlichen Gärten zu Sanssouci, und der Graf Joachim Pfeil. Dieser letztere war der einzige, der bereits Afrika aus eigner Anschauung kannte. Er hatte sich 1879 im Orangefreistaat ein Anwesen gekauft, dasselbe aber bald wieder aufgegegeben, um kleinere Entdeckungsreisen am Limpopo zu machen. Dabei wurde er in den Mangrovesümpfen vom Fieber befallen und von seinen Schwarzen verlassen; er wäre verloren gewesen, wenn ihn nicht ein zufällig des Weges reisender Weißer gefunden hätte. Keiner von diesen drei Männern hatte das achtundzwanzigste Lebensjahr überschritten. Als vierter schloß sich der Expedition ein Herr Otto auf eigne Rechnung und Gefahr an, der aber von Anfang an mit einer Krankheit behaftet war und derselben unterwegs erlegen ist.

Auch diese Herren, auf deren Schultern das große Unternehmen gelegt war, beobachteten alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln, um ihren eigentlichen Plan, auf den insonderheit die englische Presse äußerst gespannt war, zu verschleiern. Sie reisten zunächst nach Hannover, machten dort ostentativ einige Einkäufe und schmuggelten

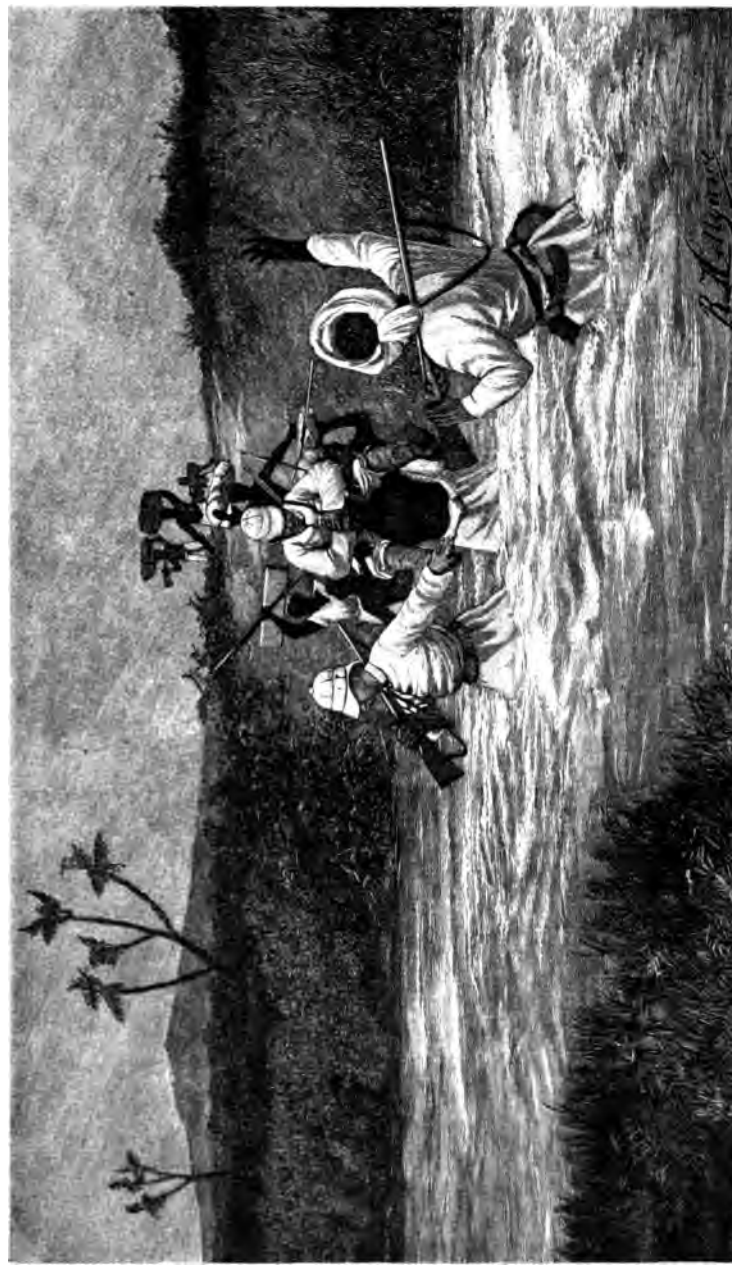
die Notiz, daß sie über Liverpool nach Westafrika gingen, in die Times und dadurch in die gesamte englische Presse. In Wirklichkeit dampften sie am 1. Oktober 1884 auf dem österreichischen Lloyddampfer „Titania" von Triest ab und zwar, um kein Aufsehen zu erregen, unter angenommenen Namen und als Deckpassagiere mit zweiter Klasse Verpflegung.

Am 4. November landeten unsre vier Landsleute in Sansibar. Von dem deutschen Konsul und den übrigen Europäern wurden sie anfänglich für Mitglieder einer sich gerade in Sansibar zusammenfindenden Kongoexpedition gehalten, welche dieselben Gebiete wie Peters und seine Genossen besuchen und wahrscheinlich für den Kongostaat erwerben sollte, nach dem Gelingen der deutschen Expedition aber zurückgezogen wurde. Peters trat dieser Meinung begreiflicherweise nicht allzu energisch entgegen, und sprengte dann, als dieselbe nicht mehr haltbar war, aus, es sei bloß auf einen Jagdzug in das Innere oder auf eine wissenschaftliche Erforschung des Seengebietes abgesehen. Der Vertreter des großen deutschen Hauses Hansing & Co., ein Herr Strandes, hatte die deutschen Herren inzwischen zu einer Abendmahlzeit eingeladen, und zog, als dieselben erschienen, Peters ins Nebenzimmer, um ihm mitzuteilen, daß ihm die eigentlichen Pläne der Herren wohlbekannt seien, er warne zur Vorsicht, da auch Vertreter der Kongo-Gesellschaft erscheinen würden. Im übrigen erklärte er sich bereit, das Unternehmen an seinem Teile nach Kräften zu fördern, setzte aber, wie aus allen seinen Äußerungen hervorging, ganz ungeheuer wenig Vertrauen in den Erfolg. Während Peters die Absicht hatte, schon nach zwei Tagen nach dem Festlande hinüberzufahren, erklärte Herr Strandes, vor drei bis vier Monaten sei es unmöglich, in das Innere zu gehen, soviel Zeit sei regelmäßig für die Vorbereitungen zu solcher Expedition erforderlich, außerdem herrsche drüben auf dem Kontinent dieses Jahr eine allgemeine Hungersnot. Peters indessen, der seine Ehre und seinen Namen bei dieser Sache eingesetzt hatte und sehr wohl wußte, daß, wenn irgendwo, hier Gefahr im Verzuge war, ließ sich durch solche wohlgemeinte Vorstellungen nicht irre machen, sondern betrieb die Vorbereitungen nur mit um so größerer Energie. Sein Bestreben dabei war, so wenig wie nur irgend möglich mitzunehmen; so ließ er gegen den Rat aller Sachverständigen statt 100 Pfund Zucker, die gekauft waren, nur 30, statt 50 Zinnbüchsen Gemüse nur 15 einpacken, dagegen 100 Pfund Pulver und große Ballen Tauschartikel und Geschenke für die Häuptlinge, worunter 25 Husarenjacken. Alles das wurde in eine gemietete Dau (großes Segelboot)

verstaut und noch 6 persönliche Diener, welche bewaffnet wurden, gemietet, während ein Hindu in Saadani, der der Insel gegenüberliegenden Stadt auf dem Festlande, kontraktlich sich zur Stellung der Gepäckträger (Pagasis) verpflichtete. Alles das wurde in wenigen Tagen besorgt.

Am Montag, den 10. November, früh um drei Uhr wollte man an Bord gehen. Indessen kamen die geworbenen Diener zumeist erst gegen sechs, einen mußte Peters erst persönlich aufspüren und heranholen. Endlich, gegen acht Uhr, stach die Dau, bei blauem Himmel und blauem Meere, die Segel von leichter Brise fröhlich geschwellt, in See. Am Strande winkten mehrere Landsleute den Absegelnden mit weißen Tüchern nach; sie gaben sie im Herzen verloren. Unsre vier aber fuhren mutig dem Lande ihres Glaubens entgegen, dessen Umrisse auch bald auf der andern Seite emportauchten. Nachmittags vier Uhr rannte die Dau mit aller Kraft auf den Strand bei Saadani. Peters bestieg in seinem Feuereifer den Rücken seines Dieners, um das noch etwa 300 Schritte entfernte Ufer sofort zu erreichen, stürzte unterwegs mit dem Träger und kam gänzlich durchnäßt ans Land, Graf Pfeil entkleidete sich vorsichtig und watete durch, Jühlke blieb zur Aufsicht in der Dau. Erst am andern Morgen bei der Flut konnte diese ans Land geführt werden. Peters und Graf Pfeil hielten inzwischen bei ihrem scheinbar freundlichen, in Wirklichkeit betrügerischen Hindu ein feierliches Ziegenmahl und legten sich dann in seiner Hütte nieder. Das Umpacken des Gepäcks in Bündel von 60—70 Pfund Traglast dauerte fast zwei Tage. Noch am Nachmittag des 12. November brach der Zug von Saadani auf, Peters hatte sich nicht halten lassen. Es waren im ganzen die 4 wohlbewaffneten Europäer, 6 mit Vorderladern versehene persönliche Diener und 36 Träger mit Speeren.

Afrikanische Fußwanderungen sind ein beschwerlich Ding. Auch die großen „Handelsstraßen" sind nur 2 Fuß breite Negerpfade, scharfkantiges Schilf und stachlige Mimosen ragen von beiden Seiten herüber und zerreißen dem Wandernden Kleider und Haut. Kommt ein Fluß in den Weg, so sieht man sich gewöhnlich vergebens nach einer Brücke um, und hat man das Glück, eine solche vorzufinden, so ist es ein halsbrecherisches Unternehmen, sie zu passieren; denn sie besteht ganz primitiv aus einem über den Fluß geworfenen Baumstamm oder gar aus verschlungenen Lianen. Die Träger balancieren mit ihren Lasten wie die Seiltänzer hinüber, die Europäer nehmen oft ein unfreiwilliges Bad. In der Regel aber fehlt es selbst an



Ein Flußübergang in der Regenzeit in Deutsch-Ostafrika.

dieser urwüchsigen Form der Flußüberbrückung, die Karawane watet oder schwimmt dann einfach durch, wie es unsre Abbildung vorführt.

Die kleine Karawane marschierte zunächst durch die Landschaft Useguha, die wellenförmige, sanft geneigte Küstenebene, welche den zum innerafrikanischen Hochlande aufsteigenden Terrassen vorgelagert ist. „Nie werde ich" — so erzählt Peters — „die eigentümliche Schönheit dieses ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von 300 Fuß. Hinter uns begann sich das Meer allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne gegen sechs Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berauschenden Düften der Tropen; bunte, hellschimmernde Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich niegesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor und über alle empor ragte die stolze melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz alle die unbezeichenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger. Der Abend sank tiefer herab, und nun begann es in den Gebüschen zu funkeln und zu leuchten. Milliarden und aber Milliarden von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke. Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen andern Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkam mich."

Nach dreistündigem Marsche wurde das erste Lager aufgeschlagen. Der spekulative Hindu hatte — so stellte sich heraus — statt 41 Träger, wie kontraktlich bedungen, bloß 36 gestellt; er mußte durch eine zurückgesandte Botschaft energisch an seine Verpflichtung gemahnt werden und sandte nun außer den fehlenden 5 Trägern zur Begütigung noch zwei Hühner, Milch und Scherbet mit. Nun ging der Marsch regelmäßig und in ganz bestimmter Ordnung weiter, zwei Weiße mit bewaffneten Dienern voran, zwei hinterdrein. Vorn und hinten wurde je eine Flasche kalten Kaffees mitgenommen, und bald entwickelte sich ein gewisser Ehrgeiz unter den Herren, von dem erquickenden Getränk möglichst wenig

selbst zu gebrauchen und möglichst viel dem Gefährten zu überlassen. So kam es zuweilen vor, daß die ganze Flasche unberührt am Endziel des Marsches mit anlangte, wo ihr Inhalt dann freilich mit unheimlicher Geschwindigkeit, halb und halb geteilt, zu verschwinden pflegte. War man an dem Lagerplatz angekommen und das Gepäck sicher geborgen, so wurden die lästigen Stiefel und Gamaschen ausgezogen und die Herren streckten sich in ihren Hängematten aus. „Dann pflegte jene feierliche Scene stattzufinden, welche das Staunen und die Bewunderung der Eingebornen so häufig erregt hat: ich rasierte mich. Dies geschah in der That mit einem gewissen feierlichen Ernst. Einer meiner Diener hatte den Spiegel zu halten, ein zweiter schlug den Schaum und ein dritter handhabte den Streichriemen. Ich selbst verharrte während der ganzen Ceremonie in einem würdigen Ernste, weil ich mir wohl bewußt war, welchen Eindruck dieselbe bei meiner bewundernden Umgebung hervorrief." Dann wurde der inzwischen fertig gewordene Kakao getrunken und für das eigentliche Mittagsbrot Sorge getragen, wozu häufig von dem betreffenden Landesherrn ein Huhn oder eine Ziege erhandelt wurde. Bis zum Essen lag jeder ruhig in seiner Hängematte, träumend oder lesend. Peters las, wenn er nicht durch Besuche der Landesherren beehrt war, meist in Lessings Dramaturgie oder Laokoon, häufig dabei umringt von einem ganzen Haufen der gaffenden neuen Unterthanen. Begann dann die Sonne etwa um vier Uhr zu sinken, so wurde gelegentlich noch ein kleiner Jagdstreifzug gemacht, bis Peters der Geschmack an derartigen Streifereien durch ein gefährliches Sichverirren verleidet wurde. Er hatte seinen Diener zurückgeschickt und dann bei der Verfolgung einer angeschossenen Antilope die Richtung des Lagers verloren. Auf wiederholtes Abfeuern des Gewehres hörte er endlich aus weiter Ferne einen Schuß als Antwort, ging demselben nach und sah beim Austritt aus dem Walde eine mächtige Feuerlohe, die seine deutschen Gefährten ihm als Zeichen entzündet hatten. Bald darauf umringten ihn seine schwarzen Diener, küßten ihm vor Freude die Hände und streichelten ihm das Gesicht. Solange es Lebensmittel gab, wurde um sieben Uhr noch eine zweite Mahlzeit eingenommen, dann stellte sich bald Müdigkeit ein. Die Deutschen plauderten noch ein wenig oder sangen ein vaterländisch Lied, die Schwarzen plapperten, bis gegen neun Uhr ein energisches „niamazi" ihnen den Mund verbot; um zehn Uhr vernahm man dann nur noch das Schnarchen und widerliche Husten der Leute. Lagerte man in einem Kraal, so ließ Peters die Hütten, unter deren Vordächern man ruhte, versperren, um nicht

durch das ewige Ein- und Auslaufen der Bewohner gestört zu werden, und ließ auch alle Kinder unter zwei Jahren in sorglicher Entfernung halten.

Das Wichtigste, der Abschluß der Verträge, ging gut von statten; die Deutschen gewannen bald eine gewisse Sicherheit in der Behandlung der eingebornen Sultane. Die Suahelineger sind durchaus unkriegerisch und feige, haben dagegen ein starkes Gefühl für Freundschaft und große Anhänglichkeit an diejenigen, die sie einmal als die natürlichen Herren erkannt haben; doch besitzen auch sie die Handelsschlauheit aller Neger und einen recht gesunden Menschenverstand, so daß es keineswegs leicht sein würde, sie zu betrügen, falls man dies beabsichtigte. Man muß ihnen, wie allen Negern, imponieren und doch zugleich Vertrauen einflößen, und vor allem darf man sie ebensowenig, wie irgendwelche andre Menschen, über einen Kamm scheren, sondern muß dem einen mit burschikoser Vertraulichkeit, dem andern mit ernster Freundlichkeit, dem dritten wieder mit herrischem Stolze begegnen. Peters hatte Gerüchte von seiner Macht in Umlauf setzen lassen und sich die Haare glatt heruntergeschoren, so daß er aussah wie ein alter ehrwürdiger Mann.

Nahte der Zug einem Dorfe, wo ein Vertrag abzuschließen war, so ging Peters mit dem Dolmetscher und denjenigen von seinen Leuten, die etwas von dem Charakter des betreffenden Herrschers wußten, voran, der Zug hielt enger zusammen als sonst und der Einzug erfolgte mit einer Art Pomp, wobei, wenn Araber in der Nähe waren, die Gewehre abgefeuert wurden, um die „Kanaillen" einzuschüchtern. Dann begaben sich Jühlke und Peters zum Häuptling, um anzufragen, ob er gestatte, daß die Deutschen in seinem Dorfe ihr Lager aufschlügen. In Mbusine in Useguha nahmen die beiden den Sultan zwischen sich auf ein Lager, von beiden Seiten ihre Arme um ihn schlingend. Sie thaten alle drei einen Trunk guten Grogs und Se. Hoheit gerieten alsbald in eine recht vergnüglich-kordiale Stimmung. Graf Pfeil meinte, als er auch dazu kam, das sei ja schon ein recht viel versprechender Anblick. Alsdann wurden die Ehrengeschenke ausgetauscht und die Deutschen zogen sich zum Mittagessen in das Lager zurück. Nach dem Essen machte der Sultan seinen Gegenbesuch, und bei einer Tasse süßen Kaffees begannen dann die diplomatischen Verhandlungen, welche zum Abschlusse des Vertrages führten. Dann wurde die deutsche Fahne, womöglich auf beherrschender Höhe, gehißt, Jühlke verlas den Vertrag in deutscher Sprache, Peters hielt eine kurze Ansprache, die mit einem Hoch auf den Kaiser schloß, und drei Salven bildeten den würdigen

Abschluß der feierlichen Handlung. Auf die Neger machte der Vorgang einen unbeschreiblichen Eindruck. In das Hoch auf den Kaiser stimmten sie kreischend und springend, die Sultane voran, mit ein, bei den Salven wichen sie scheu zurück. Überall gingen die Deutschen darauf aus, außer den staatlichen Hoheitsrechten auch privatrechtlich das nicht benutzte Land (oft an 90 Prozent des gesamten Areals) zu erwerben.

Man verließ nun die Küstenebene Useguha und stieg den Abhang des binnenafrikanischen Hochlandes empor; man befand sich in der schönen Gebirgslandschaft Nguru. Diese trägt denselben Charakter, wie das südwestlich gelegene Usagara, welches das eigentliche Ziel der Expedition bildete. Beide Landschaften sind von Gebirgsketten durchzogen, welche bis zu 2000 Meter emporsteigen. Sie sind deshalb namentlich in den höher gelegenen Gegenden viel gesunder als die heiß-feuchte Küstenebene und haben ein viel kühleres, nachts beinahe kaltes Klima. Der Entwässerer beider Landschaften ist der große Wamifluß, in Usagara Mkondogwa genannt. Die Abhänge der Gebirge sind überreich an klaren und süßen Quellen, so daß die Eingebornen bei eintretender Dürre mit leichter Mühe ihre Grundstücke künstlich bewässern; die Höhen sind vom Fuß bis zum Gipfel mit Wald bestanden, darunter das schönste Zimmerholz, Tamarinden von gigantischer Größe, Sykomoren, die an wasserreichen Stellen einen Kreis von 150 Meter Durchmesser überschatten. Der Himmel ist wolkenlos und klar, wie in den leuchtendsten Teilen Griechenlands oder Italiens. Usagara ist das Land der Blumendickichte und Früchte, deren schönste Auszeichnung eine angenehme Säure ist. In den sonnigen Ebenen verschmilzt der köstliche Duft des Jasmin mit dem strengen Duft einer Salbeiart und den wohlriechenden Aushauchungen der Mimosenblumen, die gleich goldenen Kugeln aus den breiten grünen Blättern hervorglänzen. Allenthalben rauschende Wasserfälle, herrliche Waldstrecken, grüne mit Rasen bedeckte Hügellehnen. Früher war die Karawanenstraße von großen Dörfern umsäumt, aber jetzt haben sie sich infolge des Sklavenhandels auf die Höhen zurückgezogen, wo sie neben schönen Gärten voller Mais, Hirse, Bohnen, Maniok und Bananen liegen. Von den arabischen Sklavenkarawanen halten sich die Eingebornen aus Furcht ganz fern, und erwarten gegen diese wie gegen die wilden westlichen Nachbarn, die räuberischen Massai, von den Europäern Schutz und Hilfe.

In diese herrlichen und für eine reiche Entwicklung nur der europäischen Hand wartenden Landschaften zogen nun unsre Lands-

leute ein. Am 23. November kamen sie, nachdem sie drei schäumende Flüsse durchwatet oder durchschwommen, nach Kwindokaniani, dem Hauptorte von Nguru. Der Sultan des Landes, Mafungu Biniani, war gerade abwesend, dagegen erschien sein Premierminister, ein äußerst einfach gekleideter schüchterner schwarzer Herr. Dieser holte gegen ein Stück Kattun Seine Hoheit aus einem Nachbarorte herbei. Er wurde von den aufgestellten Mannschaften feierlich empfangen und auf einen Schemel zwischen Peters und Jühlke genötigt. Einige Tassen süßen Kakaos stellten bald ein so freundschaftliches Verhältnis her, daß Seine Hoheit Peters sogar Blutbrüderschaft antrug. „Ich ging" — so erzählt dieser — „auf seinen Vorschlag ein; unsre Oberarme wurden entblößt, wir traten, jeder seine Mannschaft hinter sich, von zwei Seiten auf einen freien Platz; es ward ein tiefer Ritz in beide Oberarme geschnitten und nun sogen wir gegenseitig von jenem roten Naß, welches nach Mephistopheles „ein ganz besondrer Saft ist". Nachdem sodann der Vertrag abgefaßt und unterzeichnet worden war, führte Mafungu Biniani seinem neuen Bruder seinen Frauen vor, er solle sich davon auswählen, und schenkte ihm eine Ziege. Dann erfolgte der Besitzergreifungsakt in feierlichster Form mit Fahnen und Gewehrsalven vor Hunderten von Schwarzen. Und nun hielt es Peters für an der Zeit, noch ein übriges zu thun. Er öffnete das Bündel mit Husarenjacken, teilte dem Sultan mit, daß er diese Tracht nur seinen besten Freunden zum Geschenke mache, und zog ihm unter lautloser Stille eine Zietenhusarenjacke an. Die Selbstachtung des Herrschers und die Achtung seines treuen Volkes vor ihm stieg dadurch ungeheuer. Die beiden neuen Brüder nahmen darauf ein gemeinsames Bad, tauchten sich gegenseitig unter, schwammen um die Wette und gestalteten so ihre Freundschaft immer inniger. Den andern Tag wurde an diesem gemütlichen Orte Ruhetag gemacht, ein feierliches Mahl mit Grog und Ziegenfleisch gehalten, nochmals gebadet, ein zweiter noch enger bindender Vertrag geschlossen und mit einem großen Gelage geendigt, welches bedenkliche Lücken in den Cognak- und Zuckervorrat der Reisenden riß.

Das war der Höhepunkt der Expedition. Von nun an stellten sich bei allen vier Teilnehmern Fieberanfälle ein; Peters hatte sich außerdem noch durch Unvorsichtigkeit seinen Fuß mit Karbolsäure fast bis auf den Knochen verbrannt. In dem Hauptort von Usagara, Muinin-Sagara, wurde mit dem gleichnamigen Sultan am 4. Dezember der Vertrag geschlossen. Dieser, ein alter ehrwürdiger Mann, hatte eine gewisse Erkenntnis von der Kolonisationsbedürftigkeit

Afrikas; er fühlte, daß es besser mit ihm und seinem Volke werden würde, wenn Weiße als Herren des Landes unter ihnen wohnten. Das sprach er zu Peters mit folgenden Worten etwa aus: „Siebzig Jahre sitze ich nun hier, und wiederholt sind Weiße mit den Gütern Europas durch mein Land gezogen und zu Gast bei mir gewesen, ich habe oft gehofft, daß sie sich auch einmal in meinem schönen Lande niederlassen würden und das Land in ihrer Weise bestellen." Damit wies er auf den Wasserreichtum und das herrliche Gartenland in seinem Thale hin. Hier sollte Graf Pfeil zur Begründung der ersten Station zurückbleiben, Peters und Jühlke traten mit nur 3 Dienern und 8 Trägern den Rückmarsch an, beide schon stark in ihrer Gesundheit geschwächt. So reizvoll und romantisch teilweise der Hinaufmarsch ins Innere gewesen war, so beschwerlich und gefährlich war der Hinabmarsch zur Küste. Da man nur noch wenig Proviant hatte, so mußten die Märsche ungebührlich ausgedehnt, Träger mußten auf jeder Station neu gemietet werden, beide deutsche Herren konnten nicht mehr marschieren und mußten sich, vom Fieber geschüttelt, Peters auch noch durch seine stets eiternde Fußwunde gequält, in ungeschützten Hängematten durch die furchtbare Sonnenglut tragen lassen. Dabei zeigten die unzuverlässigen und meuterischen Schwarzen nicht übel Lust, ihre Herren wie Gepäckstücke zu behandeln, warfen sie unbarmherzig über den Kopf von einer Schulter auf die andre, setzten sie mitten in der Sonne nieder, ja ließen sie rücksichtslos auf den Boden fallen, so daß die Peitsche, und als das nichts mehr half, der drohende Revolver sie in ihren Schranken halten mußte. Alles dies mußten sie durchmachen in einem fieberisch-visionären Zustande, der ihnen alles wie im Traume erscheinen ließ und die so unentbehrliche Energie aufzureiben drohte. Die Rettung ihres Lebens verdankten die fast Verzweifelnden der Treue ihres Dolmetschers und einem französischen Jesuiten, der ihnen durch jenen eine große Ladung Gemüse zuschickte. Davon lebten sie vier Tage und vermochten, hierdurch gekräftigt, die schlimmsten letzten drei Tage fast ohne jede Nahrung zuzubringen. Trotz alledem verhandelte Peters noch einmal in Ukami mit dem Sultan und gewann auch diese schöne Gebirgslandschaft für Deutschland; die Anstrengung hatte seinen Zustand freilich derartig verschlimmert, daß er am Abend 140 Pulsschläge hatte, für die Nacht seinem Ende entgegensah und die Kontrakte an Jühlke übergab, dem es allerdings auch nicht viel besser ging.

Endlich am 17. Dezember sahen sie plötzlich die See vor sich auftauchen, mit demselben Gefühl wie weiland Xenophon und seine

Griechen; die Schwarzen brachen in ein ohrenbetäubendes Freudengeschrei aus. Vor ihnen lag die französische Missionsstation Bagamojo. Bald bogen sie in die schattige, zum Kloster führende Baumallee ein, sahen am Portal das christliche Kreuz, die gotischen Fenster der Kirche flammten hell erleuchtet ihnen entgegen, und plötzlich brausten die ernsten Töne der Orgel an ihr Ohr. Ein krampfhaftes Schluchzen und ein Thränenstrom machten der furchtbaren Spannung und Aufregung der letzten Wochen ein jähes Ende. Hier in Bagamojo blieben die Landfahrer einen Tag, schliefen zum erstenmal wieder in Bett und Zimmer und fanden bei den Brüdern die liebenswürdigste Verpflegung und Fürsorge. Dann ging es nach Sansibar zurück und hier konnte erst an eine gründliche Heilung der Wunde und Genesung des Körpers gedacht werden. Die Deutschen in Sansibar zeigten sich echt landsmannschaftlich um die wider Erwarten Zurückgekehrten besorgt; sie sandten ihnen allerhand gute Sachen zur Erquickung und luden sie auch zur Weihnachtsfeier ein. Allein Peters litt es nicht länger in Sansibar. Am heiligen Abend fuhr er auf einem kleinen arabischen Dampfer quer durch den indischen Ocean nach Bombay, von da nach Venedig und über den Brennerpaß nach Deutschland zurück, wo er Anfangs Februar 1885, nach gerade viermonatlicher Abwesenheit, wieder eintraf und von den Mitgliedern der Gesellschaft mit höchster Freude und lebhaftestem Dank begrüßt wurde.

Nun galt es vor allem, die Anerkennung der neuen Erwerbungen seitens der Reichsregierung zu erwirken. Die deutsche Regierung geht bekanntlich bei derartigen Angelegenheiten mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu Werke. So wurden denn auch hier die mitgebrachten Verträge einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und Peters des öfteren zu genauer Darlegung aller Verhältnisse veranlaßt. Am 27. Februar 1885 wurde dann ein kaiserlicher Schutzbrief für die vier Landschaften Usagara, Nguru, Useguha und Ukami ausgestellt, der erste in der deutschen Geschichte, ein hochbedeutendes Ereignis.

Schon vorher, am 12. Februar, war auf Peters' Antrag ein Direktorium von fünf Mitgliedern eingesetzt worden zur Ausübung der erworbenen Hoheitsrechte. Dasselbe nahm den Namen Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft an. Wir übergehen die einzelnen Stadien, welche die Organisation dieser Gesellschaft durchgemacht hat. Thatsächlich war die Leitung des Unternehmens vom Augenblicke seiner Rückkehr an bei Dr. Peters, der bald den Titel eines Präsidenten der Gesellschaft erhielt; sein Verdienst in erster Linie sind

die weiteren Erfolge der Gesellschaft. Die Thätigkeit der Gesellschaft mußte eine doppelte sein: weitere Erwerbung von Land bis zu einem natürlichen Abschluß, der hier nur in den großen binnenafrikanischen Seen und der Grenze des Kongostaates gesehen werden konnte, und in der beginnenden Ausbeutung der erworbenen Länder. Das erste mußte zunächst und zwar schnell in Angriff genommen werden, da sonst liebenswürdige Nachbarn das deutsche Gebiet bald von allen Seiten umschlossen und an seiner natürlichen Ausdehnung gehindert haben würden. Daher leitete nun Peters die vielgescholtene, in Wirklichkeit einzig richtige Politik der „Überstürzung" ein, die darin bestand, durch weitere Expeditionen Land zu gewinnen. Dabei hatten unsre Landsleute mit der erwachten und durch England geschürten und geschützten Eifersucht des Sultans Seid Bargasch von Sansibar zu kämpfen.

Siegel der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Graf Pfeil erwarb in zwei Zügen die südlichen Landschaften Chutu, Uhehe, Mahenge und andre, wodurch die deutsche Herrschaft bis in die Gegend des Njassasees und bis zum Rovumafluß hin ausgedehnt wurde.

Eine zweite Expedition sollten Jühlke und Leutnant Weiß nach dem Kilimandscharo führen. Der dahingehende telegraphische Befehl, welcher am 8. April 1886 in Sansibar eintraf, wurde jedoch durch einen englischen Telegraphenbeamten dem englischen Generalkonsul Kirk — dem eigentlichen Herrscher von Ostafrika bis zum Auftreten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft — und durch diesen dem Sultan von Sansibar mitgeteilt. Jühlke nahm inzwischen ruhig die Anwerbung der Träger und die Verpackung der angekauften Güter vor. Im großen Hausflur des französischen Gasthofes traf Weiß die Auswahl unter den sich massenhaft zudrängenden Negern mit Hilfe eines Polizeibeamten des Sultans, der dafür für den Kopf ein Trinkgeld erhielt. Jühlke thronte im Hofe auf einer Kiste, wog jedes Bündel ab und übergab immer 60—65 Pfund zwei Trägern zum Einschnüren mit Kokosstricken und Einnähen in Bastmatten. Dann vollzog er, einen großen Teerpinsel schwingend, die Signierung jedes Stückes. Schon früher war der Sultan um einen Empfehlungsbrief an seinen Gouverneur (Wali) auf dem Festlande angegangen worden; dieser fehlte indes noch immer. Nachher stellte sich heraus, daß Herr Kirk unter den Leuten Jühlkes im französischen Gasthof bezahlte Spione hatte, die ihm die mitgenommenen Warensorten sofort

anzeigten, woraus dann leicht zu ersehen war, ob Jühlke wirklich dem telegraphischen Befehl gemäß nach dem Kilimandscharo gehen wollte; denn für jedes Gebiet sind in Afrika andre Tauschwaren von nöten. Kein Wunder, daß der Sultan, statt den Empfehlungsbrief auszustellen, nunmehr 1000 seiner Krieger nach Mombas dampfen ließ, von denen etwa 300 unter seinem General Mathews, einem Engländer, nach dem Kilimandscharo, die übrigen nach Witu, das sich ebenfalls unter deutschen Schutz gestellt hatte, gehen sollten, mit dem Auftrage, beide Gebiete für den Sultan zu annektieren. Jühlke beschloß also ohne das Empfehlungsschreiben abzugehen, verabschiedete sich vom deutschen Generalkonsul Rohlfs, der ihn noch am Morgen der Abfahrt zum Frühstück eingeladen hatte, zahlte den Trägern, wie es Brauch ist, einen zweimonatlichen Sold voraus und sperrte sie dann, um ein Fortlaufen im letzten Augenblicke zu verhindern, auf dem Hofe ein. Hier vollführten dieselben während der nächsten drei Stunden einen wahnwitzigen Lärm. Dann wurden Wachen vor die Thür gestellt, letztere vorsichtig geöffnet und eine Partie zuverlässiger Leute mußte zunächst das Gepäck auf die Dau schaffen. Nachdem dies geschehen, wurden Boote in genügender Anzahl dicht vor den Gasthof gebracht — dieser liegt unmittelbar am Strande — eine Kette aus Europäern und zuverlässigen Leuten gebildet, und nun mußte ein Träger nach dem andern in diesen beiden Gliedern aus der Thür des Gasthofes über die Straße ins Boot marschieren, das ihn dann auf die Dau hinüberbrachte. Waren sie erst soweit, dann war zu hoffen, daß keiner mehr ausreißen würde. Als alles glücklich auf das Schiffchen gebracht war, gingen dann auch die beiden Führer an Bord, ein letzter Händedruck mit den zurückbleibenden Herren von der Gesellschaft wurde gewechselt, und endlich setzte sich die Dau abends gegen sechs Uhr nach Norden in Bewegung.

Die Formen der Stadt verschwanden bald sacht wie ein Nebel in Dämmerung und Ferne. Dann stieg der Mond leis über den Kokos- und Mangoldwäldern empor und auf den Wassern ward's still; nur die Wogen murmelten, an die Schiffswand schlagend, und die Neger plauderten, bis ihnen ein gebieterisches Kelele (schweigt) den Mund stopfte.

Mittag den 2. Mai brachte ein kräftiger Wind die Reisenden nach Pangani, einem Städtchen an der 1500 Meter breiten Mündung des gleichnamigen Flusses, der von den Eingebornen freilich gewöhnlich schlechthin Ruvu (Fluß) genannt wird. Hier wurden auch ohne den Empfehlungsbrief des Sultans noch 80 Träger an-

geworben und am 10. Mai brach die nun fertige Karawane nach dem Innern zu auf. Stundenlang mußte erst das Signalhorn ertönen, ehe sich die säumigen Gesellen zusammenfanden, 10 hatten es vorgezogen, sich mit ihrer zweimonatlichen Löhnung aus dem Staube zu machen. Der erste Tagemarsch wurde auf Booten mit der Flut zurückgelegt. Beim glänzenden Schein des Orion und der Milchstraße tummelten sich Herden von Flußpferden im Wasser oder traten ans Ufer auf die Weide, hier und da auch wohl in die Pflanzungen einbrechend. Jühlke saß mit der Büchse auf den Knien am Steuer, um, falls eins der Tiere dem Boot zu nahe kommen sollte, zu feuern. Das eigentümliche Grunzen und Schnaufen schallte weit durch die Einsamkeit der Nacht, aus den Ufergebüschen und den Feldern tönte der Schrei der diebischen Affen und fernher von den landeinwärts gelegenen Schambas (Farmen) der Araber klang der eintönige, klagende Gesang der Negersklaven, die auf den Zuckerfabriken die Pressen in Bewegung setzten.

Während Jühlke glücklich den ersten Bestimmungsort Tschogwe erreichte und erst hier, in der Hängematte liegend, von einem morgendlichen Regenguße durchweicht wurde, fuhr Weiß mit seinem Boote auf den Grund, alles mußte über Bord springen und den bodenlosen Weg im Uferschlamm zurücklegen; völlig mit Schlamm und Morast bedeckt langte Weiß wiederum bei Jühlke an. Am folgenden Tage wurde aus Pangani Reis für die Träger nachgeholt; denn es stellte sich heraus, daß es im Innern nichts zu kaufen geben würde. Während dieses Ruhetages suchte Weiß die etwa 30 mit Zündnadelgewehren bewaffneten Neger in die Geheimnisse des Schießens einzuweihen. Alle Neger haben große Angst vor dem Abfeuern eines Schusses und legen das Gewehr nur höchst ungern an die Backe, lieber unter den Arm. Weiß exerzierte die schwarzen Kerle nun wie einen Zug Rekruten, jeden einzelnen deutsch und mit „Sie" anredend ein; zum Glück verstanden sie diese respektvolle Anrede so wenig wie die Sprache, sonst hätten sie ihrerseits den Respekt verloren. Mehr als das regelmäßige Abschießen lernten sie denn auch nicht.

Die Reisenden zogen nun im breiten Flußthal des Pangani, die Berge von Usambara rechts liegen lassend, dem Paregebirge zu. Das Land gleicht einem verwilderten Garten, in den nur ein geschulter Gärtner ein wenig Ordnung zu bringen braucht, um reichlich belohnt zu werden für seine Mühe. Die Bewohner haben häufig zu leiden von den Einfällen der westwärts wohnenden, räuberischen und blutgierigen Massai; darum haben sie ihre Dörfer entweder sehr

versteckt im Gebüsch oder auf den zahlreichen Inseln des Pangani angelegt. Sobald sich nun, alljährlich im Herbst, die Massai nähern, werden die Herden hineingetrieben und die den Übergang bildenden Bretter oder Baumstämme zurückgezogen. Der Weg führt lange Strecken an den Ufern des Flusses dahin; man sieht ihn hier brausend und schäumend über verborgene Felsen stürzen, dort wieder fließt er bei größerer Tiefe still und ohne Wellenschlag, sehr wohl fähig, Boote von nicht allzu großem Tiefgang zu tragen. Steigt der Pfad in die Berge empor, so hat man häufige Ausblicke auf die schönen Formen des Gebirges, und lange Stunden wandert man unbelästigt von den Strahlen der Sonne im Waldesschatten oder im rauschenden Grasmeere dahin. Ja, ein Meer sind diese Grasflächen zu nennen. Doppelt mannshoch schließt sich das Gras unmittelbar hinter dem Wanderer, der Führer, der dicht vor einem geht, ist nach zwei Schritten unsichtbar, das Auge nutzt hier nur wenig und tastend muß der Fuß den schmalen Negerpfad suchen. Steht man seitwärts etwa auf einem Hügel so nimmt sich eine durch das Gras dahinschreitende Karawane fast wie eine mächtige unsichtbare Schlange aus. Man sieht die durch das Vorwärtsdringen hervorgebrachte lange, wellenförmige Linie, man hört das Rauschen des Grases und das Knacken der Zweige, aber von dem Träger und seinem Bündel, das ihn doch noch ein gut Stück überragt, ist nichts zu sehen.

Am 22. Mai wurde von dem Flußthal aus ein Abstecher in das Gebiege nach Fuga gemacht, weil man dort einen besonders mächtigen Häuptling wohnen glaubte. Man fand statt dessen nur den Sohn eines weiter westwärts residierenden Sultans, der nicht das Recht hatte, Verträge abzuschließen. Doch freute man sich der großartigen Gebirgslandschaft, der frischen Luft, der hochragenden Bananenhaine und wunderte sich über die großen Herden stattlicher und glänzender Rinder. Der Rückmarsch war sehr beschwerlich, der Führer führte einen angeblich kürzeren Weg, auf dem die Reisenden bis zum halben Leibe im Wasser waten mußten. Jühlke, schon vorher unpäßlich, erkrankte infolgedessen völlig und mußte sich schweren Herzens zum Rückzug entschließen, während Weiß weitergehen und die Aufgabe vollenden sollte. Zum Glück dauerte Jühlkes Krankheit nicht lange. Die schaukelnde Bewegung der Hängematte brachte ihn in wohlthätigen Schweiß, der durch den nagenden Ärger über seine Umkehr noch vermehrt wurde. Im nächsten Quartier trank er dann auf den Rat seines treuen, schwarzen Dieners unendliche Quantitäten saurer Milch. Das machte ihn ziemlich wieder gesund.

Schleunigst schickte er nun einen Eilboten hinter der Karawane her und erreichte dieselbe wieder in Masinde, wo Weiß soeben den Vertrag mit dem Häuptling geschlossen hatte.

Anfang Juni verließen die nun wieder vereinigten Reisenden das fruchtbare Gebiet des Pangani und gelangten in die wasserarmen Steppen östlich vom Paregebirge. Bis dahin waren sie auf der Karawanenstraße gezogen, jetzt ging es nur dem Kompaß nach durch undurchdringliche Dickichte, die von den stärksten Leuten mit Faschinenmessern auseinandergehauen wurden, während lange, bindfadendünne und äußerst zähe Schlinggewächse sich wie Fesseln um die Füße legten und das Gehen hinderten. Jühlke erinnert sich nicht, jemals in seinem Leben so beschwerliche Märsche gemacht zu haben. Trotz alledem hatte auch diese Steppe ihren Reiz. Meilenweit überblickte man die bräunlich-violett schimmernde Ebene, die Luft war von einer vollendeten Klarheit, so daß die Umrisse der fernen Gebirge in greifbare Nähe gerückt schienen. Scharen von Giraffen, Quaggas und Zebras durchzogen die Steppe, neugierig nach der Karawane herüberäugend, und Geier schwebten regungslos im tiefblauen Äther. Wenn dann des Morgens im Osten ein flammendes Glutmeer das Erscheinen des Tagesgestirns verkündete, die funkelnden Sterne allmählich in diesem Glanz vergingen und die Umrisse der fernen Berge sich mit einem blinkenden Goldschimmer umkränzten, so war das ein wahrhaft erhabener und ergreifender Anblick.

Am 8. Juni sah Jühlke, an der Spitze marschierend, in der Ferne über dem wogenden Gras menschliche Köpfe auftauchen. Es nahte sich ein Haufe von sechs bis acht strolchartig aussehenden Gesellen mit Sniderbüchsen, in Lumpen gehüllt und durch rote Käppis als „Soldaten" des Seid Bargasch gekennzeichnet. Sie wechseln einige Worte mit den Trägern, aus denen Jühlke vernimmt, daß General Mathews auf dem kürzeren Wege von Mombas her vor ihm an den Kilimandscharo gelangt ist und noch dort weilt. Der nächste Tag war der anstrengendste während des Marsches. Da man kein Wasser mehr hatte, so mußte man in einem zwölfstündigen Marsche den Jipe-See erreichen; ein Liegenbleiben unterwegs hätte den Tod durch Verdurstung zur Folge gehabt. Schon vor Sonnenaufgang wurde abmarschiert, Nebel lagerten über der Steppe und hingen an den Bergen, rasch ging es hügelauf und hügelab von einer Terrainwelle zur andern. Allmählich verscheuchte die Sonne die Nebel, da — plötzlich auf einem Höhenrücken — entfuhr den Lippen des führenden Negers ein Schrei, eine Arm-

bewegung deutete westwärts, und dort in weiter Ferne erschien nun über einem Meere von zusammengeballten Wolken eine schneeweiße Kuppe — der Kilimandscharo, dessen zwei mächtige Gipfel riesenhaft über alle umliegenden Höhen emporragten (vgl. das Bild S. 207). Dieser einsame Gigant muß auch das blasierteste Europäerherz mit Bewunderung erfüllen. Bald darauf erschien auch der langersehnte Spiegel des Jipe-Sees, ein langer silberner Streifen; es sah aus, als könne man ihn in drei Stunden etwa erreichen; allein da bei der Klarheit der trockenen Steppenluft alle Gegenstände weit näher scheinen, als sie in Wirklichkeit sind, so dauerte es noch bis vier Uhr nachmittags, ehe sich Jühlke, zum Tode ermattet, am Gestade ins Gras warf und befahl, unter einer riesigen Baumgruppe das Lager aufzuschlagen. Die Karawane war gänzlich auseinandergekommen; es war schon tief in der Nacht und immer kamen noch Schwache und Nachzügler an; den letzten drei mußten frische Leute mit Wasserkrügen entgegengeschickt werden, sonst wären sie unterwegs verschmachtet.

Am andern Tage begegnete unsern Landsleuten die Karawane des General Mathews, an 300 Mann, die aber weit vor ihnen in die Steppe ausbog. Sie kamen nun in das eigentliche Kilimandscharogebiet und zwar zunächst in die Waldfestung Taweta. Der Boden wurde wieder feucht und elastisch, schlankaufstrebende Laubbäume nahmen die Reisenden auf, bis sie endlich vor einem ungefügen Verhau im dämmernden Waldesschatten Halt machten. Der Thorwächter führte sie an den gewöhnlichen Lagerplatz der Karawanen durch mächtige Bananenhaine; Kinder kamen ihnen entgegengesprungen, denen, so klein sie waren, doch schon die Habgier aus den dunkeln Augen blitzte.

Nachdem mit dem Häuptling dieses Landes nach fünf- bis sechsstündigem Feilschen ein Vertrag abgeschlossen worden war, ging es weiter nach Moschi zum berühmten Häuptling Mandara, weitaus dem mächtigsten und gefürchtetsten Fürsten im ganzen Dschaggalande, dem eigentlichen Herrn des Kilimandscharogebietes. Jühlke klopfte das Herz, als er am Abend des 15. Juni dort anlangte. Die große Frage war, ob sich Mandara dem General Seid Bargaschs thatsächlich unterworfen und ihm sein Land abgetreten habe. Die Nacht vermochte Jühlke vor Aufregung nicht zu schlafen, endlich am Morgen steckte sein Diener das Gesicht durch die Zeltthür und sagte: „Der Häuptling kommt.“ Rasch wurde alles bereitet, Kakao gekocht und die Zeltthüren weit zurückgeschlagen, da nahte sich der berühmte und gefürchtete Mann, eine hünenhafte Gestalt, gestützt

auf einen seiner Vertrauten und gefolgt von einer großen Anzahl älterer Männer. Er trug den großen Speer in der rechten und als Kleidung ein togaartig drapiertes blaues Tuch mit bunter Kante, auf dem Haupte eine rote Mütze. Seine Hautfarbe war gelblichbraun, sein rechtes Auge erblindet, während das linke mit um so durchdringenderer Schärfe blitzte. Seine schmalen Lippen und seine scharfgebogene Adlernase zeugten von Energie, sein ganzes Auftreten von Selbstbewußtsein und Kraft, gepaart mit heiterer Freundlichkeit. Seine lebendige Sprache und sein beredtes Mienenspiel bewies geistige Regsamkeit, kurz er machte durchaus den Eindruck eines bedeutenden Menschen. Die nächste Unterhaltung drehte sich um allgemeine Sachen, er erzählte mit einem gewissen Stolze, daß er von dem deutsch-französischen Kriege wisse, daß die Deutschen das mächtigste Kriegsvolk seien und fragte, warum wir es mit den Engländern nicht ebenso machten wie mit den Franzosen.

Nach einer halben Stunde ging Mandara wieder, ohne daß Jühlke seinem Ziele näher gekommen wäre. Es wurde nun eine sorgfältige Auswahl getroffen von Gegenständen, die in Mandaras Augen wohl Gnade finden mochten, und das Ausgewählte, glänzende Kleidungsstücke, Tücher, Perlen, Messer, Gewehre und Munition, in einer offenen Halle gefällig ausgebreitet. Mandara besichtigte alles mit Kennerblick, wühlte in den Stoffen umher, pfiff aber nur eine eintönige Melodie zwischen den Zähnen, ohne irgendwelche Freude zu äußern. Ein Bote des Häuptlings belehrte dann auch alsbald die Deutschen, daß derselbe mit den Geschenken noch nicht zufrieden sei, er wolle namentlich noch blaue und rote Perlen. Bis gegen Abend dauerte es, daß alles geordnet war. Dann lud der Sultan die Deutschen in sein Haus und war von nun an die Liebenswürdigkeit selbst. Er erzählte, daß er als junger Mann mit dem „Baruni" — das ist der Name, unter welchem der Baron von der Decken noch heute an der ganzen ostafrikanischen Küste bis weit in das Innere hinein bekannt ist — Blutsbrüderschaft gemacht habe und den Deutschen seit jener Zeit befreundet sei. Von dem englischen Reisenden Johnston, der etwa ein halbes Jahr vor Jühlke bei ihm gewesen war, erzählte er wörtlich folgendes: „So lange Johnston hier bei mir in seinem Zelte wohnte, hat er meine Leute, die ihn sehen wollten, wie das hier Brauch ist, fortgejagt und geschlagen: deswegen ist er mir und meinem Volke verhaßt, und ich werde, wenn 100 Engländer hierherkommen und ein Deutscher, immer nur dem einen Deutschen mein Land geben und keinem Engländer. Als Johnston mich dann fragte, ob er sich ein Haus bauen dürfe,

habe ich ihm dies erlaubt, auch einen Platz dafür angewiesen. Das erste, was dann geschah, war, daß er zu mir schickte und fünf Mädchen forderte. Ich schickte ihm zunächst drei. Er ging sodann auf den Berg, und als er zurückkam, prügelte er die Mädchen und jagte sie fort. Mir selbst ließ er sagen, ich sollte nicht wagen, wieder in sein Haus zu kommen, sonst werde er mich ebenso hinausjagen, er werde auch das meinige nicht mehr betreten. Darauf verbot ich meinem Volke, ihm Nahrungsmittel zu verkaufen, und zwang ihn so, mein Gebiet zu verlassen." Die Deutschen, fuhr er fort, liebe er seit seiner Freundschaft mit dem „Baruni" mehr als andre Völker, insbesondere mehr als Engländer und Araber, und wenn Araber in sein Land kämen, würde er den Deutschen gern „erlauben", diese wieder hinauszujagen. Schon beim „Baruni" habe er sich gewundert, daß derselbe sein Versprechen, weiße Leute ins Land zu bringen, nicht eingelöst habe; aber er habe erfahren, daß er erschlagen sei, und ihn so entschuldigt.

Am andern Tage, den 19. Juni, ließ Mandara Jühlke allein nochmals in sein Haus bitten und erklärte ihm, er sei gesonnen, auch mit ihm, wie seinerzeit mit dem Baruni, Blutsbrüderschaft zu machen; das sei nach der Sitte seiner Väter und seines Volkes das heiligste Zeichen der Freundschaft. Der Brauch bestehe darin, daß jeder aus dem Munde des andern Milch tränke; dann seien beide ebenso Brüder, als hätten sie an derselben Mutterbrust gesogen. Dann ergriff er ein bereitstehendes Gefäß und trank. Damit begann die Prozedur unter ehrfurchtsvollem Schweigen der anwesenden Ratgeber des Königs. Wir werden es Jühlke gern glauben, wenn er sagt, daß ihn dabei ein nicht zu beschreibendes Gefühl durchrieselt habe und daß er wahrlich für die Ehre gedankt haben würde, hätte es sich nicht um den Erfolg der ganzen Reise und die Größe Deutschlands gehandelt. Nachdem die Reise zu Ende, erklärte Mandara weiter: Diese Freundschaft sei nun unlöslich, überdaure den Tod und gehe unfehlbar auf die Kinder über. Damit ließ er seine beiden kleinen Söhne kommen, die Jühlke die Hände geben mußten und denen er das Geschehene erklärte. Dann fuhr er fort: Dieses Bündnis bedeute, daß alles, sein Land, sein Volk, welches ihm gehöre, alles und jedes auch Jühlkes sei, daß er in seinem Lande thun und lassen könne, was er wolle, daß Jühlkes Feinde auch die seinen seien, und daß er zu ihrer Unterdrückung, Bestrafung, ja Tötung thun müsse, was dieser wolle. Jetzt könne er kein Geheimnis mehr vor ihm haben, und was er von ihm wissen wolle, müsse er ihm sagen. Alsbald schickte er alle Anwesenden außer dem

Dolmetscher hinaus und eröffnete dem neuen Blutsbruder nun mit leiser Stimme die Anträge und die Versuche des General Mathews. Er habe zwar dessen Geldgeschenk angenommen, es aber durch ein Gegengeschenk von 100 Büffeln ausgeglichen, er habe sich auch bereit erklärt, ein Freund des Sultans von Sansibar zu heißen und zum Zeichen dessen eine rote Fahne aufgezogen und ein Schriftstück unterzeichnet, dagegen das Ansinnen des Generals, die Deutschen nicht ohne einen Erlaubnisschein des Sultans ins Land zu lassen, ausdrücklich und mit Berufung auf die alte Freundschaft mit diesen zurückgewiesen. Die rote Fahne bedeute weiter nichts, als daß er ein Freund Seid Bargaschs sei. Wolle dieser irgend welches Abhängigkeitsverhältnis daraus ableiten, so solle Jühlke dagegen Einspruch erheben. Darauf wurde der Vertrag aufgesetzt und unterzeichnet, nach welchem der Sultan Mandara sich unter den Schutz der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft stellte und derselben sein Land mit allen staatlichen Rechten abtrat. Jühlke erklärte ihm vorher genau alle einzelnen Punkte des Vertrages, und der Sultan bat ihn, nun recht bald seine Landsleute, und namentlich Schmiede und andre Handwerker, zu schicken.

Am Abend wurde zum unendlichen Jubel der eingebornen Bevölkerung ein großes Feuerwerk abgebrannt und am darauffolgenden Tage der Rückmarsch angetreten; denn die geplante Besteigung des Kilimandscharo hinderte das andauernde Regenwetter. Diesmal wurde um die Südseite des Paregebirges herummarschiert. Jühlke erwarb noch Kahe durch einen Vertrag. Auch der Häuptling dieser Landschaft wollte, da er es von Mandara bereits gehört hatte, mit Jühlke Blutsbrüderschaft machen, allein das wurde ihm abgeschlagen, weil man diesen feierlichen Akt nur mit großen Häuptlingen vornähme. Dann trennte sich Jühlke von seinem Genossen; es drängte ihn, mit den Vertragsurkunden nach Sansibar und Europa zu kommen. Er ließ sich in Gewaltmärschen zurücktragen, durchzog noch einmal das schöne Usambara und bestieg in Pangani eine zum Absegeln fertige arabische Dau. Schon glaubte er sich in Sicherheit, allein noch hatte er eine ernste Gefahr zu bestehen, über die er folgendermaßen berichtet: „Gegen Mittag legte sich der Wind und die See lag glatt wie geschmolzenes Blei. Die Dau lag still und begann sich langsam im Kreise zu drehen. Der Kapitän und die übrigen Passagiere sagten Inschallah, es ist nichts zu machen. Hätte ich nicht eine so verzweifelte Ungeduld in mir gehabt, so wäre es mir gleichgültig gewesen, wie lange ich auf dem Meere trieb, so aber rauchte ich eine Pfeife Dschaggatabak nach der andern, — doch es

kam kein Wind und das Wasser blieb still. Gegen Abend konnten wir Pangani noch deutlich sehen. Endlich um acht Uhr etwa begannen die Wellen sich zu kräuseln, die frische Brise setzte ein, der Mond ging auf und noch einmal kostete ich die ganze Glorie der Tropennacht, bis ich entschlief. Und dann wachte ich nach einigen Stunden wieder auf und die Scenerie hatte sich bedenklich verändert. Der Mond war verschwunden mit den Sternen, und der Himmel schimmerte matt, eine bleigraue Masse; in den Lüften begann ein unheimliches Brausen. Das Meer begann zu leben, leuchtende Kugeln rollten zur Seite und im Kielwasser des Schiffchens. Mit einem Male ward es Finsternis; über das Wasser, das wiederbewegte, lief es heran wie eine mächtige weiße, züngelnde Schlange; das war die Vorbotin des Sturmes, die erste Woge, denn die Wellen gehen dem Sturme voraus. Und die zweite folgte ihr nach und mit ihr kam er selbst, der Despot des Meeres. Das mächtige Segel packte der Sturm und die Dau wurde gejagt, daß sie ächzend und stöhnend auf dem Wasser lag, wie ein geängstigtes Tier; auf der Leeseite strömte das Wasser über Bord und in verzeihlicher Vorsicht schnallte ich mir meine Vertragsurkunden fest auf den Leib, entledigte mich meiner schweren Gamaschen und Stiefel und machte mich reisefertig. Indes auch diese letzte Gefahr sollte gnädig vorübergehen. Das Segel wurde heruntergerissen und verhältnismäßig sicher, allerdings ein Spiel der Wellen, aber ohne Gefahr zu kentern, lag die Dau auf dem Wasser. Hier hat zum ersten- und zum einzigenmale der arabische Gesang einen ergreifenden Eindruck auf mich gemacht. Ich weiß nicht, ob es ein Gebet gegen den Sturm war, — so oft dieser sich lauter erhob und der Regen wolkenbruchartig herniederprasselte, sang der Kapitän, der selbst das Steuer führte, eine Strophe mit kräftiger Stimme und der erste Matrose antwortete ihm mit einem schönen, langgezogenen Recitativ. Von Kopf zu Füßen in einen schwarz und weißen, breit gestreiften Burnus gehüllt, hatte der Kapitän nur das Gesicht mit den scharfspähenden Augen und die Hand, die das Steuer führte, frei; über das Deck huschten die Matrosen in ihren weißen Gewändern wie die Geister des Sturmes und rastlos jagten am Himmel die zerrissenen Wolken, eine Scenerie, zeitweise etwas beklemmend, aber großartig!" Auch diese Nacht ging vorüber. Am andern Morgen wurde am Nordende der Sansibarinsel gelandet, Jühlke mietete einen Esel und galoppierte in neunstündigem Ritt in die Stadt und den französischen Gasthof, von dem er vor etwa zwei Monaten ausgezogen war. Schon am andern Tage ging die Post und mit ihr die Verträge nach Europa.

Weiß, der unterwegs in Membe noch einen Vertrag abgeschlossen hatte, kam wenige Tage darauf in Sansibar an.

10 Verträge waren auf dieser Expedition geschlossen und etwa 1500 Quadratmeilen, d. i. so viel wie Bayern und das Großherzogtum Hessen zusammengenommen, erworben worden, und zwar Länderstrecken, die zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde gehören.

Wir übergehen eine Reihe von Expeditionen, die nach Norden zu und bis über das Kap Guardafui herumgingen, und erwähnen nur noch die Erwerbung des wichtigen Usaramo durch Leutnant Schmidt, der die Landschaft auf verschiedenen Linien von Bagamojo bis zum Rufidschi durchzog und 24 Verträge mit unabhängigen Häuptlingen abschloß. Dies Land ist wie Chutu Niederland, feucht, dumpf und drückend heiß, aber es ist wichtig, weil an seiner Küste die deutsche Hafenstadt Dar es Salaam liegt und es das Vorland zu Ukami und Chutu bildet. Der Erwerber dieser Landschaft, Leutnant Schmidt, wurde bald darauf von einem traurigen Schicksal betroffen. Er hatte sich von Usaramo nach der Simastation in Usagara begeben und trat von dort am 20. Oktober 1885 in Begleitung des Dr. Hentschel den Rückmarsch an. In Kidete, einem Dorfe in Usagara, mietete er zwei Hilfsträger, welche indessen nach Empfang des Lohnes keine Lust zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zeigten und durch Drohungen dazu genötigt werden mußten.

Das muß wohl die Einwohner des Dorfes erbittert haben. Die Reisenden bemerkten beim Abmarsch ein starkes Hin- und Herlaufen im Dorfe. Gegen Mittag wurden sie auf dem Marsche plötzlich von hinten mit Schüssen begrüßt. Rasch drehten sie sich um und feuerten wieder, sahen sich aber im Halbkreis von etwa 30 Gegnern, die sich auf einer kleinen Anhöhe befanden, umgeben. Die Träger warfen sofort ihre Lasten fort und flohen. Beide Angegriffene hatten jeder nur wenige Patronen in der Tasche und wurden gleich im Anfang verwundet, Hentschel durch die linke Wade, Schmidt in den rechten Unterschenkel. Dennoch feuerten sie weiter, bis Schmidt noch einen Schuß durch die rechte Brust erhielt und bewußtlos zusammenbrach. Hentschel hinkte nun, auf einen aufgerafften Stock gestützt, davon, sank aber schon nach einer Viertelstunde, durch den Blutverlust erschöpft, nieder. Als er wieder zu sich kam, kroch er auf Händen und Füßen, das linke Bein nachziehend, so gut es ging, weiter. Als seine Hände schon eine Wundfläche bildeten, erblickte er einen im Holze beschäftigten Neger und rief ihn an. Der brachte aus einem nahen Dorfe noch andre Leute herbei, die ihn anfänglich

trugen, dann aber ins Schilf warfen und mit allem, was er Entbehrliches an sich trug, verschwanden. Kriechend gelangte er nun bei schon völliger Nacht ans verrammelte Thor des Dorfes, mußte hier aber unter den höhnenden Reden der Bevölkerung liegen bleiben und erhielt nicht einmal einen Trunk Wasser; mit einem Kranken kennt eben kein Neger Mitleid. Die herumstreifenden Leoparden suchte er durch Schreien zu verscheuchen und erhielt plötzlich Antwort von der nahen Karawanenstraße her. Hier hatten sich nämlich einige Leute

Überfall des Leutnants Schmidt.

der versprengten Karawane zusammengefunden, darunter der getreue Ramasan, der Dolmetscher, der von Anfang an im Dienste der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gestanden hatte. Dieser ließ den Verwundeten in das nahe Dorf des Mafungu Biniani, des Blutsbruders von Peters, bringen, wo derselbe zu seiner freudigen Überraschung erfuhr, daß Schmidt noch am Leben sei. Sogleich ließ er Ramasan zu diesem zurückgehen, sich selbst aber an eine Stange binden und zwei englischen Missionaren nachtragen, die, wie er hörte, vor zwei Tagen nach der Küste zu durchgezogen waren. Die größte Eile that not, wenn er sie erreichen wollte; die Träger liefen ununterbrochen, häufig im Trabe. Da kamen sie an den angeschwollenen Wami und wollten zurück. Mit Mühe beredete Hentschel zwei des Schwimmens kundige Leute, den Feigsten gewaltsam hinüberzuziehen. Gleich darauf kamen sie in ein Gefecht; auf beiden Seiten des Weges wurde lebhaft geschossen. Eine durchziehende Waniamwesikarawane hatte ein Maisfeld geplündert und war von den Landesbewohnern

angegriffen worden. Zum Glück kam den Trägern bald ein Trupp Schwarzer entgegen, rufend, der Krieg sei beendigt und nur ein Mann erschossen. Erst nach sechzehnstündigem Marsche am zweiten Morgen nach dem Überfall wurden die Missionare eingeholt. Diese machten sofort Halt, um auf Schmidt zu warten, sandten ihm auch eine Expedition entgegen, die ihn aber verfehlte. Hentschel wurde in einer Hängematte nach Saadani getragen und fuhr nach Sansibar hinüber, wo er die Nachricht von dem Überfall in das Usagarahaus (das Haus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft) brachte und dann mehrere Wochen festlag.

Schmidt lag inzwischen lange bewußtlos auf dem Kampfplatz; die siegreichen Schwarzen wagten sich trotzdem nicht an den weißen Mann, sondern raubten nur das ganze herumliegende Gepäck und flohen dann sofort ins Gebirge aus Furcht vor Rache. Als die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft eine Karawane zur Untersuchung des Vorfalls nach Kidete hinaufsandte, war der Ort gänzlich verlassen und die Sühne mußte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Übrigens sind bei dem Gefecht selbst, soviel festgestellt werden konnte, fünf von den Angreifern gefallen. Der Schwerverwundete schien indessen dem Tode verfallen. Ohne einen Tropfen Wasser lag er in den fürchterlichsten Qualen unter der glühenden Sonne Afrikas. Die ganze Nacht durch war er bei Bewußtsein. Die einzige Erquickung, die er hatte, war die, daß er den rechten Stiefel auszog und das Blut, welches sich von dem zerschossenen Bein darin gesammelt hatte, mit Behagen trank. Von den vorüberziehenden kleinen Negerkarawanen half ihm keine; die Leute ließen sich alle seine Geschichte erzählen und zogen dann ruhig weiter, zum Teil mit dem tröstlichen Worte: „takufka sassaibi“ (du wirst gleich sterben), sie gaben ihm auch nicht einmal Wasser, obwohl sie welches bei sich hatten; einem Burschen übergab er für Hilfleistung das Geld, welches er bei sich hatte, 8 Rupien, der brannte ihm einfach damit durch. Endlich um zwei Uhr nachmittags brachten ihn zwei vorüberziehende Neger nach langem Zureden in die Hütte eines Schwarzen, der ihn mit etwas Hirsesuppe ernährte. Da erschien als Retter der von Hentschel gesandte Ramasan, der 10 Träger für ihn mietete. Diese mußten ihn in fünffacher Ablösung mit nur einer einstündigen Unterbrechung zu Mittag von früh bis spät in schärfster Gangart tragen, bis er fünf Tage nach der Verwundung auf die beiden ihn erwartenden englischen Missionare traf, die nun zum erstenmale seine Wunden notdürftig verbanden und ihn verpflegten. Dann ging es weiter nach der Küste zu.

In Sansibar hatte inzwischen auf die Kunde von dem Geschehenen Admiral Knorr sofort dem Kanonenboot „Möwe" den Befehl gegeben, nach Saadani zu dampfen und den Schiffsarzt dorthin zu bringen. Von hier aus ging dann weiter der Maler Hellgrewe, der sich, um Skizzen für das Kaiserdiorama zu zeichnen, nach Sansibar begeben hatte und mitgefahren war (eine Reihe Zeichnungen von ihm befinden sich auch in diesem Buche), und ein Herr Söhnge von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft dem Erwarteten entgegen. Nach einigen Stunden trafen diese denn richtig auf die Karawane der Missionare mit dem Verwundeten. Maler Hellgrewe schildert dies Zusammentreffen folgendermaßen: „Da die Kultur, die alle Welt beleckt, sich auch längst auf die afrikanische Wildnis erstreckt hat, so stellten wir als gesittete Europäer, welche auch in den schwierigsten Lebenslagen die Pflichten des gesellschaftlichen Anstandes nicht vergessen, zunächst einander in feierlicher Weise vor. Ich nahm meinen Hut ab und erkundigte mich nach Austausch der Vorstellungsfloskeln zuvorkommend nach dem Befinden, während unsre ungebildeten Schwarzen in das den rohen Natursöhnen leider noch nicht abzugewöhnende urwüchsige Jubelgebrüll ausbrachen." Bald darauf hatte der Schiffsarzt die Wunden untersucht und den ersten ordentlichen Verband angelegt. Am andern Tage trug die „Möwe" den Geretteten nach Sansibar hinüber, wo er $2^1/_2$ Monat verblieb unter der Pflege des Leibarztes des Sultans, eines Russen. Aber erst in Berlin wurde die Heilung der Wunden gründlich vollzogen, ein Stück Rippe herausgenommen, ein Abscess in der Lunge aufgeschnitten und auch aus dem Bein die Kugel herausgeholt, ein eisernes, roh geschmiedetes Geschoß, wie solche von den Eingebornen zur Elefantenjagd verwendet zu werden pflegen. Nur seiner wahrhaft riesenhaften Konstitution hatte unser Landsmann die Erhaltung seines Lebens zu danken.

Leider traf den Erwerber der Kilimandscharolandschaften, den Dr. Karl Jühlke, bald darauf ein noch weit traurigeres Schicksal. Er war zu seiner Erholung nach Potsdam zurückgekehrt, erhielt aber bald von seinem Freunde Peters den Auftrag, die Küste zwischen Witu und der Mündung des Jub für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft zu erwerben. Er fuhr mit dem württembergischen Artillerieleutnant Güntter und dem Kaufmann Janke auf dem kleinen Dampfer „Isolde" ab, führte seinen Auftrag im Oktober 1886 aus und hißte, nachdem der Vertrag geschlossen, in Port Durnford die deutsche Flagge. Alsdann versuchte er den größten Fluß des Landes, den Jub, hinaufzufahren, um auch im Innern mit den Einwohnern Beziehungen anzuknüpfen. Die Brandung erwies sich aber als zu

ſtark; man fuhr nach Sanſibar zurück, kaufte ein ſtarkes Boot und verſuchte dann die Einfahrt über die Barre des Jub noch einmal. In dem Boote befanden ſich bei dieſem gefährlichen Wagnis der Leutnant Güntter, drei Seeleute, ein Schiffsjunge und ein Neger. Das Boot ſchlug um, die Inſaſſen ſuchten ſchwimmend das Land zu erreichen, aber nur zwei Seeleuten und dem Neger gelang es. Die andern, darunter der Leutnant Güntter, ertranken. Da dieſer als vorzüglicher Schwimmer bekannt war, ſo vermutet man, daß er einem Haifiſch, deren vier bis fünf das Boot umſchwärmten, zum Opfer gefallen iſt. Das geſchah am 11. November.

Leutnant Güntter.

Jühlke begab ſich nach dieſem Unglück nach Kismaju ſüdlich von der Jubmündung. Er beabſichtigte, hier eine Handelsſtation zu gründen, und ließ durch die „Iſolde“ deshalb Warenvorräte und Ausrüſtungsgegenſtände aus Sanſibar holen, während er ſelbſt unter den Mauern des arabiſchen Forts in einem von einem Somali gemieteten Hauſe ſich wohnlich einzurichten ſuchte. Es gefiel ihm im übrigen recht gut. Zu dem am 29. November mit der „Iſolde“ zurückkehrenden Herrn Janke äußerte er: „Hier iſt es gut ſein; Eier, Milch und Fleiſch gibt es hier in Hülle und Fülle, und dabei iſt Kismaju das Handelscentrum von dem ganzem Hinterlande.“ Während die Vorräte der „Iſolde“ ausgeſchifft wurden, langte ein Sultansdampfer an, ſandte ein Boot ans Land und fuhr gleich wieder ab. Das war verdächtig. Am Abend beklagte ſich Jühlke über die zunehmende Frechheit der Sultansſoldaten: „Mit den Kerlen,“ ſagte er, „wird es jetzt immer toller. Den ganzen Tag ſchießt das Geſindel aus dem Fort heraus, ohne daß ich jemals einen der Burſchen zu ſehen bekomme. Die Kugeln höre ich oft pfeifen, und heute morgen raſchelte eine durch das Dach meines Schuppens. Ich vermute, man beabſichtigt etwas.“ Übrigens fiel ſeine Schweigſamkeit und ſein düſterer Ernſt auf. Deswegen befragt bemerkte er, er fühle ſich abgeſpannt.

Am 1. Dezember setzte Janke die Ausschiffungsarbeiten fort. Da sah er plötzlich ein Boot auf die „Isolde" zukommen, aus dem ihm ein Suaheli, der Dolmetscher Moses, schon von weitem zurief: „Master, master, bana kubwa, Somalis killed!" (Herr, Herr, der Chef ist von Somalis getötet.) Janke eilte mit drei Schiffsleuten alsbald an den Ort des Schreckens, fand aber Jühlke schon tot.

Jühlke hatte vor der Thür in der Laube gesessen und geschrieben. Plötzlich traten eine Anzahl Somalis durch das Thor in den Hof, näherten sich Jühlke mit dem üblichen Gruße „Jambo bana" und baten ihm, einem fußkranken Genossen Medizin zu geben. Er untersuchte bereitwilligst den Fuß des Mannes, ließ sich durch Moses die Handapotheke bringen und gab dem Kranken die gewünschten Medikamente.

Nachdem die Sache erledigt war, ließ Jühlke den Kasten wieder fortbringen und wechselte noch, mitten unter den Somalis stehend, die Hände leicht in die Seite gestemmt, mit den Besuchern einige freundliche Worte. In diesem Augenblick entstand unter den Leuten eine lärmende Bewegung, und zu gleicher Zeit stürzte sich ein junger Bursche, der rechts hinter Jühlke gestanden hatte, auf ihn und stieß ihm ein breites Messer mehrmals in die rechte Brust. Der Schwerverletzte brach sofort zusammen, blieb aber bei voller Besinnung und suchte die entsetzliche, weitklaffende Wunde mit der Hand zuzuhalten. Er sandte den Dolmetscher Moses sofort zum Wali, um denselben zur Verfolgung der Mörder, welche unmittelbar nach der That geflohen waren, auffordern zu lassen, und schickte ihn alsdann zum Strande, um Janke von dem Überfall in Kenntnis zu setzen. Dann ließ er sich ein Glas Wasser reichen, schütte einige Pulver aus dem Medizinkasten hinein und trank es mit Hilfe eines im Dienste der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft stehenden Arabers in drei Zügen aus. Er flüsterte sodann noch: „Die Somalis — die Somalis sind doch schlecht" und verschied. Als Janke kam, fand er den Erschlagenen am Boden liegend, ein Keilkissen unter dem Kopfe. Seine Gesichtszüge waren ruhig, seine Hände ohne Krampf. Die Araber standen teilnahmlos daneben. Die Leiche wurde an Bord der „Isolde" gebracht und einige Tage darauf, am 3. Dezember, in der Nähe von Lamu feierlichst in die See versenkt.

Zur Sühne dieses ohne Zweifel vom Sultan und seinem Wali angestifteten Mordes erschienen alsbald deutsche Kriegsschiffe vor Kismaju. Der Mörder wurde ausgeliefert und erschossen. Zweifelhaft dabei ist freilich, ob es der wirkliche Mörder war und nicht bloß ein vorgeschobener Sklave.

So heimtückisch mußte eine der liebenswertesten und edelsten Persönlichkeiten, die in der Geschichte unsrer Koloniegründungen hervortreten, zu Grunde gehen. Jühlke war eine durchaus ideal veranlagte Natur, allem Gemeinen fremd und von nicht geringer dichterischer und musikalischer Begabung. Dem einschmeichelnden Reiz seiner weichen Stimme konnte, wenn er ein schwermütiges Lied sang, so leicht kein Herz widerstehen. Sein ganzes Wesen atmete überhaupt ungesuchte Liebenswürdigkeit und offene Herzlichkeit. Schon auf der Klosterschule zu Ilfeld hatte er eine innige, fast schwärmerische Neigung zu Peters gefaßt, dessen geistiger Überlegenheit er sich in allen Dingen fügte. Der riß ihn fort in die großartigen patriotischen und kolonialpolitischen Bahnen, die er sich vorgezeichnet hatte.

Dr. Jühlke.

Fand Jühlke auch inmitten dieser seiner Bestrebungen den Tod, so ist er doch glücklich zu nennen. Seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Denn das Kilimandscharogebiet, welches er zuerst für Deutschland gewann, ist jetzt unbestritten deutsch, und auch die Küste, an der er seinen Tod fand, wurde vorübergehend unter dem Schutz des deutschen Reiches gestellt, freilich später wieder an England abgetreten.

Alle diese Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft konnten ja natürlich nur dann staatsrechtliche Gültigkeit erlangen, wenn sie von der deutschen Reichsregierung anerkannt und durch Verträge mit England und dem Sultan von Sansibar gesichert wurden. Beide sahen äußerst scheel dazu, daß sich plötzlich in Deutschland eine ganz neue ostafrikanische Großmacht aufthat. Die Engländer hatten seit lange das Heft in Sansibar in der Hand gehabt; die geringfügigen Handelsinteressen Deutschlands in dieser Stadt waren gegen die Kapitalmacht der dort massenhaft angesessenen englischen Indier und den Einfluß des englischen Konsuls, der sich als den eigentlichen Herrn von Sansibar betrachten durfte, nicht in Betracht gekommen. Das sollte nun mit einem Male anders werden. Denn wenn die ungeheuern von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erworbenen Länder-

strecken wirklich in deutschen Besitz übergingen und von Deutschen wirtschaftlich entwickelt wurden, so mußte der Sultan materiell und schließlich auch politisch vom deutschen Reiche abhängig werden — und das paßte weder ihm noch seinen guten Freunden, den Engländern. Auf deren Sympathie und geheime Unterstützung durfte er also bei den Feindseligkeiten, die er sich, wie wir gesehen haben, gegen verschiedene Expeditionen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erlaubte, rechnen.

Jetzt ging er noch entschiedener vor. Er ließ auf den von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erworbenen Gebieten seine Flagge aufziehen, und zog Truppen zusammen, um das Kilimandscharogebiet zu unterwerfen. Zugleich bedrohte er einen inzwischen neu hinzugekommenen Schützling des deutschen Reiches, nämlich den Sultan von Witu, mit Gewaltmaßregeln. Das Suaheliſultanat Witu, nördlich vom Tanafluß gelegen, ist der kümmerliche Rest eines früher weit bedeutenderen Staatswesens, welches durch die Araber allmählich eingeengt und kläglich zurückgedrängt worden war. Der Sultan dieses Landes, Achmed, mit dem Beinamen Simba „der Löwe", hatte sich schon vor Jahren von der Insel Patta, die er ebenfalls beherrschte, vor seinen Drängern an die Küste des Festlandes nach Kipini zurückziehen müssen; jedoch auch hier vermochte er sich nicht zu behaupten und ging weiter zurück nach Witu, einem mitten im dichtesten Urwald verborgenen engen Orte. Diesen verpalliſadierte er, ließ in der Umwallung nur zwei enge und niedrige aus starken Baumstämmen gezimmerte Thore, zu welchen ein schmaler dunkler Pfad durch den undurchdringlichen Wald führt, und behauptete sich hier gegen alle Anfechtungen seines Feindes Seid Bargasch. Schon mit von der Decken und andern deutschen Reisenden hatte er Beziehungen angeknüpft und im April 1885 25 Quadratmeilen seines Gebietes an eine deutsche Gesellschaft verkauft, die daselbst Plantagen und Handelsstationen anzulegen gedachte. Seid Bargasch von Sansibar, der längst nach dem Besitze von Witu lüstern war, hatte diese Vorgänge argwöhnisch von der von ihm besetzten Insel Lamu aus beobachten lassen und ließ jetzt an der Küste des Witugebietes seine Flagge aufziehen, indem er zugleich seine Truppen in Lamu zum Einmarsch in das Witugebiet fertig machte. Da bat der Sultan von Witu, um endlich vor den Feindseligkeiten seines alten Gegners Sicherheit zu gewinnen, um den Schutz des deutschen Reiches und dieses Gesuch wurde in Berlin vorbehaltlich der Rechte Dritter angenommen, was der deutsche Generalkonsul Gerhard Rohlfs dem Sultan von Sansibar am

27. Mai 1885 offiziell kund that. Seid Bargasch indessen beachtete diese Erklärung nicht, sondern setzte die Feindseligkeiten gegen Witu ruhig fort. Er vertraute allzusehr auf die englische Hilfe und hatte wohl auch von der Macht des deutschen Reiches nur eine sehr unklare Vorstellung. Es war an der Zeit, diese etwas aufzuhellen. Das geschah durch die Flotten-Demonstration.

Am 7. August 1885 früh morgens erschienen auf der Reede vor Sansibar die deutschen Kreuzerfregatten „Stosch", „Prinz Adalbert", „Gneisenau" und „Elisabeth" unter Kommando des Kommodore Paschen. Dieser übergab dem Sultan das kaiserliche Ultimatum. Das deutsche Reich verlangte „die deutliche und unumwundene Erklärung, daß Ew. Hoheit Ihren Protest gegen die Verträge zurückziehen, welche mit den freien und legalen Sultanen der Länder Usagara, Nguru, Useguha und Ukami geschlossen worden sind, wie auch mit dem Sultan des Gebietes von Witu, und die Truppen und Agenten in den oben genannten Plätzen zurückrufen." Ein Ausweichen war für die arabische Majestät nicht möglich und vergeblich sah er sich nun nach der Hilfe seines englischen Freundes um. Derselbe mußte ihm vielmehr nach Anweisung seiner eignen Regierung die Anerkennung der deutschen Forderung empfehlen. Seid Bargasch bewilligte also alles, was von ihm gefordert wurde, und zog seine Soldaten und Beamten aus den bezeichneten Ländern zurück.

Durch dieses thatkräftige Vorgehen des deutschen Reiches und insbesondere durch die Schaustellung so vieler großer und prächtiger Kriegsschiffe hatte sich Deutschland als Weltmacht im Indischen Ozean etabliert. Der Umschwung der Stimmung in der arabischen und der Suaheli-Bevölkerung war ein vollkommener. Die Leute begriffen höchstens nicht, warum Deutschland nun nicht gleich ein ganzes Stück von der Küste annektierte, sondern über die Abgrenzung des deutschen Gebietes erst noch weitere Verhandlungen pflog. Um nämlich allen weiteren Streitigkeiten vorzubeugen, wurde auf Antrag des deutschen Reichskanzlers im Dezember 1885 eine internationale Kommission eingesetzt, welche die etwaigen Ansprüche des Sultans auf alle Gebiete, soweit sie nach der Ausstellung des kaiserlichen Schutzbriefes von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erworben waren, untersuchen sollte.

Diese Kommission befuhr in den ersten Monaten 1886 sämtliche Häfen der Sansibarküste und auf Grund ihrer Berichte kam dann am 1. November des Jahres der erste Vertrag zwischen England und Deutschland zu stande. Dem Sultan von Sansibar wurden darin die wichtigeren Inseln, sowie ein Küstenstreifen von 10 See-

meilen Breite zugesprochen. Deutschland und England teilten sich in das hinter diesem gelegene Gebiet. Deutschland erhielt das größere südliche Stück vom Rovuma bis zum Wanga, England das kleinere nördliche vom Wanga bis zum Tana; jenseits dieses Flusses war das Witugebiet wiederum deutsch. Nach dem Innern zu dehnten sich die deutsche wie die englische „Interessensphäre" bis zu den großen binnenafrikanischen Seen aus, doch wurde hier noch keine scharfe Abgrenzung vorgenommen. Der Sultan von Sansibar erklärte sich mit diesem Übereinkommen einverstanden; erhielt er doch dadurch auch selbst einen hübschen Landstrich zugewiesen, an den er gar keine oder nur sehr zweifelhafte Rechte besaß.

Endgültig sind dann die Besitzverhältnisse im mittleren Ostafrika durch den großen Vertrag zwischen Deutschland und England vom 1. Juli 1890 geregelt worden. Durch diesen ist den Engländern Wituland und der angrenzende Küstenstrich bis Kismaju, auch die Schutzherrschaft über Sansibar, überlassen worden. Das deutsche Gebiet ist nach allen Seiten fest begrenzt worden; es reicht nördlich bis zur Mitte des Viktoriasees, westlich bis zum Tanganjika, südlich bis zur Spitze des Njassa; die südlichste der der Küste vorgelagerten Inseln, Mafia, wurde noch in letzter Stunde für Deutschland gerettet gegen Abtretung eines für uns wertlosen Landstreifens zwischen Tanganjika- und Njassasee, der den Engländern sehr wichtig erscheint, weil sich in ihm noch die Reste einer ehemals von einem Engländer gebauten Straße befinden sollen. Die Insel Mafia also, sowie den bereits thatsächlich in deutschem Besitz befindlichen Küstenstreifen soll der Sultan gegen eine „billige Entschädigung" an Deutschland abzutreten veranlaßt werden, was ohne Zweifel bald geschehen wird.

Den Engländern sind ja durch diese Übereinkunft unleugbar sehr große Zugeständnisse an Landbesitz und Rechten gemacht worden, aber abgesehen von der Abtretung der Insel Helgoland, die bisher eine englische Kolonie auf deutschem Boden bildete, ist doch nicht zu unterschätzen, daß wir nun endlich das, was wir besitzen, einwandsfrei und definitiv unser Eigen nennen können — und für die nächsten Jahrhunderte gibt es dort genug zu thun. Wir können uns mit unsrer kompakten ostafrikanischen Ländermasse, die reichlich doppelt so groß ist als Deutschland, auf lange Zeit begnügen. Dem deutschen Volke steht hier ein weites und reiches Gebiet offen, auf welchem es zeigen kann, was sein Kapital, seine Arbeit, seine Geschicklichkeit und sein Fleiß zu leisten vermag. Gleich nach den ersten Besitzergreifungen begann denn auch die eigentlich kolonisatorische Thätigkeit, von der wir im folgenden Kapitel einige Skizzen geben wollen.

Kapitel VI.

Friedliche Arbeit in Deutsch-Ostafrika.

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, welcher die Erwerbung der weiten Gebiete zwischen Rovuma und Wanga zu danken ist, hatte mit der Besitzergreifung erst den kleineren und bei weitem leichteren Teil ihrer Aufgabe gelöst. Sie mußte nun zeigen, ob sie das Erworbene nun auch zu verwalten, wirtschaftlich zu entwickeln und auszubeuten verstand. Die natürlichen Vorbedingungen dazu sind reichlich vorhanden. Von dem 6000 Meter hohen Kilimandscharo bis zur Seeküste hinab sind alle Arten von Klima, vom alpinen bis zum tropischen vertreten; neben sumpfigen oder steppenartigen Strichen findet sich das herrlichste Garten- und Kulturland; man kann die Gewächse aller Zonen anbauen; Kaffee, Reis, Baumwolle, Tabak, Pfeffer und Nelken gewähren reichen Ertrag. Die Absatzbedingungen sind günstig, Karawanenstraßen durchziehen das Land, die Flüsse Rufidschi, Kingani, Wami, Pangani, Tana sind auf lange Strecken schiffbar, die Großstadt Sansibar allein bildet schon ein reiches Absatzgebiet, namentlich für den Reis, das eigentliche Volksnahrungsmittel in den dortigen Gegenden. Zwei Regenzeiten finden regelmäßig statt, eine große von Anfang März bis Mitte Juni und eine kleine von Mitte Oktober bis Mitte Dezember, aber auch in der trockenen Zeit hören die Niederschläge niemals völlig auf. Die Gesundheitsverhältnisse sind weit günstiger als in Westafrika.

Man muß der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft das Zeugnis ausstellen, daß sie gleich von Anfang an energisch mit der Anlegung von Stationen vorging. In den Jahren 1885—1888 gründete sie nicht weniger als siebzehn. Eine von diesen, die Station Usungula am obern Kingani stellt die umstehende Abbildung (S. 174) dar; man sieht, daß sie noch recht einfach und bescheiden aussieht, ist sie doch auch ein weit vorgeschobener Posten. Außerdem bildete sich eine zweite Gesellschaft, die sogenannte Plantagen-Gesellschaft, welche mehrere Plantagen auf der Insel Sansibar und auf dem Festlande

teils kaufte teils neu anlegte. Diese Stationen waren sämtlich in erster Linie bestimmt, Anbauversuche mit allerhand Kulturgewächsen zu machen, besonders mit Tabak und Baumwolle, in den höheren Lagen auch mit Kaffee; sie sollten ferner dazu dienen, den Handel an sich zu ziehen, die Neger an europäische Bedürfnisse und somit

Die Kinganí-Station Usungula der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

an Arbeit zu gewöhnen und ihnen den Verkehr mit Europäern lieb und unentbehrlich zu machen.

Nicht alle diese Stationen erwiesen sich als praktisch angelegt, besonders die weit in das Innere vorgeschobenen hätten bei dem Mangel an guten Wegen ihre Produkte nicht auf dem Weltmarkt

verwerten können; auch waren viele nicht genügend mit Beamten und Waren ausgestattet, um eine kräftige Einwirkung auf die umwohnende Landesbevölkerung ausüben zu können. Von den an der Küste oder nur einige Stunden von derselben entfernten Stationen dagegen kamen einige in kurzer Zeit schon durch den Eifer und das Geschick ihrer Beamten zu verhältnismäßig hoher Blüte. Die Hauptfrage ist zunächst immer die: wo bekommt man nicht allzuteure und nicht allzuschlechte Arbeiter her? Welche Schwierigkeiten diese „Arbeiterfrage" bereitet, sieht man recht anschaulich aus dem Bericht Schroeders über die Anlage der großen Tabaksplantage Lewa oder Deutschenhof, zwei Tagereisen von Pangani auf den Ausläufern des Berglandes von Usambara gelegen, welche auch deswegen unsre besondere Aufmerksamkeit verdient, weil sie die bedeutendste von Europäern angelegte Pflanzung in Ostafrika überhaupt ist.

Mit zwei Weißen, zwei Dienern und ungefähr 500 Trägerlasten lagerte Schroeder am 30. August 1887 an der Stelle, wo er die Arbeit beginnen wollte. Der ganze 31. August ging hin unter endlosen Beratungen mit den umwohnenden Häuptlingen, welche zwar die Geduld der Europäer auf eine recht harte Probe stellten, aber schließlich doch bestimmt versprachen, am andern Tage Arbeiter in genügender Anzahl senden zu wollen. Allein am andern Morgen stellte sich keine Seele ein. Schroeder ging nun von einem Weißen begleitet in das nächste Dorf, um an Ort und Stelle mit den Leuten selbst zu verhandeln. Kaum aber betrat er es, so war es auch schon von seinen Bewohnern verlassen und alles im Urwald verschwunden. Im nächsten Dorf gelang es, durch Drohungen den Häuptling und seine Leute auf dem freien Platze im Dorfe zusammenzubringen. Schroeder hielt dem Manne seine Wortbrüchigkeit vor, und als er wiederum Ausflüchte machte, hieß es: vorwärts, der ganze Trupp an den Arbeitsplatz. Schroeder zog vorneweg, sein Begleiter hinterdrein; so war jeder Fluchtversuch unmöglich. Am Arbeitsplatze übernahm der dritte Weiße die Beaufsichtigung der so Herzugeführten, während die beiden andern noch aus zwei andern Dörfern die Leute herbeiholten. Am Abend gelangten etwa 80 Leute zur Auslohnung. Ganz erstaunt, daß ihre Arbeit keine unbesoldete Zwangsarbeit sein sollte, nahm jeder Mann seine 10, jede Frau ihre 8 Pesa in Empfang. Das hatte ihnen gefallen, und am nächsten Morgen stellten sich die meisten von selbst wieder ein, sobald der verabredete Signalschuß fiel; ebenso am 3. September.

Am 4. September jedoch erschien niemand, Schroeder ging in die Dörfer, fand aber alle verlassen, und am fünften erscholl schon vor

Tagesanbruch ein markerschütterndes Geschrei und Geschieße. Scharen von Schwarzen zogen mit unheimlichen Kriegsgesängen zu dem nächstgelegenen Dorfe, vor dem man Kriegstänze aufführen sah. Ein Bote Schroeders wurde von den dort versammelten etwa 300 Schwarzen mit Hohn zurückgewiesen; sie wollten die Weißen nicht, so hieß es, sie wollten den Krieg, und sobald sich ein Weißer sehen ließ, knallte es aus allen Ecken unter dem gellenden Gewieher der Weiber, die so ihre Männer zum Kriege anfeuerten. Gegen Mittag steckten die Kerle sogar den umliegenden Wald in Brand, um Schroeder von seinem Platze wegzuräuchern. Der nächste Tag verlief ebenso; Schroeder wagte sich einmal mit seinem Gewehr hinter seiner verschanzten Stellung vor, worauf alles schleunigst verschwand, aber ein allgemeines Feuern begann, so daß auch Schroeder zurück mußte. Gegen Mittag gelangte ein im Dienst der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft stehender Führer, Namens Ngurunguru, mit 6 Trägern auf dem Rückmarsche von einem Zuge in das Innere an. Schroeder kannte den Führer und überredete ihn leicht, die Nacht dort zu bleiben, und da er der Landessprache kundig war, auch die Vermittelung zu übernehmen. Mit einiger Spannung sah Schroeder der Rückkehr des Mannes entgegen, der nach einigen Stunden die willkommene Botschaft brachte, daß am andern Tage sämtliche Häuptlinge zum großen Schauri (Beratung) erscheinen wollten.

Sie hielten Wort. Es kamen sechs Dorfälteste mit etwa 200 mit Gewehren, Spießen und Bogen bewaffneten Menschen; unter ihnen befand sich der greise Häuptling Msa aus Djamwe an den Fällen des Pangani, der über etwa 10 Quadratmeilen Landes und alle anwesenden Häuptlinge gebot. Mit diesem hauptsächlich wurde die Verhandlung durch Ngurunguru als Dolmetscher geführt. Man bediente sich dazu auch drastischer Mittel. Es wurden 15 Patronen aus einem Magazingewehr rasch hintereinander abgefeuert und ihm bildlich klar gemacht, daß die Geschosse im stande wären, durch drei nebeneinander aufgestellte Kerle hindurchzuschlagen. Offenen Mundes starrte der Graukopf und seine Umgebung das Wunder an und alles rückte unwillkürlich etwas aus der Nähe der unheimlichen Waffe. Auf Schroeders Frage, weshalb sie denn eigentlich mit einem Male von der Arbeit wegblieben, gaben sie zur Antwort, sie hätten sein Erscheinen im Dorfe neulich für einen Kriegszug nach europäischer Art angesehen und sich zusammengeschart, um sich der Wiederholung eines solchen zu widersetzen; sie seien freie Männer, keine Sklaven; auch Seid Bargasch, der ein strenger Herr sei, habe ihnen nichts zu sagen. Darauf setzte Schroeder mit

Mſa einen Vertrag auf, nach welchem dieſer Arbeiter zu ſtellen, jener keinen „Krieg“ wieder machen zu wollen verſprach; hierauf legte Mſa ganz beſonderen Wert: er ließ ſich ſogar die Stelle zeigen, wo das Wort „Krieg“ auf dem Papiere ſtand. Sehr aufgeheitert durch eine Flaſche Bier, die er als herrliche Medizin für Bruſtſchmerzen lobte, zog dann Mſa mit ſeinen ſämtlichen Begleitern von dannen.

Am andern Tage erſchienen in der That etwa 100 Leute, auch Frauen, zur Arbeit. Inzwiſchen waren auch eine Anzahl Sanſibarleute, die Schroeder durch einen dortigen Indier kontraktlich gemietet hatte, angekommen, zeigten ſich aber viel untauglicher als die Einheimiſchen. Mit ihren langen weißen, jeder ernſten Arbeit hinderlichen Hemden griffen ſie die Sache eigentlich nur ſpielend an, begannen allerhand Zank mit den Eingebornen, beſtahlen die Felder und lungerten am liebſten faul herum. Bisweilen verſchwanden ſie ganz, Schroeder mußte dann neue mieten, die aber auch nicht aushielten. Zuletzt löſte Schroeder den Kontrakt mit dem Indier und verließ ſich von nun an nur noch auf die Einheimiſchen, unter denen er inzwiſchen weitere Verbindungen angeknüpft hatte und deren Sprache er anfing mächtig zu werden.

Er ſuchte ſeine Arbeiter, die er anfangs, um ſie nicht zurückzuſtoßen, hatte kommen und gehen laſſen, wie es ihnen gefiel, nun allmählich auch an größere Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen. Das kam dieſen Naturmenſchen, die von Zeit und Stunde keinen Begriff haben, indeſſen ſo ſauer an, daß oft nur 6—7, bisweilen auch gar keiner ſich einſtellte. Schroeder erhöhte deswegen den Lohn, und wer drei Tage gearbeitet hatte, konnte am dritten Abend mit ſeiner wohlverdienten Rupie (1,50 M.) jubelnd in ſein Dorf ziehen. Dann lebte er acht Tage herrlich und in Freuden und befriedigte ſeinen ſehnlichſten Wunſch, er kaufte ſich ein Kanſu (langes weißes Hemd), drängte ſich damit wohl ſtolz an Schroeder heran und ſagte: „Herr, ſiehſt du mich und mein ſchönes Hemd; nun will ich auch noch arbeiten und eine Koffia (rote Mütze) verdienen.“ Die Arbeit begann regelmäßig um Sonnenaufgang und dauerte bis kurz vor Sonnenuntergang mit einer zweiſtündigen Mittagspauſe. Die Leute kamen aus der ganzen Umgegend, oft mehrere Tagereiſen weit, herbei, um ſechs bis zwölf Tage hintereinander zu arbeiten; dann kehrten ſie wieder nach Hauſe zurück, um nach acht Tagen wieder zu kommen; denn um tagtäglich zu arbeiten, dazu ſeien ſie zu ermüdet. Für dieſe Fremden waren Arbeitshäuſer erbaut mit Raum für mehrere hundert Menſchen. Ihre Nahrung,

Mais und Hirse, bisweilen auch Reis als Delikatesse, brachten sie sich selbst mit. Im Durchschnitt hatte Schroeder täglich bald 400 bis 500 Arbeiter.

Rückschläge blieben allerdings nicht aus. Als Schroeder anfing, Anfang 1888 seine Anpflanzung um ein Bedeutendes zu vergrößern und die Leute die bis dahin dicht bewaldete Gegend sich allmählich lichten sahen, überkam sie wie mit einem Schlage die Angst, der weiße Mann will uns allen Wald herunterschlagen und uns unsre Felder noch obendrein nehmen. Denn wie der Sultan von Witu, so liebt es überhaupt jeder Neger, seine Hütte im dichtesten, unzugänglichsten Busche aufzuschlagen, weil er sich da am sichersten weiß. Der Arbeiterzudrang stockte also plötzlich, ja ein befreundetes Dorf in der Nähe wanderte ganz aus. Auch machte sich bald die Gegnerschaft der Araber, unter der die junge Plantage bald so schwer zu leiden haben sollte, durch allerhand Hetzereien und Ränke fühlbar, vor der Hand aber noch nicht in bedrohlicher Weise.

Unendliche Geduldsproben legte den deutschen Beamten auch die völlige Unbekanntschaft der Neger mit den europäischen Geräten auf. Schroeder sah, wie Arbeiter eine in ihre Hand gelegte Harke bei den Zinken ergriffen und mit dem Stiel auf dem Boden herumschlugen, andre packten die Harke beim Stiel und schlugen sie die Zinken nach oben gekehrt auf die Erde.

So kindlich uns dies Benehmen erscheinen mag, so zeigten sich die Neger andrerseits wieder genau ebenso schlau, wie der gewiegteste europäische Arbeiter es nur sein kann. Mit großem Geschick wußten sie sich das leichteste Gerät und beim Baumfällen den leichtholzigsten Baum auszusuchen, sowie sich dahin zu drängen, wo die Sonne am wenigsten schien.

Nie darf man dem Neger gegenüber ungeduldig oder heftig werden, weil man ihn sonst unfehlbar verscheuchen würde; auch Späße und Scherze, durch die sie sich unter unbändigem Lachen leicht zur Arbeit ermuntern lassen, dürfen nicht zu oft vorkommen, weil dann der Ernst der Arbeit und das Ansehen des Weißen leiden würden. Darum erfand Schroeder ein originelles Mittel, die Leute zum Fleiße anzuhalten. Ein eigens dazu abgerichteter intelligenter Neger überwachte die Arbeitenden und übergab jedem, der sich faul finden ließ, einen mit einem Kreuz versehenen Zettel. Die Leute nannten solche Zettel „Briefe“ und keiner wagte, einen solchen zu zerreißen oder wegzuwerfen. Jeder Fall von Faulheit wurde durch ein Kreuz gekennzeichnet und bei der Ablöhnung von dem Lohne, der zuletzt 20 Pesa für den Tag betrug, für jedes

Kreuz 5 Pesa abgezogen. Außerdem traf den Bestraften noch der Spott der Kameraden; sie nannten ihn höhnend „Briefmann" (mtu barua).

Bei einer solchen verständigen und energischen Leitung lernten die Schwarzen bald die Arbeit und leisteten unendlich mehr, als der Europäer unter gleichen Bedingungen würde leisten können. Es war eine Freude zu sehen, mit welchem Geschick und welcher Ausdauer sie die schwere Holzaxt schwangen und den dichtesten dornigsten Wald mit hundertjährigen Stämmen unter fortwährendem Singen und Jauchzen zu Boden legten. Daneben bauten sie Häuser und Scheunen, zogen Gräben und Wege, während die Frauen mit schweren Hacken das Land 7—8 Zoll tief umhackten und die Tabakbeete säuberten, die Kinder dagegen Raupen lasen und die Steine von den Beeten zusammensuchten.

Schroeder mußte bald, nachdem er diese Schilderung seiner Thätigkeit gegeben hatte, aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückkehren. Sein Werk setzte ein Herr Koch und mehrere andre Beamte mit nicht geringerem Eifer und Glück fort. Obwohl der Tabak noch nicht vollkommen rationell behandelt worden war, brachten doch die ersten nach Deutschland gebrachten Proben einen Preis von 1,60 M. das Pfund — ein Beweis, was für ein feines Kraut dort gebaut wurde. Kurz vor dem Aufstand, der alle Hoffnungen fürs erste vernichtete, im August 1888, stattete der Afrikareisende Hans Meyer nebst seinem Begleiter Baumann auf ihrer Reise durch Usambara auch dieser Plantage einen Besuch ab. Sie fanden das nette, auf Pfeilern erbaute Wohnhaus auf der Kuppe eines Hügels gelegen, den immerdar eine kühle Gebirgsbrise umwehte, sie saßen mit den deutschen Vorstehern der Plantage auf der Veranda des Hauses, übersahen von da aus die ganze Farm mit ihren langen Reihen grüner Tabakspflanzen, die prächtig gediehen, mit ihren Scheunen und einem Magazine, in dem bereits die neue, gewichtige Tabakspresse stand, deren Transport ganz ungeheure Anstrengungen erfordert hatte. Den Hintergrund schloß der Berg Tongue ab, auf dessen Gipfel man durch das Fernrohr noch deutlich ein altes verlassenes Fort des Sultans von Sansibar erkannte. Dieser Abend auf der Veranda zu Lewa, verschönert noch durch die Klänge des „Expeditionsorchesters", einer Spieldose mit auflegbaren Scheiben, in landsmannschaftlicher Freundschaft zugebracht, blieb den Teilnehmern unvergeßlich; das Gefühl, schon Bedeutendes geleistet zu haben, und die Hoffnung noch mehr zu stande zu bringen, belebte die in Lewa Ansässigen, die Aussicht auf eine genußreiche und er-

giebige Reise die Gäste. — Etwa einen Monat später mußten die deutschen Pflanzer als heimatlose Flüchtlinge die Stätte ihrer Wirksamkeit verlassen und ihre Gebäude und Pflanzungen der Zerstörungswut der Sklavenhalter und Sklavenhorden überlassen; die deutschen Reisenden fielen in die Hände derselben Räuber und mußten Gott danken, daß sie vollkommen ausgeplündert mit dem nackten Leben davonkamen.

Neben dieser wirtschaftlichen Thätigkeit setzte in Ostafrika auch bald die Missionsthätigkeit der Deutschen ein. War doch die Überzeugung bei dem einsichtigen Teile des deutschen Volkes längst durchgedrungen, daß der Neger ein wirklich gesitteter, dauernd brauchbarer und wahrhaft glücklicher Mensch nur durch die Bekehrung zum Christentum werden könne, daß er nur hierdurch der drohenden Unterdrückung oder gewaltsamen Bekehrung durch den Islam entgehen könne. Bisher war in Ostafrika nur die englische und die französische Mission thätig. Die englische Mission hat auf fast allen Stationen das „System," die Kinder nichts arbeiten zu lassen; sie werden von irgend einem schwarzen „Gentleman" im gedankenlosen Ableiern von Bibelversen im Chor abgerichtet, laufen im übrigen müßig umher und gewöhnen sich schnell ein selbstbewußtes unverschämtes Benehmen an; weil sie ein paar Bibelverse und ein bißchen Englisch gelernt haben, bilden sie sich ein, schon fast Weiße zu sein. Daher nimmt kein Europäer, wenn er es irgend vermeiden kann, einen englischen Missionszögling in seinen Dienst. Die Missionsgebäude sind in der Regel in echt englisch-komfortabelm Zustande, aber von Gartenkultur sieht man meistens nur wenig, und dies wenige wird von bezahlten Weibern besorgt, da die Zöglinge zu jeder Garten- wie überhaupt zu jeder Arbeit zu schade sind.

Gerade das entgegengesetzte Prinzip herrscht auf den französischen Missionsstationen, deren weitaus bedeutendste Bagamojo ist. Hier haben die französischen Väter vom heiligen Geist (übrigens meistens deutsche Elsässer) eine großartige, nicht genug zu bewundernde Musteranstalt geschaffen, in der ungefähr 500 Zöglinge sich befinden. Diese Knaben und Mädchen werden aus der Sklaverei losgekauft, in der Mission nicht bloß unterrichtet, sondern zu jeder Fertigkeit und vor allem zur Arbeitsamkeit erzogen, dann unter sich verheiratet und in der Umgebung in christlichen Dörfern angesiedelt. Aus diesen Dörfern werden dann wieder die Kolonisten für weiter im Innern zu gründende Gemeinden entnommen. In Bagamojo schreitet man, nachdem man die letzten Hütten der Stadt hinter sich hat, zuerst durch eine prachtvolle Kokospflanzung, die bereits zur Mission gehört,

von hübschen ananas-eingefaßten Wegen durchzogen. Nach zwanzig Minuten kommt man an ein Eisengitter, welches die Gebäude und den Garten einzäunt; vor dem Eingange steht eine Christusstatue aus Bronze, von den Eingebornen Kambi Mbaja genannt, weil sie nach ihrer Ansicht einem Manne dieses Namens ähnlich sieht: eine Statue des heiligen Joseph im Garten nennen sie „den Sultan Unjanjembe" von einer vermeintlichen Ähnlichkeit mit einem Unjanjembe-Häuptling. Der künstlich bewässerte Garten trägt alle tropischen Kulturgewächse, auch den Zärtling der Tropen, den Kakao, und manche europäische; in langen ebenerdigen Häusern schlafen die Jungen auf Holzpritschen, in der Tischlerei und in der Schmiede, in der Schuster- und Schneiderwerkstätte wird eifrig und mit Erfolg gearbeitet, im Viehpark tummeln sich Rinder, Esel und einige Strauße, das Kirchlein ist fast ausschließlich aus dem Erlös von Insektensammlungen gebaut worden. Überall herrscht blühendes, gedeihliches Leben; Faullenzer und feine, zierliche Boys gibt es hier nicht; die Jungen sehen an den Wochentagen vielmehr recht schmutzig und abgerissen aus.

Diese Arbeitsamkeit erzeugt den großen moralischen Einfluß dieser und ähnlicher Missionsstationen auf die Eingebornen, ist doch die Achtung, welche die Bagamojo-Mission im Lande genießt, so groß, daß selbst die wilden arabischen und schwarzen Empörer die völlig wehrlose Mission ungestört ließen. Übrigens meinen die Väter, es würde ihnen ein Leichtes sein, falls die deutsche Regierung es verlange, ihre Mission in eine deutsche zu verwandeln; sie würden dann einfach die fortgeschritteneren Jungen statt im Französischen im Deutschen unterrichten, was ihnen nicht schwer werden würde, da sie fast alle Deutsch als Muttersprache reden.

Es versteht sich von selbst, daß wir Deutsche alsbald nach der Besitzergreifung die Verpflichtung fühlten, unsern neuen Schutzbefohlenen nunmehr auch unsrerseits die Mission zu bringen, und daß wir dabei natürlich nicht dem englischen System folgen, sondern unsern guten Kernspruch „bete und arbeite" auch hier bewähren wollten. Im Laufe des Jahres 1887 traten drei Deutsch-evangelische Missionsgesellschaften in Ostafrika in Wirksamkeit, die bairische in Simba bei Mombas, also auf dem der englischen Interessensphäre angehörenden Gebiete, die Neukirchener im Witulande, deren Station durch einen Überfall der von den Arabern bestochenen Somali zerstört, aber im Frühling 1888 wieder aufgebaut wurde, und endlich die wichtigste von allen dreien, die Berliner ostafrikanische Mission in Sansibar und Dar-es-Salaam.

Diese letztere sandte als ersten Boten den Missionar Greiner hinaus, der am 2. Juli 1887 mit Frau und Nichte in Dar-es-Salaam ankam. Er mußte in einem gemieteten Raume wohnen, der aber nichts weniger als wohnlich war und erst hergestellt werden mußte, bald darauf wurde ein Grundstück auf „Immanuelskap", der zwischen Meer und Fluß vorspringenden gesunden und schönen Halbinsel auf hundert Jahre vom Sultan gemietet. Hier erfolgte am 16. Juli 1888 die Grundsteinlegung des neuen Missionshauses und der Bau wurde von zahlreichen Arbeitern rasch gefördert. Inzwischen war der Garten am alten Hause nach Kräften gepflegt und auf dem neuen Grundstück (der sogenannten Schamba) viele Bananen, Kokospalmen, Mangobäume, auch Orangen und Johannisbrotbäume gepflanzt worden. Daneben wurden Wege angelegt und ein geräumiges Stallgebäude sowie ein zierliches Brunnenhäuschen gebaut.

Die kleine Missionskolonie war allmählich durch Nachschub verstärkt worden, aber die Oberleitung und Hauptlast lag nach wie vor ausschließlich auf den Schultern des Bruders Greiner. Es ist fast unglaublich, was dieser Mann fortdauernd für Schwierigkeiten zu überwinden, was für Mühen und Arbeiten er auf sich zu nehmen hatte. Die in Sansibar gemieteten Leute verstanden so wenig wie die in Dar-es-Salaam heimischen. Greiner mußte ihnen jeden Handgriff erst zeigen, die Hobel zurecht machen, die Sägen feilen, mit einem aussätzigen Schmied in dessen Schmiede herumhämmern; dann mußten Steine aus den halbvollendeten Palästen des Sultans gebrochen und zu Kalk verbrannt werden; dieser Kalk mißriet, Greiner mußte nach neuem Material zur Kalkbereitung suchen, er mußte mit betrügerischen Indiern und Arabern um Bauholz und Steine feilschen, mit den Chicanen des Wali sich herumschlagen, öfters auf einer miserabeln Dau im strömenden Regen nach Sansibar fahren, dann wieder den Tischler, Maurer, Zimmermann und Tierarzt spielen, im Garten pflanzen und Unkraut jäten, die Leute, die fortwährend kontraktbrüchig wurden und wegliefen, zusammenholen und durch andre ersetzen. Dazwischen hielt er Sonntags Gottesdienst und unterrichtete, soviel es möglich war, die von den Eingebornen losgekauften Sklavenkinder. Dabei litt er und seine Genossen häufig an Fieber und Magenbeschwerden, auch an den Augen; er konnte oft seinen Leib kaum noch fortschleppen. Kein Wunder, daß dem wackern Manne oft der Mut zu entsinken drohte. Hätte nicht eine höhere Kraft in ihm gelebt, er hätte diese fortgesetzte Reihe von Widerwärtigkeiten, Ärgernissen und Plackereien nicht ertragen, auch zu so etwas gehört Heldenmut und von denen, die besonders früher so gern über die

Dar-es-Salaam.

„Kaffernbekehrer" spöttelten, hätte schwerlich einer auch nur entfernt Ähnliches ausgehalten und geleistet. Man kann in der That das Tagebuch Greiners, wie es in den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" fortlaufend abgedruckt ist, nicht ohne ergriffen zu werden lesen. Da heißt es z. B.:

„Donnerstag, Himmelfahrtstag. Br. Karpinski hat Fieber. Frl. Bertha sehr schwach, bedarf auch der Pflege. Jetzt haben wir eben wieder die ungesundere Zeit und besonders wir beim Aufwühlen des Erdbodens werden davon zu leiden haben.

„Samstag, den 12. Mai. Br. Karpinski hat immer noch Fieber. Starker Regen mit heftigem Wind. Kam gestern spät, erst zwölf Uhr zu Bett und mußte halbfünf Uhr wieder auf, daher müde und schlaff, mit Appetitlosigkeit, freue mich recht auf die morgende Sonntagsruhe.

„Sonntag, den 13. Mai. Heute haben wir drei Patienten (ich selbst nahm am Morgen Chinin), nämlich Br. Karpinski, Frl. Bertha und meine Nichte sind bettlägerig. Meine Frau hatte somit Arbeit in der Küche, und ich versah Krankenpflege. Gottesdienst fiel aus.

„Montag und Dienstag, den 14. und 15. Mai. Auch Br. Gobau wurde fieberkrank, doch konnte Frl. Bertha etwas auf sein und bei den Kranken das Nötigste versehen; ich mußte auf die Schamba zur Arbeit.

„Mittwoch, den 16. Mai. Feiere heute meinen 46. Geburtstag, den ersten in Dar-es-Salaam. Herzliche Glück- und Segenswünsche erfreuten mich, und mein Tisch dazu mit Blumen geschmückt. Br. Karpinski kann heute wieder ein wenig mithelfen bei der Arbeit. Zwei Mädchen sind samt der alten Frau bei der Nacht entführt worden, auf welche Weise, ist mir unklar. Ich thue mein möglichstes, über ihr Schicksal Näheres zu erfahren. Am Morgen nahm ich eine zweite Dosis Chinin, da ich mich immer noch fiebrisch fühle, kann aber dennoch der Arbeit nachgehen. 86 Kokospalmen werden aus dem Garten der Mietswohnung nach der Schamba verpflanzt.

„Freitag, den 18. Mai. Es wird wieder etwas Mist getragen; nur schwer sind die Arbeiter dazu zu bewegen. Nun fiel es dem Eigentümer ein, auch sogar Geld zu verlangen, nachdem er mir am Morgen gesagt, ich solle und möchte den Mist wegtragen. Ich ging zu ihm und fragte ihn, was ihm eigentlich einfalle, für Mist Geld zu verlangen, so überließ er mir den ganzen Haufen.

„Montag, den 21. Mai. Einige Ziegen zum Fleischvorrat von den herbeigereisten Wanjamwesi gekauft. Meine Frau hat starkes Fieber.

„Dienstag, den 22. Mai. Die früher gesägten Mangobretter sind aufgebraucht. Die letzten derselben gebrauchte ich zum Sarg für Herrn Bauer von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Br. Karpinski muß somit allein auf der Schamba fertig werden, und ich gehe an das Bretterſägen, Bäumefällen, Ausasten, Behauen u. s. w. Das Astholz wird zum Brennen von Kalk aufbewahrt.

„Mittwoch, den 23. Mai 1888. Holzarbeit wird fortgesetzt, Sägen und Behauen besorgen Suaheli-Arbeiter, weil ich die Zimmerleute beim Hausbau lassen muß, da ist noch gar sehr viel zu thun, dies ist ein schweres Stück Arbeit, bald muß ich oben, bald wieder unten die Säge in die ihr vorgezeichnete Bahn zurückführen, dann wieder das Beil und die Axt handhaben, überall muß nachgeholfen werden, da gibt's viel Schweißtropfen, müde Arme und Beine, doch was sage ich, ich bin's ja gewöhnt. Der Herr hilft täglich weiter. Auf der Schamba ging's auch auf dieselbe Weise seinen Gang."

Als der Missionar Greiner diese Notizen niederschrieb, da ahnte er noch nicht, daß ihm die weitaus schwersten Tage erst noch bevorstanden.

Nach der Stadt Sansibar sandte die Berliner Missionsgesellschaft für Ostafrika zur Begründung eines deutschen Krankenhauses eine erfahrene Diakonissin, der bald eine zweite folgte. Die in Sansibar ansässigen Deutschen interessierten sich lebhaft für das hochnötige Unternehmen. Es wurde ein Haus gemietet und Ende 1887 bezogen; bald war es mit Kranken besetzt — und Verwundete sollten bald dazukommen.

Natürlich blieben die deutschen Katholiken nicht hinter ihren evangelischen Landsleuten zurück. Die bairische St. Benediktusgesellschaft, die in kurzer Zeit eine weit bedeutendere Summe zusammenbrachte als die Berliner evangelische Mission, gründete fünf Stunden von Dar-es-Salaam die Station Pugu, und ging in ähnlicher Weise, nur mit mehr Mitteln und einem größeren Personal, vor wie Greiner und seine Genossen. Diese katholische Missionsstation wurde nicht lange nach ihrem Entstehen von einem jungen deutschen Offizier, Leutnant Ehlers, besucht, der von ihr folgende anziehende Schilderung entwirft:

„Das Ganze macht mit seinen zweckmäßigen Holzgebäuden, seinem sauberen Hofe und seiner hübschen Lage einen recht ansprechenden Eindruck. Man kann sich kaum etwas Idyllischeres denken, als diese auf der Spitze eines ziemlich steil abfallenden, ewig grünen Berges liegende Ansiedelung.

„Es war der Abend vor Pfingsten, als wir hier oben anlangten. Zu Ehren des Generalkonsuls wehte über der Station die deutsche Flagge mit dem Missionskreuz, und alle Missionare hatten sich in ihre kleidsamen weißen Kutten gehüllt.

„8 Brüder und 4 Schwestern teilen sich in die Arbeit, und was sie inmitten der Wildnis im Zeitraum einiger Monate unter Führung ihres jugendlichen und schneidigen Oberhauptes, des liebenswürdigen Pater Bonifacius, zuwege gebracht, das gereicht diesen modernen Pionieren zur höchsten Ehre. Wenn auch alle Gebäude nur provisorisch errichtet sind und mit der Zeit durch gute Steinbauten ersetzt werden sollen, so macht das Ganze doch einen durchaus widerstandsfähigen Eindruck, und überall tritt ein guter Geschmack des Leiters zu Tage. Leider haben, trotz der luftigen, hohen Lage, die Brüder mehrfach am Fieber zu leiden gehabt, und manche sahen recht bleich und hohlwangig aus, wogegen das Rot der Wangen der drei anwesenden bildhübschen Schwestern sehr wohlthuend abstach. Die Eingebornen interessieren sich äußerst lebhaft für die Arbeiten auf der Station und kommen nach Aussage des Pater Bonifacius täglich in großen Scharen hinauf, um stundenlang den Missionaren zuzuschauen. Sie können sich aber noch nicht entschließen, ihre Kinder zum Unterricht hinaufzuschicken, und so hat die Station vorläufig nur drei Zöglinge im zartesten Alter, von denen der eine ein von seinen Eltern wegen irgend welcher Unregelmäßigkeit bei der Geburt in einen Bach geworfener und von einem Missionar geretteter Säugling ist, während die zwei andern für einige Pesas aufgekauft worden sind.

„Nach gründlicher Besichtigung aller Räume, der niedlichen, hübsch ausgeschmückten Kapelle, der Werkstätten und Stallungen, nahmen wir unter den schattenspendenden Zweigen eines gewaltigen Mangobaumes an einem langen hölzernen Tische Platz und tranken aus echt Münchener Maßkrügeln Cognak mit Wasser. Es war ein echter, rechter Pfingstvorabend, und es gehörte wirklich nicht übermäßig viel Einbildungskraft dazu, sich etwa nach Thüringen versetzt zu glauben. Überall grünende Thäler und bewaldete Berge, über die leise der kühle Abendwind strich, ringsum deutsche Laute und deutsches Wesen; es war uns allen so recht heimatlich zu Mute, und dieses Gefühl wurde weder beeinträchtigt durch einen uns besuchenden, mit wahrer Todesverachtung unser Getränk herunterwürgenden Häuptling, noch durch das seltsame Bild, welches die drei urgermanischen Schwestern, jede mit ihrem schwarzen Säugling auf dem Schoße, unter dem Dache einer Veranda sitzend, uns darboten.

„Nach heiter verlaufenem Mahle folgte die Ngoma, der Tanz. Es war unstreitig ein überaus seltsamer Anblick, inmitten des schweigenden Waldes diese Horde von tanzenden Wilden, unbeleckt von jeglicher Kultur, und daneben, übergossen von dem blutroten Schein eines lodernden Holzfeuers ein Vorkämpfer und Träger der Kultur und des Christentums, der Pater Bonifacius in seinem weiten, weißen Gewande, mit braunroter Schärpe."

Auch diese in raschem Aufblühen begriffene Station hatte während des Aufstandes ein trauriges Schicksal, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

Kapitel VII.

Der Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.

Die gesamte soeben geschilderte Kulturarbeit wurde vernichtet, ja der Besitz des ostafrikanischen Gebietes wurde in Frage gestellt durch den großen Aufstand der Araber, zu dessen Schilderung wir nunmehr übergehen.

Mit dem Binnenlande allein — das stellte sich bald heraus — ließ sich trotz aller Fruchtbarkeit nicht viel anfangen. Sollte das deutsche Ostafrika einen wirklichen Aufschwung nehmen, so mußte wenigstens die Zollerhebung in den wichtigsten Häfen in deutsche Hände übergehen; sonst konnte der Handel mit dem Hinterlande durch die Chicanen der arabischen Zolleinnehmer geradezu totgeschlagen werden. Um das zu erreichen, begab sich Dr. Peters als Vorsitzender der deutsch-ostafrikanischeu Gesellschaft im Jahre 1887 zum zweitenmale nach Sansibar. Er beabsichtigte, zunächst nur die Zollerhebung in Pangani und Dar-es-Salaam von dem Sultan Seid Bargasch durch Pacht zu erwerben. Im Laufe der Verhandlungen stellte sich aber heraus, daß das für beide Teile ein halbes und deshalb mißliches Ding geworden wäre. Von beiden Seiten ergab sich der Gedanke wie von selbst, über die Abtretung nicht bloß der Zollerhebung, sondern der gesamten Verwaltung und nicht bloß in den beiden Häfen, sondern an der gesamten Küste, soweit ihr Hinterland deutsch ist, zu verhandeln. Die Sache ging rüstig vorwärts und am 28. April 1888 schloß der kaiserliche Generalkonsul Michahelles mit dem Nachfolger des inzwischen verstorbenen Seid Bargasch, Seid Khalifa, einen Vertrag, laut welchem gegen angemessene Entschädigung der Sultan der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die Verwaltung und Zollerhebung an der ganzen Küste mit deutschem Hinterlande abtrat. Diesen Vertrag bezeichnete der Fürst Bismarck im Reichstag als die wichtigste und bedeutendste Leistung der deutsch-ost-

afrikanischen Gesellschaft, die sie bis dahin vollbracht; und in der That wurde durch ihn die Arbeit der Gesellschaft auf ganz neue, erweiterte Grundlagen gestellt. Die Ausführung dieses Vertrages rief nun aber den Aufstand der Araber und ihrer Helfershelfer hervor.

Die offizielle Übernahme des Zolles und der Verwaltung sollte am 16. August 1888 erfolgen, und dazu wurden rechtzeitig die Vorbereitungen getroffen. In die größeren Häfen Tanga, Pangani, Bagamojo, Dar-es-Salaam, Kilwa, Lindi und Mikindani wurden Beamte aus denjenigen Stationen des Innern gezogen, welche als zu unbedeutend aufgegeben werden sollten. Die Walis (Statthalter) und Askaris (Soldaten) des Sultans sollten, falls sie selbst damit einverstanden waren, an dem bezeichneten Tage in den Dienst der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft treten, ebenso die öffentlichen Gebäude, Gefängnisse u. dgl. den deutschen Beamten übergeben werden. Vor dem Hause des Gesellschaftsvertreters sollte neben der blutroten Flagge des Sultans die Gesellschaftsflagge aufgezogen werden. Von diesen bevorstehenden Veränderungen mußte die einheimische Bevölkerung und besonders die Walis vorher in Kenntnis gesetzt werden, und zu diesem Zwecke bereiste der Generalvertreter der Gesellschaft, Wohsen, nebst einem besonderen Abgesandten des Sultans, Soliman ben Nasr, im Juli und August die genannten Küstenorte auf dem Sultansdampfer Barawa. Der schon oben erwähnte Leutnant Ehlers schloß sich als Freiwilliger dieser Fahrt an. Seiner humorvollen Schilderung entnehmen wir die Erlebnisse in Kilwa:

„Eine Landung an der afrikanischen Küste ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen stets mit unendlichem Hallo und Gelärm verbunden, um wieviel mehr also in unserm Falle, die wir gewissermassen offiziell, als die zukünftigen Herren und Gebieter, erschienen. Ganz Kilwa war auf den Beinen und am Strande versammelt, ganze Horden phantastisch aufgeputzter, möglichst wild erscheinen wollender Neger stürzten sich unter nicht enden wollendem Abschießen ihrer Flinten, unsern Booten entgegen, machten dann ungemein effektvolle Seiten-Scheinangriffe, wobei ab und zu einige die Verwundeten markierten und sich laut heulend in den Schlamm warfen, um schließlich, als wir auf den Rücken unsrer Träger uns dem Strande näherten, sich uns unter höllischem Geheul anzuschließen. Der Anführer der Bande, mit riesigem Federschmuck auf dem Haupte, weiß bemaltem Gesicht, behangen mit Fellen und Waffen aller Art, trug als besonderes Abzeichen seiner Würde unter anderm auch einen 10 Pfennig-Bazarspiegel mit Goldrahmen auf der untern Verlängerung seines Rückens. So toll und ausgelassen bei allen Gelegen-

heiten die Neger sich gebärden, so ruhig und würdevoll bleibt der Araber.

„Umringt von diesen, sowie allen in Kilwa seßhaften Arabern und Indern, kam uns, als wir das Land betreten hatten, der Wali, eine ausdrucksvolle majestätische Erscheinung mit lang herabwallendem, glänzend schwarzem Barte und ebenso aristokratischen wie intelligenten und einnehmenden Gesichtszügen langsam auf halbem Wege entgegen, um dann jeden Einzelnen zu begrüßen und einzuladen, ihm in seine Wohnung zu folgen. Es war wirklich ein Bild von echt orientalischer Pracht, diese Gruppe der kostbar gekleideten, waffenstrotzenden Araber, die malerischen, halbnackten, phantastisch bewaffneten Askaris, daneben die glänzend beturbanten Inder mit ihren blassen Gesichtern und den feuchten, schmachtenden Augen, schließlich das Gewimmel von unzähligen Negern, groß und klein, alle jetzt die Augen erstaunt auf uns richtend, lautlos der Dinge harrend, die da kommen sollten. Dazu die ganze Scenerie der Umgebung, das in der Sonne erglänzende Meer, die über den Negerhütten sich wiegenden Kronen der fruchtbehangenen Kokospalmen, und über dem allen der wolkenlose, tiefblaue Tropenhimmel. Alles Licht in Licht, alles Glanz und Leben! Es war, wie gesagt, märchenhaft, und wer es mit erlebt, dem wird es ebenso unvergeßlich bleiben, wie dem Schreiber dieser Zeilen.

„Wir folgten dem Wali in eine geräumige Halle, wo bereits Stühle für uns bereit standen, auf die wir uns niederließen, während die Araber und Inder sich meist auf den Boden hinkauerten.

„Nun spielte sich eine Scene ab, die sich in gleicher Weise an allen Plätzen wiederholte, und ich daher nur hier eingehender behandeln werde.

„Nachdem man sich malerisch gruppiert, sitzt man etwa fünf Minuten möglichst stumpfsinnig da und beäugt sich gegenseitig, denn nach arabischen Anschauungen gilt es für sehr unhöflich, mit geschäftlichen Verhandlungen sogleich zu beginnen. „Nur keine Überstürzung," denkt der Orientale, und da er sich in der glücklichen Lage befindet, das Wort „Zeit ist Geld" mit Verachtung zu strafen, so hat er recht. Für einen Europäer ist die Langsamkeit, mit der hier alles betrieben wird, oft zum Ausderhautfahren.

„Bevor die Verhandlungen beginnen, müssen Gast und Wirt sich erst an Scherbet, dann an Kaffee und womöglich noch an einem entsetzlichen, fladenartigen Brei aus Mehl, Talg, Honig und Rosenöl, oder irgend einem ähnlichen Nationalgericht gebührend gelabt haben. Darüber vergeht wieder, unter unausgesetztem Austausch von Höflich-

keitsbezeugungen, mindestens eine halbe Stunde, nach deren Verlauf der Bevollmächtigte der ostafrikanischen Gesellschaft durch Vermittelung unsres kleinen Dolmetschers, eines im deutschen Waisenhause in Jerusalem erzogenen Syrers, beim Wali anfragen läßt, ob es ihm genehm sei, die Verhandlungen nunmehr aufzunehmen.

„Die Zustimmung wird, selbstverständlich in würdevollster Weise, erteilt, und unser Dolmetsch tritt mit einem Schreiben des Sultans in die Mitte des Kreises, um dasselbe zu verlesen, zu welcher Feierlichkeit er sich — es ist mir ein Rätsel geblieben, warum — stets mit seinem zusammengelegten Sonnenschirm bewaffnete und das Haupt mit einem Tropenhelm bedeckte, trotzdem wir im Schatten saßen. Das Schreiben enthält in kurzen Zügen die Mitteilung, daß die Verwaltung der Zölle und des Landes vom 16. August ab an die ostafrikanische Gesellschaft übergehen würde, daß Seine Hoheit erwarte, die Bölkerung würde sich den Deutschen gehorsam zeigen, und daß er seinen Freund Soliman ben Nasr mitgesandt habe zur mündlichen Aufklärung sowie Beseitigung etwaiger Zweifel.

„Nachdem dieses Schreiben verlesen, beginnt der deutsche Bevollmächtigte die Versammlung auf die einzelnen Machtbefugnisse, die der Gesellschaft zustehen werden, auf das Recht der Absetzung der Beamten u. s. w. aufmerksam zu machen, derselben mitzuteilen, daß fortan alle Walis und Askaris von der Gesellschaft beziehen würden, was ihnen zukomme, und daß er hoffe, sie werden in Zukunft den Deutschen mit der gleichen Treue und Ergebenheit dienen, durch die sie sich bisher, als Diener des Sultans, ausgezeichnet.

„Ohne irgend ein Zeichen des Erstaunens, der Überraschung oder des Unwillens hört die Versammlung die Eröffnungen an, jeden Satz mit einem gedämpften „imschallah", so Gott will, begleitend und zum Zeichen des Verständnisses leicht das Haupt neigend.

„Am Schlusse erklärt der Wali, er habe alles verstanden, er sei ein Diener des Sultans und thue, was dieser befehle. Der Sultan habe befohlen, den Deutschen zu gehorchen, und so werde er es thun. Die Deutschen könnten versichert sein, daß er alles aufbieten werde, sie gut zu empfangen, und daß sie nie Anlaß haben würden, mit ihm unzufrieden zu sein. Imschallah!

„Dann fragt der Wali, ob er eine Ziege, ein Schaf oder ein Kalb zu Geschenk an Bord senden dürfe, was huldvollst angenommen wird, worauf dann eine Besichtigung der öffentlichen Gebäude, die ebenfalls an die Gesellschaft übergehen, den offiziellen Teil unsres Besuches beschließt."

Auf diese Weise, nur mit geringen Verschiedenheiten, sei es der Geschenke oder der uns vorgesetzten Leckereien, begann und verlief jede einzelne Verhandlung.

Die unterwürfigen Erklärungen, die hier in Kilwa*) und ebenso an den übrigen Küstenplätzen von den Walis abgegeben waren, erwiesen sich sehr bald als trügerischer Schein. Es stellte sich heraus, daß der Sultan und die Walis gleichmäßig die Übernahme der Verwaltung durch die Deutschen zu hintertreiben suchten. An dem bestimmten Tage der Flaggenhissung, dem 16. August, machten die Walis auf fast allen Punkten tausend Schwierigkeiten, erklärten, vom Sultan keine oder nicht genügende Befehle erhalten zu haben, weigerten sich, die öffentlichen Gebäude und Gefängnisse abzutreten, wollten ihre rote Fahne auch an andern Punkten der Stadt als vor dem Gesellschaftshause fortführen u. dgl. mehr. Diese Schwierigkeiten ließen sich nur durch unsre Kriegsschiffe beseitigen, die „Möwe" brachte am 22. August den Wali von Bagamojo zur Vernunft; die „Karola" suchte am 19. mit einem Landungscorps von über 100 Mann den Wali von Pangani, der sich besonders widerhaarig gezeigt hatte, aufzuheben; die Matrosen umzingelten sein Haus; er war aber schon entwischt. In Tanga, dem nördlichsten Hafenplatze des Gebietes, wo alles leidlich glatt verlaufen und unsern Beamten nichts Übels begegnet war, wurde am 5. September von der zufällig vorüberfahrenden „Möwe" ein Boot zum Ankauf frischen Fleisches ans Land gesandt. Dies ließ der Wali vom Strande aus ohne jede Veranlassung beschießen, so daß es umkehren mußte. Den andern Tag ließ der Kapitän den Kutter bemannen, den Strand durch Revolvergeschütze und Gewehrfeuer reinfegen, dann durch Schützenanlauf den Abhang nehmen und die fliehenden Araber verfolgen. Der Wali war schleunigst verschwunden, kehrte aber nach Abfahrt der „Möwe" zurück und ein am 7. September wiederholter Versuch unsrer Marine ihn zu verhaften, mißlang ebenfalls. Die beiden Gesellschaftsbeamten, die sich anfangs geweigert hatten, ihren Posten zu verlassen, kehrten nun gemäß eines bestimmten, ihnen erteilten Befehles nach Sansibar zurück.

In Dar-es-Salaam und den südlichen Häfen, Kilwa, Lindi und Mikindani, waren anfangs nur geringe Schwierigkeiten zu Tage getreten, bald aber nahm die Sache hier, wie in dem ganzen Küstengebiete eine viel ernstere Gestalt an. Es bereitete sich allenthalben ein wohlorganisierter, zielbewußter Aufstand vor. Diese Bewegung ging nicht etwa von der einheimischen Suahelibevölkerung, sondern

*) Man vergleiche zu dem ganzen Kapitel die Karte auf S. 138.

von den reichen Arabern aus, die sich in ihrem eigentlichen Lebenselemente, dem Sklavenhandel, durch die Deutschen bedroht sahen. Der Sultan von Sansibar hatte zwar die Ausfuhr von Sklaven um der Europäer willen schon seit den siebziger Jahren verboten, aber dieselbe hatte mehr oder weniger öffentlich ruhig fortbestanden. Gelangte dagegen jetzt die Verwaltung und Zollerhebung thatsächlich in die Hände deutscher Beamten, dann war es damit ein für allemal vorbei; das wußten die Herren Sklavenhändler nur zu gut. Die Walis ferner sollten zwar ihren regelmäßigen Gehalt, manche sogar das Doppelte davon, fortbeziehen, aber die unrechtmäßigen Einnahmen aus Bedrückungen, Unterschleifen und Bestechungen fielen in Zukunft dann fort, und diese betrugen wohl das Drei- oder Vierfache des Gehaltes. Viele der vornehmen Araber betrachteten sich dem Sultan von Sansibar gegenüber eigentlich als gleichberechtigt und hatten selbst dem kräftigen Seid Bargasch nur soweit gehorcht, als es nötig war, sich den gelegentlichen Besuch der Stadt Sansibar nicht unmöglich zu machen; jetzt wollten sie die Gelegenheit benutzen, sich von dem schwächlichen, wenig gefürchteten Seid Khalifa, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, in einem kostbaren Staatswagen durch die Straßen seiner Residenz spazieren zu fahren, völlig unabhängig zu machen. Diese „freien" Araber betrachteten sich als Herren der Festlandsküste, standen mit den Dorfältesten der Eingebornen, den sogenannten Jumbes, in gutem Einvernehmen und wußten einen großen Teil der Eingebornen durch ungeheuerliche Lügen gegen die Deutschen aufzuhetzen. An guten Waffen und Munition fehlte es nicht; im August und September noch waren ganze Daus mit Pulver von Sansibar an die Küste gegangen.

Den deutschen Beamten in den Hafenplätzen machte sich bald fühlbar, daß die Lage der Dinge immer bedrohlicher wurde. Tausende von Bewaffneten strömten allenthalben vom Lande in die Küstenorte, die vom Sultan übernommenen Askaris wurden immer unbotmäßiger und fraternisierten zum Teil offen mit den Aufständischen, in den Nächten wurde viel geschossen, ab und zu ein treugebliebener Soldat ermordet, von wohlgesinnten Arabern und Indiern liefen ernste Warnungen ein. Die Deutschen sahen sich mehr und mehr auf ihre Stationshäuser beschränkt, die sie kaum noch zu verlassen wagen durften. Sie befestigten dieselben, so gut es ging, und richteten einen regelmäßigen Wachtdienst ein, aber die Zahl ihrer Getreuen schmolz immer mehr zusammen und Lebensmittel wurden ihnen nicht mehr verkauft. In der letzten Septemberwoche war es, wo die Katastrophe fast überall hereinbrach.

In Pangani war die Seele des Aufstandes ein in der Nähe ansässiger, sehr angesehener und intelligenter Araber, Namens Buschiri. Die Deutschen fanden sich hier schon seit dem 5. September in ihrem Hause cerniert; jeden Abend legten die Rebellen sogar ein Vorhängeschloß vor ihre Hausthür. Der Sultan versuchte auf die Forderung des deutschen Generalkonsuls hin, durch seinen „General" Mathews die Ordnung wiederherzustellen, allein „wir kennen hier keinen Seid Khalifa" hieß es; es gelang Mathews noch die belagerten Deutschen auf sein Schiff zu bringen, dann brach sein Ansehen vor dem Buschiris vollständig zusammen. Seine Soldaten konnten ihn kaum vor der Wut der Bewaffneten schützen, er sah ein, daß seine Sendung gescheitert war, und kehrte am 23. September mit seinen Soldaten nach Sansibar zurück.

In Lindi und Mikindani, wo die Autorität des Sultans nie recht anerkannt war und der Sklavenhandel am üppigsten blühte, gelang es den Deutschen mit Unterstützung einiger Wohlgesinnter unter großen Gefahren auf offenen Booten zu entfliehen und nach Sansibar zu gelangen. Schlimmer ging es in Kilwa Kiwindsche, wo Hessel und Krieger stationiert waren. Letzterer schrieb noch am 18. September an seinen Bruder, daß anders als in andern Bezirken bei ihm Friede und Ordnung herrsche. „Doch ist die Lage eine keineswegs sichere, so lange wir keine tüchtige und ergebene Truppe besitzen; denn die arabischen Soldaten, welche uns unterstellt sind, erwecken durchaus kein Vertrauen. Doch hoffe ich bald andre Soldaten zu erhalten und werde dann ruhiger sein. Wir finden hier nichts Fertiges vor, sondern müssen alles selbst regeln, wobei tausend Kleinigkeiten zu berücksichtigen sind. Eine Heidenarbeit! Ich habe mich sehr gefreut, daß meine liebe Braut wieder bei dir weilt; ich muß zusehen, daß sich die Maschine hier erst einigermaßen in Gang befindet, alsdann kann ich für ein paar Monate Urlaub nehmen." Der Unglückliche sollte seine Braut nicht wiedersehen. Am 22. September mußten sich die Deutschen in ihr Haus zurückziehen; die massenhaft herbeigeströmten Landbewohner setzten ihnen eine Frist von achtundvierzig Stunden, den Ort zu verlassen. Das verweigerte Krieger aus Pflichtgefühl. Darauf gingen die Rebellen in eine Moschee und schwuren den Christen den Tod. Nun erfolgte Angriff auf Angriff, allein unsre Landsleute hielten sich tapfer und töteten etwa 20 Empörer. Am 24. indessen wurde Krieger tödlich getroffen und die Feinde drangen in das Haus. Da gab sich Hessel selbst den Tod, um nicht in die Hände der Wütenden zu fallen. Tragisch war es, daß während dieser Katastrophe ein

Kriegsschiff, die „Möwe“, vor Kilwa lag. Der Kommandant hörte schießen in der Stadt, sah aber auf dem Stationsgebäude, welches mitten in der Stadt lag, die Gesellschaftsflagge wehen und hielt deshalb die Lage für nicht so gefährlich. Sich durch Signale mit den Landsleuten zu verständigen, war unmöglich und Boote an den von Bewaffneten wimmelnden Strand zu schicken, war dem Kapitän durch seine Instruktion untersagt; so vermochte er nichts zur Rettung der Belagerten zu thun und dampfte weiter.

Nur an zwei, allerdings den wichtigsten Punkten vermochten sich die Deutschen mit Unterstützung der Flotte zu halten, in Bagamojo und Dar-es-Salaam. In Bagamojo kam der Aufstand am 22. September zum Ausbruch. Die Angreifer eröffneten ein heftiges Feuer auf das Stationsgebäude, allein die Deutschen erwiderten dasselbe von ihren 12 Askaris und einigen Arabern unterstützt kräftig, auch aus einigen kleinen Geschützen vom Dache aus. Gegen Mittag kam ihnen die „Leipzig“ zu Hilfe; es wurden Leute ausgesetzt und die Empörer zur Stadt hinausgetrieben; sie ließen etwa 100 Tote zurück, wie viel Tote und Verwundete sie mitnahmen, ließ sich nicht feststellen. Der Stationschef, Freiherr von Gravenreuth, konnte in den nächsten Tagen sogar zum Angriff übergehen mit seiner kleinen schwarz-weißen Schar und seinen zwei Geschützen, er zog zur Stadt hinaus und trieb die Rebellen aus den Nachbardörfern bis über den Kingani zurück, in den er das erbeutete Pulver schüttete. — In Dar-es-Salaam gelang es der Energie und Geschicklichkeit des Stationsvorstehers Leue trotz der herrschenden Gärung die Ordnung vorläufig aufrecht zu erhalten. Das Erscheinen der „Olga“ am 16. August genügte, den renitenten Wali verschwinden zu machen, die Flaggenhissung vollzog sich programmmäßig, Leue konnte ruhig das Zollwesen einrichten; er baute einen großen Schuppen zu diesem Zwecke, errichtete ein Bureau und erzielte bald in einem Monat nahezu die Hälfte von der Summe, die der Sultan während eines ganzen Jahres aus Dar-es-Salaam erhalten hatte. Verdächtige Araber wies er rücksichtslos aus, zweifelhaftes Gesindel vom Lande brachte er per Schub auf einer Dau nach Sansibar. Eines originellen Mittels bediente er sich, einen besonders hartnäckigen, vornehmen Araber, der nicht weichen wollte, loszuwerden. Dem wurden nämlich zwei wilde Wasekuma auf die Fersen gesetzt. Diese beiden gefährlichen und schwerbewaffneten Bursche mußten ihn Tag und Nacht beobachten und ihm auf Schritt und Tritt folgen, bis dem Araber so unheimlich zu Mute wurde, daß er verduftete. Für Bagamojo wie für

Bagamoyo.

Dar-es-Salaam sollten die gefährlichsten Tage erst im Dezember und Januar folgen.

Durch den Aufstand wurden nämlich die Interessen nicht nur der Deutschen, sondern überhaupt aller Europäer, auch der Engländer schwer geschädigt, ferner erkannte man mit Recht als die eigentliche Ursache desselben den Sklavenhandel, und für dessen Unterdrückung war gerade damals durch die begeisterten Reden des französischen Kardinals Lavigerie eine lebhafte Bewegung in England, Belgien und dem katholischen Deutschland hervorgerufen, die öffentliche Meinung verlangte gebieterisch Maßregeln zur Bekämpfung dieser Greuel. Deshalb verabredete die deutsche Regierung mit der englischen eine Blokkade der Seeküste. Es wurden 6 deutsche und 5 englische Kriegsschiffe dorthin gesandt, auch Italien stellte ein Kriegsschiff, während Portugal die Überwachung der ihm gehörigen Küste von Mozambique übernahm; Frankreich dagegen bewies sich lau und gestattete nicht, daß unter französischer Flagge segelnde Daus, auch wenn sie noch so verdächtig wären, untersucht würden; solche sollten dem nächsten französischen Konsulat oder Kriegsschiff überwiesen werden; hierdurch wurde die Wirkung der Blockade natürlich beeinträchtigt; denn viele arabische Dau- und Sklavenführer nahmen ihre Heimatpapiere nun im französischen Madagaskar und segelten dann unter französischer Flagge sicher dahin. Der Sultan von Sansibar hatte zu der Blockade, die ihm auch seine Einkünfte schmälerte, natürlich keine Lust, mußte zuletzt aber zustimmen und nun trat sie in dessen Namen am 2. Dezember 1888 in Kraft. Sie dauerte bis zum 1. Oktober 1889 und war nur gegen die Ausfuhr von Sklaven und gegen die Einfuhr von Waffen und Kriegsmaterial gerichtet. Die Sklavenausfuhr hörte nach einigen Monaten infolge der strengen, für die Mannschaften und Offiziere sehr aufreibenden Überwachung fast ganz auf, etwa 1500 Daus wurden untersucht und drei von deutschen Kriegsschiffen genommen — die der andern Mächte fanden keine Gelegenheit zum Eingreifen; die auf ihnen gefundenen Sklaven wurden der Missionsstation zu Dar-es-Salaam überwiesen, sehr zu deren Nachteil, wie wir sehen werden. Betreffs der Waffeneinfuhr hatte die Blockade nicht die gleichen Erfolge, denn Waffen lassen sich leichter verbergen als Menschen.

Die plötzliche Unterbindung ihres gewinnbringenden Gewerbes mußte natürlich den Ingrimm der Sklavenhändler mächtig vermehren, und die beiden Stationen Bagamojo und Dar-es-Salaam waren der einzige Gegenstand, an welchem sie ihn auslassen konnten. Auch hätten sie gar zu gern wie in Pangani so auch hier die guten Mauser-

gewehre und Geschütze erbeutet und die Deutschen ganz vom Festlande verdrängt. Darum richteten sie vom Dezember bis März unausgesetzt ihre Angriffe abwechselnd auf Bagamojo und auf Dar-es-Salaam. Die Ortschaften selbst wurden bei diesen Kämpfen von den Aufständischen mehrmals geplündert und größtenteils zerstört, und nur der Tapferkeit der Herren von Gravenreuth, von Zelewski, von Eberstein in Bagamojo und Leue in Dar-es-Salaam, sowie der thatkräftigen Unterstützung seitens der Marine war es zu danken, daß wenigstens die beiden Stationsgebäude gegen den stets wiederholten, übermächtigen Ansturm behauptet wurden. An die Spitze des Aufstandes war jetzt offen Buschiri bin Salim getreten, der eine bemerkenswerte Umsicht und Thatkraft entwickelte und eine fast unbeschränkte Herrschaft über die Tausende von Arabern, Halbarabern und Schwarzen ausübte, die sich auf seinen Ruf zur Vertreibung der „Wadatschi" gesammelt hatten. Das arabische Element erhielt während des Aufstandes durch stetigen Zuzug von Sansibar und selbst von Maskat Verstärkung. Doch wußten die Rebellen die Kanonen, die in ihre Hände gefallen waren, nicht recht zu gebrauchen und schossen überhaupt mit ihren guten Gewehren ziemlich schlecht; sonst wäre auch alle Tapferkeit bei der großen Übermacht des Feindes vergebens gewesen. Die Deutschen hatten ihre Häuser mit Schießscharten versehen und allmählich in kleine Steinforts umgewandelt, die nächste Umgebung hatten sie möglichst glatt rasiert, um dem Feinde die Annäherung zu erschweren, doch setzte sich derselbe nur gar zu leicht in den Ruinen der zerstörten Häuser fest, verstand sich auch auf das Anlegen von Schützengräben, ja er benutzte die dichten Laubkronen der Bäume als Deckung. Wo es irgend möglich war, feuerten unsre Kriegsschiffe mit Granaten zwischen die Aufständischen und an besonders gefährlichen Tagen wurden Marinekommandos ans Land geschickt, öfters auch kleine Besatzungen in den Stationshäusern zurückgelassen, die zuletzt zu ständigen Garnisonen wurden.

Eine anschauliche Schilderung von Bagamojo aus dieser bedrängten Zeit gibt Hugo Zöller. „Das ganze Negerviertel — so heißt es darin — ist abgebrannt und in den arabisch-indischen Straßen stößt man auf ebenso zahlreiche wie ausgedehnte Trümmerstätten. Die engen, schmutzigen und übelriechenden Straßen, wo sich früher Krämerladen an Krämerladen reihte, sind bedeckt mit zertrümmertem Hausrat, mit Kleiderfetzen und verstreuten Schriftstücken mit hindustanischen Schriftzeichen. Nebenbei bemerkt scheinen die Indier das unsauberste Bevölkerungselement in Ostafrika zu sein. Die Trümmer des indischen Geschäftsviertels in Bagamojo, in denen bereits Gras

und Buschwerk aufzuschießen beginnt, verbreiten einen niederträchtigen Gestank. Jedenfalls werden in Bezug auf Reinlichkeit sowohl Indier als Araber vom Neger weit übertroffen. Die Ruinen der Stadt sind wiederholt zuerst von den Leuten Buschiris, dann mit stets sich steigernder Gründlichkeit von den Waniammwesi*) geplündert worden. Die Bauart der weißgetünchten, Bränden nicht leicht ausgesetzten arabischen Häuser mit flachem Dache erleichtert außerordentlich deren Benutzung zu Kriegs- und Verteidigungszwecken. Es gibt Häuser aus Korallenstein, aus Fachwerk und gewöhnliche Negerhütten. Die letzteren sind bei den verschiedenen Kämpfen und Beschießungen sämtlich in Flammen aufgegangen. Auch von den Häusern aus Fachwerk sind wohl die meisten zerstört; auch werden immer noch Häuser, welche der Verteidigung hinderlich sein würden, planmäßig niedergelegt. Bagamojo war vor dem Aufstande als Ausgangspunkt der meisten Karawanen auf Hunderte von Kilometern der bedeutendste Ort an dieser Küste. Die Einwohnerzahl wurde auf 20—25000 geschätzt, von denen etwa 15000 dauernd angesiedelt gewesen sein sollen, während der Rest Karawanenvolk war. Sämtliche Indier, viele Araber und Suaheli sind jetzt nach Sansibar entflohen, während sich unter den Palmen der französischen Mission eine neue Hüttenstadt für etwa 5000 Neger, die von der Mission ernährt werden, gebildet hat. Das aus Korallenstein erbaute Stationshaus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welches etwa 150 Meter vom Strande gelegen ist, hat den Kern der heutigen, ihrer Vollendung entgegengehenden, befestigten Anlage gebildet. Die ganze Umgebung der Station, die früher mit Steinhäusern, Holzhütten und Buschwerk besetzt war, ist heute dermaßen rasiert, daß man nach allen Richtungen hin ein sich etwa 300 Meter weit erstreckendes, freies Schußfeld hat. Mit ihren zinnengekrönten Umfassungsmauern, ihren vier Bastionen, ihrem Zaun von Stacheldraht und der glattrasierten Umgebung darf die Station von Bagamojo gegenüber einem Feinde, der nicht über eine sehr gut bediente Artillerie verfügt, für sturmfrei gelten. Diese kleine Festung wird nach ihrer Vollendung ungefähr 27000 Dollars kosten. Die Arbeiten werden sehr behindert durch die Schwierigkeit, in diesen Kriegszeiten geschulte Werkleute aus Sansibar zu beziehen. Es ist doppelt schwer, weil der Sultan

*) Mitglieder einer großen Karawane, die während des Aufstandes mit Elfenbein zur Küste herunterkam, und da sie von den Arabern, ihren alten Feinden, bedroht wurde, sich unter deutschen Schutz stellte und teils in Bagamojo, teils in Dar-es-Salaam lagerte; später zog sie mit Wissmann wieder nach dem Innern.

durch ein geheimes Verbot untersagt haben soll, für die Deutschen zu arbeiten. Die Geschützausrüstung der Feste besteht aus 3 Schnellfeuer- und einer Gebirgskanone. Diese Geschütze sind so gut gehalten und so hübsch geputzt, als ob sie in Europa, nicht aber im feuchten Mittelafrika ständen. Etwa 80 Meter vom Fort entfernt sind zwei mit je 15 Kilogramm Pulver und einer Steinladung gefüllte, durch elektrische Leitung mit dem Fort verbundene Minen angelegt worden. In Dar-es-Salaam, wo sich eine ähnliche Mine befindet, ist es den Aufständischen einmal nächtlicherweile geglückt, die Leitung zu durchschneiden. Die Besatzung besteht aus 2 Unteroffizieren und 25 Matrosen unter Befehl eines Leutnants, ferner aus 4 Zügen farbiger Askaris, die durchweg mit Mausergewehren bewaffnet sind."

Von den Kämpfen in und um Dar-es-Salaam besitzen wir eine vorzügliche Schilderung aus der Feder des schon öfter erwähnten Stationsvorstehers Leue. Die von der deutschen Marine befreiten und zum großen Teil Greiners Mission in Dar-es-Salaam übergebenen Sklaven waren hauptsächlich aus Kondutschi, einem übelberüchtigten Sklavenplatze verschifft worden. Die Einwohner dieses Nestes sandten deshalb an Leue eine förmliche Kriegserklärung im altrömischen Stile, mit den Worten beginnend: „Die Häuptlinge und das Volk von Kondutschi an A. Leue, den Deutschen." Nun kam es erst zu kleinen Scharmützeln, dann erhielten die Feinde starken Zuzug aus Kilwa und Sansibar, und es sammelten sich nun überall um den Ort die Araberhaufen, während Leue ein großer Teil seiner Leute entlief. Er hatte zuletzt nur noch 25 Schwarze, 8—9 Araber und 7 Deutsche. Unter die Leute waren Dekorationen ausgeteilt worden, rote Ordensbänder mit silbernem Schild und der Aufschrift: „für Verdienste um die deutsche Sache", das hatte sie begeistert. Für jeden Gefechtstag erhielten sie außerdem eine Rupie Extralöhnung, so daß sie sich förmlich zu den Gefechten drängten. Am 9. Januar wurde Leue von einem alten Araber, einem Onkel des bekannten Tippu Tip, gewarnt, er solle am nächsten Tage angegriffen werden und möge sich beizeiten retten; denn es wären wohl 500 Araber wider ihn versammelt. Leue erwiderte kaltblütig: „um so mehr können wir totschießen" und der Araber eilte, „nicht mit ihm zu sterben", schleunigst fort. Für die Nacht ließ Leue nun alles verrammeln und bewachen; auch erschien der Missionar Greiner mit seiner Familie im Stationshause, um vor einem Überfalle sicher zu sein. Da sich jedoch nichts ereignete, gingen sie gegen Morgen wieder zur Mission zurück. Bald darauf erfolgte der Angriff. Leue

sah, wie sich drei Haufen Araber mit weißen Kriegsfahnen auf die Mission stürzten, gleich darauf fiel von der im Hafen liegenden „Möwe" der erste Schuß. Die Granate schlug unmittelbar vor den Arabern ein und rettete den Missionsmitgliedern das Leben; denn diese gewannen durch das augenblickliche Zurückweichen der Feinde Zeit, sich in ein Boot zu retten. Die Mission wurde nun von den Arabern sofort angesteckt und ausgeraubt.

Während Leue noch diese Vorgänge beobachtete, schrie plötzlich der wachehaltende Askari: „Herr, hier sind Feinde", und nun ging's auch am Stationshause los. Rings im Halbkreise um dasselbe hatten sich in den Häusern, Ruinen und auf den Dächern die Araber eingenistet, zum Teil nur 100 Schritt weit entfernt, und begannen ein heilloses Feuer; aus dem scharfen Pfeifen der Kugeln war zu erkennen, daß die Gegner Hinterlader hatten. Bald lag ein Askari mit durchschossenem Nacken, ein Deutscher mit zerschmettertem Arm auf dem Boden. Alle Büchsen, Revolver und Gewehre wurden geladen, und zur Abwehr eines plötzlichen Sturmangriffes bereit gestellt, aber dieser erfolgte nicht. Die „Möwe" konnte mit ihren Geschossen den Feind hier nicht erreichen, aber die Schnellfeuerkanone der Station, die Herr von Bülow auf dem Dache bediente, heizte den Arabern wacker ein. Gegen zehn Uhr gaben diese den Angriff auf und zogen sich in den Wald zurück. Während des Gefechts war die Stadt in Flammen aufgegangen.

Am Morgen des 11. Januar zeigte es sich, daß die Feinde sich während der Nacht in den Brandruinen festgesetzt hatten. Sie hatten auch die Bäume rings um das Haus bestiegen und schossen von oben in die Galerien und Zimmer hinein. Die Verteidiger wunderten sich nicht schlecht, wo trotz ihrer gedeckten Stellung die Kugeln herkamen, die ihnen Kalk- und Holzstücke um die Ohren schleuderten, bis sie die Schützen oben auf den Bäumen entdeckten. Diesmal konnte auch die „Möwe", die ihre Lage geändert hatte, die feindlichen Positionen bestreichen und eine Granate traf einen Mangobaum, der sich sofort senkte und aus dessen Blätterdach unter gellendem Geschrei mehrere Kerle herabstürzten, die von den Ihrigen sofort weggeschafft wurden. Auch an diesem Tage mußten die Araber nach vielen Verlusten abziehen.

Auch Missionar Greiner hat seine Erlebnisse am Schreckenstage des 10. Januar aufgezeichnet. Wie wir gesehen haben, hatte er und seine Familie den letzten Teil der Nacht im befestigten Stationshause zugebracht. Da aber alles leere Gerüchte zu sein schienen, begaben sie sich gegen Morgen ruhig nach Immanuelskap in die Mission zurück.

„Alles ruhig, alles leer, gar nichts ist zu fürchten", sagte ich zu meiner Frau. Br. Karpinski ging um die Kühe zu melken. Marie fing an, mit den Mädchen die Wäsche aufzuhängen, meine Frau deckte den Tisch zum Frühstück mit den Knaben, ich selbst war zum Tod müde, hatte nun zwei Nächte nicht geschlafen, und am Tag beständig an der Arbeit. Kaum hatte ich Rock und Schuhe ausgezogen und war schon ein wenig eingeschlummert, so fielen zwei Schüsse ganz dicht neben oder im Gehöfte. Plötzlich kam meine Frau hereingestürzt und rief „die Kerle sind im Hof" und zugleich ging ein Geknatter los, daß ich im Schreck Mühe hatte, in die Schuhe hineinzukommen. Als ich mit dem Gewehr in der Hand auf den Flur trat, tanzten die Kerle mit drei Fahnen weiß und rot vor dem Hause auf und ab und schossen an den Strand, wo Herr v. Schönstädt bereits im Boote lag, um sich vor den Kugeln der Feinde sicher zu halten, mich sahen sie nicht, dicht neben ihnen, nur eine kleine Umzäunung trennte uns. Ich zielte zwischen durch und schoß auf den nächsten Mann, der getroffen ein fürchterliches Gebrüll erhob, aber nicht fiel. Nun war die ganze Bande auf mich aufmerksam geworden und ein fürchterliches Kugelfeuer wurde auf uns drei, meine Frau, Nichte und mich abgefeuert, aber keine einzige traf. Beinahe im selben Augenblick kam eine 15cm-Granate, sauste der Angreiferbande über die Köpfe weg, schlug in das Ökonomiehaus ein, welches sogleich in Brand geriet. „Nun mir nach um Gottes willen", rief ich meiner Frau und Nichte zu, sie schießen von der „Möwe"; hinunter an den Strand, damit sie sehen, daß wir da sind. Die Granate hat uns jedoch, trotz des Schadens, den sie anrichtete, das Leben gerettet, denn die Bande zog sich weg, weiter ins Gehöfte hinein, hatte Eile mit dem Wegtreiben des Viehs, weil es schon brannte. Wir erreichten glücklich das kleine gemietete Boot, wo Herr v. Schönstädt bereits war.

„Plötzlich richteten sich die Revolvergeschütze von der „Möwe" auf uns, und schlugen die Kugeln rechts und links neben dem Boot ins Wasser ein; eine gut gezielte schlug dicht an meinem rechten Ohr und meiner Nichte linker Hand ins Boot ein und tötete eine Sklavin, die eben mit beiden Händen sich anklammernd ins Boot steigen wollte. Man hatte uns von der „Möwe" aus nicht sogleich erkannt, und nun winkten wir, und man richtete die Geschosse auf die feindliche Schar über unsre Köpfe weg. Ruder hatten wir keine, nur einen Stecken, mit welchem wir nun das Boot vom seichten Strande ins Tiefwasser stießen. Das Loch, eine Hand breit im Boot, wurde mit einem Taschentuch verstopft und drohte, unter Wasser zu kommen. Bruder Karpinski ruderte mit dem Stecken, Herr v. Schönstädt und

Sued mit den Händen, und so kamen wir denn ganz langsam vorwärts, ich hatte mit Wasserschöpfen vollauf zu thun. Nichte Marie klagte über Schmerzen, der Zeigefinger an der linken Hand hing nur noch an einem Stück Haut, der zweite Nebenfinger war gestreift. Es gelang uns endlich an die „Möwe" heranzukommen, wo man uns freundlich aufnahm, und meiner Nichte Marie vom Arzt sogleich die beiden Finger in Verband gelegt wurden. Wir waren durch und durch naß, ich hatte nichts auf dem Leib als Hemd und Hosen. Es war das Werk einer Stunde, zu zerstören, was ich mit unsäglichen Mühen in einem Jahre erbaut hatte. Das Brüderhäuschen, Hühnerstall, Brunnenhaus, ein großer Haufen Bretter und Balkenholz für das steinerne, im Bau begriffene künftige Wohnhaus zubereitet, ist verbrannt. Alles, alles zerstört, es ist mir nicht möglich, für jetzt den Schaden zu berechnen. An das, was wir Privateigentum nennen, will ich gar nicht denken. Ich schreibe dies am 11. Januar 1889 unter dem Donner der Geschütze auf S. M. Kreuzer Möwe."

Den katholischen Brüdern in Pugu ging es noch schlimmer. Die Mordbrennerbande warf sich nämlich, von Dar-es-Salaam zurückgeschlagen, auf diese friedliche Mission, um sich dort unter Mord und Brand einen wohlfeilen Triumph zu holen. Die Brüder und Schwestern hatten aller Aufforderungen zu fliehen ungeachtet den ihnen lieb gewordenen idyllischen Ort nicht verlassen wollen; sie bauten dabei auf das treffliche Einvernehmen mit den Eingebornen. Nun brach auch über sie das Verderben herein. „Als wir uns," so schreibt Pater Am Rhein, „am 13. Januar mittags unter der Veranda des Bruderhauses vom Mittagstisch erhoben und paarweise unter dem Gebet des Miserere nach der Kirche zogen, da krachte ein Schuß an dem nahen dichten Buschwald und Bruder Petrus stürzte mit einem leisen Aufschrei zu Boden; durch die Brust geschossen hauchte er seine Seele aus, gerade als die Worte des Psalms: „nach deiner großen Barmherzigkeit" auf seinen Lippen erstarben. Ehe wir uns nach dem Bruder beugen konnten, erdröhnten Schüsse rings um das ganze Kloster. Etwa 150 Araber drangen unter unausgesetztem Flintenfeuer von allen Seiten hervor. Vom gegenüberliegenden Schwesterhaus war Schwester Martha mit einem vor kurzem getauften Negerkinde auf dem Arme nach der Kapelle geeilt und fand hier samt dem Kinde gleichfalls die Palme eines heiligen Todes. Ich sprang aus dem Zimmer, mußte aber vor dem Kugelregen zurückweichen; fast ohne Hoffnung sprang ich mit Bruder Joseph durchs Fenster und brach mitten durch die Linie der feuernden Feinde hindurch durch den Bananengarten den Abhang hinunter dem

Buschwalde zu." Die beiden Geflohenen gelangten von einem Eingebornen geführt auf geheimen Pfaden total erschöpft und halb verhungert und verdurstet am 15. Januar nach Dar-es-Salaam und wurden von der „Leipzig" nach Sansibar gebracht. Eine Schwester und zwei Brüder waren bei dem Überfall getötet worden, vier fielen den Arabern lebendig in die Hände und mußten später für 12000 Mark und 10 Sklaven von Buschiri ausgelöst werden.

Dieser Bandenführer bezog, als er seine gewaltsamen Angriffe auf die Deutschen in Bagamojo als vergeblich erkannte, 6 Kilometer von diesem Orte ein Lager, von welchem aus er die Station fortwährend beunruhigte. Die kleine Besatzung hatte daher die angespannteste und aufreibendste Aufmerksamkeit nötig, besonders da der Gegner durch Spione von allem genau unterrichtet wurde. Nachdem die deutsche Marine Ende März noch Saadani, wiewohl ziemlich erfolglos, beschossen und das obengenannte Sklavenhändlernest Kondutschi ausgebrannt hatte, trat eine Art von Waffenruhe ein, während deren Buschiri sein Lager befestigte und immer mehr Streitkräfte an sich zog. Diese Waffenruhe dauerte bis zum Beginn der Operationen Wissmanns.

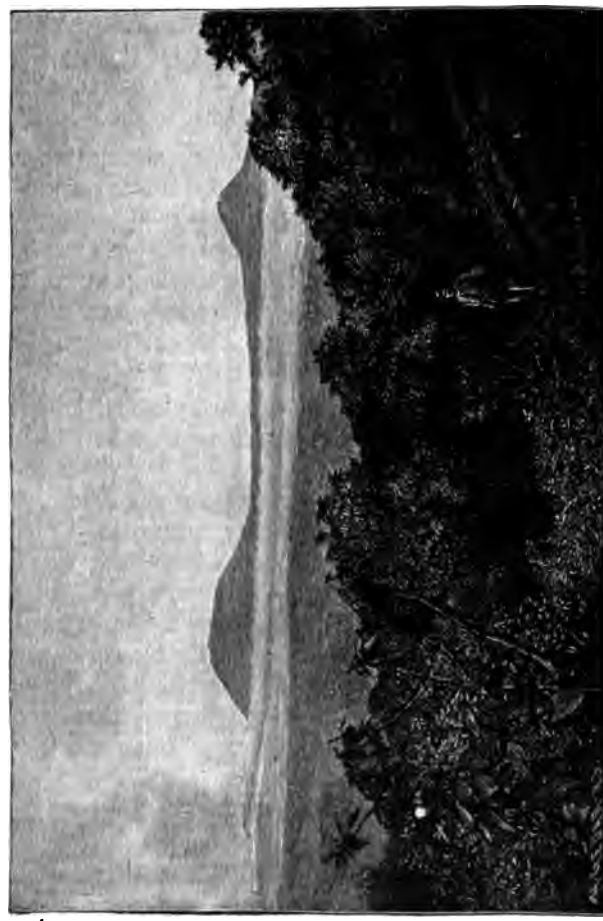
Doch bevor wir zur Darstellung dieses zweiten Aktes des großen ostafrikanischen Schauspiels übergehen, wollen wir der Schicksale zweier Reisender gedenken, die ahnungslos das Hinterland durchzogen und an der Küste dann plötzlich den Aufständischen in die Hände fielen, Hans Meyer und Oskar Baumann.

Afrikareisender Dr. Hans Meyer.

Dr. Hans Meyer, der Sohn des bekannten Konversationslexikon-Meyers, ein junger, 1858 geborener Mann von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung und weitem Gesichtskreis, der bereits eine Weltreise hinter sich hatte, machte sich schon 1887 in Begleitung des Herrn von Eberstein, eines Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, auf, um den höchsten deutschen Berg, den Kilimandscharo zu besteigen. Er trat die Reise von Mombas aus an und erblickte nach sechzehntägiger

Reise von Taweta aus zum erstenmal den Schneegipfel des Kilimandscharo. Diese plötzliche Erscheinung wirkte geradezu ergreifend.

Die graubraune, sonnenverbrannte Steppe lag hinter dem Reisenden, und statt deren Eintönigkeit entwickelte sich ein wunderbares Panorama: Im Vordergrunde der hellschimmernde Jipe-See, dann



Der Kilimandscharo von Marangu aus gesehen.
Kibo 6000 Meter hoch. Kimawenzi, 800 Meter niedriger

dunkle Wälder, darauf der untere Teil des mächtigen Gebirgsstockes und über den Wolken aus dem Himmelsblau strahlend in blendender Weise der Hauptgipfel des Berges, an dessen ewigem Schnee die Sonnenstrahlen vergeblich lecken. „Welche Gegensätze sind in diesem Bilde vereinigt! Hier unten die Glut des Äquators und tropisches

Leben, neben uns der nackte Neger und vor uns Palmenhaine; dort oben die Eisluft der Pole, die überirdische Ruhe der gewaltigen vegetationslosen Natur, ewiger Schnee auf erloschenen Vulkanen."

Mareale, der jugendliche Häuptling von Marangu, gab dem Dr. Meyer 3 Führer zur Besteigung des Berges mit, während er von seinen eignen Leuten nur 22 mitnahm. Durch Urwald, in dem Elefanten hausen, begann der Anstieg, der über offene Grasmatten ohne erhebliche Bodenschwierigkeiten weiter führte. Es galt die Ersteigung des Kibo, des Hauptgipfels, der eine Höhe von 6000 Metern erreicht, also den Montblanc um 1200 Meter noch überragt. In ungefähr 4000 Meter Höhe wurde der erste Schnee erreicht, der für Meyers Leute ein Gegenstand des Staunens und Mißtrauens war, hatten sie doch solchen Stoff nie zuvor gesehen! Auch als Meyer ihnen durch Verzehren des Schnees bewies, daß diese „Medizin" nichts Furchtbares an sich habe, blieb die Stimmung der Neger eine gedrückte; sie hockten stumm, vor Kälte schaudernd, um ihr Feuer, das mit Krautstengeln genährt wurde. Als am andern Morgen bei 5 Grad Kälte der Aufbruch erfolgen sollte, erklärten die Schwarzen angesichts des in der Frühsonne funkelnden schneeigen Gipfels, diesem geheimnisvollen Spuk nicht näher treten zu wollen. Nur drei waren zum Weitergehen zu bewegen, und mit diesen und Herrn von Eberstein setzte Meyer seinen Weg weiter fort. Über eine mit Lavatrümmern besäte vulkanische Hochebene ging es weiter; und als es hier zu kalt wurde, schickte Meyer auch die letzten drei Schwarzen zurück, nur mit Eberstein weitersteigend. Noch lag der ehemals thätige Krater 1000 Meter über der Hochfläche. Eine Nacht, in der die nur schlecht gekleideten Reisenden vor Kälte zitterten, ging der Besteigung des Kraters voran, und bei 11 Grad Kälte wurde dieselbe begonnen. Mühselig war das weitere Werk, und auch von Eberstein mußte zurückbleiben, so daß Meyer allein die Erklimmung bis zum Krater ausführte; nur eine senkrechte, etwa 40 Meter hohe blaue Eiswand hinderte ihn, bis zum Rande desselben zu gelangen.

Diese gelungene und doch noch nicht mit vollem Erfolge gekrönte Expedition stachelte Meyers Reiselust nur noch mehr an. Er nahm sich vor, auf einer zweiten Reise die Besteigung auch der letzten Höhe zu erzwingen und dann die noch unerforschten Gebiete westlich vom Kilimandscharo zu besuchen. Diesmal gewann er als Begleiter den Dr. Baumann aus Wien, einen Kongoreisenden und geübten Topographen. Am 22. August 1888 fuhren beide Männer von Sansibar nach Pangani. Hier war es bei der Flaggenhissung zwar schon zu Unruhen gekommen, allein diese schienen nicht ernster

Natur zu sein und man glaubte, sie seien bereits niedergeschlagen. Darum ließen sich unsre Reisenden nicht abhalten, am 27. August ihren Marsch anzutreten. Sie besuchten im Vorbeigehen, wie wir gesehen haben (S. 179), die deutsche Tabaksfarm zu Lewa, ließen die Hauptkarawane von 200 Trägern die gewöhnliche Straße im Panganithale aufwärts ziehen und durchwanderten selbst auf Wegen, die noch von keinem Europäer betreten waren, die Landschaft Usambara, das Hinterland von Pangani. Sie fanden ein schönes, wasserreiches bis 2000 Meter steigendes Hochland, mit Urwald bedeckt und von den durch arabische Halbcivilisation noch nicht verdorbenen Waschamba bewohnt, die ihnen überall freundlich entgegenkamen; außerdem trafen sie eine noch ältere Bevölkerung, die Wambugu an, deren Wohnsitze sie lebhaft an die Tiroler Almhütten erinnerten. Nur daß dem Tiroler Bauern einzig der kurze Sommer den fröhlichen Aufenthalt auf der Alm ermöglicht, während in der Heimat der glücklicheren Wambugu ewiger Sommer herrscht. Zu allen Jahreszeiten tönt dort der Ruf des Hüterjungen und das Brüllen des prächtigen Buckelrindes durch die herrlichen, kühlen Hochweiden.

Als sie nach diesen schönen Tagen weiter westwärts nach Gondja kamen, wo sie die Hauptkarawane zu treffen gedachten, fanden sie dort keinen einzigen ihrer Leute vor und hörten, daß dieselben in Masinde vom Häuptling Sembodja aufgehalten und zurückgeschickt seien. Dieser hatte sich scheinbar zu der deutschen Herrschaft freundlich gestellt, hielt es aber heimlich mit Buschiri und hatte von diesem den Auftrag, die beiden Europäer ihm in die Hände zu liefern. Eiligst zogen diese nun von Gondja nach Masinde zurück, um die Sache klar zu stellen. Sie fanden in Sembodja

Sembodja.

einen widerlichen, kleinen und ausgemergelten alten Burschen von ziemlich heller Farbe mit zusammengekniffenem Gesicht und kleinen verschmitzten Augen. Er empfing sie, Betel kauend, auf seinem Bette sitzend, von seinen Ministern umgeben und erklärte, die Träger seien durch einen Brief des Wali zurückbeordert worden. Als die Reisenden sich auf die deutsche Herrschaft in Pangani beriefen, lachte er ihnen ins Gesicht, er kenne keine Wadatschi (Deutsche), sondern nur den Sultan und die Araber, die seit jeher die Herren des Landes gewesen. Die Lasten der Träger waren ziemlich unversehrt zurückgeblieben. Dagegen sagten nun auch die Träger, die die Reisenden bei sich hatten, den Dienst auf und zogen ab.

So waren sie denn gänzlich hilf- und machtlos den Erpressungen und Betteleien des gierigen Sembodja ausgesetzt, der nach allem verlangte, was er gerade sah, z. B. beim Essen nach den Gabeln. Auch hielt er sie über Gebühr fest und ließ sie noch dazu hungern. Sie hatten nur noch 7 Diener, darunter 2 Somali, die durch fortwährendes freiwilliges Hungern — dies Volk ist nämlich ungemein wählerisch im Essen — so herabgekommen waren, daß sie fast zu nichts mehr gebraucht werden konnten. Außerdem standen ihnen 5 störrische Esel zur Verfügung, die später auf dem Marsche fortwährend ihre Lasten abwarfen und querfeldein jagten. Ihre ganze kostbare und sorgfältig gewählte Ausrüstung, alle Güter und Waffen, sowie die meisten Privatkoffer mußten in den Händen des schuftigen Negers zurückbleiben. Mit einem geringen Rest von Sachen zog dann am 9. Oktober die traurige kleine Karawane abwärts der Küste und ihrem bösen Schicksal zu.

Nach einigen Tagen begegnete ihnen eine Bande von etwa 30 mit gestohlenen Mausergewehren bewaffneten Galgengesichtern in Korkhelmen, Jägerhemden, Matrosenjacken und andern offenbar geraubten europäischen Kleidungsstücken. Diese Kerle begrüßten die beiden Weißen mit gekünstelter übermäßiger Freundlichkeit und erklärten, sie seien vom Wali von Pangani ihnen entgegengesandt, um sie sicher nach der Küste zu bringen. Meyer und Baumann waren über diese ihnen aufgedrängte Garde natürlich nichts weniger als erfreut, mußten sie sich aber wohl oder übel gefallen lassen.

Sie kamen bald an den traurigen Überresten von Lewa vorbei. Wie hatte sich hier alles in den wenigen Monaten, seit sie hier ihre Spieldose hatten erklingen lassen, geändert! Zwar das Magazin mit der großen Presse stand noch ziemlich unversehrt da, aber das Wohnhaus lag in Trümmern und keine fröhlich singenden Arbeiter belebten mehr die Plantage, deren strotzende saftgrüne Pflanzen

ungeerntet dem Verderben entgegenfaulten. Herr Koch und seine Beamten selbst waren glücklich mit dem Leben davongekommen. Am 5. Oktober hatten sie, der Aufforderung des Wali von Pangani weichend, die Plantage verlassen. Etwa 150 von ihren Arbeitern, Männer, Weiber und Kinder, hatten sich weinend und ihnen die Hände reichend zum Abschied um sie gedrängt. Abends waren sie in Pangani angekommen, aber nur mit Mühe von dem Wali vor der Wut der bewaffneten Banden geschützt und in ein festes Haus gebracht worden. Den andern Tag hatten sie absegeln sollen, waren aber durch die Niedertracht des Daufährers auf den Sand gesetzt und infolgedessen noch einen ganzen Tag den Unverschämtheiten und Erpressungen der feindlichen Horden ausgesetzt gewesen. Erst am 7. Oktober waren sie glücklich abgefahren, dabei aber noch „unter dem Namen Salutschüsse" scharf beschossen worden.

Für die Herren Meyer und Baumann war der Anblick der Ruinen von Lewa ein böses Vorzeichen, sie erfuhren nun auch allmählich von den Ereignissen an der Küste und sahen mit Bangen dem entgegen, was ihrer wartete. An Widerstand war nicht zu denken; so wappneten sie sich mit Geduld und orientalischem Fatalismus. Sie sollten ihn bald nötig haben. In der Nähe von Pombue brachte die saubere Räuberbande ihre Opfer unter allerhand Versprechungen auf eine, wie sich später herausstellte, Buschiri gehörige Schamba. Dort erhielten die beiden Weißen auf der Veranda des Hauses zuerst ein gutes Mahl, wobei man sie noch aufmerksam bediente; nachher rauchten sie eine Cigarre. Die Sonne war untergegangen, der Mond schien hell, die ganze Gesellschaft hatte sich scheinbar unbefangen um die beiden versammelt. Da sah Baumann, wie der vor ihm auf einer Kiste sitzende Führer der „Soldaten" einem hinter ihm stehenden herkulischen Kerl ein Zeichen gab. Rasch griff er nach seinem Revolver, aber in demselben Augenblick wurde er mit unwiderstehlicher Gewalt von hinten gepackt, bestialisch gewürgt, mit Keulen auf den Hinterkopf und ins Gesicht geschlagen. Dann fesselte man ihn mit schweren Ketten und Fußeisen, nahm ihm alles fort und riß ihm die Kleider stückweise vom Leibe. Der Räuberhauptmann hielt ihm unter Drohungen Meyers Magazingewehr vor. Da sagte ihm Baumann, er solle sich schämen, als alter Soldat Stanleys derartig gegen einen Sohn Bula Mataris (Stanley) vorzugehen. Von da ab hielt sich der Schurke abseits, ja er wagte den Wehrlosen und Gefesselten nicht einmal mehr ins Auge zu blicken. „So tief," sagt Baumann, „ist selbst den schlechtesten und rohesten Negern, die unter Stanley am Kongo

gedient, der Stempel seiner eisernen, auf strengen Rassenunterschied gegründeten Disciplin aufgeprägt!" Dr. Meyer war es natürlich ebenso gegangen. Beide lagen bald auf Negerbetten in der Hütte, doch sah Meyer weniger zerfetzt, zerprügelt und mit Blut und Schlamm bespritzt aus als Baumann. Nach wenigen Worten schliefen die beiden Leidensgefährten in totenähnlicher Erschöpfung fest ein. Bald aber wurden sie wieder geweckt, zuerst durch den Höllenlärm, den die Schwarzen bei Teilung der Beute vollführten, dann durch eine Schar Weiber, welche, darunter auch ganz hübsche und junge, kamen, um die Gefangenen regelrecht zu verhöhnen, zuletzt durch einen jungen Araber, der im Auftrag Buschiris erschien, sich nach ihnen zu erkundigen, und auf Befragen, wie man dazu käme, harmlose Reisende in Ketten zu legen, dies für „Landessitte" (eine recht gastliche Sitte!) erklärte.

Von einer „netten und angenehmen" Negerin, die den Gefangenen am andern Tage Reis, Fische, Tabak und Thee brachte, er-

Zusammentreffen mit Buschiri

fuhren diese, daß die Räuber Sklaven eines mächtigen arabischen Kriegsmannes, Buschiri bin Salim, seien. Von diesem Manne hing also ihr Schicksal ab. Wiederum verging der Tag in Unruhe und Ketten, und der Schlaf der nächsten Nacht wurde gegen Morgen unterbrochen durch lauten Waffenlärm und den Klang vieler Stimmen. Gleich darauf — so fährt Baumann fort — drang heller Licht-

schein in unser Gefängnis und durch die niedere Thüre trat, gefolgt von der ganzen Räuberbande, eine Gruppe schwerbewaffneter, finsterblickender Araber ein. Unter diesen fiel uns sofort ein greiser, untersetzter, lichtfarbiger Mann in feiner Kleidung und mit guten Waffen auf. Sein Gesicht war von einem schneeweißen Barte umrahmt, seine Augen hatten trotz ihrer tiefen Schwärze etwas Adlerartiges und sahen mich mit einem eigentümlich kalten, man könnte sagen grausamen Blicke an. Wir fühlten, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Das trotzige Aussehen des Mannes, der offenbar Buschiri selbst war, ließ uns nichts Gutes hoffen. Ich muß gestehen, daß ich mein Ende nicht mehr fern glaubte, und erst, als ich einen Indier unter den Leuten erblickte, gewann ich meine Fassung wieder. Denn diese schlauen Geschäftsleute beteiligen sich grundsätzlich nie an Gewaltthaten. Buschiri selbst verließ nach kurzem Gruße mit seiner Begleitung das Zimmer, nur den alten Indier zurücklassend. Derselbe verlangte darauf nach endlosen Umschweifen im Namen Buschiris, der „Geld brauche", von Meyer ein Lösegeld von 10000 Rupien (über 15000 Mark), die er ihm gegen 25 Prozent Zinsen sofort leihen wollte. Im Falle der Nichtannahme sollten wir sofort ermordet werden. An dem Ernst der Sache war nicht zu zweifeln, und so blieb Meyer nichts übrig, als einen Schein für die verlangte Summe zu unterzeichnen. — Nun erst fielen die Fesseln, und die scheußlichen Fußeisen. Buschiri bat die Befreiten wegen des Vorgefallenen um Entschuldigung und empfing sie nunmehr mit orientalischer Höflichkeit als seine Gäste. Sie bekamen bald die Überzeugung, daß ihr nunmehriger Wirt eine über das Mittelmaß hinausragende Persönlichkeit, ein zielbewußter, energischer Mann sei.

Auch auf politische Dinge kam das Gespräch. Den Brief an Sembodja hatte kein Wali von Pangani, sondern Buschiri selbst geschrieben. Die Mißhandlungen seitens der Schwarzen habe er nicht angeordnet, sondern den Anführer der Bande dafür gezüchtigt. Übrigens könnten sie wohl schmerzen, aber so wenig beleidigen als etwa der Biß eines Hundes. Im weiteren Gespräch erklärte er, in ganz Ostafrika gäbe es nur drei tapfere und bedeutende Araber, der eine sei Tippu Tip, der allmächtige Gebieter am Kongo, der andre Mbaruk, der jahrelang gegen Seid Bargasch gekämpft, und den dritten verbot ihm seine Bescheidenheit keineswegs zu nennen. Dem Sultansgeneral Mathews, der in Pangani habe bleiben wollen, habe er befohlen zu gehen, „und er ging." Dann fuhr er fort: „Den Sultan von Sansibar hasse ich und habe seine Stadt seit zwanzig

Jahren nicht betreten, da man mich dort köpfen würde; jetzt erkenne ich ihn noch weniger an, da er sich nicht schämt, unser Land an Fremde zu verkaufen. Sagt mir einmal, was wollen eigentlich die Deutschen in Ostafrika und warum bleiben sie nicht daheim in Deutschland?" Als man ihn darauf fragte, warum denn die Araber dorthin gekommen seien, antwortete er lächelnd: „Du hast recht, meine Väter verfolgten dasselbe Ziel, welches jetzt die Deutschen verfolgen: sie wollten Ostafrika in Besitz nehmen. Sie gingen aber dabei doch ganz anders vor. Zu Tausenden kamen sie von Arabien, eroberten das Land in blutigen Kriegen und setzten sich in demselben fest. Die Deutschen aber kamen wehrlos. Diese schutzlosen Leute benahmen sich trotz ihrer Ohnmacht völlig rücksichtslos; wir sahen der Sache eine Weile zu, dann jagten wir die Weißen einfach fort, wie man übermütige Jungen fortjagt. Ja, die Engländer, das mag ein reiches und mächtiges Volk sein, aber die Deutschen scheinen mir wohl nur ganz klein (wadogo dogo)." — Nun diesen Irrtum sollte der große Krieger bald mit dem Leben bezahlen!

Noch vor Sonnenuntergang fuhren die beiden in Gesellschaft Buschiris in einem schönen, den Deutschen abgenommenen Boote den Fluß hinunter zur Stadt Pangani, wo sie von den bewaffneten Banden mit grimmigen Blicken und Wutgeheul empfangen wurden. Doch schützte sie die Autorität Buschiris, die weit größer war, als die des Wali. Sie brachten in Pangani noch einen Tag und zwei Nächte unter vielfacher Unruhe, Unterhandlungen und Belästigungen zu. Am 19. Oktober endlich geleitete man sie zu einem Ruderboot, welches sie nicht ohne allerhand übel angebrachte Scherze und Erpressungen von seiten der Ruderer nach dem Sultansdampfer Barawa brachte; nun erst fühlten sie sich sicher und drückten in tiefer Erschütterung dem deutschen Kapitän des Dampfers und seiner Gattin die Hand. Ihre wertvollen Aufzeichnungen und besonders die Aufnahme von Usambara hatten sie vorläufig in den Händen der Araber zurücklassen müssen, doch gelang es durch Vermittelung des englischen Generalkonsuls und eines indischen Großhändlers später, wenigstens den wichtigsten Teil derselben zurückzuerlangen.

Nach den Siegen Wissmanns und dem Tode Buschiris wurde — so wollen wir gleich hier vorwegnehmend berichten — eine Expedition unter Leutnant Schmidt nach Masinde zu dem schuftigen Sembodja gesandt, um ihn im Guten oder Bösen zur Unterwerfung zu bringen. Der geriebene Neger kannte jetzt die Deutschen mit einem Male sehr wohl, erklärte seine devoteste Unterthänigkeit, lieferte die von Meyer zurückgelassenen Lasten aus und leistete für das Ab-

handengekommene vollständigen Schadenersatz. Die Plantage Lewa wurde zuerst von Wissmannschen Truppen militärisch besetzt, dann erschienen die Beamten der deutschen Plantagen-Gesellschaft von neuem und sofort drängten sich wohl 500 Schwarze, frühere Arbeiter der Plantage, unter allen möglichen Freudenbezeugungen heran. Schnell wurde das zerstörte Stationshaus wieder aufgebaut und der Tabaksbau von neuen in Angriff genommen. Buschiris Schamba, wo Meyer und Baumann überfallen wurden, wurde vom Reichskommissar wegen einer unbezahlten Schuld des toten Rebellenführers ebenfalls der Plantagen-Gesellschaft zugesprochen, und die herrlichen Ananas- und Zuckerrohrpflanzungen, über die schon jene beiden Reisenden gestaunt hatten, werden jetzt für die deutsche Gesellschaft nutzbar gemacht.

Meyers und Baumanns Energie ist durch das Unglück, das sie auf dieser Reise betroffen hatte, nicht gebrochen worden. Meyer führte im Sommer 1889 seinen Vorsatz endgültig und glänzend durch, diesmal in Begleitung des Salzburger Professors Purtscheller. Er fing diesmal die Sache weit rationeller an, indem er die Festung gleichsam belagerte. Auf dem Sattelplateau zwischen Kibo und Kimawenzi bezog er mit Purtscheller und einem treuen Panganineger ein Zeltlager in einer Höhe von 4350 Meter. Warme Schlafsäcke, Eispicken, Schneebrillen, kurz alle für einen Alpensteiger notwendigen Geräte waren mitgenommen worden, und ein regelmäßiger Lebensmitteltransport vom Dorfe Marangu zu der am oberen Waldrande lagernden Hauptmasse der Karawane und von da zu dem kleinen, öfter den Ort wechselnden Zeltlager wurde eingerichtet. In dieser kalten Höhe verbrachten die Reisenden sechzehn Tage, des Nachts geschützt durch Pelzsäcke, untersuchten das ganze Hochgebirge und bestiegen viermal den Kibo, dreimal den Kimawenzi; die im Jahre zuvor unersteigliche Eiswand machten sie durch eingehauene Stufen gangbar, durch eine Scharte im Bergwall gelangten sie auf den Kratergrund, den höchsten Gipfel aber, und damit die höchste Spitze deutscher Erde überhaupt erreichten sie nur einmal. Unter Hurra hißten sie auf ihr, 6000 Meter hoch, die deutsche Flagge und gaben ihr den Namen Kaiser-Wilhelm-Spitze. — Baumann befindet sich ebenfalls wieder in Afrika. Er macht im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eine genaue Aufnahme von Usambara und zugleich die Vorarbeiten für eine von Pangani nach dem Kilimandscharo zu bauenden Eisenbahn.

Um dieselbe Zeit, wo Meyers und Baumanns Reise so traurig verunglückte, war ein andrer Reisender, der uns schon bekannte

Ehlers glücklicher. Dieser zog im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hinauf zum Kilimandscharo, um die beiden dort gegründeten Stationen Moschi und Aruscha zu übernehmen und das Freundschaftsband, welches Jühlke mit unserm alten Bekannten, dem Häuptling Mandara geknüpft hatte, zu befestigen. Da er von Mombas aufbrach und durch englisches Gebiet zog, merkte er von dem ganzen Aufstand, der hinter seinem Rücken entbrannte, gar nichts. Nach einem äußerst beschwerlichen Marsche durch eine glühend heiße Steppe, wo ihm die Natur, die hier nichts hervorbringt als graue mit fingerlangen Dornen bewehrte Büsche und Sträucher, recht eigentlich „verstruwwelpetert" vorkam, gelangte er in eine von Wild aller Art förmlich wimmelnde Gegend, und hier hatte er ein komisches Abenteuer mit einem Nashorn.

„Ich war," so erzählt er, „der Karawane einige 100 Meter vorausgeeilt und suchte vergebens einen Elefanten — in dieser Gegend eine Seltenheit — der in weiter Entfernung langsam vorübergezogen war, wieder zu Gesicht zu bekommen, als mein Begleiter mich auf ein besonders starkes Nashorn aufmerksam machte, welches einige 100 Schritt vom Wege äste. Da eine Deckung absolut nicht vorhanden war, ging ich direkt auf das Untier los, welches mich gänzlich ignorierte und erst witterte, als ich bereits auf 50 Schritt herangekommen war; dann grunzte es, sichtete mich und nahm mich an. Meine Lage schien mir bei einem etwaigen Fehlschusse höchst bedenklich, und so versetzte ich ihm, als es auf etwa 30 Schritte herangekommen war, eine wohlgezielte Kugel aus meiner Elefantenbüchse gegen den Schädel. Ich wußte damals noch zweierlei nicht, erstens, daß das Nashorn unter allen Umständen nach einem Schuß, einerlei, ob es getroffen ist oder nicht, kehrt macht, die Jagd also gänzlich ungefährlich ist, und zweitens, daß man es mit einem Schuß spitz von vorn überhaupt nicht tödlich verwunden kann. Mein Nashorn verhielt sich denn auch vollkommen vorschriftsmäßig, machte mit pikiertem Grunzen eine Wendung halbrechts und bot mir seine Breitseite. Leider war die zweite Patrone ein Versager."

In dem paradiesischen Taweta erwartete ihn eine andre, angenehmere Überraschung. Hier hatte er sich eben häuslich niedergelassen und ließ seine durch ein Bad im vorüberrauschendem Bache erfrischte Haut von der Mittagssonne trocknen, da hallte der Wald von Hunderten von Schüssen wieder, seine Leute eilten herbei und meldeten ihm, eine große Karawane von Wasungu (Europäern) halte soeben von der entgegengesetzten Seite ihren Einzug. Er glaubte anfangs, es sei die Meyersche Karawane, fuhr rasch in die Kleider

und eilte hin. Nun sah er aber, daß die Träger größtenteils Jagdtrophäen und Elfenbein trugen, und hörte von den Eingebornen, es sei „Herr Dickbauch" (bana tumbo). Da wußte er, daß es der ungarische Graf Teleki war, der mit Leutnant Höhne vor anderthalb Jahren ins Massailand gezogen war.

Seitdem die Afrikareisenden zu einer förmlichen Berufsklasse geworden sind, hat sich unter ihnen eine gewisse Etikette ausgebildet. Diese erheischt, daß bei Zusammentreffen zweier an einem Orte der zuletzt Angekommene in der Regel die Höflichkeitsbezeugungen zu eröffnen hat. Trifft jedoch eine Karawane, die von der Küste kommt, mit einer, die nach langer Abwesenheit im Innern auf der Rückkehr begriffen ist, zusammen, so hat die letztere unter allen Umständen den Vorrang und darf die Eröffnung des Höflichkeitsaustausches seitens der andern erwarten. Demgemäß stattete Ehlers zuerst dem Grafen seinen Besuch ab. Durch Massen von Elefantenzähnen, Geweihen, Schilden, Speeren und durch große Herden zahmen Viehes, welche die Karawane mit sich führte, gelangte er in das Zelt zu den beiden Herren, von denen übrigens keiner die afrikanische Bezeichnung als „Dickbauch" durch seine Statur rechtfertigte. Er wurde mit echt ungarischer Liebenswürdigkeit empfangen, sofort über die Weltbegebenheiten der letzten anderthalb Jahre weidlich ausgefragt und zum Diner eingeladen. Nach der „räubermäßigen" Kleidung des Grafen, die bei den Afrikareisenden für chic gilt, erwartete Ehlers auch ein „savoyardenmäßiges" Essen und war daher ganz verblüfft, als er zur festgesetzten Stunde eine sauber gedeckte Tafel mit allem Komfort, eine vorzüglich gezogene Dienerschaft und ein wahrhaft lukullisches Mahl vorfand. Diesmal gaben nun die Herren ihre Entdeckungen und Abenteuer zum besten, sie hatten 32 Elefanten und 99 Nashörner erlegt und führten für 40—50000 Mark Elfenbein mit sich. Am andern Morgen beim Gegenbesuche sagte ihnen Ehlers, der sich bewußt war, ihnen entfernt nichts Ähnliches bieten zu können: „Wollen sie mir die Ehre erweisen, heute mit mir zu speisen, so — bitte ich Sie, mich einzuladen," was denn auch in liebenswürdigster Weise geschah. Dann wurden nach gut afrikanischer Sitte Gastgeschenke ausgetauscht und man trennte sich. Teleki zog ostwärts der Küste zu, Ehlers westwärts gen Moschi.

Durch die dichten Buschwälder, welche Taweta zu einer natürlichen, den Massai unzugänglichen Festung machen, gelangte er nun in das Gebiet dieser gefürchteten Raubhorden selbst. Seine Schwarzen vermaßen sich hoch und teuer, vor den Massai gar keine Angst mehr

zu haben. Abends aber beim Lageraufschlagen zeigten sich am Waldsaum Krieger, die genau so wie Massai aussahen. Da ergriffen die

Tschagga auf dem Kriegspfade.

schwarzen Helden unter entsetzlichem Geschrei die Flucht. Nur ein Junge hielt stand und brachte Ehlers seine Doppelbüchse. Dieser hielt es für angezeigt, sich in Güte mit der Bande, die fortwährend

durch neu aus dem Walde heraustretende Krieger verstärkt wurde, auseinander zu setzen. Er ging auf sie zu und riß eine Handvoll Gras aus dem Boden, was bei den Massai als Zeichen friedlicher Gesinnung gilt. Nun kamen die Gefürchteten in hellen Haufen schreiend und gestikulierend auf ihn zu, mit freundlich grinsenden Gesichtern, schüttelten ihm die Hände und erklärten, Krieger Mandaras, des Fürsten von Moschi, und auf einem Raubzug begriffen zu sein, um Vieh und Sklaven für ihren Gebieter zu erbeuten. Als sie dann hörten, daß Ehlers sich auf dem Wege nach Moschi zu ihrem Fürsten befände, da war des Händedrückens und Schwadronierens kein Ende mehr, und die erwarteten Feinde entpuppten sich als ganz harmlose, heitere Gesellen. Die Mitteilung, daß man sie für Massai gehalten, welche sie in jeder Hinsicht nachzuahmen suchen, erfüllte sie mit sichtlicher Befriedigung.

Den andern Tag begleiteten diese Krieger Ehlers Karawane zu ihrem Fürsten, dem uns bereits von Jühlke her bekannten Häuptling der Wadschagga (S. 158). Ehlers staunte über die Pracht und Frische der herrlichen Berglandschaft und zog in möglichst stattlichem Aufzug unter endlosem Geknall in die Residenz Moschi ein. Mandara ließ ihm sagen, er werde sich glücklich schätzen, ihn zu sehen, und Ehlers beeilte sich, ihm seine Aufwartung zu machen. Durch die enge Pforte einer aus dicht aneinander gepflanzten Dracenen gebildeten, etwa 3 Meter hohen Einfriedigung betrat er ein geräumiges Gehöft mit dem Palaste des Fürsten und einigen Hütten seiner Lieblingsfrauen, deren etliche, umgeben von ihren Sklavinnen, in nichts zu wünschen übrig lassender Dekolletierung auf Kuhhäuten liegend oder hockend, sich wie die Eidechsen von der Sonne braten ließen. Zwei kleine Salutkanonen streckten ihre keineswegs gähnenden Schlünde dem Eintretenden entgegen. Mandara mit einer weißen Zipfelmütze geziert führte ihn in das Haus hinein, schien über die Mitteilung, daß Ehlers sich auf der Station zu Moschi niederlassen wolle, befriedigt, war aber — wie er das aus Grundsatz nie ist — mit den Geschenken nicht zufrieden. An gewöhnlichen Waren, wie er sie von den Händlern erhalten könne, läge ihm nichts, er wolle Hinterlader, Möbel, Dampfmaschinen. Sogar einen Leuchtturm, wie ihn der Sultan von Sansibar besäße, verlangte er, und als Ehlers diesen Wunsch nicht befriedigen zu können erklärte, sagte er: „So gib mir wenigstens eine Nähmaschine, aber eine solche, mit der man mit den Füßen nähen kann.“ Was Ehlers mit allen wertvollen Geschenken nicht gelungen war, des Fürsten Herz zufrieden zu stellen, gelang ihm später mit einem alten chapeau claque.

„Als dieser sich aus einem unscheinbaren flachen Gegenstand in meiner Hand plötzlich mit hörbarem Ruck in einen hohen, schwarzen Hut verwandelte und ich ihn dann dem überraschten Mandara über-

Dracenenallee und Thor eines Hofes im Dschaggalande.

reichte, da war er selig und nannte mich seinen besten Freund. Alle Leute seiner Umgebung wurden gerufen und mußten ihren Fürsten mit seiner neusten Kopfbedeckung bewundern, die er nicht müde wurde auf- und abschnellen zu lassen. Schließlich trat er mit mir

ins Freie und stolzierte wie ein Pfau zwischen seinen Weibern, Kriegern und Hühnern umher. So kam es, daß ich mit Hilfe eines alten Hutes das Herz eines mächtigen afrikanischen Herrschers eroberte und mein chapeau claque, der auf eine standesmäßig verlebte Jugend zurückblickte und seinen letzten Dienst bei einem Ballfest des Vizekönigs von Ägypten gethan hatte, krönte jetzt das Haupt des Fürsten von Moschi. Habent sua fata capelli!"

Die deutsche Station liegt noch etwa 200 Meter höher und macht mit ihren netten Holzhäusern, ihrem Garten und reichen Viehbestand einen sehr einladenden Eindruck; das Großartigste ist jedoch die Aussicht, die man von der Veranda des Wohnhauses genießt, über die endlose Massaiebene, den glitzernden Jipesee, die Ugeno- und Pareberge am Horizont, auf die Riesenpyramide des Meruberges und vor allem auf den funkelnden Schneedom des Kibo. Abends erglänzte die Ebene von vielen Hunderten von Feuern, angezündet von den Elefantenjägern, die dadurch das alte harte Gras vernichten, so daß nach dem ersten Regen frisches, zartes nachwachsen kann; dieses übt eine große Anziehungskraft auf das massenhaft vorhandene Wild, unter welchem die vergifteten Pfeile der Jäger dann gehörig aufräumen. Auf dieser Veranda „zur schönen Aussicht" tafelte Ehlers am ersten Abend mit dem bisherigen Stationsvorsteher und dem englischen Missionar. Der letztere konnte kein Deutsch, der Stationsvorsteher kein Englisch, so sprachen beide miteinander in der Dschaggasprache, Ehlers dagegen verstand wieder diese nicht, sprach aber mit jedem der beiden Herren in dessen Muttersprache, fürwahr eine seltsame Konversation!

Ehlers ist fünf Monate lang in Moschi geblieben und hat von da aus mit 5 Trägern, die ihm sein neuer Freund Mandara stellte, eine Besteigung des Kilimandscharo vollführt, die ihn über die verhängnisvolle Eiswand, vor welcher Meyer das erstemal umkehren mußte, hinausführte. Es zeigte sich ihm nämlich eine Stelle, wo das Eis zusammengebrochen war; dort kletterte er hinauf und befand sich plötzlich am Rande des 2 Kilometer im Durchmesser haltenden ausgefüllten Kraters; er war mit tiefem Schnee bedeckt. An weiteren Forschungen verhinderte ihn aufsteigendes Gewölk, das ihn zu schleunigem Rückzug zwang. Die Träger waren schon lange vorher heulend im Schnee zusammengebrochen.

Wichtiger als dieses doch mehr sportmäßige Vergnügen ist die eingehende Kenntnis des interessanten Dschaggavolkes, die Ehlers während seines Aufenthaltes in ihrem Lande erlangte. Die Wadschagga leben in bienenkorbartigen Hütten mit ihrem Vieh und ihren Frauen

zusammen. Diese letzteren sind, je jünger sie sind um so unbekleideter: 2—4 Perlenschnüre um den Hals und ebenso viele um die Hüfte; an einer derselben ein Zeuglappen so groß wie eine Spielkarte; das ist alles. „Im übrigen trägt das Dschaggafräulein seine eigene Haut zu Markte, und was darüber ist, das ist vom Übel, denn es besteht aus einem Gemisch von Talg und Lehm, das zum Glück nur bei festlichen Gelegenheiten aufgetragen wird." Die Wadschagga essen weder Fische noch Geflügel, nicht einmal Eier; ihre zahlreichen Hühner halten sie sich nur als saa, d. h. Uhr, um sich den Anbruch des Tages ausgackern zu lassen. Darum verspottet der Wadschagga in einem seiner stets von Essen und Trinken handelnden Volkslieder den Suaheli folgendermaßen:

Der Küstenmann ein Schwächling ist,
Weil Hühner er und Fische ißt.
Der Rinder Fleisch, der Ochsen Blut
Gibt dem Wadschagga Kraft und Mut.

Daß sie auch Regen zu machen verstehen, wurde Ehlers klar, als ein Herold Mandaras, mit einem riesigen Antilopenhorn bewaffnet, blasend von Hügel zu Hügel schritt und kund that, der Fürst, der eben einen neuen Palastbau begonnen habe, wünsche binnen vier Wochen keinen Regen zu sehen, wonach sich männiglich zu richten habe.

Die Wadschagga sind Meister in der Schmiedekunst; ihre kurzen starken Schwerter und großen schaufelartigen Speere sind furchtbare Waffen. Der Engländer Johnston sah auf einem Schlachtfeld die Wunden, welche die Leute Mandaras ihren Feinden beigebracht hatten; einzelne Leichen waren dem Rücken entlang vollständig gespalten. Ihr Kriegsschmuck ist sehr kleidsam und wirkungsvoll. Der Krieger trägt um die Schultern einen mit Habichtfedern besetzten kurzen Mantel, einen aufrechtstehenden Straußfederkranz um den Kopf, an der Seite hängt das Schwert in rotgefärbter Lederscheide, in der Rechten trägt er den blinkenden, breiten Speer, in der Linken den ovalen, schwarz-weiß-rot bemalten Schild. So steht der Wadschagga da, ein Urbild wilder, kriegerischer Kraft.

Ehlers verstand es, die Freundschaft des etwas schwierigen und eigenartigen Mandara sich dauernd zu erhalten. Er bewog ihn sogar dazu, vier seiner Krieger mit Geschenken an unsern Kaiser zu senden. Ehlers geleitete sie über Hamburg nach Berlin und führte sie am 20. Mai 1889 in ihrem vollen Kriegsschmuck, wie sie unsre Abbildung zeigt, dem Kaiser vor. Zu ihren Füßen lag ein riesiger, 118 Pfund wiegender Elefantenzahn als Geschenk Mandaras für

Die Abgesandten des Königs Mandara vor Kaiser Wilhelm.
(Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Julius Braatz in Berlin.)

Kaiser Wilhelm. Als letzterer von seiner Familie und dem Hofstaate begleitet zu den Söhnen des Kilimandscharo herantrat, erhoben die Schwarzen ihr Kriegsgeheul, schwangen die mächtigen Speere und begannen ihre Kampfspiele, denen der Kaiser lange zuschaute. Intelligente Leute, wie sie waren, gewöhnten sie sich rasch an den Komfort, der ihnen als Gästen des Kaisers im Kaiserhof geboten wurde. Einer von ihnen sprach schon bald nach seiner Ankunft den Wunsch aus, nach Hause zurückzukehren, aber nicht etwa, weil es ihm nicht gefiele, sondern, weil sonst sein Leben nicht ausreichen würde, um alles, was er gesehen, Mandara erzählen zu können.

Zunächst freilich förderten solche Gesandtschaften die Lage der Dinge gar nicht. Den Deutschen gehörte vorläufig auf dem ostafrikanischen Festlande nichts weiter als die beiden Steinhäuser in Bagamojo und Dar-es-Salaam, jenes gut befestigt und in ein kleines Fort verwandelt, dieses kaum erst in der Befestigung begriffen, beide mit mäßigen, aus schwarzen Askaris und Marinetruppen gemischten Besatzungen versehen, welche durch die in der Nähe gesammelten, sich stetig verstärkenden Araberhaufen in beständiger Spannung und Aufregung erhalten wurden. Es wurde allmählich hohe Zeit, daß diesem für ein großes Reich wie Deutschland beschämenden Zustande ein Ende gemacht wurde. Im Frühling des Jahres 1889 trat denn auch der Umschwung ein.

Am 30. Januar bewilligte der deutsche Reichstag die von der Regierung „zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika" geforderten 2 Millionen Mark definitiv — nur der Freisinn und die Sozialdemokratie stimmten für die Sklavenjäger und Menschenhändler.

Zum „Reichskommissar" für Ostafrika wurde der fünfunddreißigjährige preußische Premierleutnant Wissmann ernannt.

Hermann Wissmann ist geboren am 4. September 1853 zu Frankfurt a. d. Oder, wo sein Vater Regierungsassessor war. Seine Mutter, eine geborene Schach von Wittenau, erzog den nicht immer leicht zu lenkenden, eigenwilligen und entschlossenen Knaben mit großer Sorgfalt, die Erzählungen seines Vaters aus der Geschichte Deutschlands und der Natur fremder Länder und Völker lenkten frühzeitig seinen Geist auf diese Dinge. Ungünstig für seine Jugendbildung waren die häufigen Versetzungen des Vaters. So besuchte er in Langensalza die Bürgerschule, dann in Erfurt die Realschule und

später das Gymnasium, wo er bis Tertia hinaufstieg. In Kiel wurde er dann wieder in die Quarta gebracht. Dort herrschte 1867 noch bei den Holsteinern ein grimmiger Preußenhaß und oft genug mußte er von seinen Altersgenossen den Spottnamen „Kukkuck" hören. Als er sich endlich Genugthuung mit der Faust verschaffte, ging es ihm der Mehrzahl gegenüber nicht gut und mit zerbläutem Rücken und mehreren kleinen Verwundungen kam er nach Hause. Seine Mutter wollte Anzeige bei dem Direktor machen, er aber bat flehentlich, dies zu unterlassen. „Ich erringe mir schon noch die Achtung der Holsteiner", meinte er. Durch mehrfache Einzelkämpfe mit den ihn höhnenden Schulkameraden gelang ihm dies auch in der That. Schon 1868, als er sich eben wieder zur Tertia hinaufgearbeitet hatte, siedelte die Familie nach Neu-Ruppin über, wo er abermals in die — Quarta zurückversetzt wurde. Mit großem Fleiße arbeitete er sich nun wieder bis in die Höhe und kam Ostern 1870 in die Sekunda. Am liebsten hätte er Naturwissenschaften studiert. Da aber der Vater schon 1869 gestorben war, fehlten dazu die Mittel. Darum bat er um die Erlaubnis, auf das Kadettencorps in Berlin übergehen zu dürfen, um wo möglich noch an dem Krieg gegen Frankreich teilzunehmen. Dies wurde ihm gewährt. Er trat in die Prima des Kadettencorps ein, machte aber auch hier seinen Lehrern und Vorgesetzten ihre Aufgabe keineswegs leicht. Sein ungestümer, vorwärts drängender Sinn kam sehr häufig mit der strengen Hausordnung in Widerstreit und an Strafen fehlte es nicht. Mehr aber als diese bewirkte das ernste Zureden eines Vorgesetzten. Er fügte sich nunmehr allen Anordnungen und bestand Ostern 1873 sein

Wissmann.

Fähnrichsexamen, worauf er in das zu Rostock stehende Mecklenburgische Füsilierregiment Nr. 90 eintrat.

Hier lernte er den Afrikareisenden Paul Pogge kennen und wurde durch ihn angeregt, selbst Afrikareisender zu werden. Seine großen Reisen im Südkongogebiet werden wir in einem der nächsten Kapitel erzählen. Sie machten ihn zum berühmten Manne, und da er die Erfahrung eines langjährigen Afrikaners mit großem organisatorischen Talent und der nötigen militärischen Fachausbildung verband, so konnte die Reichsregierung in der That keine bessere Wahl treffen.

Er erhielt durch Patent vom 8. Februar 1889 ziemlich unumschränkte Vollmachten, auch die Oberaufsicht über die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, deren Anordnungen er abzuändern und aufzuheben die Befugnis erhielt.

Seine erste Sorge war, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Die nötige Zahl der Offiziere, Unteroffiziere, Ärzte u. dgl. zu gewinnen war nicht schwer; der Zudrang zu dem von Wissmann eröffneten Werbebureau war ein sehr starker und in erster Linie wurden natürlich solche berücksichtigt, die schon in Afrika thätig gewesen waren. Mehr Schwierigkeiten machte die Beschaffung einer gleichmäßigen passenden Ausrüstung, die Ausstattung der Lazarette, die Einrichtung flachgehender für die Küstenfahrt geeigneter Dampfer und so manches andre; Wissmanns Erfahrung vom Kongo her erwies sich hier als sehr nützlich. Einige der nach Afrika bestimmten Herren wurden vor der Abreise in ihrer neuen Ausrüstung von dem Kaiser gemustert.

Jeder Offizier erhielt einen blauen Gala-Anzug, zwei weiße Kaschmir- und fünf weiße Baumwollenanzüge, außerdem Tropenhelm und hohe Stiefel oder wasserdichte Leinenschuhe mit Ledergamaschen. Rangabzeichen sind Achselstücke und ein bis drei schwarz-weiß-rote Bandstreifen am Ärmel, die Bewaffnung besteht aus Korbsäbel und Revolver in dunkelblauer Tasche. Dazu kommt ein besonderer Jagdanzug, Regenmantel, wasserdichter brauner Poncho mit Öffnung zum Durchstecken des Kopfes, eine Hängematte, die zugleich als wasserdichte Decke, als Tragbahre für Verwundete, ja zur Not als Badewanne dienen kann, sinnreich konstruiertes und zum Zusammenklappen eingerichtetes Mobiliar. Fast die ganze Ausstattung wurde von deutschen Fabriken hergestellt, nur einiges wenige mußte in England bestellt werden. Sodann wurden 5 kleinere mit Geschützen bewaffnete Dampfer beschafft, die Hauptmasse der Ausrüstung aber, auch die Artillerie, an Bord eines größeren Schiffes, der „Martha“

Sudanneger der Wissmannschen Schutztruppe mit zwei deutschen Offizieren und einem schwarzen Unteroffizier.

gebracht, welche mit 10 Offizieren und 75 Unteroffizieren am 27. März von Hamburg abfuhr. Inzwischen warb Leutnant von Behr in Kairo 650 Sudanneger an, lauter gediente Leute, die schon gegen den Machdi gefochten, zumeist aus den Dinka- und Schillukstämmen nördlich vom Viktoriasee. Diese mit ihrem unerwünschten, aber unvermeidlichen Anhang von 400—500 Weibern und Kindern wurden von Port Said nach Aden hinübergeführt und be-

Zeltlager bei Aden.

zogen dort, um sie dem Einfluß der agitierenden arabischen Bevölkerung zu entziehen, ein Zeltlager vor der Stadt. Hier wurden noch Somali angeworben und die ganze Gesellschaft dann nach Bagamojo hinübergeschafft.

Wissmann selbst war schon am 31. März in Sansibar eingetroffen und dann nach Dar-es-Salaam hinübergegangen. Von hier aus fuhr er, um zu rekognoscieren, die ganze Küste entlang. Überall in den feindlichen Plätzen fand er Anstalten zu hartnäckigem Widerstand; Pangani war nach der Seeseite hin in eine Art Festung umgewandelt; wo sein Schiff erschien, zeigten sich hunderte von Bewaffneten in den Schanzen. Zurückgekehrt, schloß er einen Vertrag mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, nach welchem er das Kommando über deren geringzählige, aber kampfgeübte Streitkräfte, die Leitung der Befestigungsbauten und die Verwaltung außer den Zöllen übernahm. Die schwarzen Truppen wurden bewaffnet, im Haupt-

quartier Bagamojo untergebracht und einexerziert. Anfang Mai traf auch die „Martha“ und bald darauf 100 im portugiesischen Mozambique angeworbene Zulus ein, und die Angriffsoperationen konnten nun beginnen.

Buschiri, der Rebellenchef, war auf einen ihm noch vom Admiral Deinhard angebotenen Waffenstillstand eingegangen, hatte denselben aber gebrochen, indem er einem von Wissmanns Leuten, den er gefangen, auf gut afrikanisch die Hände abhauen ließ und so zurücksandte. Jetzt stand er wieder in seinem für afrikanische Verhältnisse recht solide mit verschiedenen Reihen von Pallisaden und Baumstämmen verschanzten und von 600—800 Mann verteidigten Lager anderthalb Stunden von Bagamojo. Von hier aus schrieb er am 6. Mai einen Brief an Wissmann des Inhalts: wie bis jetzt alle Weißen, so würden auch die Deutschen zum Lande hinausgejagt werden, er habe gar keine Angst vor ihnen, sie möchten nur kommen. Und sie kamen schon zwei Tage später.

Früh morgens am 8. Mai standen am Stationshaus zu Bagamojo 6 Compagnien Sudanesen, eine Compagnie Zulus, 30 Somali, in Summa 730 Schwarze und 3 leichte Geschütze bereit. Da alles darauf ankam, gleich im ersten Gefecht Sieger zu bleiben, den schwarzen Truppen aber noch nicht vollkommen getraut werden konnte, so waren der Expedition noch 200 Marinesoldaten beigegeben. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche durch ein sumpfiges mit mannshohem Grase bestandenes Thal, in welches die Sonne glühend niederbrannte, sahen die Truppen das hochgelegene Lager Buschiris in einem Palmenhaine vor sich. Wissmann ließ das Lager auf beiden Seiten umgehen und ohne Schuß bis auf 200 Meter heranmarschieren. Da zeigte sich Buschiris weißer Reiteſel vor dem Lager. Wissmann selbst schoß auf das Tier und gab dadurch das Zeichen zum Feuern. Nun raste das Schnellfeuer aus 800 Mausergewehren eine Minute lang auf der ganzen Linie, während die Geschütze ihre Granaten in das Lager sandten und den mit Eisenstücken feuernden Vorderlader Buschiris schleunigst zum Schweigen brachten. Dann wurde das Seitengewehr aufgepflanzt und unter heftigem Feuer des Feindes von drei Seiten gleichzeitig in das Lager eingebrochen. Zwei Trupps der Feinde waren schon vorher flüchtend hinausgeeilt, unter ihnen Buschiri selbst; was noch im Lager war, wurde kämpfend niedergemacht; man zählte 80 Tote, bis auf 3 Neger alles Araber und Beludschen; wieviel Tote und Verwundete der fliehende Feind mitgeschleppt, ließ sich natürlich nicht feststellen. Im Lager wurden außer vielen Waffen

und 20 Weibern auch 6000 Rupien an barem Gelde erbeutet, aber gleich von den schwarzen Soldaten unter sich geteilt. Der diesseitige Verlust betrug 3 Weiße tot, 4 verwundet, außerdem 9 Schwarze tot oder verwundet. Die Sudanesen besonders hatten sich gut bewährt und waren unter Führung der Weißen draufgegangen, „wie die Büffel." Die Pallisaden wurden darauf eingerissen und das Lager verbrannt. Der Rückmarsch durch das heiße Thal war nach den Strapazen des Gefechtes so anstrengend, daß sich alle Marschordnung auflöste und viele Weiße von den Schwarzen getragen werden mußten.

Durch fliegende Kolonnen, denen auch Berittene beigegeben waren, wurde nun die Umgegend von Bagamojo und Dar-es-Salaam gesäubert, mehrere feindliche Dörfer zerstört und eine Menge Vieh erbeutet. Eine Anzahl Dörfer der Eingebornen baten um Frieden. Auch in der weiteren Umgebung bis Dunda und Pugu fand man keine Spur von Buschiri und seinen Leuten.

Nun konnte Wissmann daran gehen, die nördlichen Häfen anzugreifen. Am 8. Juli wurde die wegen der heftigen Brandung sehr schwierige Landung in Pangani bewerkstelligt und der Ort, der eigentliche Herd des Aufstandes, ohne nennenswerte Verluste genommen; zwei Tage darauf folgte die Einnahme von Tanga. In beiden Orten kamen die reichen Indier, die von den Aufständischen nicht aus der Stadt gelassen waren, den Deutschen freudestrahlend entgegen und begrüßten sie als ihre Retter. Die schwarze Bevölkerung begann, nachdem durch diese Erfolge der Zauber der arabischen Macht gebrochen war, offen auf die Seite der Deutschen überzutreten; sie beteiligte sich eifrig an fliegenden Kolonnen, die zur Säuberung des Landes ausgeschickt wurden, ja sie fing an, Sklavenfänger, unter denen sie so lange zu leiden gehabt hatte, festzunehmen und den Deutschen auszuliefern; es konnten binnen kurzem 6 Menschenräuber durch den Strang oder die Kugel hingerichtet werden. Natürlich wurden Pangani und Tanga ebenfalls befestigt und Besatzungen hineingelegt.

Die ganze nördliche Küste von Dar-es-Salaam bis zum Wangaflusse — in einer Ausdehnung von etwa 400 Kilometern — befand sich nunmehr im unbestrittenen Besitz der Deutschen, und überall kehrten Ruhe und Ordnung, Handel und Wandel rasch wieder; an Stelle der zerstörten Orte entstanden ganz neue mit schönen breiten Straßen. Es galt nun, die großen Karawanenstraßen nach dem Innern zu eröffnen. Von diesen führt die eine von Pangani in das Kilimandscharogebiet, die andre von Baga-

mojo oder Saadani über Mpuapua nach Tabora, wo sie sich in eine zum Viktoria- und eine zum Tanganjikasee führende teilt.

In Mpuapua befand sich die am weitesten westwärts vorgeschobene Station der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welche von den Herren Giese und Nielsen gehalten wurde. Diese waren durch den Aufstand seit lange von der Verbindung mit der Küste abgeschnitten, man befand sich ihretwegen in steigender Besorgnis. Doch kam im Februar die Nachricht, daß sie sich wohl befänden, in Frieden mit den Landesbewohnern lebten, und daß außerdem die Station befestigt und mit 2 Geschützen bewehrt sei. So hoffte man das Beste. Allein Buschiri beschloß nach seiner Niederlage vom 8. Mai sie zu überfallen und an ihnen seine Rache zu nehmen. In der Nacht des 23. Mai erwachte Giese von einem Tone, als fiele etwas zur Erde, sah auf dem Boden das Petroleum aus der Hängelampe brennen und in diesem Schein in der Thüre einen weißgekleideten Araber mit Gefolge stehen. Rasch ergriff er seine Büchse und zielte auf dessen Brust, allein das Gewehr versagte, und Giese mußte nun schleunigst durchs Fenster ins Freie springen. Er eilte im Nachtgewande den Berg hinunter, wobei seine bloßen Füße von Steinen und Dornen jämmerlich zerfetzt wurden. Die Bewohner des unten gelegenen Dorfes, die es mit Giese hielten und schon früher von ihm bewaffnet waren, eröffneten nun aus 40 Mausergewehren ein regelrechtes Feuer auf die von Buschiri genommene Station. Dieser verließ sie daher nach Verlust mehrerer Leute sofort wieder und kehrte erst nach längerer Zeit zurück, um sie zu zerstören. Nielsen fand man am nächsten Tage mit durchschnittener Kehle vor, ein Heldenstücklein, das Buschiri eigenhändig vollbracht hatte.

Giese bezog die Station zwar wieder, sah aber bald ein, daß sie sich nicht halten ließ, da die Leute, durch Buschiris Drohungen eingeschüchtert, ihn verließen. Er verkaufte daher seine Sachen an die englische Mission, übergab die eine Kanone einem Häuptling, und trat, nachdem seine Füße notdürftig geheilt waren, am 4. Juli den Marsch zur Küste an. Es war ein großes Wagnis und eine gewaltige Leistung. Er war krank und hatte nur wenige Leute bei sich, die ihm teilweise entflohen oder aufsässig wurden. Feinde drohten von allen Seiten; er konnte nur zur Nachtzeit und auf wenig betretenen Pfaden marschieren; wenn er durch wasserlose Gegenden kam, war er bisweilen dem Tode des Verdurstens ganz nahe. Einen Fluß hatte er bereits auf einer alten Lianenbrücke überschritten, das Schwierigste aber war in der Nähe der Küste das Passieren des

etwa 100 Meter breiten Wamifluſſes. Dieſe irrte mit den beiden Begleitern, die ihm geblieben waren, lange am Ufer umher, fand endlich einen Haufen Bretter, verfertigte daraus ein Floß und aus allerlei ſchwachem Material einen Strick, mit dem er nach dem jenſeitigen Ufer ſchwimmen wollte. Der Verſuch mißglückte mehrmals, endlich aber gelangte er hinüber und konnte das Floß mit ſeinen zwei Begleitern auf das rechte Ufer ziehen. Am 24. Juli hörten ſie von ferne die Glocken der franzöſiſchen Miſſion zu Bagamojo und waren gerettet.

Wiſſman beſchloß zunächſt dieſe wichtigſte Straße frei zu machen, die Station in Mpuapua wiederherzuſtellen und ſtark zu beſetzen. Er hatte damals 300 Zulus neu anwerben und einexerzieren laſſen. So wurden Mannſchaften für die Expedition in das Innere verfügbar. Am 9. September brach Wiſſmann mit 10 auf Maskateſeln reitenden Offizieren, 14 weißen Unteroffizieren und über 500 Mann wohleingeübter und trefflich bewaffneter Truppen nach dem Innern auf; auch die Waniamweſi-Karawane, die nun endlich in ihre Heimat zurückkehren konnte, zog mit. Er zerſtörte unterwegs zwei Lager aufſtändiſcher Araber und gelangte Ende September nach Mpuapua. Hier ordnete er die Verhältniſſe gründlich, hängte 3 der Spionierei überwieſene Araber auf, ſtellte die Station größer und ſtärker wieder her, und ließ eine Compagnie Sudaneſen (100 Mann) unter einem Leutnant und 2 weißen Unteroffizieren als Garniſon zurück nebſt einem Schnellfeuergeſchütz. Da inzwiſchen ſichere Nachrichten von dem Heranzug der großen Karawane Stanleys und Emin Paſchas angekommen waren, ſo wurde dem Befehlshaber der Station der Auftrag hinterlaſſen, die berühmten Reiſenden in Empfang zu nehmen und zur Küſte zu geleiten. Wiſſmann ſelbſt war am 2. November wieder zurück an der Küſte und meldete lakoniſch: „Karawanenſtraßen ſind für den Verkehr offen.“ Inzwiſchen war es an der Küſte, wo Herr von Gravenreuth als Stellvertreter Wiſſmanns zurückgelaſſen war, keineswegs ruhig geblieben. Denn der Sieg über Buſchiri am 8. Mai hatte nicht, wie man anfänglich hoffte, die völlige Lahmlegung dieſes Rebellenführers zur Folge. Er zeigte ſich plötzlich zu allgemeiner Überraſchung wieder in der Gegend von Bagamojo und Dar-es-Salaam in der Landſchaft Uſaramo und brachte diesmal einige Tauſend ſogenannte Maſiti mit.

Dieſe Maſiti ſind die kriegeriſchen den Zulu nahe verwandten Stämme des Mahengelandes, die nach Livingſtone in den ſechziger Jahren aus dem Kaffernlande nach Norden zogen und ſich ſüdlich

von Uſagara feſtſetzten. Sie haben, wie die Zulu, eine Art militäriſche Organiſation und treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, ſondern leben ausſchließlich von Raubzügen gegen die ſchwächeren umwohnenden Völkerſchaften. Dieſen nur mit leichten Wurfſpeeren, Keulen und rindsledernen Schilden bewehrten Urwilden hatte Buſchiri Ausſicht auf reiche Beute gemacht und ihnen vorgeredet, die Kugeln der Weißen könnten ihre Schilde nicht durchbohren; nun brach er alles verwüſtend mit ihnen in Uſaramo ein. Freiherr von Gravenreuth zog mit den ihm zu Gebote ſtehenden 110 Mann von Dar-es-Salaam gegen dieſen neuen Feind aus und traf bei Jombo, einige Meilen von Bagamojo am 19. Oktober auf ihn. Er hatte von der großen Zahl der Maſiti keine Ahnung und überrumpelte unverſehens eins ihrer Lager, welches von vielleicht 300 Mann verteidigt wurde. Gleich darauf ſah er ſich indeſſen zwei geſchloſſenen Haufen von mehreren Tauſend Maſiti gegenüber. Die Sache fing an ernſt zu werden.

Er teilte ſeine Truppe in zwei Abteilungen, von denen eine den Feind in der linken Flanke umging und den kleineren Maſitihaufen auf den größeren trieb, ſo daß die drohende Umſchließung abgewehrt war. Seine Leute dann in zwei Reihen ordnend, gab er fortgeſetzt Salvenfeuer auf die in geſchloſſener Reihe anſtürmenden Maſiti, welche die kleine Abteilung erdrücken wollten, und warf ſie ſtets zurück. Erſt als Hunderte der Angreifer im Kugelregen wie niedergemäht gefallen waren und die furchtbaren Gewehrſalven nicht aufhörten, hielten ſich die Maſiti, welche vereinzelt bis an die Kolonne herangeſprungen waren, für geſchlagen und ſuchten ihr Heil in der Flucht, wobei viele von ihnen zwei andern deutſchen Abteilungen, welche durch das weithin hörbare Salvenfeuer aufmerkſam geworden waren, in die Hände fielen, andre wurden nach dem Kingani verſprengt, in der Furt überraſcht und erſchoſſen, oder ſie ertranken; viele wurden von den durch Raub und Mord aufgereizten Waſaramo niedergemacht. So endete dieſer Tag, welcher leicht eine Kataſtrophe hätte herbeiführen können, dank der umſichtigen Entſchloſſenheit des Führers und der Feſtigkeit der ſchwarzen Truppen mit einem glänzenden Siege der deutſchen Waffen. Am Abend hatte freilich jeder Soldat von 180 Patronen nur etwa noch 20. Darum war an eine Verfolgung nicht zu denken. Die Maſiti konnten ſich aus dem Staube machen und auch Buſchiri entkam.

Nun zog ſich dieſer Bandenführer, deſſen Anhang allmählich anfing ſehr dünn zu werden, von Uſaramo wieder nordwärts nach Pangani, ſeiner Heimat, zu und wiegelte die Waſeguha auf. Allein

überall traten ihm die deutschen Streifcorps entgegen und schlugen die um ihn sich sammelnden Haufen; ein neu von ihm errichtetes Lager wurde am 10. November von der Besatzung von Pangani erstürmt und Leutnant Schmidt schlug ihn nochmals am 8. Dezember. Endlich wurde den Landesbewohnern die ewige Beunruhigung durch diesen Quälgeist, der sich nichts daraus machte, den Leuten die Hände abzuhacken und Kinder über langsamen Feuern zu braten, zu viel. Die Einwohner eines Dorfes nahmen ihn fest und lieferten ihn gebunden dem Chef der Station Pangani aus und nun wurde kurzer Prozeß mit ihm gemacht; er wurde am 15. Dezember zu Pangani gehängt. Diejenigen, die ihn ausgeliefert, bekamen die auf seinen Kopf gesetzten 10000 Rupien bar ausgezahlt und strichen das Geld staunend ein.

Merkwürdigerweise muß dieser Mann, der so viel Elend über so viele unschuldige Menschen gebracht hat, trotz aller Grausamkeit und Unversöhnlichkeit etwas Fesselndes in seinem Wesen gehabt haben. Wir ersahen dies schon aus Baumanns Schilderung von

Buschiri.

ihm (S. 213), der es sogar bedauerte, wenn er durch Henkers Hand sollte sterben müssen. Auch ein deutscher Offizier, der seine Abholung und Hinrichtung mitgemacht hat, spricht mit einer gewissen Achtung von ihm. Er schildert den Gefangenen und sein Ende folgendermaßen: „Der berühmte Rebellenführer war von kleiner, untersetzter Gestalt. Sein Gesicht, von weißem Vollbart umrahmt, zeigte Energie und Thatkraft, seine großen braunen Augen blickten einen freundlich und zutraulich an. In dem ganzen Wesen des Mannes lag etwas Anziehendes, Entgegenkommendes. Bekleidet war er nur mit zwei bunten Negertüchern. Sein fast vollständig kahler Kopf war mit einem blauen Tuch in Form eines Turbans umwickelt. Als ich den Mann so vor mir sah, konnte ich mich des Mitleids nicht erwehren. Doch die militärischen Gesetze kennen keine Rührung, mit strengem Blick, aber weichem Herzen erwiderte ich seinen freundlichen Gruß: jambo bana. Auf alle an ihn gestellten Fragen gab er bereitwillig Antwort. Wie er selbst erzählt, ist er fünfundfünzig Jahre alt, sein Vater war ein Araber, seine Mutter eine Useguha. Da er sich, wie alle Mohammedaner behaupten, der besonderen Gunst Allahs erfreute, wurde ihm beim Beginn des Aufstandes von allen Seiten der Oberbefehl angetragen. Später fielen die meisten Araber von ihm ab, die Geldzahlungen seiner Freunde hörten auf. Von uns mehrfach geschlagen, wollte er in dem neuen Lager ein ruhiges, unbekanntes Leben führen, doch hier traf ihn der Arm der Gerechtigkeit. Nachdem er nur mit Mühe sein nacktes Leben gerettet, mußte er sich zwei Tage im Busche versteckt halten, um nicht unsern Patrouillen in die Hände zu fallen. Kaum waren wir abgezogen, als er bei einem Versuche, sich Lebensmittel zu holen, von den Eingebornen gefangen und uns ausgeliefert wurde. Am 15., es war ein Sonntag, nachmittags vier Uhr, waren sämtliche Truppen der Garnison vereinigt. Diesmal galt es der Hinrichtung Buschiris. Eine halbe Stunde früher war ihm sein Urteil bekannt gegeben, worauf er erwiderte: „Ich habe es mir gedacht.“ Als alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde Buschiri auf den Richtplatz geführt. Nochmals bat er um sein Leben, welches ihm jedoch verweigert wurde. Der Adjutant verlas das Urteil. Die Schlinge wurde dem Verurteilten um den Hals gelegt, ein Trompetenstoß, und Buschiri hing zwischen Himmel und Erde. Nach Sonnenuntergang wurde die Leiche den Arabern ausgeliefert.“

Indessen hatte es sich schon früher gezeigt, daß Buschiri keineswegs die einzige „Seele“ des Aufstandes war. Eine ganz eigenartige Rolle hatte während desselben schon immer das Dorf Saa-

dani zwischen Bagamojo und Pangani gespielt. Es war ein dichtbevölkerter Ort und seine Bewohner besonders fanatisch. Seine Bedeutung hatte der Ort dadurch, daß er mit Bagamojo zusammen den Ausgangspunkt der großen Karawanenstraße von Mpuapua bildete. Schon am 22. März wurde dieses Dorf von der „Schwalbe" beschossen, aber ohne daß es gelang, die nassen Häuser in Brand zu setzen. Später wurde Saadani eine Zufluchtsstätte für alle flüchtigen Rebellen, ein englischer Missionar wurde hier ermordet und die deutschen Marineboote wurden von hier aus stets beschossen. Darum landete Wissmann, unterstützt von der deutschen Marine, am 5. Juni daselbst mit 500 Mann und 2 Geschützen, erstürmte den Ort und verbrannte ihn. Die Rebellen zogen sich nordwärts nach Uwindje zurück, Wissmann folgte zu Wasser, fand auch hier Befestigungen vor und nahm das Dorf nicht ohne einige Verluste; hier fand sich auch die Bibel des in Saadani ermordeten Missionars.

Man glaubte damit diesen Bezirk für immer unterworfen zu haben, allein man täuschte sich. Die Macht in dieser Gegend besaß ein reicher Araber, Bana Heri, der sich dem Sultan von Sansibar vollkommen ebenbürtig fühlte, sich nicht „Wali", sondern stets „Sultan von Useguha" nannte und bisher nie besiegt war. Vor Jahren bei der Rückkehr von seiner ersten Reise hatte Wissmann in seinem Hause gewohnt; die Gegner waren also alte Gastfreunde. Bana Heri suchte sich auch des religiösen Fanatismus als Waffe gegen die Fremden zu bedienen und dadurch die Widerstandskraft der Seinigen zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so waren in Saadani wieder Häuser gebaut und neue Rebellenmassen versammelt, der Ort wurde wieder angegriffen und nochmals zerstört, aber nur mit dem gleichen Erfolg. So wurde Saadani im ganzen viermal zerstört.

Bana Heri gab nun den Kampf an der Küste auf, sagte seinen Anhängern, die großen Kriegsgeschütze allein seien daran Schuld, daß er sich dort nicht halten könne, und verlegte den Kampf etwas weiter nach dem Innern zu. Um Zeit zu gewinnen ließ er sich scheinbar mit Wissmann auf Verhandlungen ein, hielt ihn mit Versprechungen und Lügen hin, setzte inzwischen ganz Süd-Useguha in Bewegung, legte überall Befestigungen (sogenannte Bomas) an, und bot dem mit den Mafiti anrückenden Buschiri die Hand. Zuletzt sah Wissmann, daß ein weiteres Zaudern ihm nur als Schwäche ausgelegt werden würde, und beschloß Anfangs November energisch gegen Bana Heri einzuschreiten. Aber wo ihn finden? Die Einwohner meldeten stets, er treibe sich flüchtig im Lande umher, statt

Bana Heri.

dessen arbeitete er an einem stark befestigten Lager, zu Mlembule unweit Saadani, verborgen im Urwalddschungel gelegen. Die erste Expedition, die Wissmann aussandte, um ihn zu finden und zu schlagen, fand diese Boma gar nicht, die zweite wurde, als sie am 27. Dezember auf die Höhe vor Mlembule gelangt war, von allen Seiten her beschossen. Die Truppen vertrieben den Feind allenthalben aus den von ihm besetzten Waldrändern, bei der Verfolgung sah sich aber Leutnant von Bülow mit 50 Zulus plötzlich der starkbefestigten Boma selbst gegenüber; die von ihm und bald darauf vom Chef Schmidt unternommenen Angriffe mißlangen bei dem heftigen Feuer aus der Boma und der unsicheren Haltung der Zulus, welche nicht die den Sudanesen eigene Ruhe bewiesen und durch die Verluste rasch entmutigt wurden. Es fielen in diesem Gefecht ein deutscher Sergeant und 14 Zulus. Der Gegner hatte zwar 40 Tote und viele Verwundete, war aber durch den glücklichen Ausgang des Gefechtes doch in seinem Trotze bestärkt worden. Darum beschloß nun Wissmann selbst mit stärkeren Streitkräften den Angriff zu wiederholen. Dieser Kampf sollte erbitterter werden, als alle, die Wissmann bis dahin auszufechten gehabt hatte.

Die Befestigung der Buschboma Bana Heris bestand aus 4 Meter hohen, starken Pallisaden, dahinter waren manneshohe Erddeckungen aufgeworfen, die stark genug waren, selbst den deutschen Granaten zu widerstehen; an den Ecken befanden sich regelrechte Bastionen. Vor dem Walle war ein freies Schußfeld von 20 Metern, dann folgte das undurchdringliche Urwalddickicht. In der Boma befanden sich Häuser. Hier erwartete Bana Heri mit seinen etwa 1500 Mann, die größtenteils mit Hinterladern bewaffnet waren, im Gefühle vollster Sicherheit den Feind. Wissmann hatte, obwohl die Besetzung des Forts von Saadani bereitwillig durch Marinetruppen übernommen wurde, doch nur 500 Schwarze zur Verfügung, außerdem 40 europäische Offiziere und Unteroffiziere und 5 Geschütze. Mit diesen Truppen brach er am 4. Januar morgens zum Angriff auf. Bald gelangten die Deutschen in ein Lager, welches bei ihrer Annäherung vom Feinde unter höhnischem Zurufe verlassen wurde. Dann sahen sie sich vor einem schmalen Thale, auf dessen gegenüberliegender Seite sich ein vereinzelter mit dichtem Gebüsch bedeckter Berg erhob. Durch eine 50 Meter breite Öffnung des Waldes erblickten sie auf dem Gipfel des Berges die Pallisadenwand und dahinter Dächer. Mit einem Gewaltangriff war hier nichts zu machen; der Sturm mußte, sollte er anders gelingen, sorgfältig vorbereitet werden. Das geschah durch ein drei Stunden dauerndes

Feuern. Das Lager wurde mit Granaten, Schrapnells, Gewehrsalven und den Langbleis aus der mitgeführten, sich selbst ladenden Maximkanone überschüttet. Der Feind begrüßte gleich die erste Granate mit jubelndem Geheul, dann folgte während des ganzen Feuergefechtes mit geringen Unterbrechungen ein Kriegsgesang. Auch antworteten die Araber aus ihren Hinterladern und einer Kanone nach Kräften und brachten den Unsrigen manche Verluste bei; einem Artilleriesergeanten wurde unter andern beim Laden der Arm weggerissen. Die Wirkung des Feuers auf den Feind schien nach seinem höhnischen Geschrei zu urteilen nicht eben groß. Es brachen sogar feindliche Trupps aus dem Lager hervor, die die Wissmannsche Stellung im weiten Bogen umfassen wollten; sie mußten durch entgegengesandte Abteilungen zurückgetrieben werden.

Inzwischen hatte Wissmann links einen für den Sturm geeigneten Punkt entdeckt und sandte dorthin 3 Compagnien mit dem Befehl, falls es möglich wäre, den Sturm zu versuchen, vor dem Bajonettangriff aber ein Zeichen mit der Flagge zu geben. Während des Vorgehens dieser 3 Compagnien eröffnete Wissmann ein forciertes Geschütz- und Salvenfeuer auf die Boma. Auch der Feind fühlte, daß jetzt die Entscheidung nahe; es machte einen wunderbaren Eindruck, die Besatzung der Boma in den Feuerpausen nach lautem Vorsingen eines Vorbeters zu Allah rufen zu hören. Jetzt sah man über dem Wald das Flaggenzeichen steigen, die Umgehungskolonne hatte den Waldsaum erreicht und schickte sich zum Sturm an. Das ganze Feuer des Feindes konzentrierte sich nach der bedrohten Flanke und hörte Wissmann gegenüber auf. Dieser stopfte nun auch seinerseits das Feuer in der Front und ging ebenfalls zum Angriff vor. Man hörte zwischen dem rasenden Schnellfeuer im Walde das Hurrarufen der Deutschen sowohl wie der Araber, die es nachzuahmen suchten. Plötzlich, noch ehe Wissmann die Höhe erreicht hatte, schwieg das Feuer oben, eine schwarz-weiß-rote Flagge erschien auf der Boma, und Hornsignale meldeten den gelungenen Sturm. In der genommenen Boma war lauter Jubel der siegreichen Angriffsabteilung. Die Sudanesen umarmten sich jubelnd, alle stürzten auf die Europäer zu, um ihnen die Hände zu drücken und zu küssen. Jeder hatte den Eindruck, daß solche Truppen auch noch schwierigeren Aufgaben gewachsen seien. Von der zähen Tapferkeit des Feindes zeugte, daß jeder Baum in der Boma eine große Zahl Schüsse aufzuweisen hatte, daß die Leichen, die man nicht mehr hatte in den Wald schleppen können, Massen von Wunden zeigten, daß der Boden mit Granat- und Glassplittern förmlich

bedeckt war. Von einer Verfolgung konnte bei dem dichten Urwald, der die Boma umgab, natürlich kaum die Rede sein.

Nach dieser Niederlage flüchtete sich Bana Heri in das Palamakalathal westlich von Saadani, wurde aber am 8. März auch aus diesem letzten Schlupfwinkel durch die deutschen Truppen ausgetrieben und seine befestigten Anlagen und Gehöfte zerstört. Nun gab er den Widerstand auf und machte seinen Frieden mit den Deutschen. Er kehrte nach Saadani zurück und übersandte Wissmann im Mai sein Schwert als Zeichen seiner vollständigen Unterwerfung mit der Bitte, ihm dafür ein andres zu geben, das er fortan in deutschen Diensten tragen werde.

Nachdem sodann weitere Verstärkungen an sudanesischen Truppen eingetroffen waren, konnte Wissmann zur Eroberung der südlichen Hafenplätze schreiten. Kilwa und Lindi wurden Anfang Mai ohne große Mühe nach vorangegangener Beschießung durch die Kriegsschiffe eingenommen, Mikindani bat um Frieden. Auch hier wurde sofort mit den Befestigungsarbeiten begonnen.

Dann kehrte der Reichskommissar, der seine schwierige Aufgabe über alles Erwarten glücklich und rasch gelöst hatte, zu einem längeren Urlaub in die Heimat zurück. Er bedurfte der wohlverdienten Erholung. Ende Juni 1890 kam er in Berlin an. Das deutsche Volk brachte ihm mannigfache Ovationen dar und der Kaiser, der ihn schon im Laufe seiner Thätigkeit zum Hauptmann und dann zum Major befördert hatte, erhob ihn in den Adelstand und kargte nicht mit seiner kaiserlichen Anerkennung. Allerdings war sein Körper durch das Klima und die unausgesetzte Anstrengung schwer erschüttert; er mußte sich auf das Krankenlager legen und brachte einige Monate in dem waldfrischen, kühlen Harz zu, um dann neugestärkt zu seiner Aufgabe zurückkehren zu können.

Während der letzten Kämpfe mit Bana Heri war auch der Leutnant Ehlers mit den Gegengeschenken des deutschen Kaisers für Mandara angekommen. Da das Land zwischen Pangani und dem Kilimandscharo im Februar für noch nicht völlig beruhigt galt, so marschierte er mit militärischem Geleite unter Führung des Chefs von Pangani Dr. Schmidt. Anfangs März kam er zum zweitenmale in Moschi an. Er erzählt über diese Reise in seiner uns schon bekannten launigen Weise folgendes:

„In Lewa, zwei Tagemärsche von Pangani entfernt, vereinigte ich mich mit der Truppe und am 28. Januar setzte sich unsre aus 540 Mann und gegen 20 berittenen Offizieren bestehende Karawane

in der bekannten Gänsemarschkolonne in Bewegung. Da Feindseligkeiten irgend welcher Art, namentlich während der ersten Tage, gänzlich ausgeschlossen erschienen, so wurde ohne sonderliche Vorsichtsmaßregeln marschiert, und ruhig zog die Karawane ihres Weges dahin. Plötzlich sehe ich, wie die vorn marschierenden Soldaten stutzen und gleich darauf in wahnsinniger Flucht nach allen Richtungen auseinanderstieben. Die Träger entfliehen mit ihren Lasten rechts und links in die Büsche oder werfen dieselben ab und suchen schreiend und heulend das Weite. Ein gänzlich unvermuteter feindlicher Angriff hatte die in so manchen Gefechten erprobte Wissmannsche Truppe in die Flucht geschlagen, der Feind hatte Besitz von einem großen Teil der weggeworfenen Lasten ergriffen und die Karawane in zwei Teile zersprengt. Jeder Versuch, die verlorenen Lasten zurückzuerobern oder die Verbindung mit den von uns getrennten Truppen herzustellen, scheiterte an der Zähigkeit des vorzüglich bewaffneten Gegners.

„Ein großer Teil unsrer Leute sowie die Mehrzahl der Europäer hatte Verwundungen zu verzeichnen und die Erbitterung auf unsrer Seite war eine gewaltige. Dem Feinde im Busch beizukommen, war äußerst schwierig, endlich kam Dr. Schmidt auf den vorzüglichen Gedanken, es mit Ausräucherung zu versuchen. Schnell wurden aus Palmenwedeln gewaltige Bündel gefügt, diese mit Petroleum getränkt und angezündet. Unter der Führung einiger beherzter Männer (ich war einer der Beherzten) ging es dann im Sturmschritt gegen den Gegner. Unser Erfolg war ein großartiger und es gelang uns binnen kurzem, nicht nur die verlorenen Lasten zurückzuerhalten, sondern uns auch mit dem Rest der Karawane wieder zu vereinigen. Die ziemlich heftigen Schmerzen einer Stichwunde, die ich an der linken Hand davongetragen hatte, wurden schnell mit Hilfe einiger Tropfen Salmiakgeist — denn unser Gegner war ein gewaltiger Bienenschwarm gewesen — gehoben; dann zählte jeder die Häupter seiner Lieben, und dann zogen wir friedlich weiter unsres Weges. Nach etwa acht Tagen wurde Masinde erreicht, und da zwischen hier und dem Kilimandscharo auch höchstens Bienenschwarmangriffe zu befürchten waren, trennte ich mich von der Militärmacht und gelangte ohne besondere Erlebnisse nach weiteren sechzehn Tagemärschen mit meinen 90 Mann und 10 Soldaten nach Moschi."

Im Laufe des Gespräches mit Ehlers äußerte Mandara, seine Leute seien in Uleia (Europa) sehr gut behandelt worden und niemand habe sie geschlagen; sie hätten in einem Hause so groß wie eine Stadt gewohnt, aus dessen Wänden Wasser und Feuer (Gas) strömen.

„Was haben deine Leute dir von meinem Kaiser erzählt?" „Sie sagten, er sei groß und mächtig und habe mehr Soldaten, als Bananenstauden am Kilimandscharo sind, und viele große Kanonen. Die Menschen laufen bei euch in großen Scharen herum, und man sieht nicht, wovon sie leben, denn alles ist Stein. In einem großen Hause (der Börse in Hamburg) haben sie mehr Menschen gesehen, als es hier gibt. Dieselben sind zusammengestanden wie Schafe im Stall und alle haben Kleider und Hüte gehabt. Die Frau deines Kaisers ist sehr groß und schön, fast so groß wie ich und hat weißes Haar und drei Kinder, die auch weißes Haar haben."

Von Bismarck bedauerte Mandara, daß er tot sei; denn seine Leute hätten ihn in einem Hause gesehen, wo alle Menschen tot seien. Er habe wie lebend dagestanden, aber nicht mehr gesprochen (Panoptikum). Das Bier in Uleia ist sehr gut, aber „ihr habt meine Leute nicht dahin geführt, wo ihr es macht, damit sie es nicht lernen sollen."

„Aber sie haben doch gesehen, wie Gewehre gemacht werden?" „Ja, aber sie haben es nicht verstanden. Alles hat sich gedreht." „Hat deinen Leuten denn Deutschland gefallen?" „Ja, sie lieben es sehr und es ist sehr groß. Sie dürfen das hier aber niemand sagen, ich habe es verboten; denn sie sagen jetzt, Moschi sei klein." — Plötzlich brach er ab und fragte: „Ist es wahr, daß ihr Buschiri aufgehängt habt?" Als Ehlers das bejahte, schien er sich sehr unbehaglich zu fühlen und fragte: „Hängt ihr alle eure Feinde?" „Das versteht sich! Aber dich kann das ja nicht weiter beunruhigen, denn wie wir unsre Feinde hängen, so hangen wir an unsern Freunden, und du bist ja unser Freund."

Am andern Tage wurden feierlichst die Geschenke überreicht: ein Königsmantel und Lohengrinhelm aus der Berliner Theatergarderobe, ein Ring mit Brillanten, ein neusilberner Thalerhumpen, den er mit schäumendem Sekt gefüllt auf einen Zug leerte und mit den Worten: „jetzt ist mir wieder besser" zu neuer Füllung zurückgab. Außerdem Dampfmaschine, Globus, Feuerspritze u. s. w.

Eine große „Mama" und „Papa" sagende Wachspuppe mit beweglichen Augen setzte ihn in das größte Erstaunen, ebenso eine Kuh mit Stimme, in welche man oben Milch hineingießt, um dieselbe unten wieder herauszumelken. Ich forderte Mandara auf, auch einmal zu melken, doch er entgegnete: „das ist nicht eines Sultans Arbeit", winkte einer seiner Frauen und ließ seinem draußen versammelten erstaunten Volke die Kuh aus Europa als Milchspenderin vorführen.

Mandara hätte auch gern noch Kanonen gehabt, aber Ehlers bedeutete ihn mit geschickter Wendung, wenn er solche zu haben wünsche, solle er erst einmal eine fahrbare Straße nach Pangani hinunter herstellen; denn tragen ließen sich solche Dinger nicht.

Mandara zeigte seine Zufriedenheit durch massenhafte Geschenke an gemästeten Ochsen und Schafen, hißte am folgenden Tage die deutsche Flagge und veranlaßte auch die Nachbarhäuptlinge und -Republiken ein Gleiches zu thun.

Damit ist die deutsche Herrschaft am Kilimandscharo auch äußerlich in die Erscheinung getreten. Freilich ist eine fahrbare Straße oder noch besser eine Eisenbahn von Pangani hinauf, zu der übrigens die Vorarbeiten bereits gemacht sind (vgl. S. 215 unten), notwendig, wenn jene herrliche afrikanische Schweiz wirklich erschlossen werden soll. Dann mögen wir noch erleben, daß deutsche Ackerbauer am Fuße des Kibo ihr Blockhaus erbauen.

Die friedliche Arbeit ist unmittelbar nach Niederwerfung des Aufstandes in ganz Ostafrika mit frischer Kraft und verstärkten Mitteln wieder aufgenommen worden. Die eingeäscherten Städte Dar-es-Salaam, Bagamojo, Saadani und andre sind nach einem ordentlichen Bauplan schön und regelmäßig wieder aufgebaut und erweitert worden, für Reinigung und Beleuchtung der Straßen wird durch die deutsche Polizei gesorgt, das Fahrwasser der Häfen ist durch Bojen bezeichnet, Landungsbrücken sind hergestellt, in Bagamojo ist sogar eine Karawanserei und eine Markthalle errichtet. Auf den Stationen sind Gärten und Pflanzungen und ein bedeutender Viehstand angelegt worden, damit sie sich allmählich selbst erhalten. Das Missionshaus in Dar-es-Salaam ist von Bruder Greiner wieder aufgebaut und bezogen. Überall regt sich frisches, neues Leben, die Araber, Inder und Suaheli setzen unbedingtes Vertrauen in die neue Ordnung der Dinge. Daher blüht der Handel und Wandel von neuem auf und die Baulust ist mächtig erwacht. Bagamojo ist bereits wieder eine Stadt von 20000, Dar-es-Salaam eine von 10000 Einwohnern; beide Orte sind durch ein Telegraphenkabel mit Sansibar verbunden worden, und man denkt bereits stark an den Bau einer Eisenbahn zwischen ihnen. Bagamojo wird dann die Hauptstadt, Dar-es-Salaam der Haupthafen des deutschen Ostafrika werden. Aus dem Innern kommen große Elfenbeinkarawanen und in das Innere sind starke Expeditionen gesandt worden zur Begründung neuer Stationen und zur Abschließung von Verträgen unter so bewährten Führern, wie Emin Pascha und dem seit lange in Afrika ansässigen englischen Händler Stokes, die beide in deutsche Dienste

getreten sind. Schon ist in Tabora die deutsche Flagge gehißt worden und das Arabertum des Innern wird sich ebenso der deutschen Herrschaft beugen müssen, wie es das der Küste bereits gethan hat. Sprechen es doch die Araber unumwunden aus, daß sie selbst die von den Deutschen in so kurzer Zeit geschaffenen segensreichen Zustände nie für möglich gehalten hätten. Auch das von vielen Patrioten beklagte Abkommen mit England (S. 172) wird wenigstens das Gute mit sich bringen, daß wir alle unsre Kräfte auf das konzentrieren, was wir behalten haben — und das ist, wie wir gesehen haben, noch reichlich genug. Die deutsche Regierung und das deutsche Volk werden Sorge tragen, daß aus dem deutschen Ostafrika nun wirklich etwas Ordentliches wird.

Kapitel VIII.

Livingstones und Camerons Reisen.

David Livingstone ist der größte aller Afrikareisenden, ein Mann, der ein Menschenalter hindurch gekämpft hat, um dem heimtückischsten aller Erdteile, Afrika, seine Geheimnisse zu entreißen. Kein Reisender hat solche Strecken des schwarzen Erdteils erschlossen, wie der schlichte und doch so tüchtige schottische Missionar, der noch dazu durchaus ein „selbstgemachter" Mann war.

Er wurde im Jahre 1816 in der Nähe von Glasgow von armen, aber durch Rechtschaffenheit ausgezeichneten Eltern geboren; an seiner Wiege stand die Sorge und die liebe Not. „In meinem zehnten Jahre," erzählt Livingstone, „wurde ich als ‚Ansetzer' in eine Fabrik gethan, um durch meinen Verdienst zur Verminderung der häuslichen Sorgen beizutragen. Mit einem Teile meines ersten Wochenlohns kaufte ich mir Ruddimans ‚Anfangsgründe der lateinischen Sprache' und setzte das Studium dieser Sprache noch viele Jahre hernach mit ungemindertem Eifer in einer Feierabendschule fort, welche in den Stunden von acht bis zehn Uhr abgehalten wurde. Das Nachschlagen im Wörterbuche und ähnliche Hilfsarbeiten für diese Schule wurden sodann bis Mitternacht oder noch länger daheim fortgesetzt, wenn meine Mutter nicht Einhalt that, indem sie aufsprang und mir das Buch aus der Hand riß. Morgens um sechs Uhr mußte ich wieder in der Fabrik sein und meine Arbeit bis abends acht Uhr fortsetzen, ausgenommen die Feierstunden für Frühstück und Mittagsbrot. Ich las auf diese Weise manche von den Schriftstellern des klassischen Altertums und kannte mit sechzehn Jahren Horaz und Virgil besser als heutzutage."

So bildete sich der wackre Bursche weiter, allein auf sich selbst angewiesen, zähe und eifrig fortstudierend. Und zu den lateinischen Schriftstellern gesellten sich bald Reisebeschreibungen, die seine Lieb-

lingslektüre bildeten, und einige religiöse Werke, welche ihm bestätigten, „daß Religion und Wissenschaft nicht feindlich, sondern freundlich gegeneinander seien."

Durch Lektüre dieser Art, durch geographische wie religiöse Schriften, wurde aber sein künftiger Lebenslauf bestimmt; er beschloß, sich als Laienbruder der Mission in China anzuschließen, und sich eine medizinische Ausbildung zu verschaffen, um zu diesem Unternehmen geeignet zu sein.

Bei all diesen Plänen spinnt der nun neunzehnjährige Jüngling seine Baumwolle weiter, vor sich auf der Maschine ein Buch, zugleich lesend und die Arbeit überwachend. Während des Sommers verdiente er den ganzen Unterhalt der Familie und im Winter hörte er dann in Glasgow medizinische und theologische Vorlesungen. Welche Energie setzt dies voraus, welche Qualen muß der tüchtige, aufstrebende junge Mann den Tag über bei der mechanischen Beschäftigung erlitten haben, die er einzig des Verdienstes willen betrieb, und doch war er nicht undankbar gegenüber jener Zeit, denn schon auf dem Gipfel des Ruhmes stehend erinnerte er sich später ihrer mit Freude und Dank.

Daß ein Mann, der aus solchem Holze geschnitzt war, der diesen Grad der Entsagung und Energie besaß, es zu etwas Großem bringen mußte, falls er auf ein richtiges Arbeitsfeld geführt würde, liegt auf der Hand. Und dieses Feld findet sich bald: Livingstone legt zunächst an der Universität Glasgow sein Examen als Arzt ab, dann unterwirft er sich in England einer theologischen Prüfung und segelt 1840 als Missionar der Kirchenmissionsgesellschaft nach Südafrika, da der unterdessen ausgebrochene Opiumkrieg seinen Plan nach China zu gehen vereitelte.

Das Gebiet, welches Livingstone als Missionar bearbeiten sollte, lag fern im Norden der Kapkolonie, noch jenseits des Orangeflusses im Lande der Betschuanen, eines Kaffernstammes. In Kuruman ließ Livingstone sich nieder, und da er fand, daß der Mensch nicht gut allein ist, so heiratete er die Tochter des Missionars Robert Moffat, der bereits lange in Südafrika gewirkt hatte. Diese treffliche Frau wußte ihm unter den Kaffern eine Heimat zu bereiten, welche an Schottland erinnerte, und zog auch manchmal Not und Elend ein, so kamen doch bald wieder bessere Zeiten. Oft fehlte es an Fleisch wie an Nahrung überhaupt, und gar manchmal griff die Familie zu Heuschrecken mit wildem Honig, oder die Kinder, die als junge Afrikaner angelsächsischer Abkunft munter zur Freude der Eltern heranwuchsen, verspeisten gleich den Eingebornen fette

Raupen oder Riesenfrösche, die gekocht wie junge Hühner aussahen. Neben der Not fehlten die Gefahren nicht, und eins der ersten Abenteuer, welches der noch junge Missionar erlebte, war der Überfall durch einen verwundeten Löwen, der ihn schüttelte, „wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt", ihm die Haut vom Kopfe riß, die Knochen zu Splittern zermalmte und allein am Oberarm 11 Wunden beibrachte. Aber er ward durch seine Begleiter glücklich gerettet und sollte auch bald die Freude haben, sein Missionswerk gedeihen zu sehen.

Der Kaffernstamm, unter dem Livingstone lebte, hatte zum Häuptling einen Mann Namens Setscheli, welcher in mehr als einer Beziehung hervorragte. Mit ihm beschäftigte sich Livingstone besonders angelegentlich, und der Kaffer lernte bald lesen und fand solche Freude an der neuen Beschäftigung, daß er der Jagd entsagte. Er, der vorher spindeldürr gewesen, nahm nun an Körperfülle wie Weisheit zu und saß tagelang über der Bibel. Sein Liebling war der Prophet Jesaias, von dem er zu sagen pflegte: „Ein ganzer Mann dieser Jesaias, der verstand zu reden." Um seine Unterthanen auch mit den Segnungen des Christentums vertraut zu machen, empfahl er Livingstone ein drastisches, echt afrikanisches Mittel. „Wähnst du denn," sagte er ihm eines Tages, „diese Leute werden jemals dadurch glauben lernen, daß du bloß sprichst? Ich kann sie nur dadurch zu etwas bringen, daß ich sie tüchtig prügle, und wenn es dir genehm ist, so wollen wir die Vornehmsten zusammenrufen und sie alle mit der Litupa (Peitsche aus Nilpferdhaut) gläubig machen!"

Drei Jahre lang war Setscheli Zögling; dann verlangte er die Taufe. Jeder von seinen nun überflüssigen Frauen gab er ein neues Kleid, ließ ihnen die Habseligkeiten, die sie für ihn in ihren Hütten verwahrten, und schickte sie zu ihren Eltern zurück. So einbeweibt empfing er nun mit seinen Kindern die Taufe, während sein Volk noch unter dem Einflusse der Regenmacher und Zauberer verblieb.

Seine Entdeckungsreisen begann Livingstone erst 1849 und zwar damit, daß er beschloß, den im Norden gelegenen See Ngami aufzusuchen, von dem man wohl viel erzählen hörte, den aber noch kein Europäer gesehen hatte. Und damit beginnt die Laufbahn, welche Livingstone berühmt machen sollte, denn das ganze weite Gebiet Südafrikas, welches von seiner Station Kuruman nördlich vom Kapland bis fast zum Äquator reicht, ist in seinen Hauptzügen nach und nach von Livingstone entschleiert und entdeckt worden. Haben auch später, in seine Fußstapfen tretend, andre Forscher nicht unwesentlich mitgeholfen, so kann man doch sagen: Südafrika ist

durch Livingstone der Wissenschaft erobert worden. Keiner hat so wie er die Sprachen, Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen Südafrikas kennen gelernt; er war völlig vertraut mit den Schwarzen, er redete ihre Sprache (denn ganz Südafrika kennt nur eine große dialektisch wenig verschiedene Sprache) so fließend wie Englisch und mußte, als er später seine Werke in der Muttersprache niederschrieb, um Entschuldigung bitten, „daß sie ihm während der langen Abwesenheit ungeläufig geworden."

Am 1. Juni 1849 wurde die Reise angetreten. Die Ochsen wurden an die großen festen mit gewaltigen Verdecken versehenen Wagen gespannt und nun ging es in die Steppe und durch die Akazienwälder, deren fischangelförmige Dornen, von den Holländern „Wart ein bißchen" (Wacht een beetje) genannt, Haut, Kleider und Wagenzeug zerreißen. Die Karawane zählte mit den Führern und Treibern 12 Menschen, dazu 80 und einige Ochsen und 20 Pferde. Die Reise war einförmig und ermüdend, der Wassermangel häufig recht drückend und die Gegend öde und reizlos. Hier und da zeigten sich Trupps von Elens (Boselephas oreas), Antilopen und Straußen, Tiere, welche tagelang des Wassers entbehren können und weit in die wüstenähnlichen Steppen vordringen. Gegen Ende des Monats kamen die Reisenden in ein altes Flußbett und schöpften aus dem Anblick einer reicheren Vegetation die Hoffnung, daß sie bald den See erreichen würden, der doch in Wirklichkeit über 70 Meilen von ihnen entfernt war. Einmal glaubten sie die Wasserfläche schon vor sich zu sehen, während doch nur eine „Salzpfanne", ein ausgetrockneter Salzsumpf, vor ihnen lag; ein breiter Baumgürtel faßte seine Ufer ein, und die weiße Salzebene des Grundes erschien durch die Luftspiegelung bei untergehender Sonne in den schönsten blauen Seespiegel verwandelt. Die Wogen tanzten auf und nieder, und die Bäume spiegelten sich in ihnen so klar und tief, daß nicht allein Rinder, Pferde und Hunde, sondern selbst die Eingebornen dem Trugbilde entgegenrannten. Einen Moment später war die täuschende Erscheinung zerronnen.

In den ersten Tagen des Juli kam die Karawane an den Sugafluß, welcher langsam nach Südosten fließt. Zahlreiche Dörfer der Betschuanen und herrlicher Wald erstreckten sich an seinen beiden Ufern hin — ein köstlicher Anblick dem Auge, das wochenlang nur das einförmige Grau der Steppe gesehen hatte. Hier erfuhr Livingstone, daß der Suga dem Ngamisee entströme, und daß es über den See hinaus ein Land von Quellen, grüner Weide und bebauter Felder gäbe. Auf den einfachen Kähnen der Eingebornen wurde

Livingstone unter dem Löwen.

die Reise fortgesetzt und am 1. August 1859 der See selbst erreicht, welcher eine Breite von etwa 15 Meilen hatte und so seicht war, daß die Kähne stundenweit vom Ufer mit Stangen fortgestoßen werden mußten. Schilf und Buschwald schließt dieses Seebecken ein, dessen Umgebung von einem Betschuanenstamm beherrscht wird. Dieser nennt sich Bajeije, d. h. Menschen, lebt von Jagd und Fischfang, trinkt, raucht und stiehlt gern und liebt den Frieden über alles. Zu Livingstones Zeit war ihr Häuptling Letschulatebe, der in einem Dorfe am östlichen Ende des Sees, am Ausfluß des Suga, residierte. Sein Mißtrauen und seine Habsucht verhinderten die Reisenden, weiter nach Norden in das Reich des mächtigen Sebituane vorzudringen, denn er versagte ihnen Führer, weil er fürchtete, daß die Europäer seinem Nachbar Feuerwaffen liefern und von ihm Elfenbein einhandeln würden. Daher trat die Karawane den Rückzug an. Diese erste von Livingstones Entdeckungsreisen hatte, obgleich sie sich nur bis zum 20. Grad südlicher Breite erstreckte, doch bedeutsame Resultate für die Kenntnis des Innern Afrikas. Sie entschleierte nicht das Gebiet eines großen Stromes, bewies aber doch, daß die Annahme eines großen wüsten Hochlandes im Herzen des schwarzen Erdteils ein Irrtum sei, daß dort ausgedehnte Flüsse, Moräste und Seen existieren und die Oberfläche des Landes eine weit geringere Erhebung als die Randgebirge habe.

Im Jahre 1850 wanderte Livingstone aufs neue von Kolobeng aus, begleitet von Frau und Kind und dem Häuptling Setscheli, welcher den weißen Freund selbst in das Land Sebituanes führen wollte. Auf dem alte Wege kam die Karawane zum Suga; dort aber erkrankte des Missionars Familie am Sumpffieber, und die häufig vorkommende Tsetsefliege ließ den sicheren Tod aller Zugstiere voraussehen, so daß die Reisenden gezwungen waren, umzukehren und die trocknere und gesündere Steppenregion aufzusuchen. Im nächsten Frühjahr drang Livingstone unter günstigeren Verhältnissen vom Suga in nördlicher Richtung vor. Sebituanes Gebiet wurde vom Tschobifluß begrenzt. Um der Tsetsefliege, welche am südlichen Ufer hauste, zu entgehen, ward der Übergang auf das nördliche beschleunigt, doch fielen während der ganzen Reise 43 Ochsen diesem gefährlichen kleinen Insekte zu Opfer. Den Häuptling des Landes traf Livingstone auf einer Insel des Flusses, umgeben von den Großen des Reiches, welche die Gäste mit einem feierlichen Gesang begrüßten. „Euer Vieh," sagte Sebituane, „ist sämtlich von der Tsetse gebissen und wird sicher umkommen; aber das thut nichts, ich habe Ochsen genug und werde euch so viel geben,

als ihr braucht." Sebituane, ein schlanker Mann in den Vierzigern, von olivenbrauner Farbe, kam am nächsten Morgen wieder zu den Fremdlingen, setzte sich an das Feuer und erzählte ihnen, wie er einst ein großes Reich im Süden beherrscht habe, dann aber durch die Angriffe seiner Nachbarn immer weiter nach Norden gedrängt worden und dann am obern Sambesi nach der Unterwerfung vieler Stämme wieder zu Macht und Kriegsruhm gelangt sei. Seine Residenz Linyati am Tschobifluſſe nahm jetzt die Reisenden auf; doch erfreuten sich diese nur kurze Zeit der Gastlichkeit des großen Häuptlings, denn ein Lungenleiden setzte bald darauf seinem thatenreichen Leben ein Ziel.

Livingstone hatte bei den Makololo, dem Volke Sebituanes, einen festen Anhaltepunkt gefunden, und mit ihrer Hilfe konnte er weiter vordringen, und auch als Sebituane gestorben war, erwiesen sich seine Nachfolger dem Reisenden nur förderlich und gestatteten ihm, bis an den Sambesi vorzudringen, den er Ende Juni 1851 zum erstenmale mitten im Herzen Afrikas entdeckte. Es war der große, von Westen nach Osten fließende Strom, der in der ferneren Entdeckerlaufbahn Livingstones noch eine bedeutende Rolle spielen sollte. Hier erst im Angesicht dieses tiefen, zwischen 200 und 400 Meter breiten Stromes erwachte die eigentliche Entdeckerlust in Livingstone; jetzt beschloß er, sich ganz dem Forschungszwecke zu widmen und führte zunächst, um unabhängig und frei zu sein, seine Familie nach der Kapstadt zurück, wo er im April 1852 eintraf und zum erstenmale nach elf Jahren wieder den Anblick civilisierter Zustände genoß. Rührend war der Abschied; die in Afrika gebornen Kleinen segelten unter der Obhut der Mutter nach England, der Vater wandte seine Schritte zurück ins Innere, wo er neben seinem wissenschaftlichen Zwecke aber auch stets die Ausbreitung des Christentums und die Unterdrückung der Sklaverei im Auge behielt; namentlich der letzteren hatte er ewige Feindschaft geschworen, und noch die letzten Depeschen, die er ein Jahr vor seinem Tode in die Heimat gerichtet, atmen glühenden Haß gegen die unmenschlichen Sklavenhändler Ostafrikas.

Auch die Schwarzen Südafrikas haben ihre Politik, und als Livingstone wieder ins Makolololand kam und mit Sebituanes Nachfolger, Sekeletu, darüber beriet, wie er am besten Reise weiter ins Innere fortsetze, mußte zuerst ein großes Pitscho, eine Versammlung abgehalten werden, in welcher über die Reise Beschluß gefaßt werden sollte. Man kam überein, daß mit der Seeküste ein direkter Handel eröffnet werden müsse, und hierzu eigne sich der weiße Mann vor-

trefflich. Das paßte Livingstone; sollte, was er beabsichtigte, später im Makolololande eine Mission errichtet werden, dann mußte auch diese auf die Küste sich stützen können. Also frisch auf nach Westen, hin zum Atlantischen Ozean, durch Gegenden, die noch keines weißen Mannes Fuß betreten! — So lautete die Losung.

Es war ein ernstes Beginnen, und Livingstone schloß vorher mit der Welt ab; er ließ deshalb in der Makololostadt Linyati sein Tagebuch zurück, erhielt 27 tüchtige Makololomänner als Begleiter und machte sich nun auf den Weg. Das war am 11. November 1853. Die Reise war zunächst eine Wasserreise. Er fuhr von Linyati aus den Tschobi abwärts zum Sambesi oder Liambai; dann ging es stromaufwärts. Diese Wasserreise war prächtig; Schilf oder Wälder bedeckten die Ufer, und wo Dörfer in der Nähe lagen, da kamen die Bewohner zu den Schiffen mit Lebensmitteln und andern Geschenken. Wild war in Menge vorhanden, so daß die Karawane in fortwährendem Überflusse lebte. Unweit der Nordgrenze von Sekeletus Reich mündet in den von Nordost kommenden Sambesi ein großer Fluß Liba, dessen schwarze Gewässer in vielen Windungen durch reizende Wiesengelände strömen, die mit ihren einzelnen Baumgruppen einem natürlichen Parke gleichen. Indem Livingstone auf diesem Flusse weiter nach Nordwesten fuhr, kam er in das Gebiet der Balundastämme. Es waren dies friedsame Menschen, welche viel Ackerbau trieben, aus Holz und Thon rohe Menschen- und Tierbilder als Götzen formten und Livingstone wegen seiner weißen Farbe für einen Meermann hielten. Zwei weibliche Häuptlinge, Mutter und Tochter, bestimmten unsern Reisenden, den Fluß zu verlassen, um ihrem Bruder und Schwager Schinte, dem größten Balundafürsten, welcher seitwärts vom Flusse wohnte, einen Besuch zu machen. Obgleich die Regenperiode eingetreten war, Livingstone vom Fieber geschüttelt wurde und der Weg reich an Urwald, aber arm an Dörfern und Wild war, so wurde doch nach Schintes Stadt gezogen. Die jüngere der beiden Fürstinnen schritt, völlig nackt, der Karawane als Führerin voran und zwar so schnell, daß Livingstone auf seinem Ochsen kaum folgen konnte. Schintes Stadt liegt auf einer Anhöhe in einem lieblichen Thale und zeigt eine gewisse Kultur, denn die Straßen sind gerade und die von Feigenbäumen und Zuckerrohr beschatteten Häuser mit hübschen Gärten versehen. Einen widerwärtigen Kontrast zu diesem friedlichen Anblick bildete aber eine Gesellschaft reisender Sklavenhändler, welche mit gefesselten Mädchen vor der Stadt lagerte. Der Empfang des Häuptlings war ein sehr ehrenvoller; es wurde wacker auf der Marimba, einer

Art Holzharmonika gespielt, gesungen, in die Hände geklatscht und viel Beredsamkeit von beiden Seiten verschwendet. Schinte bot dem Doktor als Gastgeschenk zuerst eine kleine Sklavin an und wunderte sich sehr, als dieser das Mädchen ausschlug; vor dem Abschied schenkte er ihm als unzweifelhaftes Freundschaftszeichen einen Muschelschmuck, gab ihm einen Hauptführer und 8 Träger mit auf den Weg und entließ ihn unter den herzlichsten Segenswünschen.

Auch Katema, der Häuptling des nächsten Gebietes, empfing die Reisenden freundlich, gab ihnen reichliche Lebensmittel und wünschte nichts weiter, als daß ihm Livingstone einen neuen Rock aus Loanda mitbringen möge. Die Weiterreise nach Westen ging durch stark bevölkerte Gegenden. Die Stimmung der eingebornen Bevölkerung gegen die Expedition wurde aber um so unfreundlicher, je mehr man sich den portugiesischen Niederlassungen näherte; für die gewöhnlichsten Lebensmittel, welche in Fülle vorhanden waren, wurden die unverschämtesten Forderungen erhoben, und da Livingstone nur wenige Geschenke mit auf den Weg genommen und für den größten Teil derselben schon Verwendung gefunden hatte, so ward der Hunger oft recht fühlbar, und die Eingebornen seiner Begleitung sahen sich sogar mehrmals genötigt, da kein Wild geschossen wurde, Maulwürfe auszugraben und zu verspeisen.

Die Habsucht der Häuptlinge artete in Raubgier aus, und mehrmals wäre es zu Blutvergießen gekommen, wenn nicht die kaltblütige Entschiedenheit Livingstones dem Konflikte vorgebeugt hätte. Die Ursache dieser Demoralisation entging auch unserm Reisenden nicht; auf Wegen, welche außerhalb der Route der Sklavenhändler lagen, fand er die Eingebornen freundlich, willig und gastfrei; dort aber, wo der Sklavenhandel in Blüte stand, war die Bevölkerung und besonders ihre Häuptlinge immer bereit, mit dem Tod zu drohen, wenn nicht ihre Forderungen an Vieh, Schmuck und Menschen erfüllt wurden. Es ist Sitte, daß der Sklavenhändler den Durchzug seiner Ware mit reichen Geschenken erkauft und den Häuptlingen der von ihm berührten Gebiete je einen Sklaven überläßt; dies geschieht nicht bloß deshalb, um sicher zu reisen, sondern auch, um das Entweichen der Sklaven zu hindern, und so ist es denn gekommen, daß diese Häuptlinge von jedem Weißen einen Durchgangszoll zu erpressen suchen, weil sie eben gewöhnt sind, in jedem Weißen einen Sklavenhändler zu sehen. Livingstones Makolololeute benahmen sich auch in den schwierigsten Lagen vortrefflich. Als sie einmal, durch die Gefahren der Reise entmutigt, in ihre Heimat zurückkehren wollten, erklärte ihnen der Doktor, daß er dann allein weiterreisen würde.

Da waren jene wie umgewandelt. „Wir verlassen dich nicht," riefen sie, „wir folgen dir, wohin du gehst, wir sind alle deine Kinder und wollen für dich sterben. Gib uns nur die Erlaubnis zu fechten, wenn die Feinde wiederkommen, und du sollst sehen, was wir leisten."

Am 30. März kam Livingstone an das steil nach Westen abfallende Mosambogebirge, welches die bisher durchzogene Hochebene begrenzt, und sah nun das schöne, breite Thal des Quangoflusses und jenseits desselben portugiesisches Territorium vor sich liegen. Die Freude des mutigen Reisenden war groß, denn mit diesem Anblick war ihm die Gewißheit gegeben, die Küste des Atlantischen Ozeans sicher erreichen zu können. Vier Tage später war das mit einem Wald von Riesengräsern bedeckte Thal durchzogen und der Fluß überschritten. Jenseits desselben lag eine kleine Militärkolonie, besetzt von Halbportugiesen, welche die Karawane freundlich aufnahmen, und drei Tagereisen weiter nach Westen Kassange, die östlichste Handelsstation der Portugiesen. Livingstone fand eine sehr freundliche Aufnahme; man kleidete und pflegte den Kranken und bewirtete ihn und seine Leute eine ganze Woche lang als liebe Gäste, obgleich sich das Gerücht verbreitet hatte, dieser Engländer sei ein Spion seiner Regierung. Das mitgebrachte Elfenbein wurde gegen Lebensmittel, Kleidungsstücke und Waren vertauscht, die für die Weiterreise notwendig erschienen.

Livingstones Fieber hatte noch nicht nachgelassen, als die Karawane am 31. Mai in Loanda, der großen portugiesischen Stadt am Ozean, einzog und damit das Ziel ihrer Wanderung erreicht hatte. „Ich werde niemals," schreibt dieser, „das wonnige Behagen vergessen, welches ich in einem guten englischen Bette genoß, nachdem ich sechs Monate lang auf bloßer Erde geschlafen."

Mehrere Wochen lang lag der Doktor am Fieber danieder. Einige englische Seeoffiziere, welche ihn besuchten, luden ihn ein, auf ihrem Schiffe nach Europa zurückzukehren; Livingstone aber ging auf diesen Vorschlag nicht ein, denn er war entschlossen, nach Linyati zurückzukehren und von dort den Sambesistrom bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Reich mit Waren und Geschenken versehen, verließ er am 20. September wieder Loanda. Die Karawane wurde aber nicht nur durch Fiebererkrankungen, sondern auch durch die Gastfreundschaft der portugiesischen Kolonisten so sehr aufgehalten, daß die Grenze des portugiesischen Gebietes erst im Februar erreicht wurde. Der Quangofluß wurde an der früheren Stelle überschritten.

Die Rückreise erfolgte unter geringerer Belästigung von seiten

der Eingebornen, da Livingstone sich mit Gegenständen zu Geschenken vorgesehen hatte und jetzt auch besser verstand, der Unverschämtheit der Häuptlinge zu begegnen. Als die Reisenden wieder in das Land der Makololo kamen, war der Jubel groß; die Ankömmlinge wurden begrüßt wie vom Tode Erstandene, denn zwei volle Jahre waren sie abwesend gewesen, und die Wahrsager hatten längst den Untergang der Karawane verkündet. Die Freude Sekeletus, des Häuptlings von Linyati, über die Geschenke der Portugiesen, worunter eine Staatsuniform das Hauptstück bildete, und das Staunen des Volkes über die beiden Esel, welche von Loanda mitgebracht worden waren, bewies, welchen Wert diese Gaben europäischer Kultur für Naturmenschen wie die Makololo hatten.

Livingstone bereitete in Linyati die Reise nach der Ostküste Afrikas vor; Hunderte von Makololo boten sich ihm zu Begleitern an, und der Häuptling versorgte ihn und seine Leute nicht nur mit Lebens- und Tauschmitteln, sondern erklärte ihm: „Alles Elfenbein im Lande ist dein; wenn du etwas zurücklässest, so ist das deine Schuld.“ Am 3. November 1855 verließ die zahlreiche Karawane Linyati; der Häuptling und mehrere vornehme Makololo begleiteten sie; 114 Träger transportierten das mitgenommene Elfenbein. So ging es über Land bis zum Sambesi; dann wurden Kähne bestiegen und stromabwärts gefahren, während ein Teil der Makololo das Vieh an dem Ufer entlang trieb. An Inseln vorbei, auf denen vor Sebituanes Herrschaft gefährliche Flußpiraten ihr Wesen getrieben hatten und eine Menge Menschenschädel, auf hohen Stangen aufgesteckt, als besondere Zierde der Dörfer galten, segelte die Kahnflotte bis zu jener Stelle, wo die Reisegesellschaft den Strom auf einige Zeit verlassen wollte, um das Gebiet der Tsetsefliege, die am Ufer sehr häufig vorkam, und die großen Wasserfälle des Sambesi zu umgehen, welche die Eingebornen dem Doktor als ein wahres Weltwunder schilderten. Hier nahm auch Sekeletu von der Expedition Abschied. „Von diesen Fällen,“ erzählt Livingstone, „hatten wir oft gehört und der Häuptling richtete an uns die Frage: ‚Habt ihr Rauch in eurem Lande, welcher braust?‘ Die Eingebornen gingen nicht nahe genug, um die Fälle zu untersuchen; sie blickten sie nur mit Staunen aus der Ferne an und sagten in Bezug auf den Rauch und Lärm: „Mosi oa tunya“ (d. h. hier tost Rauch). Nach zwanzig Minuten Fahrt von Kalai aus sahen wir zum erstenmale die Rauchsäulen, die sich in einer Entfernung von einer bis anderthalb Meilen erhoben, gerade wie wenn große Strecken Gras in Afrika abgebrannt werden. Es stiegen 5 Säulen auf, deren Spitzen sich mit den

Wolken zu vermischen schienen. Unten waren sie weiß, höher aber wurden sie dunkel, so daß sie fast wie Rauch aussahen. Die ganze Scenerie ist außerordentlich schön; die Ufer und die auf dem Fluß verstreuten Inseln sind mit Waldbäumen der verschiedensten Farben und Gestalten geschmückt. Das einzige, was man vermißt, ist ein Hintergrund mit Bergen. Etwa eine halbe Meile von den Fällen ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hierher gekommen war, und bestieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren und in der Mitte des Stromes fahrend, zwischen hervorstehenden Felsen hindurch, mich an eine Insel brachten, die hart am Rande des Abgrundes lag, über welchen das Wasser hinunterstürzte. Hier war Gefahr, von der Strömung zu beiden Seiten der Insel mit fortgerissen zu werden; aber der Fluß war jetzt niedrig, und wir fuhren einer Stelle zu, wo es, wenn das Wasser hoch ging, ganz unmöglich war, zu fahren. Aber obwohl wir die Insel erreicht hatten und nur wenige Ellen von der Stelle entfernt waren, von wo aus ein Blick das ganze Rätsel lösen sollte, so glaube ich doch, daß niemand sehen kann, wohin die Wassermasse geht; sie schien sich in die Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in dem sie verschwand, nur 25 Meter entfernt war. Wenigstens konnte ich es mir nicht erklären, bis ich voll Scheu an den äußersten Rand kroch und in einen großen Spalt schaute, der von einem Ufer des Sambesi bis zum andern reichte, da ich sah, daß der Strom etwa 650 Meter breit war, 300 Meter tief hinunterstürzte und dann plötzlich in einen Raum von 10—12 Meter eingeengt wurde. Die Fälle sind nichts weiter als ein Riß in den harten Basaltfelsen vom rechten nach dem linken Ufer des Sambesi, der sich am linken Ufer noch etwa 30—40 Meilen weit fortsetzt.

„Wenn man rechts von der Insel in den Spalt hinunterblickt, sieht man nichts als eine dichte, weiße Wolke, auf welcher sich, als wir dort waren, zwei glänzende Regenbogen zeigten. Aus dieser Wolke erhob sich eine große Dunstsäule, 60—100 Meter hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunklem Rauche annahm und in einem dichten Regen herunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Regen fällt namentlich auf der entgegengesetzten Seite des Spaltes und wenige Ellen vom Rande steht eine Gruppe immergrüner Bäume, deren Blätter stets naß sind. Von ihren Wurzeln rieseln viele kleine Bäche in den Abgrund zurück; aber während sie an der steilen Wand herabrinnen, leckt sie die aufsteigende Dunstsäule rein vom Felsen weg und sie steigen wieder empor. Sie fließen

beständig hinunter, erreichen aber nie den Boden. Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ein Felsstück liegt links von der Insel und ragt aus dem Wasser unten hervor; von da fällt das Wasser wohl immer noch ungefähr 30 Meter.

„An drei Stellen nahe bei diesen Wasserfällen, darunter auch auf der Insel in der Mitte des Stromes, auf welcher wir uns befanden, richteten drei Batokahäuptlinge Gebete und Opfer an die Gottheit. Sie beteten mitten im Tosen des Wasserfalles, im Angesichte des glänzenden Regenbogens in den Wolken. Das Farbenspiel des doppelten Regenbogens in den Wolken, das sie sonst nur am Himmel bemerkten, mag sie auf den Gedanken gebracht haben, daß dies die Wohnung der Gottheit sei."

Livingstone gab dieser großartigen Erscheinung, welche den Niagarafall in den Schatten stellt, zu Ehren der englischen Königin den Namen der Viktoriafälle. Dann zog er ostwärts weiter teils über das Hochland, teils im Flußthale des Sambesi und erreichte am 20. Mai das vorläufige Ziel seiner Reise, Kilimane, am Delta des Sambesi; er hatte, was vor ihm noch kein Europäer vollbracht, den ganzen afrikanischen Kontinent durchzogen, vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean, und das System eines der größten afrikanischen Ströme, des Sambesi, entschleiert. Nach solchen Anstrengungen und Erfolgen konnte sich der große Entdecker eine wohlverdiente Ruhe gönnen; von Kilimane segelte Livingstone nach Mauritius, in dessen schönem Klima er die Nachwirkungen des Fiebers überwand und sich zur Reise in sein Vaterland stärkte. Am 12. Dezember 1856 stand er auf dem Boden Englands.

Wie ein Fürst ward der heimgekehrte Livingstone gefeiert; die Königin Viktoria empfing ihn, die Londoner geographische Gesellschaft verlieh ihm ihre große goldene Medaille, und des Ruhmes und Lobes war kein Ende für den bescheidenen Mann, der fast ohne Waffen, ohne Geld so Großes geleistet. Er entwickelte nun seine Ansichten, wie Afrika civilisiert werden müsse, empfahl die Ausdehnung des Baumwollenbaus bei den Schwarzen und die Anlegung einer Missionsstation im Makolololande. Geld war bald in großer Menge flüssig, und Livingstone entschloß sich zu einer neuen Reise. Zuvor aber verfaßte er sein Reisewerk, von dem binnen wenigen Monaten 30000 Exemplare abgesetzt wurden.

Die neue Expedition führte abermals in das Gebiet des Sambesi, an ihr nahmen außer ihm sein Bruder Karl und der Arzt und

Naturforscher Dr. Kirk teil; eigens für die Befahrung des Sambesi war in England ein kleiner, zerlegbarer Dampfer gebaut worden, welcher an der Sambesimündung wieder zusammengesetzt werden mußte. Die Reisenden verließen England am 10. März 1858 und erreichten die afrikanische Ostküste im Mai; ihr Plan war die Erforschung des Sambesi mit Rücksicht auf dessen Brauchbarkeit als Handelsstraße und als Weg, auf dem das Christentum nach dem Innern verbreitet werden könne. Der Sambesi ergießt sich in vier Armen; schon an seiner Mündung begannen die Entdeckungen; bei Kilimane steht der westliche Arm des Delta mit einem von Norden kommenden Flusse in Verbindung durch einen Kanal, der längs der Küste hinter Landzungen sich erstreckt. Diesen Kanal benutzten die portugiesischen Menschenhändler, um ihre Sklaven zu verschiffen, die an der Mündung des Sambesi verladen wurden, während die englischen Kreuzer unverrichteter Dinge vor Kilimane lagen. Livingstone, dessen Dampfer durch die Kongonemündung eingelaufen war, fand das Delta des Stromes, soweit die Flut sich erstreckt, völlig unbewohnt; erst jenseits dieser Naturgrenze zeigten sich Hütten, und zwar zunächst Pfahlbauten, auf welche die Eingebornen mit Leitern stiegen.

Oberhalb der portugiesischen Niederlassung Senna traf man auf den Inseln des Sambesi Ansiedelungen von Flußpferdjägern, welche Akombwi oder Mapodzo heißen und eine eigene Kaste bilden. Selten erhält ein Akombwi ein fremdes Weib, nie eine Akombwa einen fremden Mann. Der Grund liegt darin, daß die Eingebornen den Genuß des Nilpferdfleisches ebenso verabscheuen, wie die Mohammedaner den des Schweinefleisches. Später lernten auch unsre Entdecker den Geschmack jener verbotenen Frucht kennen, der die Mitte hält zwischen dem des Rind- und Schweinefleisches. Gebratener „Hippo" gewährt eine sehr gute Kost, wenn man den erforderlichen Hunger mitbringt und sonst nichts Besseres vorhanden ist.

Die letzte portugiesische Niederlassung landeinwärts, Tete, wurde am 8. September 1858 erreicht. Damals hatte diese Stadt ungefähr 4500 Einwohner, kurz darauf wurde sie dem Erdboden gleich gemacht. Die Landin haben die Stadt, welche ein Centrum des portugiesischen Sklavenhandels war, überfallen und die Weißen niedergemacht. Livingstone hatte hier auf seiner letzten Reise Makolololeute zurückgelassen und ihnen befohlen, zu warten, bis er aus Europa wieder zurückkehren und sie wieder in ihre Heimat führen würde. Als nun jetzt der geliebte Herr erschien, da war der Jubel groß; leider fand der Doktor ihre Zahl um 30 verringert, die unterdessen den Blattern

erlegen waren. Die portugiesischen Sklavenhalter in Tete waren so liebenswürdig gegen Livingstone und der Platz selbst so günstig gelegen, daß die Reisenden wiederholt zu ihm zurückkehrten und ihn zum Ausgangspunkt größerer und kleinerer Expeditionen machten.

Nordwestlich, etwa auf dem halben Wege zwischen Tete und Zumbo, liegen die Kebra-Basastromschnellen des Sambesi, denen man sich zu Schiff bis auf die Entfernung einer halben Stunde nähern kann. Da aber die Zehnpferdekraft des Dampfers bei dem niedrigen Wasserstande nicht zur Bewältigung der Strömung dieser Kataraкte ausreichte, so schrieb Livingstone an die englische Regierung um die Übersendung eines neuen, passenderen Dampfers und beschloß, bis dieser anlangen würde, eine Fahrt auf dem noch völlig unbekannten Schire zu versuchen. Schon auf der ersten Reise hatte er in Erfahrung gebracht, daß dieser östlichste der großen Nebenflüsse des Sambesi einem gewaltigen See entströme, welchen zu überfahren ein Boot nicht weniger als sechsunddreißig Stunden brauchen solle. Den Schire selbst hielten die Portugiesen für unbeschiffbar wegen der großen Massen von kohlkopfartigen Wasserpflanzen (Pistia stratiotes), welche seinen Spiegel bedeckten. Doch nur die untersten 6 Meilen war der Fluß mit dieser grünen Decke belastet, die nicht stark genug war, um den Dampfer am weiteren Vordringen zu hindern. Dagegen verzögerten Untiefen und Stromschnellen, unter denen die von Livingstone getauften „Murchisonfälle" einen besonders prächtigen Anblick darboten, die Fahrt außerordentlich. Am 18. April 1859 erreichte Livingstone den Schirwasee, ein salzhaltiges Gewässer, das durch hohe Berge vom Schire getrennt ist und keinen sichtbaren Abfluß zeigt; die Reisenden mochten beim Anblick dieses bedeutenden Wasserbeckens, das eine Breite von 5 geographischen Meilen hat, an die größten unsrer Alpenseen erinnert werden, denn dieser See liegt eingebettet in gewaltige Gebirge. Seine Gewässer aber werden von einer Menge von Flußpferden, Krokodilen und Blutegeln belebt. Über den Schirwasee weiter nach Norden vorzudringen, verhinderte der Mangel an Lebensmitteln und Tauschartikeln. Livingstone kehrte also nach Tete zurück und dampfte den Sambesi abwärts bis zur Mündung, wo er sich mit allem Notwendigen versorgte.

Im August war Livingstone wieder auf dem Schire, und verließ am 28. August 1859 den Dampfer, um, begleitet von 36 Makololo und 2 Führern, auf dem Landweg den großen, bisher unbekannten Njassasee zu erreichen. Der Marsch ging durch ein ausgedehntes, ziemlich hohes Bergland, in welchem ebenso wie in den Marschen des Schire die Mangandschaneger wohnen, die in ihren

durch dichtes Euphorbiengebüsch geschützten Dörfern den Boden sorgsam bestellen und vorzugsweise Durra anbauen. Sie sind fleißig und intelligent, bearbeiten das Eisen, weben Baumwolle, flechten Körbe und treiben Ackerbau. Gleich den Botokuden Südamerikas durchbohren die Frauen der Mangandscha die Oberlippe, stecken zuerst eine Nadel durch die Öffnung und erweitern diese dann später, indem sie die Durchmesser der eingefügten Gegenstände crescendo bis auf 2 Zoll und mehr vergrößern, so daß zuletzt die Lippe ein Zinntellerchen oder einen Elfenbeinring einzuschließen vermag. Versucht eine Holde dann zu lächeln, so hebt sich durch die Zusammenziehung der Muskeln die Lippe bis in die Gegend der Augen, das Gebiß mit den spitz gefeilten Zähnen wird entblößt und die Nase scheint durch den Elfenbeinring. Als man einen Häuptling befragte, weshalb die Frauen sich diesen Zwang anlegten, antwortete er betroffen über die Einfalt der Fremden: „Nur der Schönheit wegen.“ Trotz vieler guter Eigenschaften sind sie dem Trunke sehr ergeben und arge Sklavenhändler.

Der Njassasee wurde am 16. September 1859 entdeckt, also um einen vollen Monat früher, als ihn der jugendliche deutsche Reisende Albert Roscher erreichte, um unweit seines nordöstlichen Ufers ermordet zu werden. Obgleich dieses große Süßwasserbecken schon im siebzehnten Jahrhundert von den Portugiesen besucht worden war, so gebührt doch die wissenschaftliche Entdeckung Livingstone. Mehr als die Südspitze, wo der Schire abfließt, sah Livingstone damals nicht, weil er sogleich wieder zu seinem Dampfer zurückkehren mußte.

Von Tete aus unternahm er alsdann eine Reise an den mittleren Sambesi und in das Makolololand, um die Eingebornen, die ihm auf seiner ersten Reise bis an den Njassa gefolgt waren, in die Heimat zurückzuführen und die Zustände seiner Missionsstationen zu untersuchen. Er fand den Häuptling Sekeletu krank und sein Reich in Auflösung begriffen, da eine starke Regierung fehlte und die unterworfenen Stämme in offenem Aufstande waren. In Linyati fand Livingstone keinen von den Missionaren, welche zu seiner Unterstützung von London abgesandt worden waren, die Station aber erst nach Livingstones Abreise erreicht hatten; 8 von ihnen deckte das Grab. Die Aussichtslosigkeit der innerafrikanischen Missionsthätigkeit trat hier schroff vor Livingstones Seele, der am 17. April 1860 Sekeletu wieder verließ, um ihn und sein Land nicht wiederzusehen. Am 4. Januar 1861 war unser Reisender wieder im Deltalande des Sambesi.

Während nun im Mangandschalande durch den Bischof Mackenzie

eine englische Mission begründet wurde, widmete sich Livingstone der Erforschung des Njassasees, welchen er am 2. September in einem vierruderigen Boote erreichte.

Das Südende des Njassa verläuft wie das Westende des Bodensees in zwei Zipfel, aus dessen östlichem der Schire mit großer Wasserfülle ausströmt. Das Becken des Njassa hat eine Breite von 12—15 Meilen und eine Länge von 50 Meilen. Die Tiefe muß sehr beträchtlich sein, denn das Wasser, an seichten Stellen hellgrün, färbt sich in größeren Abständen vom Ufer indigoblau wie der Indische Ozean; an mehreren Stellen wurde mit der Fischerleine bei 200 Meter noch kein Grund gefunden. Scheinbar war der See ganz von Bergen umgeben; allein es stellte sich heraus, daß die Höhenzüge der Westseite nur den Abfall eines schön bewaldeten Tafellandes bildeten. Gleich den Alpenseen wird auch der Njassa häufig von plötzlichen Stürmen überfallen, die gewaltige Wogen auftreiben; einmal war Livingstones Schifflein genötigt, mitten im See bei 13 Meter Tiefe Anker zu werfen und sechs Stunden lang dem Wogendrang und Sturm zu trotzen, immer in Gefahr, an die felsige Küste geschleudert zu werden, wo die Brandung die Nußschale zertrümmert haben würde.

Nirgends in ganz Afrika, bemerkt Livingstone, habe er eine so dichte Bevölkerung angetroffen, wie an der südlichen Hälfte des Njassasees. An den Ufern zieh,en sich die Dörfer in einer geschlossenen Kette hin, und als die Reisenden vorüberfuhren, drängten sich am Strande Mann und Weib, um neugierig die Tschirombo oder „wilden Bestien" anzustarren, wie die Einwohner sie nannten. Diese Tschirombo essen zu sehen, war für die Schwarzen das herrlichste Schauspiel, doch benahmen sie sich im ganzen höflich und freundlich. Der See liefert Unmassen von Fischen, und auf dem fruchtbaren angeschwemmten Lande des Ufers wächst eine solche Menge von Reis, süßen Kartoffeln, Mais, Hirse und andern Getreidearten, daß die Faulheit der Schwarzen nicht verwundern kann.

Ein deutsches Sprichwort sagt: „In der Not frißt der Teufel Fliegen;" am Njassa essen auch die Menschen Mücken und werden satt davon. Einmal zog eine dichte Wolke solcher Insekten über den See und zwang die Reisenden den Mund zu schließen, um ihn nicht voll von diesem lebendigen Nebel zu bekommen. Zu Tausenden fielen sie in das Boot. Die Eingebornen aber scharrten die Leichen dieser Mücken zusammen und formten aus Millionen dieser Tiere einen Kuchen. Den Reisenden wurde ein derartiger schwarzer Mückenkäse gastfreundlich angeboten und im Geschmack dem Kaviar nicht unähnlich gefunden.

Am nördlichen Teile der Westküste sah Livingstone, der mit einigen Makololo eine viertägige Landreise unternahm, ein grauenhaftes Bild der Verwüstung: niedergebrannte Dörfer, verheerte Kornfelder, erschlagene Neger an den Wegen und in den Hütten. Die Mazitu, ein Kaffernstamm, waren räuberisch über die Eingebornen hergefallen, hatten die alten Leute ermordet und die Frauen und Kinder weggeführt. Obgleich unser Reisender mehrmals mit bewaffneten Banden dieser Kaffern zusammentraf, so kam es doch zu keinem Blutvergießen, weil diese tapferen Räuber vor Feuerwaffen einen bedeutenden Respekt zu haben schienen; als bei der Unterredung mit einem Mazituhäuptling Livingstone ein Notizbuch in der Hand hatte, hielt dies jener für eine Pistole und bat dringend, es wieder einzustecken. In dem Hochland, welches diesen großen See umgibt, scheint der Kampf kein Ende zu nehmen; ein Stamm bekriegt den andern; wer heute Feind ist, heißt vielleicht morgen schon Bundesgenosse. Der Fluch des Sklavenhandels lastet auch schwer auf diesem von der Natur so reich ausgestatteten Stück Erde; er führt zu Krieg und schließlich zur Entvölkerung aller jener Landstriche, welche der Küste nahe liegen. Das Zollhaus von Sansibar passierten damals alljährlich 19000 Sklaven, welche einst auf den Fluten des Njassa Fische gefangen und an seinen Ufern Mais gebaut hatten.

Die Erforschung dieses Sees beschäftigte Livingstone vom 2. September bis 27. Oktober 1861; dann kehrte er zu seinem Dampfer zurück, da seine Waren, welche das Geld ersetzten, teils verausgabt, teils verloren waren. Bald erfuhr er von dem Untergang der durch Bischof Mackenzie begründeten „Universitätsmission"; die Missionare hatten keinen Boden für das Christentum finden können, nicht allein, weil sich die Mangandscha ablehnend verhielten, sondern auch weil die Engländer in die Stammesfehde zwischen diesem Stamm und den Ajawa eingriffen. Die Station war nach kurzem Bestande aufgegeben worden. Der Verlauf dieser ganzen Mission zeigte, daß Livingstone einen Mißgriff gethan hatte. Bischof Mackenzie gefiel sich im Kriegführen; Hungersnot und Pestilenz thaten das übrige, und mit Ausnahme des Missionars Rowley legte sich einer nach dem andern nieder, um zu sterben. Livingstone mußte mit eignen Augen diesem schmerzlichen Untergange seines Werkes im Jahre 1861 zusehen, ohne helfen zu können. Aber ein bei weitem größerer Schmerz stand ihm noch bevor, denn er sollte die treue Gefährtin seines Lebens, die ihm zuerst, als er seine Laufbahn in Afrika begann, zur Seite gestanden, in diesem heimtückischen Lande verlieren. Frau Livingstone

langte im Januar 1862 in der Sambesimündung mit einem englischen Kriegsschiffe an, welches für ihren Mann einen kleinen zerlegbaren eisernen Dampfer brachte. Herzlich war das Wiedersehen der lange Getrennten, aber nur kurz sollte die Freude des Beisammenseins sein. Überall herrschte ringsum an der Sambesimündung Fieber, das selbst in großen Mengen die Eingebornen dahin raffte, bei denen man überall Streifen von Palmblättern um die Stirn als Zeichen der Trauer erblickte. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne entwickelte aus den Sümpfen böse Miasmen.

In diese ungesunde Atmosphäre wurde nun die zarte Europäerin gebracht, welche auch sofort, trotz aller Pflege und angewandten Hilfe, am Abend des 27. April 1862 dem Fieber erlag. Während der Nacht wurde für sie ein Sarg gezimmert und unter einem großen Baobabbaume bei Schupanga am Sambesi ein Grab bereitet. Dort bettete sie unter Thränen der betrübte Livingstone in die heiße afrikanische Erde, Schlag auf Schlag hatte jetzt Livingstone getroffen, — aber dieser war der härteste.

Entmutigt wurde er jedoch nicht durch dieses Unglück. Nachdem er vergeblich versucht hatte, den für seinen Dampfer zu seichten Rovuma als Weg zum Njassasee zu benutzen, fuhr er mit 2 Dampfern im Januar 1863 abermals in den Schire ein. Welch ein Anblick bot sich da dem Reisenden dar! Er hatte, als er zum letztenmal in jenen Gegenden weilte, überall an den Ufern des Schire zahlreiche Dörfer, wohlgebaute Felder, Glück und Frieden gefunden; jetzt sah er ein verwüstetes Land, niedergebrannte Hütten, halbverweste Leichname auf den Wegen und im Strom. Abgemagerte, verhungerte Leute lagen vor den Hütten und erwarteten den Tod, und der Fluß wimmelte von Krokodilen, welche auf die herabtreibenden Leichname Jagd machten. So hatte der portugiesische Sklavenhändler Mariano mit seiner Bande gehaust. Vom Njassa ging Livingstone über das im Westen gelegene Tafelland in das Land der Matumboka, welche die Sprache der Mangandscha sprechen, und erreichte bei dem Dorfe Tschinanga am 27. September 1863 seinen fernsten westlichen Punkt, den 300 Meter hohen Granitberg Nombe rama. „Weder Mangel an Nahrung," sagt Livingstone, „noch Krankheit oder Sklavenkriege würden mich abgehalten haben, mein Werk, die Umgehung des ganzen Njassasees, auszuführen, wenn nicht der bestimmte Befehl des Ministeriums des Auswärtigen vorgelegen hätte, umzukehren und den „Pionier" zur See zurückzubringen." Am 13. Februar erreichten die beiden kleinen Dampfer die Sambesimündung und wurden von da durch englische

Kreuzer nach Sansibar gebracht. Livingstone selbst begab sich von dieser Stadt am 30. April 1863 nach Bombay, um von da nach England zurückzukehren.

Obgleich die großen Missionspläne gescheitert waren, so fühlten sich doch die Engländer gehoben durch das Bewußtsein, daß Livingstone, welcher für die Ausbreitung des Christentums so wenig hatte thun können, für die Erdkunde so unendlich viel geleistet hatte. Die Regierung ernannte ihn zum Konsul bei den unabhängigen Häuptlingen der ostafrikanischen Negerstämme mit einem Gehalte von 500 Pfund; ebensoviel erhielt er von der geographischen Gesellschaft in London, das Doppelte jener Summe von einem unbekannten Verehrer. Die Missionsprojekte traten in den Hintergrund und Livingstone konnte die nächste afrikanische Expedition als eine rein wissenschaftliche Entdeckungsreise unternehmen. Hierzu wurde folgender Plan festgestellt: Livingstone sollte den Rovuma hinaufgehen, den Njassa kreuzen, das große Problem der Wasserscheide zwischen Sambesi, Kongo und Nil lösen, und wenn möglich bis zum Nordende des Tanganjikasees vordringen. Ein großartiges Reiseprogramm, dessen Ausführung die bedeutendsten Resultate für die Kenntnis Innerafrikas versprach. Über Bombay ging die Rückfahrt nach Sansibar, von dort im Januar 1866 nach dem Rovuma; im Mai brach Livingstone von Ngomano, an der Mündung des Loendi in den Rovuma, auf, um zu Lande in südwestlicher Richtung den Njassa zu erreichen; ihn begleiteten Johannamänner von einer der Comoroinseln. Über ein Jahr vergeht, und keine Nachricht kommt über Livingstone an. Da erscheinen eines Tages mit bestürzten Mienen die Johannaleute, welche mit Livingstone ausgezogen waren, auf dem englischen Konsulate in Sansibar und erzählen: der Doktor habe den Njassa überfahren und sei in ein Land gekommen, das von den kriegerischen Mazitu besetzt gewesen; plötzlich hätte sich ein Trupp Mazitu auf die Karawane des Reisenden gestürzt und Livingstone mit einer Axt erschlagen; die Johannamänner wären unterdes durch Walddickicht den Angreifern verborgen gewesen und in der Nacht glücklich entkommen; den Leichnam ihres Herrn hätten sie, der Oberkleidung beraubt, unter den entseelten Körpern von 4 seiner Begleiter gefunden und bestimmt wiedererkannt.

Auf diese schlimme Nachricht senkten die europäischen Konsuln und auch der Sultan in Sansibar die Flagge als Trauerzeichen, und mit ihnen trauerte die ganze civilisierte Welt um den großen Entdecker. Während die Zeitungen aber die Einzelheiten über den Tod Livingstones in Nekrologen verarbeiteten, wurde doch auch die

Ansicht laut, daß die Erzählung der Johannamänner nichts als Lüge sein könne, erfunden von diesen als treulos berüchtigten Leuten, um dadurch zu verdecken, daß sie den Reisenden im Stich gelassen hätten. Um das Schicksal Livingstones endgültig festzustellen, wurde 1867 eine Expedition unter dem Leutnant Young nach dem Njassasee abgeschickt. Dort enthüllte sich die Erzählung der Johannamänner als ein fein ausgesponnenes Lügengewebe. An dem ersten Orte des östlichen Njassaufers, an welchem Young ans Land stieg, erhielt er Nachrichten von einem Engländer, welcher am See hingezogen und Geschenke verteilt habe und jetzt in der Nähe einer arabischen Niederlassung lebe. Alle Zweifel, ob dieser Fremdling Livingstone sei, wurde durch die Beschreibung gehoben, welche der Häuptling des Dorfes von dem „Angleſi" gab; er erzählte, daß dieser Mann nach der Sonne mit einem sonderbaren Dinge gesehen und weißes Wasser (Quecksilber) gehabt habe, das die Finger nicht naß mache; auch beschrieb er die Kopfbedeckung so genau, daß Young daraus sofort die Schiffsmütze erkannte, welche Livingstone auf seinen afrikanischen Reisen zu tragen pflegte. Wenn man sich auch nicht erklären konnte, wie der große Reisende an das Südende des Sees gekommen, da er doch die Nord- und Westseite habe erforschen wollen, so stand doch das fest, daß Livingstone lebte. Bald trafen auch Briefe von Livingstone selbst in Sansibar ein; er schrieb 1867, daß er vom Njassa nach dem Tanganjikasee wandere und großartige Flußläufe entdeckt habe; die letzte Nachricht über ihn datierte vom Mai 1869, und abermals gingen unheimliche Gerüchte über seinen Tod um. Die Mitteilungen, welche Araber aus dem Innern über Livingstone brachten, widersprachen einander: nach der einen sollte der Doktor bei einem Negerhäuptling als Gefangener liegen, nach der andern gestorben sein. Daher schickte England im Februar 1871 eine neue Expedition aus, um den großen Reisenden aufzusuchen; als aber der Dampfer „Abydos," auf welchem sich auch der Sohn Livingstones, Oswald, befand, in Sansibar ankam, da hatte Henry Stanley schon vollendet, was jene erstrebten.

Der seitdem so berühmt gewordene Stanley war Berichterstatter einer der bedeutendsten nordamerikanischen Zeitungen des „New York Herald." Als er noch in Paris weilte, da erscheint einmal um Mitternacht Herr Bennett, der Eigentümer des Blattes, bei ihm im Grand Hotel und beauftragt ihn, der Einweihung des Sueskanals beizuwohnen, den Nil zu befahren, das Schicksal Bakers festzustellen, die heiligen Stätten von Jerusalem zu besuchen, über Konstantinopel und die Krim nach dem Kaukasus zu reisen, den Kaspischen See zu

Der See! Der See!

Stanleys erſter Blick auf den Tanganjika.

Nachdem er mit den Seinen und Speke das Nötige zu gehöriger Ausrüstung eingekauft hatte, machte Stanley sich [illegible] auf den Weg. Am 6 Januar 1871 in Sansibar an, wo er [illegible] Gelegenheit zu finden, um seine Expedition [illegible]. Diener, Träger und Soldaten wurden [illegible] und endlich mit der 192 Mann [illegible] auf dem festländischen Ufer [illegible]. Dort mußte er noch sechs Wochen zubringen, ehe alles in Ordnung war, dann setzte sich der lange Zug in Bewegung, voran das nordamerikanische Sternenbanner, welches der Kirangozi oder Führer trug.

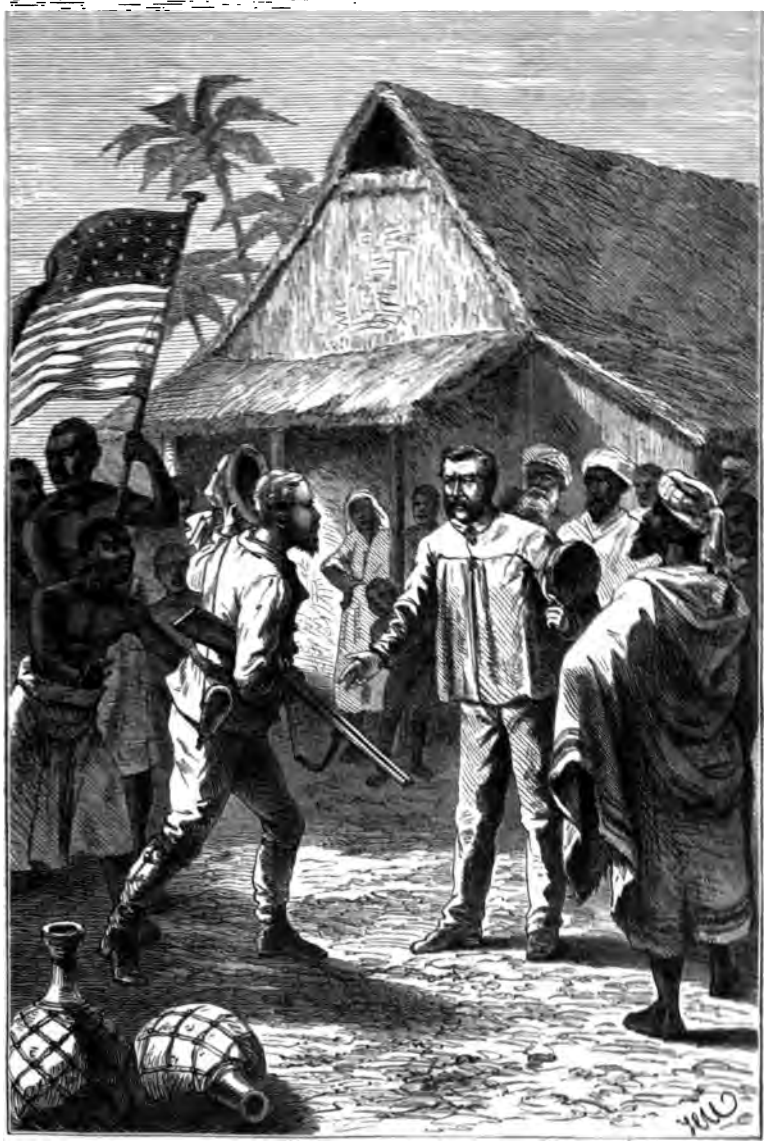
Den Weg, welchen Speke und Grant gezogen waren, schlug auch Stanley ein: direkt nach Westen, dem Tanganjikasee zu. Drei Wochen war er von Bagamoyo unterwegs, als ihm ein Araber, der 300 Elefantenzähne nach der Küste brachte, erzählte, daß Livingstone sich in Udschidschi am großen See befände, aber durch Krankheit sehr geschwächt wäre. In dem großen Handelsemporium Tabora (Spekes Kazeh) wurde Stanley von arabischen Händlern sehr freundlich empfangen, zugleich erfuhr er aber, daß die Straße nach Udschidschi von dem Häuptling Mirambo (vgl. S. 134) gesperrt sei. Der Amerikaner war schnell entschlossen, an dem Kriegszuge der Araber gegen diesen Häuptling teilzunehmen und mitzuhelfen, den Weg frei zu machen. Dieses Unternehmen mißlang aber; das kleine Heer, zu dem auch Stanley 50 Mann gestellt hatte, mußte sich zurückziehen und Stanley selbst einen weiten Umweg machen, um nach Udschidschi zu gelangen.

Der Scheich Thani ben Massud hatte zu Stanley gesagt: „Du fragst mich nach dem Msungu (Europäer), welchen die Leute ‚Tochter Fellestin' nennen. Ja, er wohnte vor drei Monaten in meiner Nähe in Udschidschi. Alle seine Leute haben ihn verlassen; er hat nur 3 Sklaven bei sich, die er kaufen mußte. Er war gewohnt, seine Leute sehr heftig zu prügeln, wenn sie nicht sogleich thaten, was er befahl. Zuletzt liefen sie alle fort, keiner wollte länger bei ihm bleiben. Er hatte nichts bei sich, kein Baumwollenzeug, keine Glasperlen, um für längere Zeit Nahrungsmittel kaufen zu können. Er ist ein alter Mann und sehr fett. Er hat einen langen weißen Bart und ist ein starker Esser, Maschallah! Er kann drei oder viermal im Tage einen ganzen Topf flüssiger Butter und eine große Schüssel voll Reis aufessen, Maschallah! Siehst du da den großen Theetopf? Nun, den würde er auch aufessen, wenn er mit Butter

und Brei gefüllt wäre." Stanley war seiner Sache sicher, zumal da andre Mitteilungen mit dieser Erzählung übereinstimmten. Trotz der Fieberanfälle, Desertionen, Unterhandlungen wegen zu hoher Wegzölle und andern Unannehmlichkeiten ging der Marsch rüstig vorwärts, und doch brauchte Stanley sieben Monate, um die Entfernung von 140 Meilen zurückzulegen. Am 3. November 1871 kamen ihm endlich die ersten Hütten von Udschidschi und der breite Spiegel des Tanganjikasees zu Gesicht.

„Begierig, mit so viel Glanz als möglich in der afrikanischen Stadt einzurücken, bildete Stanley aus seinen Leuten einen imponierenden Aufzug. Die amerikanische Flagge vorauftragend, kam die bewaffnete Eskorte, die Befehle hatte, ihre Waffen so rasch wie möglich abzufeuern; ihnen folgten die Gepäckträger, die Pferde und die Esel und den Schluß des Aufzuges machte Stanley selbst. Durch das Knallen der Gewehre von der Ankunft Fremder in Kenntnis gesetzt, strömten die Bewohner Udschidschis unter ohrenbetäubendem Geschrei und indem sie heftig auf ihre rohen Musikinstrumente losspaukten, in großen Massen herbei. Als die Gruppe die Stadt erreichte, bemerkte Stanley zur Rechten eine Anzahl Araber, in deren Mitte ein blaß aussehender weißer Mann mit grauem Barte stand, dessen helle Hautfarbe einen scharfen Gegensatz zu den dunkeln Gesichtern der Umstehenden bildete. Vortretend sah der amerikanische Reisende, daß der weiße Mann eine rotwollene Jacke und die Mütze eines Seeoffiziers mit vergilbter Borte trug. Er erkannte sofort, daß das niemand anders als Dr. Livingstone war, und er war im Begriff, sich ihm in die Arme zu werfen, als ihm einfiel, daß es in Gegenwart von Arabern geschehe, welche ihre Gefühle verheimlichen und einen jeden Menschen nach der Art und Weise abschätzen, wie er dies auch zu thun verstehe. Überdies stand ein würdiger arabischer Häuptling in der Nähe, und dies bestärkte Stanley in dem Entschlusse, keine Aufregung oder Freude zu zeigen. Er ging daher langsam auf den großen Reisenden zu, verbeugte sich und fragte: „Dr. Livingstone, wenn ich nicht irre?" worauf der letztere, der Lage vollständig gewachsen, mit einfachem Lächeln „Ja" antwortete. Erst einige Stunden später konnten die beiden weißen Männer, allein auf einem Ziegenfelle sitzend, ihre gegenseitigen Beglückwünschungen austauschen und einander ihre Abenteuer erzählen."

Livingstone war halb verhungert und arg erkrankt, als ihn Stanley in Udschidschi traf, seine Zähne hatte er verloren, denn monatelang hatte er nur von halbreifen Maiskolben gelebt; jetzt trank er mit Stanley Champagner aus silbernem Becher und



Stanley findet Livingſtone in Udſchidſchi.

„Dr. Livingſtone, wenn ich nicht irre?“

schmauste frisches Brot, das dessen Diener zu bereiten verstand. Mehr als einmal sagte er jenem: „Ihr habt mir neues Leben gegeben!“ Und soviel er auch auf seiner letzten Reise erduldet, seinen guten Humor, der auch seine Schriften auszeichnet, hatte Livingstone nicht verloren; er unterhielt Stanley stundenlang mit Jagdanekdoten und citierte ganze Gedichte von Byron, Burns, Tennyson, Longfellow, die ebensoviele Zeugnisse für sein wunderbares Gedächtnis waren. Tief im Innern Afrikas wandernd, abgeschnitten von unsrer Kultur und Civilisation, war er doch nicht verwildert, nicht zum Afrikaner geworden, und das will nach dreißigjährigen Wanderungen in einem solchen Lande, nur im Umgange mit Schwarzen, gar viel heißen!

Stanley entwirft uns von dem Manne, den er enthusiastisch verehrte, folgendes Bild. „Dr. Livingstone,“ schreibt er, „ist gegen sechzig Jahre alt, obgleich er, als er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, wie ein Mann von fünfzig aussah. Noch hat sein Haar eine bräunliche Farbe, doch hier und da zeigen sich an den Schläfen schon weiße Streifen; Backen- und Schnurrbart sind aber sehr grau. Seine haselbraunen Augen sind ungemein funkelnd; er hat einen Blick scharf wie ein Falke. Nur seine defekten Zähne zeigen sein Alter an. Die schlechte Kost von Lunda hat Bresche in ihre Reihen gelegt. Seine Gestalt, welche ein kräftiges Ansehen hat, ist etwas über dem Mittelmaß und an den Schultern ein wenig gebeugt. Wenn er geht, hat er einen festen, doch schweren Schritt wie ein überarbeiteter oder ermüdeter Mann. Er trägt eine Marinemütze mit rundem Deckel, durch die er in ganz Afrika bekannt ist. Seine Kleidung zeigte, als ich ihn zuerst sah, Spuren von Flicken und Reparaturen, war aber peinlich sauber.

„Man hat mich glauben gemacht, Livingstone sei Menschenhasser geworden; andre berichteten, er sei geschwätzig und der ehrwürdige Missionar von ehemals sei völlig in ihm verloren gegangen; auch mache er keine Beobachtungen und Aufzeichnungen mehr; ja sogar eine afrikanische Prinzessin sollte er geheiratet haben. Ich erlaube mir nun, in allen diesen Dingen entschieden andrer Ansicht zu sein. Ich weiß wohl, daß er kein Engel ist, aber unter den Lebenden kommt er sicher einem solchen am nächsten. Ich sah keinerlei Spleen oder Misanthropie bei ihm und er ist das Gegenteil von geschwätzig, ja sogar zurückhaltend. Im übrigen ist er ganz der Alte, voller Humor, den er gern zeigt, wenn er unter Freunden ist. Lächerlich aber ist zu behaupten, daß er keine Beobachtungen und Aufzeichnungen mehr mache; ich habe seine eng geschriebenen

Tagebücher gesehen und seine Beobachtungen an Sir Thomas Maclear überbracht. Jeden Tag machte er während der vier Monate, die ich mit ihm lebte, seine Aufzeichnungen, und die von ihm entworfenen Karten zeugen von Sorgfalt und Fleiß. Was endlich die afrikanische Prinzessin betrifft, so ist es genug zu sagen, daß an dieser ganzen Geschichte kein wahres Wort ist."

Stanley hatte sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst und der Verleger des „New York Herald" ein recht gutes Geschäft gemacht, das ihm nicht weniger als 50 000 Dollar einbringen sollte. Die Bücher, Briefe und Zeitungen, die Baumwollenstoffe, Glasperlen und Lebensmittel waren dem großen Reisenden übergeben, nun galt es zu erfahren, was Livingstone geleistet hatte. Stanley machte sich stenographische Niederschriften von den Berichten, welche der große Mann ihm über seine Reisen gab, und beschloß, seine reichen Mittel zu verwenden, die Entdeckungen Livingstones zu ergänzen. Da erfuhr er, daß dieser südlich und westlich vom Tanganjikasee eine Kette andrer, minder bedeutender Seen aufgefunden, die, durch Flußläufe miteinander verbunden, von Livingstone für das Quellgebiet des Nil angesehen wurden. Der Ruhm, das caput Nili vollständig entschleiert zu haben, sollte jedoch dem großen Entdecker nicht zu teil werden; diese Gewässer gehören zum Stromgebiet des Kongo. Livingstone ist demnach, ohne es zu wissen, der Entdecker der geheimnisvollen Kongoquellen geworden. Auf einer vierwöchentlichen Fahrt nach dem Nordende des Tanganjikasees wurde dann festgestellt, daß derselbe nicht, wie man vermutete, mit den nördlichen großen Nilseen in Verbindung steht. Gegen Ende des Jahres 1871 fuhren die Reisenden dann in 2 Barken, von denen die eine die englische, die andre die amerikanische Flagge trug, auf dem See südlich bis zum Kap Tongwe, von welchem die Landreise nach Tabora angetreten wurde. Livingstone begleitete Stanley bis in diese Stadt, wo noch Vorräte ihn erwarteten, so daß er durch dieselben auf vier Jahre hinaus versehen war. Am 14. März trennte sich der Entdecker Stanley von dem entdeckten Livingstone, welcher nach Udschidschi zurückkehrte. Der amerikanische Zeitungsschreiber ging auf der alten Route nach Sansibar zurück und schiffte sich dort nach Europa ein. Hier fand er aber bei einem großen Teil der Geographen ein offen ausgesprochenes Mißtrauen gegen seine Behauptungen; selbst namhafte Gelehrte zweifelten an der Wahrheit seiner Berichte, wiesen nach, daß das geographisch Wertvolle derselben aus den Werken von Burton und Speke entlehnt sei und gingen soweit, zu behaupten, Stanley habe Humbug getrieben und

sein Zusammentreffen mit Livingstone erlogen. Stanley aber übergab die versiegelten Reisetagebücher Livingstones der Londoner geographischen Gesellschaft und dessen Briefe seinen Angehörigen, und bewies die Wahrheit seiner Erzählung. Die geographische Gesellschaft aber erteilte ihm wegen der Erforschung des Tanganjikasees die große Viktoriamedaille.

Was Livingstone betrifft, so brach er nach seiner Trennung von Stanley zu seiner letzten Reise auf. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, rings um das Südende des Tanganjikasees zu marschieren, dann den Tschambesi*) zu kreuzen, zum Bangweolosee vorzudringen und die vier großen Quellen zu besuchen, die nahe beisammen liegen und schnell zu großen Flüssen anwachsen. Damit glaubte er die Frage der Nil- und Kongoquellen lösen zu können. „Niemand wird mich mehr ausstechen, wenn diese Forschung gelungen ist", heißt es in seinem Tagebuch. Die ganze Reise ließ sich aber schlecht an; er atmete die Fieberluft der Sümpfe und Marschen am Bangweolosee „dieser Welt von Wasser und Termitenhügeln", eine Gegend, wo eher Fische als Menschen existieren konnten. Dazu von oben strömende Regen; „wir waten 3 bis 4 Fuß tief durch Prärien mit steifem Grase. Die Kähne gehen zu Grunde." Man begreift, wenn Livingstone unter diesen Umständen am 10. April 1873 in sein Tagebuch schreibt: „Ich bin blaß, blutlos und schwach vom starken Blutverlust; eine Arterie vergießt einen starken Strom und nimmt meine Kraft weg." Das ging so fort. Zehn Tage später konnte er kaum noch den Bleistift halten und Beobachtungen machen. Selbst der Stab, der ihn stützte, war ihm zu schwer. Das Tagebuch hört auf und nur noch Daten sind eingetragen.

Die Diener tragen ihn sorgfältig weiter, aber das Bewußtsein verläßt ihn im Dorfe Ilala im Süden des Bangweolosees, wo seine treuen Schwarzen rasten. Sie finden ihn tot am Bette kniend, das Haupt mit den Händen bedeckt, das Gesicht in den Kissen ruhend.

Der schwarze Erdteil, für dessen Erforschung Livingstone mehr als ein andrer gethan, sollte seine Leiche nicht behalten, denn die treuen Diener des großen Mannes brachten sie nach Sansibar zurück. Einer derselben, Jakob Wainright mit Namen, hat über die Rückreise aus dem Innern Afrikas mit der Leiche ein merkwürdiges Tagebuch geführt, was um so anerkennenswerter ist, wenn man den

*) Nicht zu verwechseln mit dem Sambesi.

Lebenslauf Wainrights beachtet. Als kleiner Knabe wurde er von einem Araber als Sklave nach Kilwa geschafft, auf der Überfahrt nach Sansibar aber von einem britischen Kreuzer befreit und zur Erziehung in die britische Mission nach Bombay geschickt. Er erhielt dort den Namen Jakob Wainright, und als im Februar 1872 sechs besonders befähigte Zöglinge der Mission zu Bombay ausgesucht wurden, um Livingstone Unterstützungen zuzuführen und ihn ferner zu begleiten, gehörte auch Wainright zu diesen. Im August 1872 trafen die sechs Mann in Tabora bei Livingstone ein und blieben fortan bis zu seinem Tode bei ihm.

In dem Tagebuche heißt es: „Unser Herr starb in der Nacht am 4. Mai 1873. Am folgenden Tage hatten wir kein anderes Mittel, seinen Körper vor Fäulnis zu bewahren, als ihn einzusalzen, und als seine Eingeweide untersucht wurden, fand sich nichts als schwarzes Blut und auch seine Lunge fand man verzehrt. Den nächsten Tag machten wir einen Kasten oder Sarg zurecht."

Durch Sümpfe und Flüsse, durch feindliche Stämme und die Gefahren, welche wilde Tiere ihnen bereiteten, trugen die treuen Schwarzen die Leiche und die Tagebücher ihres Herrn tief aus dem Innern des Kontinents nach Sansibar, wo sie am 18. Februar 1874 anlangten. Hier erkannten Livingstones Freunde noch deutlich die Züge des großen Toten, der nun nach London überführt und dort unter dem Trauergeleite der Ersten der englischen Nation, im britischen Ruhmeshause, der Westminsterabtei, beigesetzt wurde.

Seine Willenskraft, seine Ausdauer, ja Hartnäckigkeit in der Verfolgung des einmal gewählten Zieles, seine Gewissenhaftigkeit und seine Befähigung zu der erwählten Lebensaufgabe waren außerordentlich. Aber die Erfolge waren dem auch angemessen; so wie er hat keiner es verstanden, mit den Schwarzen umzugehen, sich in ihr Vertrauen festzusetzen oder ihre Feindschaft mit einem Blicke zu entwaffnen. Nachdem er in Afrika südlich vom Äquator das Hauptforschungswerk vollbracht, blieb folgenden Reisenden nur die Ergänzungsarbeit übrig. Übersieht man seine weit ausgedehnten Entdeckungsreisen, dann kann man dreist behaupten: Es gab keinen Reisenden, der gleich viel unbekanntes Festland unsrer Erde entschleierte, und es wird auch niemals einen zweiten geben, der es Livingstone in Bezug auf die Ausdehnung der Reisen gleich thäte, aus dem einfachen Grunde, weil die unbekannten Räume unsres Planeten ein so weites Tummelfeld, wie Livingstone es 1840 noch vorfand, nicht mehr darbieten.

Auch des kühnen englischen Marineoffiziers Verney Lovett Cameron Reise wurde durch Livingstone veranlaßt. Man wußte durch Stanley, daß Livingstone ziemlich mittellos sich im Innern Afrikas befinde, und um ihm Unterstützungen an Leuten, Lebensmitteln, Tauschwaren zuzuführen, wurde Cameron abgesandt, welcher auch im Januar 1873 in Sansibar an der afrikanischen Ostküste eintraf. Hier rüstete er seine Karawane aus. Er hatte noch drei weiße Begleiter: einen Neffen Livingstones, Moffat mit Namen, den Arzt Dr. Dillon und den Marineleutnant Murphy. Wie Afrika die Reisenden verschlingt und nur wenige an ihr Ziel gelangen, kann gleich an dem Beispiele dieser Männer gezeigt werden. Moffat starb am Fieber, Dr. Dillon erschoß sich in der durch einen Fieberanfall erzeugten Raserei, Murphy kehrte um — und dies alles, ehe noch ein Viertel des Gesamtweges von der Ost- nach der Westküste zurückgelegt worden war.

Wie das afrikanische Fieber wirkt, mag man aus folgendem Auszuge aus dem Tagebuche Camerons erkennen: „Wir haben eine zweite Dosis des bestialischen Fiebers gehabt. Am Morgen des dritten Tages unsres Anfalls sah ich, wie Murphy aufstand und auf das offene Ende des Zimmers lossteuerte; er schwankte hin und her und bemühte sich, aus einem Haufen Munition herauszukommen, die aus den Körben ausgeschüttet war, konnte aber die Richtung nicht innehalten. Er hatte augenscheinlich die fixe Idee, daß er einen Felsen erstiegen hätte, denn er ging immer langsamer, machte immer kleinere Schritte, bis er an einen Haufen leerer Patronen kam, auf den er sich dann langsam mit einem tiefen Seufzer auf Händen und Knien niederließ. Dieser Anblick kam mir so lächerlich vor — ein dicker starker Mann, der nicht im stande war, aus einem Zimmer ohne vierte Wand herauszukommen, — daß ich so laut lachte, als es mir in meinem kläglichen Zustande nur möglich war. Dies hatte zur Folge, daß er wieder zu Sinnen kam, sich aufrichtete und hinaustaumelte. Man muß das alles gesehen haben und dabei ebenso hilflos und hinfällig gewesen sein, als das Opfer selbst. Ihr könnt euch keine Vorstellung davon machen, wie man durch das Fieber heruntergebracht wird. Man fühlt zuerst ein leichtes Kopfweh und merkt, daß man sich niederlegen muß, ohne doch eigentlich krank zu sein. Am nächsten Morgen versucht man im Zimmer umherzugehen, man findet bald, daß man seinen Körper dahin gehen lassen muß, wohin ihn die Füße zu tragen belieben, und der ärmste hat deshalb auch manchmal eine höchst excentrische Bahn zurückzulegen. Trinken, Trinken, Trinken! Einerlei, ob kaltes Wasser,

Milch oder Thee, ob aus einem Wassereimer oder aus einer Theekanne."

Noch nicht allzuweit war Cameron in Afrika vorgedrungen, als er im August 1873 in Tabora mit den treuen Dienern Livingstones zusammentraf, die den Leichnam ihres dem Fieber erlegenen Herrn nach der Küste zurücktransportierten. Damit war der eigentliche Zweck von Camerons Reise hinfällig geworden und er hätte auch zurückkehren dürfen. Allein damit war dem thatendurstigen Manne nicht gedient; mit Mitteln reich versehen beschloß er allein weiter vorzudringen und das Werk des gefallenen Helden zu vollenden.

Er reorganisierte seine Karawane und brach am 2. November 1873 mit ihr nach dem Tanganjikasee auf, den er am 18. Februar 1874 erreichte. Er hatte ein volles Jahr gebraucht, um diesen nur 600 bis 700 englische Meilen von der Ostküste entfernten See zu erreichen, den er nun näher erforschte. Ungefähr in der Mitte des westlichen Ufers fand er seinen Ausfluß, den Lukugastrom, der die Gewässer des Tanganjika dem Kongo zuführt.

Wie schnell in diesem Gebiete der Einfluß Europas steigt, erkennt man aus einem von Cameron mitgeteilten Beispiele. Zu Burtons Zeit, nur fünfzehn Jahre vor Cameron, war in jenem Teile Afrikas eine Flinte ein hochgeschätztes Erbstück für einen Häuptling und der glückliche Besitzer weit und breit berühmt — jetzt konnte fast jedes Dorf schon die Hälfte seiner Männer mit Musketen bewaffnen. Man sieht also, wo unsre alten Stein- und Perkussionsgewehre bleiben.

Im Mai 1874 brach Cameron von Udschidschi wieder auf, fuhr über den Tanganjikasee und erreichte 180 englische Meilen westlich von demselben den großen Marktort Njangwe am mächtigen Lualabafluſſe. Hier wollte er womöglich Kähne zu mieten oder zu kaufen suchen, um den Fluß, welcher kein anderer ist als der Kongo, bis zum Meere hinabzufahren. Allein alle dahin gerichteten Bemühungen schlugen fehl, und so mußte der Reisende sich denn auf die Erforschung des umliegenden Landes der Manjema beschränken. Diese Leute stehen im übrigen auf einer verhältnismäßig hohen Stufe, sind aber dabei die ekelhaftesten Menschenfresser. „Sie verzehren," schreibt Cameron, „nicht nur die in der Schlacht getöteten Feinde, sondern auch die Leute, die an einer Krankheit gestorben sind. Die zum Verspeisen bestimmten Leichname werden in den Fluß gelegt, so lange darin gelassen, bis sie fast zu faulen beginnen und dann ohne alle weitere Zubereitung verschlungen. Auch sonst fressen sie jede Art von Aas, daher ihre Ausdünstung un-

beschreiblich widrig und ekelhaft ist. Man gab mir einen Gesang zum besten, welcher den Genuß des Menschenfleischessens schilderte; es hieß darin: Mannsfleisch schmecke gut, Weiberfleisch aber schmecke schlecht und würde nur aus Not gegessen, sei indessen immerhin auch nicht zu verachten, wenn man kein Mannsfleisch bekommen könne."

Bei seinen Kreuz- und Querzügen in der Umgebung Njangwes lernte auch Cameron „die schönsten Weiber, die er je in Afrika gesehen" kennen. Es waren dies die Frauen eines Häuptlings mit Namen Russuna, die den ersten weißen Mann, der in ihr Land gekommen war, natürlich voller Neugierde anstaunten. Sie saßen in dichtem Kreise um ihn herum, ließen sich Bilder von ihm zeigen und wurden in kurzer Zeit so zutraulich, daß sie die Enden der Beinkleider und Ärmel seines Morgenanzugs umstülpten, um zu sehen, ob nicht am Ende nur das Gesicht weiß sei. Ja, ihre Neugierde steigerte sich zuletzt dermaßen, daß Cameron zu fürchten begann, sie möchten ihn ganz auskleiden, und um dem vorzubeugen, warf er einige Perlen aus, nach denen die schwarzen Damen nun haschten.

Da Cameron es absolut nicht erreichen konnte, seinen Weg auf dem Lualaba oder entlang diesem Flusse nach Westen verfolgen zu dürfen, so mußte er seine Schritte nach Südwesten wenden und gelangte hier im Oktober 1874 in das Land Urua, das von dem barbarischen Könige Kasongo regiert wurde. Dieser Fürst, nach Camerons Bericht eine höchst niederträchtige Erscheinung, hielt ihn bis zum Juni des folgenden Jahres zurück, um ihn möglichst auszupressen. Er befand sich nun auf einem Boden, den noch nie ein Weißer betreten hatte, und konnte Beobachtungen in Hülle und Fülle machen. Aber sein Herz bebte vor all den Scheußlichkeiten, die er hier mit ansehen mußte. Die Strafen, welche Kasongo verhängte, bestanden nur in Tod oder Verstümmelung. Die Nase, ein Finger, eine Lippe, ein halbes oder ganzes Ohr wurden wegen eines leichten Fehltritts abgeschnitten, ernstere Vergehen wurden mit dem Verluste der Hände, Zehen oder des Lebens geahndet. Kasongo maßte sich göttliche Macht und Ehren an und gab vor, viele Tage keine Speise zu sich zu nehmen, ohne daß er Hunger empfinde; ja er behauptete, als Gott sei er erhaben über das Bedürfnis zu essen, und er esse, trinke und rauche nur, weil es ihm Vergnügen mache. Neben den Frauen seines Harems nahm er jede Frau für sich in Anspruch, die ihm auf Reisen wohlgefiel. Wurde ihm ein Knabe geboren, so schenkte er der Mutter ein Affenfell, in dem sie dann das Kind trug und damit besaß sie das Recht, Lebensmittel, Kleidung, alles

was sie zu ihrem Unterhalte brauchte, von jedem, der nicht aus königlichem Geblüte war, sich anzueignen.

Cameron war hier wie eine Art Menagerietier gehalten, das sich zeigen und seine Künste produzieren mußte. Alle schadhaften Flinten wurden ihm zur Reparatur gebracht; war jemand krank, so wollte er von ihm kuriert sein, ja selbst chirurgische Operationen mußte er vornehmen. Und nicht zufrieden damit, ihn zum Büchsenschmied und Chirurg zu machen, verlangte man auch, er solle Seife sieden, was er nach manchem vergeblichen Versuche auch zu stande brachte.

Unterdessen machte er die Bekanntschaft eines schwarzen portugiesischen Unterthanen Namens Alvez aus Bihé, der in Kasongos Lande eine Sklavenkarawane auf die niederträchtigste Art zusammenbrachte. Diesem Menschen mußte sich Cameron, wollte er nach Westen gelangen, anschließen, wofür er eine ganz ungeheure Summe in Wechseln auf Benguela geben mußte. Um Alvez hatte sich eine förmliche Räuberbande versammelt, schmutzige und zerlumpte Kerle, die dem Trunke und allen Ausschweifungen ergeben waren, gegen ihre unglücklichen Opfer natürlich völlig gefühl- und erbarmungslos. Und in solcher Gesellschaft mußte Cameron seine Reise vollenden. Im Juni 1875 gestattete endlich Kasongo den Aufbruch nach Westen, und nun hatte bis zum November 1876 der Reisende fortwährend Gelegenheit, zu sehen, wie seine Marschgenossen Dörfer stürmten und niederbrannten, die Eingebornen mordeten oder zu Sklaven machten und Schandthaten aller Art vollführten.

Überhaupt sind die schwärzesten Seiten in Camerons Werk jene, wo er von dem „Schandfleck des neunzehnten Jahrhunderts", von dem Sklavenhandel redet. „Ich bin fest überzeugt," sagt der mutige Reisende, „daß die Eröffnung geeigneter Verkehrsstraßen dem fluchwürdigen Handel mit Menschenfleisch Abbruch thun und daß die Ausdehnung erlaubten und friedlichen Handels ihm schließlich ganz ein Ende machen wird; aber ich bin keineswegs ebenso gewiß, daß es binnen kurzem gelingen werde, die Sklaverei als einheimische Institution aufhören zu machen. Die Einrichtung ist zu tief mit den Vorstellungen des Afrikaners verwachsen; wir werden das Werk höchstens in Angriff nehmen können, seine Vollendung bleibt jedenfalls unsern Nachkommen überlassen."

Die Bilder, die vor Camerons Augen sich entwickelten, wenn er Sklavenkarawanen begegnete oder gezwungen war, seine Reise gemeinschaftlich mit Sklavenhändlern auszuführen, sind geradezu empörender Natur. So erzählt er: „Der Platz, den ich für mein Lager

gewählt, lag hart am Wege, so daß ich die Sklavenkarawane ihrer ganzen Länge nach vorüberziehen sah. Über zwei Stunden währte die traurige Prozession. Weiber und Kinder, überbürdet, mit wundgelaufenen Füßen, wurden von den barbarischen Herren unablässig vorwärts getrieben, und auch der endlich erreichte Lagerplatz war für diese Bejammernswerten kein Hafen der Ruhe; dort mußten sie Wasser holen, kochen, die Hütten bauen, Brennholz für ihre Eigentümer sammeln, und sie hatten von Glück zu sagen, wenn ihnen vor Einbruch der Nacht soviel Zeit blieb, daß sie sich selbst ein notdürftiges Schutzdach errichten konnten. Es ist enorm, welche Summe von Arbeitskraft durch das Zusammenkoppeln der Sklavenkolonnen verloren geht; wird z. B. ein Topf Wasser gebraucht, so müssen 20 Menschen sich zum Flusse begeben und ebenso muß nach jedem Bund Grashalme, der zum Decken einer Hütte dienen soll, die ganze Koppel geschickt werden. Auch unterwegs, wenn ein einziger aus einer Kolonne anzuhalten genötigt ist, müssen alle diese Bewegungen mitmachen, und wenn einer fällt, werden fünf oder sechs in den Fall mitverwickelt."

Weiße Portugiesen waren es, die ihr Blutgeld in diesem schnöden Handel verdienten, und der erste Weiße, den nach jahrelanger Wanderung Cameron wieder traf, war ein solcher gegen die Leiden seiner Mitmenschen vollkommen fühlloser Mensch. Er hieß Joao Baptista Ferreira und hatte eine Ansiedelung tief im Innern. Mit der größten Gleichgültigkeit erzählte er Cameron, daß, als er den Häuptling Kasongo besucht habe, dieser ihm zu Ehren einer Anzahl Sklaven die Hände und Ohren habe abschneiden lassen, und dieser Joao Baptista Ferreira war — königlich portugiesischer Bezirksrichter!

Die Behandlung, welche die Sklaven in der Karawane des Alvez, mit welcher Cameron reiste, überhaupt erlitten, war eine ganz nichtswürdige, und dem Leser muß bei all den Schändlichkeiten, die berichtet werden, geradezu übel zu Mute werden. So heißt es einmal: „die Bejammernswerten waren übermüdet, halb verhungert und bedeckt mit eiternden Wundmalen, die teils von der Reibung ihrer Traglasten, teils von den empfangenen Peitschenhieben herrührten; auch schnitten häufig die Stricke, mit denen sie zusammengekoppelt waren, in ihr Fleisch. Einmal sah ich unter ihnen eine Frau, die noch ihr totes Kind weiter trug, das in ihren Armen Hungers gestorben war."

Als Cameron den Quangofluß überschritten hatte und wieder im Bereiche der portugiesischen Herrschaft angelangt war, fühlte er eine Centnerlast vom Herzen genommen. Er hatte jetzt beinahe den

ganzen Kontinent seiner Breite nach durchzogen und ein paar Jahre lang fast täglich dem Tode ins Auge geschaut. Zum Unglück überfiel ihn schließlich noch der Skorbut, und er erreichte die Küstenstadt Benguela im November 1876 gerade noch zur rechten Zeit, um durch ärztliche Hilfe gerettet werden zu können.

Ansicht von Stanley-Pool.

Kapitel IX.

Henry Stanleys Marsch durch den dunkeln Weltteil.

Stanley beabsichtigte ursprünglich nur, Livingstone zu treffen, sich mit ihm zu unterreden, sein Leben und seine Person zu schildern, dann lebewohl zu sagen und zurückzumarschieren. Aber aus dem bloßen Zusammensein mit Livingstone entsprang allmählich Freundschaft, und nachdem der Reporter Blut geleckt, nachdem er mit Livingstone eine Reise nach dem noch unerforschten Nordende des Tanganjikasee gemacht, ward aus dem Berichterstatter ein Afrikareisender. Die erste Expedition Stanleys war ein rein kommerzielles Unternehmen gewesen, kühn geplant, tüchtig, voller Energie und mutvoll ausgeführt. So teuer sie war, machte sie sich doch bezahlt, denn der Verleger des „New York Herald" taxierte den direkten Nutzen, den er durch Stanleys Berichte gewann, auf nicht weniger, als 50000 Dollar, das sind 200000 Mark.

Am 14. März 1872 nahmen Livingstone und Stanley in Innerafrika Abschied voneinander, und am 6. Mai war Stanley wieder in Sansibar. Als er dann im August nach Europa zurückgekehrt war, entwickelte er, um seinen Ruhm zu vermehren, eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit. Er schrieb Dutzende von Zeitungsartikeln, er trat in zahllosen Versammlungen und bei ebenso zahllosen Zweckessen zu seiner Ehre als Festredner auf, er war bei der Königin Viktoria und erhielt von dieser eine goldene Dose mit Brillanten, er bereiste England, Schottland und — unglaublich aber

wahr! — er ließ bereits Anfangs November desselben Jahres einen reich illustrierten, mit Karten versehenen, 720 Seiten starken Band erscheinen, in welchem er schildert, „wie ich Livingstone fand."

In dem Manne steckte ein echt amerikanischer Thätigkeitsdrang. Er war damals dreißig Jahre alt; er zeigte ein prächtiges Erzählertalent, eine erstaunliche Frische, einen großen Fleiß, Mut und Selbstverleugnung. Freilich flüchtig und oberflächlich war seine Arbeit, der wissenschaftliche Gehalt nicht allzugroß. Wer hätte auch von einem Zeitungskorrespondenten billigerweise mehr verlangen können?

Indessen das Zeug zu einem Pionierreisenden ersten Ranges besaß er unstreitig. Er wußte, wie der schwarze Erdteil zu besiegen sei, wie man ihm seine Geheimnisse abringen müsse. „Ich will dem Rest der Mysterien den Schleier entreißen", so sprach er. Und aus dem Reporter wurde nun ein bewußter Entdeckungsreisender.

Es ist ein hohes nicht zu unterschätzendes Verdienst, welches sich zwei Zeitungen erwarben, daß sie auf gemeinschaftliche Kosten Stanley nun zu weiteren Entdeckungsreisen nach Afrika sandten. Der „New York Herald" und der in London erscheinende „Daily Telegraph" waren es, die dem Reisenden die nötigen Mittel gewährten, so daß dieser schon 1874, nachdem er seine Ausbildung weiter vervollständigt hatte, nach der afrikanischen Ostküste aufbrechen konnte. Nachdem er einige Küstenfahrten unternommen, organisierte er zu Sansibar seine Karawane und brach mit 300 Mann im November 1874 von Bagamojo aus nach dem Innern auf. Unter seinen Begleitern befand sich Kalulu, der treue Negerknabe, der ihn bereits auf seinem ersten Zuge begleitet hatte, sowie zwei Engländer, die Gebrüder Pocock. Der erste Zweck seiner Reise galt der Erforschung des großen Ukereweesees (oder Viktoria-Nianza), den sein Entdecker Speke nur in rohen Umrissen in die Karte einzutragen vermocht hatte; namentlich war die ganze Ostküste dieses ungeheuren Wasserbeckens noch unbekannt.

Nach einem an Abenteuern und Gefahren überreichen Marsche von etwas über hundert Tagen stand er am 27. Februar 1875 bei Kagehi am Südende des Sees, ganz nahe der Stelle, an welcher derselbe 1858 von Speke entdeckt worden war.

In einem zerlegbaren mitgeführten Boote, der „Ladi Alice", führte Stanley nun in den Monaten März bis Mai 1875 eine vollständige Rundfahrt um den See aus. Was dies bedeuten will, erkennen wir, wenn wir bedenken, daß dieser Quellsee des Nils eine Flächenausdehnung besitzt, welche größer als die des Königsreichs Baiern ist. An seinen goldreichen Gestaden erheben sich bis 1000

Meter hohe Berge, zahlreiche Ströme fallen von allen Seiten in ihn hinein, dicht gedrängte Inseln bilden Archipele und eine große Bevölkerung belebt die Ufer. Im Norden, wo der Nil den See verläßt, liegt das mächtige Reich Uganda mit 2 Millionen Einwohnern, über welches der König Mtesa gebot. Diesem Manne, den wir bereits aus Spekes Reise (vgl. S. 34) kennen, stattete Stanley einen Besuch ab. Er fand ihn im Schatten des Audienzhauses auf seinem Thron sitzend, im Halbkreise von etwa 100 seiner Großwürdenträger und Häuptlinge umgeben, sämtlich in reicher arabischer Tracht, während hinter ihm seine Leibwache von 200 Mann und die königlichen Speer-, Schild- und Gewehrträger standen. Als Stanley sich näherte, stand der König auf, und als beide sich stumm die Hände drückten, erhob sich ein betäubender Lärm von Trommeln, Pfeifen und Gewehrsalven. Diesen Fürsten hatten Speke und Grant im Jahre 1861 als rohen, eitlen Wilden und Heiden vorgefunden. Im Jahre 1870 aber war er mit seiner ganzen Umgebung zum Islam übergetreten, kleidete und betrug sich arabisch und hatte alle früheren täglichen Blutbäder von Männern und Weibern, sowie sonstige grausame Strafen abgeschafft. Stanley behauptet, ihm einige Ideen des Christentums, die zehn Gebote, das Vaterunser ꝛc. beigebracht zu haben, und forderte in Mtesas Namen mit genauen Instruktionen englische Missionare auf, nach Uganda, als einem lohnenden Arbeitsfelde, zu kommen, einer Aufforderung, welcher die Kirchenmissionsgesellschaft in London auch nachkam, indem sie 6 oder 8 Glaubensboten zu Mtesa sandte, welche denselben auch zum Christentum bekehrten. Einige Jahre hindurch blieb Mtesa dem protestantischen Glauben auch treu, bis 1879 plötzlich Jesuiten bei ihm erschienen, die ihn zum Katholiken machten. Im Jahre 1884 ist er gestorben.

Stanley setzte dann in der „Lady Alice" seine Umschiffung des Viktoriasees der Westküste entlang fort, anfangs begleitet von der über 30 Fahrzeuge zählenden, von einem „Admiral" befehligten Flotte des Königs Mtesa. Vielfach klagt der Reisende in seinen Briefen über die verräterische Handlungsweise der Eingebornen an der Westküste, wodurch er mehr als einmal in Lebensgefahr versetzt worden.

Stanley erzählt sein Zusammentreffen mit den Leuten von Bambireh folgendermaßen: „Um neun Uhr vormittags entdeckten wir nahe am Südostende der langen Insel eine Bucht und ruderten langsam hinein. Unmittelbar darauf stürzten die Eingebornen die Abhänge herunter, indem sie ihren Kriegsgesang anstimmten und ein wildes Geschrei ausstießen. Als wir ungefähr 50 Meter von der

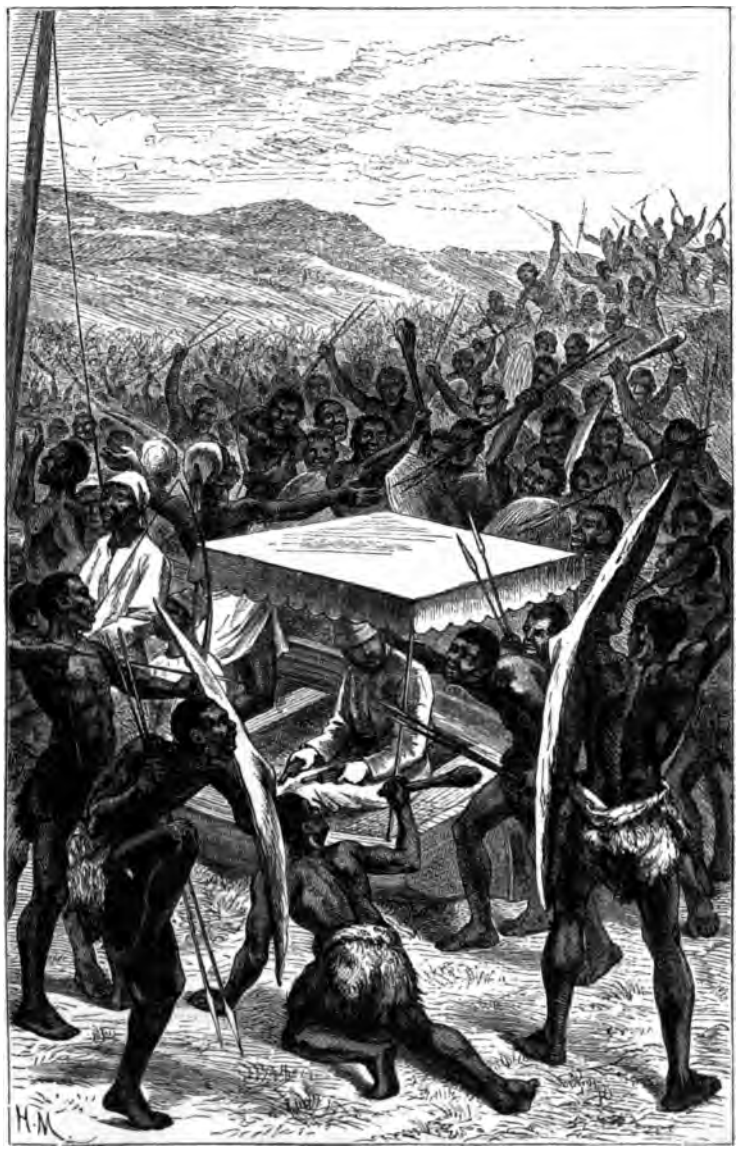
Küste entfernt waren, hieß ich die Leute das Rudern einstellen, aber Safeni und Baraka wurden beredt und sagten: ‚Es ist ja fast immer so, Meister, mit den Wilden. Sie erheben ein Geschrei und drohen und sehen aus, als wollten sie uns fressen, aber du wirst sehen, daß der ganze Lärm aufhören wird, sobald sie uns sprechen hören. Außerdem frage ich, wo wir Nahrungsmittel erhalten sollen, wenn wir diesen Ort ohne solche verlassen?‘

„Dieses letzte Argument war unwiderleglich, und obgleich ich meinen Leuten keinen Befehl erteilte, ihre Ruder wieder zu gebrauchen, trieben doch vier von den Leuten das Boot langsam vorwärts, während sich Safeni und Baraka vorbereiteten, den Eingebornen Erklärungen zu geben.

„Diese kamen nämlich eiligst zum Rande des Wassers herunter und hatten sich bis auf Hörweite genähert. Ich sah, wie einige große Steine aufhoben und andre ihre Bogen schußfertig machten.

„Wir waren jetzt ungefähr nur noch 10 Meter vom Strande entfernt, und Safeni und Baraka hielten eine Ansprache, indem sie mit ernsten Gebärden auf ihren Mund wiesen und durch Gesten zu verstehen gaben, daß ihr Magen leer sei. Sie lächelten dann mit einschmeichelnden Gesichtern; sie brauchten die Ausdrücke: ‚Brüder‘, ‚Freunde‘, ‚liebe Gefährten‘ in der beredtesten Weise; sie schalteten schlau die Worte Mtesa, Uganda und Antari, König von Ihangiro, dem Bambireh gehört, ein. Safenis und Barakas gefällige und muntere Sprachgewandtheit schien gut gewirkt zu haben, denn man ließ die Steine fallen, spannte die Bogensehnen ab und senkte die drohend erhobenen Speere, um sie bei dem langsamen, aber festen Schritt, mit welchem sich jetzt die Insulaner näherten, wie stützende Stöcke zu gebrauchen. Safeni und Baraka kehrten sich jetzt triumphierend zu mir um und fragten: ‚Was haben wir gesagt?‘ und dann luden sie mit einnehmender Freimütigkeit die Eingebornen, deren Zahl sich jetzt auf 200 belaufen mochte, ein näher heranzukommen. Diese berieten eine kleine Weile, und mehrere, jetzt ebenfalls freundlich lächelnd, stiegen gemächlich ins Wasser an uns heran, bis sie das Vorderteil des Bootes berührten. Einige Sekunden standen sie da, wie es schien zu einer freundlichen Unterredung, aber plötzlich stießen sie durch einen ungestümen Anlauf das Boot an das Gestade, und jetzt schleppten alle die andern, die Halse und das Schanddeck ergreifend, dasselbe ungefähr 18 Meter über den felsigen Strand auf das Trockne, so daß wir alle fast starr vor Erstaunen dastanden.

„Darauf folgte eine Scene, welche jede Beschreibung weit überstieg. Ein Pandämonium — alle Dämonen der Hölle in Waffen



Überfall durch die Wilden der Insel Bambireh.

(Stanleys Expedition.)

— wütete rings um uns. Ein Wald von Speeren zielte auf uns; 30—40 Bogen waren gegen uns gespannt, ebensoviele Pfeile mit Widerhaken schienen schon im Fluge begriffen zu sein; dicke knotige Keulen wurden über unsern Köpfen geschwungen; 200 kreischende, schwarze Dämonen stießen sich und kämpften miteinander um freien Raum, daß sie ihre Wut an uns auslassen könnten, und um die günstige Gelegenheit, uns einen niederschmetternden Schlag zu versetzen oder Speere und Geschosse nach uns zu schleudern.

„Mittlerweile war ich, sobald die ersten Anzeichen dieses Ausbruches roher Gewalt bemerkt wurden, aufgesprungen, jede Hand mit einem geladenen Revolver mit selbstrotierendem Cylinder bewaffnet, um zu töten oder getötet zu werden; aber die offenbare Hoffnungslosigkeit, einem so großen Menschenhaufen viel Schaden zufügen zu können, hielt mich in Schranken. Safeni wandte sich zu mir um und, obgleich selbst durch die um uns tobende Wut fast bis zur Sprachlosigkeit eingeschüchtert, beschwor er mich doch gelassen zu bleiben. Ich willfahrte ihm, da ich einsah, daß ich von seiten meiner Mannschaft keinen Beistand erhalten würde, aber indem ich mich wegen meiner Unklugheit, gegen meinen Instinkt meinen Leuten nachgegeben und mich so der Gewalt solcher Wilden überliefert zu haben, bitter tadelte, that ich das Gelübde, daß ich, falls ich dies eine Mal noch der Todesgefahr entrönne, in Zukunft mich in meinen Handlungen durchaus nur von meinem eignen Urteil wollte leiten lassen.

„Ich nahm die Miene eines sich in sein Schicksal ergebenden Menschen an, behielt aber dabei meine Revolver in den Händen. Meine Bootsmannschaft ertrug auch den ersten Ausbruch des Sturmes der kreischenden Wut, die sie bedrohte, mit fast erhabener Unerschütterlichkeit. Safeni schlug seine Arme mit der Sanftmut eines Heiligen übereinander. Baraka hielt seine inneren Handflächen nach außen, indem er in mildheiterem Tone fragte: ‚Was fällt euch denn ein, meine Freunde? Fürchtet ihr leere Hände und lächelnde Leute, wie wir sind? Wir sind Freunde, wir sind als Freunde gekommen, um Eßwaren zu kaufen, 2 oder 3 Bananen, ein wenig Getreide oder Kartoffeln oder Mohugo (Maniok), und wenn ihr es uns erlaubt, so werden wir als Freunde wieder abfahren.‘

„Unser Benehmen war von bedeutender Wirkung. Der Aufruhr und Lärm schien wirklich abnehmen zu wollen, als einige 50 neue Ankömmlinge die noch glimmende Wut wieder entflammten. Wieder wurden Massen von Speeren zum Schleudern gehoben und geschwungen, wieder wurden knorrige Keulen hoch in der Luft herum-

gewirbelt, wieder die Bogen gespannt und die Pfeile mit Widerhaken konnten im nächsten Moment auf uns zufliegen. Safeni erhielt einen Stoß, infolge dessen er taumelte, der kleine Kirango einen Schlag auf den Kopf mit einem Speerschafte, Saramba schrie laut auf, als eine Keule auf seinen Rücken niederfiel.

„Ich selbst sprang nun, die beiden Revolver in der linken Hand haltend, auf, um Vorstellungen zu machen. Ich wandte mich an einen älteren Wilden, welcher die Volksmasse von zu weitgehenden Roheiten abzuhalten schien. Ich zeigte ihm Perlen, Zeug und Draht und rief ihm Mtesas und ihres Königs Antari Namen zu.

„Der Anblick der Haufen von Perlen und Zeug, welche ich vor ihnen hinlegte, erweckte indessen die bedächtiger erwägenden Leidenschaften der Selbstsucht und Gier in ihren Herzen. Der Versuch eines allgemeinen Gemetzels, fingen sie an zu überlegen, würde gewiß den Verlust einiger aus ihrer Schar nach sich ziehen, und Flinten könnten selbst von sterbenden Feinden noch ergriffen und mit tödlicher Wirkung gehandhabt werden, und wer weiß, was das für kleine Eisendinger in der Hand des Weißen sind? schienen sie sich selbst zu fragen. Mochte aber nun der Ältere denken, was er wollte, jedenfalls antwortete er mir dadurch, daß er Unwillen erheuchelte, seinen Stock aufhob und zu seiner Rechten und Linken die teuflische Bande hinwegtrieb. Andre aus der Masse hervorragende Männer standen jetzt dem Älteren bei, welcher, wie wir später erfuhren, Schekka, der König von Bambireh war."

Ausgeplündert, geschlagen, verhöhnt und hungrig gelang es Stanley mit vieler Mühe und Not, sein Boot wieder ins Wasser zu bringen, aber vergessen hat er den Räubern ihre That nicht; denn sobald er wieder bei seiner Hauptmacht war, die er zurückgelassen hatte, rüstete er einen förmlichen Feldzug gegen Bambireh aus. Mit einer Kriegsmacht von 50 mit Gewehren und 250 mit Speeren bewaffneten Leuten fuhr er in 18 Kähnen nach Bambireh. Die Wilden waren jedoch nicht unvorbereitet: denn auf jedem Hügel stand ein Wachtposten. Es kann nicht unser Zweck sein, die von Stanley angewandten strategischen Manöver hier zu schildern — es genüge die Thatsache, daß in dem sich entspinnenden Gefechte durch die Gewehrsalven den Eingebornen, welche mit Speeren, Bogen und Schleudern ihre Insel tapfer verteidigten und zur Verhinderung eines Landungsversuches dicht an den See herabkamen, ein Verlust von 42 Toten und über 100 Verwundeten beigebracht wurde. Auf Stanleys Seite fielen nur 2 Verwundungen durch geschleuderte Steine vor.

Nach dieser Züchtigung verließ Stanley den großen Viktoriasee und wandte sich in nordwestlicher Richtung durch das Land Unjoro nach dem Schwesterse, dem 1864 durch Baker entdeckten Mwutan (Albertsee). Am 5. Januar 1876 überschritt er die Grenze von Unjoro und erlangte bald einen Blick auf den 4—5000 Meter (Montblanchöhe) hohen Gambaragaraberg, der mitten zwischen beiden Seen liegt und oft, wenn auch nicht während des ganzen Jahres, mit Schnee bedeckt ist. Was Stanley hierauf über die hellfarbigen Bewohner dieses Berges sagt, ist von so hohem Interesse, daß wir die betreffende Stelle hier ausziehen wollen: „Auf seinem Gipfel wohnt ein Volk von europäischer Hautfarbe. Ich habe etwa ein halbes Dutzend derselben gesehen. Es ist ein schöner Menschenschlag, und manche der Frauen sind merkwürdig hübsch. Das Haar ist wellig, mit einem Anflug ins Braune. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, die Lippen schmal, aber die Nase, obgleich wohlgeformt, ist an der Spitze etwas dick. Ich habe nicht erfahren können, wo dieses sonderbare Volk herkommt. Bei dem Nahen einer einfallenden Macht ziehen sie sich auf den Gipfel des Berges zurück, dessen durchdringende Kälte selbst dem entschlossensten ihrer Feinde Trotz bietet. Im Jahre 1874 schickte „Kaiser" Mtesa seinen ersten Minister mit 100000 Mann nach Gambaragara, aber obwohl der große General die Abhänge des Berges einnahm und eine weite Strecke zur Verfolgung hinanstieg, zwang ihn endlich das rauhe Klima zur Umkehr, ohne daß er mehr als ein paar schwarze Sklaven gefangen hatte. Zwei Männer dieses Stammes begleiteten unsre Expedition zum Albertsee und zurück; aber sie waren wenig mitteilsam, und ich konnte von ihnen nichts über die Geschichte ihrer Nation erfahren. Ihre Nahrung bestand aus Milch und Bananen. Ein andres Exemplar dieses weißhäutigen Volkes, einen Bruder des Königs von Gambaragara, sah ich am Hofe Mtesas. Als ich den Mann zuerst sah, hielt ich ihn für einen jungen Araber aus Kairo, der aus unbekannten Gründen in Uganda lebte, und erst nachdem ich mehrere Leute von derselben blassen Farbe gesehen, konnte ich glauben, daß im Herzen von Afrika, fern von den Wegen der Handelskarawanen, ein großes und zahlreiches Volk von dieser eigentümlichen Farbe lebte. Hätten sie nicht negerartiges Haar, so würde ich sagen, daß es Europäer oder hellfarbige Asiaten, wie z. B. Syrer oder Armenier, seien."

Nach dieser Entdeckung setzte Stanley seinen Marsch nach dem Albertsee fort. Am 11. Januar 1876 lag derselbe, etwa 300 Meter unter ihm, zu seinen Füßen, einen großen Golf, die „Beatricebucht",

bildend. Die feindselige Haltung der Eingebornen und der Umstand, daß keine Fahrzeuge zu erhalten waren, zwangen neben andern Gründen indessen Stanley, von einer Befahrung des Sees abzustehen. Der Marsch war nun wieder südlich gerichtet.

So, wie man den Bodensee nicht als Quelle des Rheins betrachtet, so kann auch der Viktoriasee nicht als die eigentliche Nilquelle gelten, sondern vielmehr der größte in diesen hineinfallende Fluß. An der Südküste hatte Stanley einen großen Fluß, den Schimiju, in den Ukerewe münden sehen und diesen anfangs für die wahre Nilquelle gehalten. Jetzt aber kam er an den an der Westküste einmündenden Kagera oder Kitangule, welchen er weiter verfolgte und 20 Meter tief fand. Er entwickelt sich aus einem nicht unbedeutenden See, den Stanley „Alexandrasee" taufte und den er nun für die richtige Nilquelle ansah.

Der Reisende wollte nunmehr zu ergründen suchen, wohin die ungeheuren Wassermassen des Stromes, den 1868—70 Livingstone westlich vom Tanganjikasee entdeckt, aber für den Oberlauf des Nils gehalten hatte, sich ergössen und ob dieselben, wie theoretisch der der deutsche Geograph E. Behm nachgewiesen, den oberen Lauf des Kongoflusses darstellten, von dem man nur die Mündung kannte. Behm hatte seine Ansicht dadurch begründet, daß der schon bekannte obere Nil in einem höheren Niveau fließe als der große Strom, den Livingstone entdeckte, und daß doch bekanntlich kein Wasser bergauf fließe. Stanley hatte diese Theorie des deutschen „Stubengelehrten" früher nur verlacht und eine seltsame Ironie des Schicksals wollte es jetzt, daß er sich nun durch den Augenschein von ihrer Richtigkeit überzeugte.

Seinen Fuß südlich wendend, langte Stanley am 27. Mai 1876 zum zweitenmale in Udschidschi am Tanganjikasee an; denn schon am 10. November 1871 war er hier mit Livingstone, wie wir gesehen haben, zusammengetroffen. In wenigen Tagen war sein tragbares Boot, die „Lady Alice", flott und schon am 11. Juni wurde die Umschiffung des riesigen Sees (entdeckt 1857 von Burton) angetreten, welche Stanley in 51 Tagen zum erstenmal in vollständiger Weise ausführte, denn Burton und Speke befuhren nur kleine Teile des Ufers, während Cameron allein den Südteil der Sees umschiffte. Auch den Abfluß des Tanganjikasees nach Westen zu, den von Cameron entdeckten Lukugafluß, fand Stanley wieder und fuhr eine Strecke weit denselben hinab.

Als Stanley nach Udschidschi zurückgekehrt war, fand er, daß unter seinen Leuten die Pocken ausgebrochen und 8 Mann daran

gestorben waren; weitere 43 desertierten aus Furcht vor den Kannibalen von Manjema, in deren Land man zunächst reisen wollte; unter diesen auch der Negerknabe Kalulu, welcher Stanley auf seiner ersten Reise so treu begleitet und in England eine gute Erziehung genossen hatte. Er wurde jedoch zurückgeholt, um später auf der Kongofahrt in einem Wasserfall zu ertrinken. Nur durch die energischsten Mittel konnte Stanley den Abmarsch erzwingen. Er ließ 32 der Meuterer in Ketten legen und trieb alle seine Leute in die Kähne, welche sofort nach dem Westufer des Tanganjika hinüberfuhren. In der außerordentlich kurzen Zeit von vierzig Tagen erreichte er den Marktort Njangwe am Lualabastrom, der hier in der Regenzeit 2 englische Meilen breit ist. Er stand nun an der Schwelle der großen, gänzlich unbekannten Region. Livingstone und Cameron, die vor ihm bisher vorgedrungen, mußten in Njangwe umkehren ohne das Rätsel des Kongolaufes lösen zu können. Stanley aber war fest entschlossen unterzugehen oder den Lualaba-Kongo hinabzuschiffen. Nachdem er durch Anwerbung seine Expedition auf 140 mit Gewehren und 70 mit Lanzen bewaffnete Leute verstärkt hatte, verließ er am 15. November 1876 mit 18 Kähnen und dem zerlegbaren Forschungsboote „Lady Alice", sowie Vorräten auf sechs Monate Njangwe, gerade zwei Jahre, nachdem er Bagamojo an der afrikanischen Küste verlassen hatte. Noch sollten drei Vierteljahre vergehen, ehe er, nach der abenteuerlichsten Fahrt, die wohl je unternommen wurde, am 8. August 1877 bei Boma an der Kongomündung wieder in den Bereich der europäischen Machtsphäre trat. Wir wollen hier gleich die geographischen Ergebnisse der großen Reise charakterisieren und daran dann eine Schilderung der persönlichen Abenteuer auf der berühmten Kongofahrt knüpfen.

Das ganze Flußgebiet des Kongostromes nimmt nach Stanley einen Flächenraum von 40 450 geogr. Quadratmeilen ein. Einen Vergleich hierfür gewinnen wir, wenn wir bedenken, daß des Rheines Stromgebiet nur 3600 Quadratmeilen groß ist. Das Stromgebiet des Kongo ist also gerade viermal so groß wie das ganze deutsche Reich. Die Quellen des Kongo müssen weiter im Süden unter 10 Grad südlicher Breite in der Landschaft Ubisa gesucht werden. Dort fließt der breite, sehr tiefe, schon von Livingstone passierte Tschambesifluß nach Westen zu in den Bangweolosee, ein weites, seichtes von Livingstone entdecktes und zweimal besuchtes Wasserbecken. An der südwestlichen Ecke desselben als Luapula heraustretend, erreicht der Fluß nach einem Laufe von etwa 30 Meilen abermals einen See, den Moero, welcher nur 85 Quadratmeilen groß ist. Er durchfließt

auch diesen und tritt, immer nördliche Richtung beibehaltend, als Lualaba heraus. Etwas nördlich von Njangwe, wo der Fluß auf Ausläufer der Ureggaberge trifft, beginnen dann die ersten tosenden Wasserfälle, ein Hindernis für die Schiffahrt. Auch auf dem Landwege sind diese Wasserfälle schwer zu umgehen, denn hier wohnen gerade außerordentlich wilde und dem Fremden feindselige Völker. Dann tritt der Strom, indem er sich dem Äquator nähert, in die große centralafrikanische Tiefebene, deren Vorhandensein Stanley konstatiert hat. Von allen Seiten strömen ihm hier ungeheuer große Nebenflüsse zu. Der Kongo selbst aber, majestätisch durch diese Tiefebene in vorherrschend westlicher Richtung hinströmend, erweitert sich oft seeartig, wird mehrere Meilen breit und löst sich zuweilen, bedeckt von Inseln, in zahlreiche Kanäle auf, so daß es Stanley schwer wurde, den Hauptstrom aufzufinden. Nur wenn der Hunger ihn trieb, versuchte Stanley zu landen, fand aber stets, „daß die Interessen der wilden Eingebornen und der Geographie nicht harmonierten." Die Schwarzen hatten hier noch nie von weißen Leuten gehört; es war ihnen eine unbegreifliche Sache, daß Fremdlinge auf ihrem Strom dahinfahren wollten, denn nie kommt es dort vor, daß ein Mitglied eines Stammes übertritt in das Gebiet des Nachbarstammes. Der Handel ist dort kein durchgehender, sondern wird von Landschaft zu Landschaft, von Hand zu Hand geführt. Nur 3 Stämme haben sich an dem ganzen langen Lauf zu etwas höherer Bedeutung empor zu raffen vermocht.

Zahlreiche Nebenflüsse, bisweilen fast ebenso groß wie der Hauptfluß selbst, münden auf beiden Seiten, dann aber beginnt der majestätische Hauptfluß, der oft eine ganz enorme Breite erreicht hat, sich langsam zusammenzuziehen, er wird von Felsenriffen durchsetzt, von Lavabänken, und donnert, Stufe auf Stufe, in einer 180 englische Meilen langen Kataraktenreihe zum unteren Kongo herab. 62 solcher Wasserfälle führt Stanley hier an, die er zu Fuß, bald auf der nördlichen, bald auf der südlichen Seite des Stromes umgehen mußte; der Gesamtfall des Flusses auf dieser Strecke beträgt 180 Meter. Die Schwarzen, welche an dieser Strecke wohnen, legten dem Reisenden keinerlei Schwierigkeiten in den Weg.

Die ganze Länge des Kongo beträgt 2900 englische oder 630 geographische Meilen und zwar von der Quelle bis Njangwe 240, von da bis zur Mündung, also das von Stanley allein erforschte Stück, 390 geographische Meilen. Stanley verfolgte vom 1. November 1876 bis 11. August 1877, also über 9 Monate lang, den Strom.

Sein größtes Steigen dauerte vom 8. bis 22. Mai und wurde durch die tropischen Regen veranlaßt. Die Höhe der Anschwellung beträgt durchschnittlich 8 englische Fuß, steigert sich aber an engen Stellen des Stromes bis 16 Meter. Während dadurch die Fahrbarkeit des Kongo in seinem mittleren Teile bedeutend erhöht wird, nimmt die Gefahr und Unzugänglichkeit der Wasserfälle ungeheuer zu. „Welche Anstrengungen auch später gemacht werden mögen, um diesen Strom in kommerzieller Beziehung auszunutzen, es möge niemand den Versuch wagen, in einem Fahrzeuge diese Katarakte zu passieren.“ Ihre plötzlichen Abfälle schwanken zwischen 2 und 8 Meter. Der Kongo, welcher als der Amazonenstrom Afrikas betrachtet werden kann, hat dreimal soviel Wasser wie der Nil, und er übertrifft den letzteren in Bezug auf Wichtigkeit für den Handel ganz bedeutend, denn der ganze mittlere Hauptlauf, von da, wo er den Äquator überschreitet, bis zum 17. Grad östlicher Länge, ist ununterbrochen, 225 geographische Meilen lang, für die allergrößten Fahrzeuge schiffbar. Hat man auf dem Landwege von der Westküste aus die Fälle des unteren Kongo überwunden, so liegt ein Drittel Afrikas zugänglich da, denn auf den großartigen Nebenflüssen vermögen die Dampfer nach Süden und Norden noch weit in das Innere vorzudringen. Nicht aber dehnt sich, wie dies teilweise beim Nil der Fall, rechts und links unfruchtbare sandige Wüste aus, sondern eine weite, fruchtbare, dicht bevölkerte Ebene. Der Begriff Dorf, wie man ihn auf afrikanische Wohnstätten gewöhnlich anwendet, wird hier hinfällig. Es liegen dort Städte, oft 2 englische Meilen lang, mit einer oder mehreren breiten Straßen, an denen sich hübschgebaute Häuser hinziehen. Überall wird Handel getrieben, überall trifft man auf Messen und Märkte. Man hat gefürchtet, daß mit der Abnahme der Elefanten auch das Elfenbein selten werden würde; nun versichert uns aber Stanley, daß hier in Centralafrika soviel aufgestapelt liege, daß 3—4 Generationen davon genug haben würden. Er fand hier elfenbeinerne Götzentempel, und selbst die gemeinsten Dinge des täglichen Lebens waren aus Elfenbein verfertigt, so daß es fast wertlos dalag. Großartig sind die Ölpalmenwälder, und Baumwolle, Kautschuk, Erdnüsse, Sesam, Kopalharz sind überall vorhanden.

Alles hatten die am Lualaba ansässigen Araber und Eingebornen gethan, um Stanley von seinem Vordringen nach Westen abzuhalten, und fragte er Leute, welche ein Stück den Kongo abwärts gefahren waren, nach dem Zustande des Landes, so erhielt er sehr abenteuerliche Schilderungen von den dort bestehenden Gefahren. So erzählte einer: „Es gibt dort ungeheuer große Boa-Constriktors in dem

Walde von Uregga. Sie hängen sich mit dem Schwanze an den Baumzweigen auf und lauern so den vorüberziehenden Reisenden oder verirrten Antilopen auf. Auch die Ameisen in jenem Walde sind nicht zu verachten. Ihr könnt nicht reisen, ohne daß euer Körper mit denselben bedeckt ist, und dann stechen sie euch auch wie die Wespen. Die Leoparden sind so zahlreich, daß man nicht weit gehen kann, ohne einen zu sehen. Fast jeder Eingeborne trägt eine Mütze aus Leopardenfell. Die Sokos (Gorillas) halten sich in den Wäldern auf, und wehe dem Manne oder der Frau, die ihnen dort einsam und allein begegnen; denn sie laufen an euch heran und ergreifen eure Hände und beißen dann die Finger ab, einen nach dem andern, und sobald sie einen abgebissen haben, spucken sie ihn aus. Die Wasongora, Meno und Waregga sind Kannibalen, und wenn Fremde nicht in sehr beträchtlicher Zahl kommen, lassen sie dieselben nie durch ihr Land ziehen. Eine Reise in ihrem Lande ist nichts als ein beständiger Kampf. Erst vor zwei Jahren zog eine mit 300 Flinten bewaffnete Abteilung von Norden Usongoras aus; sie brachte nur 60 Flinten mit sich zurück und kein Elfenbein.

„Wenn jemand die Fahrt auf dem Flusse (Kongo) versucht, gibt es Wasserfälle über Wasserfälle, welche die Kähne mit sich fortreißen und die Menschen ertränken. Eine Abteilung von 30 Mann fuhr in 3 Kähnen eine halbe Tagereise weit von Njangwe den Strom hinab, als der alte weiße Mann (Livingstone) gerade dort wohnte. Sie ertranken alle, und das war der Grund, warum er nicht weiter vorwärts reiste; hätte er dies gethan, so würde er aufgegessen worden sein, denn was hätte er denn machen können? Ach, nichts! Meister, das Land ist böse, und die Araber haben es jenseits Uregga ganz aufgegeben. Sie wollen Reisen in jenes Land nicht mehr versuchen, nachdem sie es schon dreimal versucht und im ganzen beinahe 500 Menschen verloren haben." Natürlich schreckten solche teils wahre, teils erfundene Erzählungen unsern Helden nicht ab.

Stanleys Fahrt den Kongofluß abwärts ist eine Reihe spannender und gefahrvoller Abenteuer, ein fortgesetztes Kämpfen mit den Elementen, dem Hunger und wilden Menschen. Und diese Fahrt dauerte neun Monate lang vom November 1876 bis August 1877.

In Njangwe, wo Stanleys Vorgänger, Livingstone und Cameron umkehren mußten, lag der Entscheidungspunkt. Hier stand der Reisende an der Schwelle des unbekannten Teiles von Afrika und fragte er die dort angesiedelten arabischen Händler, wie man weiter

nach Norden, den Kongofluß abwärts, gelangen könne, so rieten sie ihm einfach, gar nicht daran zu denken, es sei doch unmöglich.

Indessen dieser Ausdruck scheint nicht in Stanleys Wörterbuch zu stehen. „Es war eines Nachts," so erzählt er, „als ich mit meinem englischen Begleiter, dem gleich mir für die Erforschung Afrikas glühenden Franz Pocok, zu dem Entschlusse kam, unter allen Umständen den Versuch zu wagen. Mißlang derselbe, nun so hatten wir ja den Trost, daß es mindestens 20 tüchtigen Leuten, die von verschiedenen Seiten in das unbekannte Territorium eindringen wollten, nicht besser ergangen war."

Die Berichte der Araber von den wilden Menschenfressern im dicken Urwalde, von kaum minder wilden Zwergen, von fürchterlichen Wasserfällen und Sümpfen hatten die Begleiter Stanleys nicht wenig entmutigt. Um ihr Ausreißen zu verhindern, warb Stanley den arabischen Sklavenhändler Tippu Tip (vgl. S. 12) mit seinem bewaffneten Gefolge an, um ihn sechzig Tagemärsche weit entlang der Ufer zu begleiten, bis er aus der Region der Kannibalen heraus sei. So brachte er sein kleines Heer auf eine achtunggebietende Anzahl und stellte den Mut seiner eignen Leute wieder her.

Am 5. November 1876 fand der Aufbruch von Njangwe statt. Ein Marsch, drei Wochen lang durch dichten düstern Urwald mit ungeheuren Baumriesen bezeichnete den Anfang der Reise. „Wir, die wir an ein schnelles Marschieren gewöhnt waren, mußten öfter minutenlang auf einer Stelle stehen bleiben und geduldig warten, bis wir einige Schritte vorrücken konnten, und danach wurde wieder Halt gemacht, und wenn wir eine kurze Strecke weiter gezogen, konnten wir wieder nicht vorwärts. Während der ganzen Zeit ließen aber die Bäume unablässig ihren Tau wie Regen in großen und runden Tropfen auf uns niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit herab und fiel auf uns nieder. Über unsern Köpfen schlossen die sich weit ausbreitenden Zweige in vielen durcheinander gewobenen Schichten, da jeder Zweig breite, dicke Blätter trug, ganz und gar das Tageslicht ab. Wir wußten nicht, ob draußen die Sonne hell schien oder ob der Tag dunkel, trübe und neblig sei; denn wir zogen in einem matten feierlichen Zwielicht dahin, so wie man es in der gemäßigten Zone eine Stunde nach Sonnenuntergang beobachten mag. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritte spritzten wir schlammiges Wasser über die Beine unsrer Vorder- und Nebenmänner.

„Zu unsrer Rechten und Linken türmte sich ungefähr 20 Fuß hoch das Unterholz auf, die niedere Welt der Vegetation. Der Boden, auf dem dasselbe gedeiht, ist ein dunkelbrauner, vegetabilischer Humus, die seit Jahren angehäuften Überreste faulender Blätter und niedergefallener Zweige, ein wahres Treibhaus für das Pflanzenleben, ein Mistbeet, das, beständig mit Feuchtigkeit getränkt, in erstaunlichem Grade die Zeugungskraft der Natur in den feuchtwarmen Schatten der Tropen veranschaulicht.

„Kaum einige Minuten pflegten zu vergehen, ohne daß wir in Gräben hinabsteigen mußten, in welche sich die Gewässer aus den Laubestiefen der Dattelpalmen, der Amoma, der Carpondinae und Phrynia sammelten, um in diesen Rinnen dem Kundafluß zugeführt zu werden. Wenn wir aus diesen Bächen an ihren steilen Ufern emporkletterten, so streiften an unserm Gesicht die breiten Blätter der Amomum oder der wilden Banane oder verschiedener Arten von Feigenbäumen hin, oder lange Ranken des am Boden kriechenden oder zu den Baumzweigen emporkletternden wilden Weines versperrten uns den Weg."

So schwierig war der Weg, daß hier schon der arabischen Eskorte der Mut sank und sie von Umkehr redete. Dieses zu umgehen, entschied sich Stanley zu direktem Marsch auf den Kongo, um dessen linkes Ufer zu gewinnen. Man traf auch glücklich 41 Meilen nördlich von Njangwe auf den Strom, den er folgendermaßen schildert: „Sanft wie ein milder Sommertraum flossen die braunen Wellen des großen Kongo an mir vorüber, des breiten und tiefen Stromes. Auf dem gegenüberliegenden Ufer besäumte in der Ferne ein zweiter Urwald den strahlenden Himmel mit einem schwärzlichen Bande, ein Band, nur zu ähnlich dem, welches uns solche Seelenqualen bereitet hatte. Eine prachtvolle Aussicht auf den Strom genoß ich von meinem Sitze, wie er zwischen Wänden dunkler Wälder in heiterer Größe dahinglitt, eine unaussprechliche Majestät des Schweigens ruhte auf ihm und ließ mein Herz sich nach ihm sehnen. Abwärts fließt er in eine unbekannte Welt! Irgend etwas Fremdes und Seltsames muß sicherlich in dem weiten Raume liegen, der auf unsern Karten völlig weiß und leer erscheint, — zwischen Njangwe und dem fernsten von Westen her erreichten Punkte.

„Ich suche eine Straße, um diese beiden Punkte zu verbinden. Wir haben uns durch den schrecklichen Urwald hindurchgearbeitet und mannhaft durch die Finsternis hindurchgekämpft. Die Herzen meiner Leute wurden mutlos und verzagt. Ich suche eine Straße. Nun, hier liegt eine breite Wasserstraße vor mir, welche sich, wie ein

Pfad voll Licht, ihre Bahn durch das unbekannte Land nach irgend einem See hindurchgespaltet hat! Hier sind Wälder ringsum, mit denen sich tausend Flotten von Kähnen bauen lassen. Warum sollten wir sie nicht bauen?

„Ich sprang auf und befahl dem Trommler, das Zeichen zum Sammeln zu geben. Die Leute entsprachen matt und müde dem Rufe. Frank und die Führer erschienen. Die Araber und ihre Eskorte kamen auch; bald umgab mich eine dichte Masse erwartungsvoller Gesichter. Ich wandte mich zu ihnen und sprach:

„‚Araber! Söhne von Unjamwezi! Kinder Sansibars! hört auf meine Worte. Wir haben den Mitamba von Uregga gesehen; wir haben seine Bitterkeiten gekostet und haben geseufzt, denn unsre Seelen waren betrübt.

„‚Wir suchen eine Straße. Wir suchen eine Bahn, auf der sich reisen läßt. Ich suche einen Pfad, der mich zum Meere führen soll, Ich habe ihn gefunden.‘

„‚Ah! ah—h‘, rief man, und darauf folgte ein Gemurmel und fragende Blicke, welche man aufeinander richtete.

„‚Ja! El hamd ul Illah. Ich habe ihn gefunden. Betrachtet diesen mächtigen Strom. Von Urbeginn an ist er so geflossen, wie ihr ihn heute fließen seht. Er ist in Schweigen und Dunkelheit dahingeflossen. Wohin? In die Salzsee, wohin alle Flüsse gehen! An jener Salzsee, auf welcher die großen Schiffe kommen und gehen, da leben meine Freunde. Nicht wahr?‘

„‚Ein vielstimmiges, lautes ‚Ja! Ja!‘

„‚Obgleich nun dieser Strom so groß, so breit und so tief ist, so ist doch niemand jemals durch die ganze weite Strecke gedrungen, die zwischen dieser Stelle, auf der wir stehen, und unsern weißen, neben dem Meere wohnenden Freunden liegt. Warum, meine Freunde? Weil es uns beschieden war, diese That zuerst auszuführen.‘

„‚O nein! nein! nein!‘ riefen viele und schüttelten verzagend mit den Köpfen.

„‚Ja,‘ fuhr ich mit erhobener Stimme fort, ‚ich sage euch, meine Freunde, vom Anfang der Welt an ist es bis auf den heutigen Tag uns aufgespart geblieben, dies zu vollbringen! Es ist unser Werk und keines andern! Es ist die Stimme des Schicksals! Der alleinige Gott hat es geschrieben, daß in diesem Jahre der Strom in seiner ganzen Länge bekannt werden soll! Heute noch soll mein Boot in jenen Strom hinab vom Stapel laufen und soll

ihn nimmer verlassen, bis daß ich mein Werk vollendet habe. Ich schwöre es!'"

Sofort wurde das zerlegbare Boot „Lady Alice" zusammengesetzt, und nach zwei Stunden schwamm es auf dem Kongo — das erste europäische Schiff auf dem geheimnisvollen Strome Innerafrikas.

Aus den stromabliegenden Dörfern, wenigstens aus vielen, erscholl, lange bevor das Boot ihnen gegenüber angekommen war, das seltsame Kriegsgeschrei: „Ooh-hu-hu! Ooh-hu-hu!" und die Eingebornen flüchteten in das Gebüsch, indem sie alle ihre Besitztümer, wie sie lagen und standen, zurückließen. Dies geschah wohl nur, um die Reisenden in ihr Verderben zu locken, denn hätten sie sich dazu verleiten lassen, ihre Ziegen und schwarzen Ferkel wegzufangen, so würden sie ohne Zweifel aus den Gebüschen über die Unbedachtsamen hergefallen sein. Sie ließen sich jedoch auf solche Weise nicht zu derartigen verbrecherischen Handlungen anreizen und in ihr Verderben locken, und fuhren ruhig stromabwärts an ihnen vorüber. Das aber erkannte man bald, daß Feindschaft zwischen den Reisenden und den Uferbewohnern herrschen würde, die nicht gutwillig und ohne Entschädigung „ihren" Fluß befahren lassen wollten. 32 zum Teil sehr blutige Kämpfe waren es, durch welche sich Stanley die Fahrt den Kongo abwärts erzwang.

Während ein Teil, fortwährend belästigt von den Schwarzen, am linken Ufer des Kongo durch den Wald dahinzog, fuhr die andre Hälfte auf der „Lady Alice" und selbstgezimmerten Kähnen stromabwärts, bis die Wasserfälle von Ukassa ihnen Halt geboten. „Nun ist die Reise zu Ende, jetzt geht es zurück", triumphierten die Araber. Vor den Fällen aber lag eine ganze Flotte der Eingebornen, um den Durchgang zu versperren. Das aber vermochte Stanley nicht zurückzuhalten. Nachdem er sich von der Ausdehnung und Natur der Katarakte überzeugt und wie ein Feldherr seine Verfügungen getroffen, wurden die Kähne an Stricken durch die Wasserfälle herabgelassen, während die Mannschaft am Ufer hin marschierte und von diesem aus die Feinde auf dem Flusse vertrieb.

Je weiter Stanley vordrang, desto kriegerischer wurden die Schwarzen, und während die am Lande Marschierenden in den Wäldern kämpften, verlegte mehr als einmal eine Flotte den Booten den Weg. So standen einst 14 große Kähne der „Lady Alice" und ihren 6 kleinen Booten gegenüber. Unterhandlungen, Anerbietungen von Geschenken wurden zurückgewiesen, und so mußte denn mit den Waffen die Durchfahrt erzwungen werden. Dabei war Stan-

leys Lage eine keineswegs glänzende. 18 Pockenkranke lagen in seinen Schiffen; die Zahl derselben nahm steigend zu und binnen drei Tagen hatte er 18 Tote zu begraben. Die Dysenterie brach aus; Geschwüre bildeten sich an den Beinen der Leute, so daß sie nicht marschieren konnten und auf die Boote verladen werden mußten, die nun zu „schwimmenden Spitälern" wurden.

Und zu all diesem Elende gesellten sich nun noch blutige Kämpfe mit den Eingebornen, welche die Expedition nicht passieren lassen wollten.

„Nach einer 10 Meilen langen Thalfahrt," berichtet Stanley, „durch einen engen Kanal bemerkten wir, daß die Breite des Kongoflußes bis über 1800 Meter zunahm. Während wir stromabwärts dicht an dem linken Ufer hinruderten, wurden wir plötzlich durch einen Schrei überrascht, den einer der Aufseher der Hospitalkähne ausstieß, und sahen, als wir uns umwandten, daß ein Pfeil in seiner Brust stak. Im nächsten Augenblicke bemerkten wir, als wir unsre Blicke auf das Ufer richteten, viele Menschengestalten in den Gebüschen und mehrere Pfeile flogen in außerordentlich unangenehmer Nähe an meinem Kopf vorbei.

„Wir suchten sogleich aus der Schußweite zu kommen und gelangten nach angestrengtem Rudern in die Nähe des Landungsplatzes eines menschenleeren Marktgrasplatzes. Hier fuhren wir ans Gestade, und nach Absendung von 10 Kundschaftern, welche im Dickicht auf der Lauer liegen mußten, sammelte ich alle gesunden Männer, ungefähr 30 an der Zahl, um mich und schritt sogleich selbst mit zur Errichtung eines Zaunes von Reisig, denn das Bewußtsein unsres vereinsamten, kaum verteidigungsfähigen Zustandes regte mich zu ungewöhnlicher Thätigkeit an.

„Kurz darauf erscholl wieder ein in der Todesangst ausgestoßenes Geschrei meiner Leute durch das Gebüsch und demselben folgte unmittelbar der laute Knall der Snidergewehre der von mir ausgesandten Kundschafter. Diesen Schüssen antwortete wieder ein wahrhaft höllischer Lärm von Kriegshörnern und gellenden Schlachtrufen, und zu gleicher Zeit flogen Pfeile aus allen Richtungen bei uns vorüber. Sogleich wurden noch weitere 20 Mann in die Gebüsche gesandt, um unsern Patrouillen beizustehen, wir selbst aber arbeiteten mit Aufbietung aller unsrer Kräfte daran, unser abgestecktes Lager mit hohen und dichten Hecken zu umgeben und sogleich für unsre Scharfschützen an den Ecken gedeckte Schießstände einzurichten.

„Nach einer Stunde der angestrengtesten Arbeit hielten wir das Lager für hinreichend fest, und die Patrouillen wurden durch ein

Hornsignal zurückgerufen. Sie kamen in vollem Laufe und schrien schon aus der Ferne: ‚Macht euch fertig, fertig! Sie sind schon im Anrücken!‘

„Ungefähr 50 Meter weit war das Terrain außerhalb des Lagers abgeholzt und gelichtet, und gleich nach dem Rückzuge unsrer Feldwache, welche die Wilden noch zurückgehalten hatte, füllte sich dieser freie Raum mit Hunderten von Wilden, welche uns von allen Seiten, mit Ausnahme der Stromseite, in der gewissen Erwartung, daß wir aus Furcht fliehen würden, bedrängten. Aber darin irrten sie sich, denn wir wollten es mit ihnen aufnehmen und hatten den verwegenen, aber festen Entschluß gefaßt, nicht zu sterben, ohne tapfer zu kämpfen. Demzufolge wurde der Kampf in so unmittelbarer Nähe bald ganz schrecklich. Immer wieder sprangen die Wilden gegen unsre Pallisaden an und schleuderten Speer auf Speer mit tödlicher Kraft in das Lager, doch immer wieder wurden sie zurückgetrieben. Bisweilen berührten die Mündungen unsrer Flinten fast ihre Brust. Das Kreischen und Schreien, die ermutigenden Zurufe, die knatternden Salven unsrer Scharfschützen, die weithin schallenden Kriegshörner, das gellende und herausfordernde Geschrei der Kämpfer, das Stöhnen und Jammern der Weiber und Kinder in dem Lazarettlager — alles dies zusammen brachte ein wüstes Gewirr gräßlichen Lärms und Getöses hervor, das nie aus meinem Gedächtnis schwinden wird. Zwei Stunden lang dauerte dieses verzweifelte Ringen und Kämpfen. Mehr als einmal waren einige meiner Wangwana schon im Begriff, den Kampfplatz zu verlassen und nach den Booten zu laufen, aber Uledi, der Bootführer, und Frank bedrohten sie mit ihren Flintenkolben oder trieben sie auch mit den auf sie angelegten Flinten in die Verschanzung zurück. Als die Dämmerung eintrat, zog sich der Feind aus der Nähe des vor unserm Lager gelichteten Platzes zurück, aber der scheußliche Lärm, den ihre Elfenbeinhörner machten, und der durch den Wiederhall im dichten Walde noch verstärkt wurde, dauerte unausgesetzt fort, und dann und wann flog immer noch ein rachgieriger, giftbeladener Pfeil mit gefahrdrohendem Schwirren vorbei, um sich zu unsern Füßen in die Erde zu bohren oder um unschädlich in den Strom hinter uns zu fallen.

„Von Schlaf konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein; doch gab es unter uns viele schwache, verzweifelnde Seelen, die selbst die Furcht vor den nach ihrem Fleische lüsternen Kannibalen nicht zu einem männlichen Mute und zu der Überzeugung von der Notwendigkeit des kühnsten Widerstandes aufstacheln konnte. Da ich dies recht wohl einsah, so vertraute ich das Geschäft, die

Leute wach zu erhalten, Frank Pocok, Scheich Abdallah und Wadi Rehani, dem ‚Schatzmeister' der Expedition an. Es wurde ihnen der Befehl erteilt, einen Kessel kalten Wassers über die Köpfe aller derer auszugießen, welche den geringsten Hang zum Einschlafen zeigen sollten.

„Um elf Uhr nachts sah man eine dunkle Gestalt vom Gebüsch aus auf allen vieren auf die Lagerverschanzung zu kriechen. Ich ging leise nach dem Platze hin, wo der treue Ulebi sorgsam Wache hielt und flüsterte ihm zu, 2 Mann mitzunehmen und den Versuch zu machen, ihn zu fangen. Ulebi willigte gern ein und kroch durch eine kleine Öffnung im Zaun hinaus. Die Augen der in das Geheimnis Eingeweihten hefteten sich nun auf die dunkel umschatteten Formen des Feindes, die, wie mir schien, in ihren Bewegungen an ein Krokodil erinnerten, welches ich auf einem Felsen im Ukerewe beobachtet hatte, wie es einem großen Taucher glauben machen wollte, daß es schliefe, während es doch nur darauf sann, ihn zu verschlingen.

„Bald darauf sahen wir Ulebis Gestalt auf die des am Boden liegenden Wilden springen und hörten ihn nach Hilfe rufen, welche ihm seine beiden Genossen augenblicklich leisteten; aber ein ominöses Rascheln in den Gebüschen im Hintergrunde kündigte uns an, daß die schlauen Feinde auch auf ihrer Hut waren, und als sie zur Befreiung des Gefangenen herbeistürzten, riß Ulebi die Speere desselben an sich und zog sich mit seinen beiden Freunden in das Lager zurück. Unsre Flinten riefen indessen wieder das Echo des Urwaldes wach und erweckte die schlaftrunkenen Leute im Lager zu einem ebenso feurigen als kurzen Mitternachtsgefecht.

„Abermals regnete es Pfeile; sie bohrten sich durch das Reisig des Zauns, sie drangen durch das Laub oder klappten derb an die Stämme und Äste an, während wir uns auf dem Erdboden unter den dichten Schatten des Heckenreisigs niederduckten und mit Schrot, Rehposten oder Kugeln antworteten, welche an dem untern Rande des Dschungels hinstreiften.

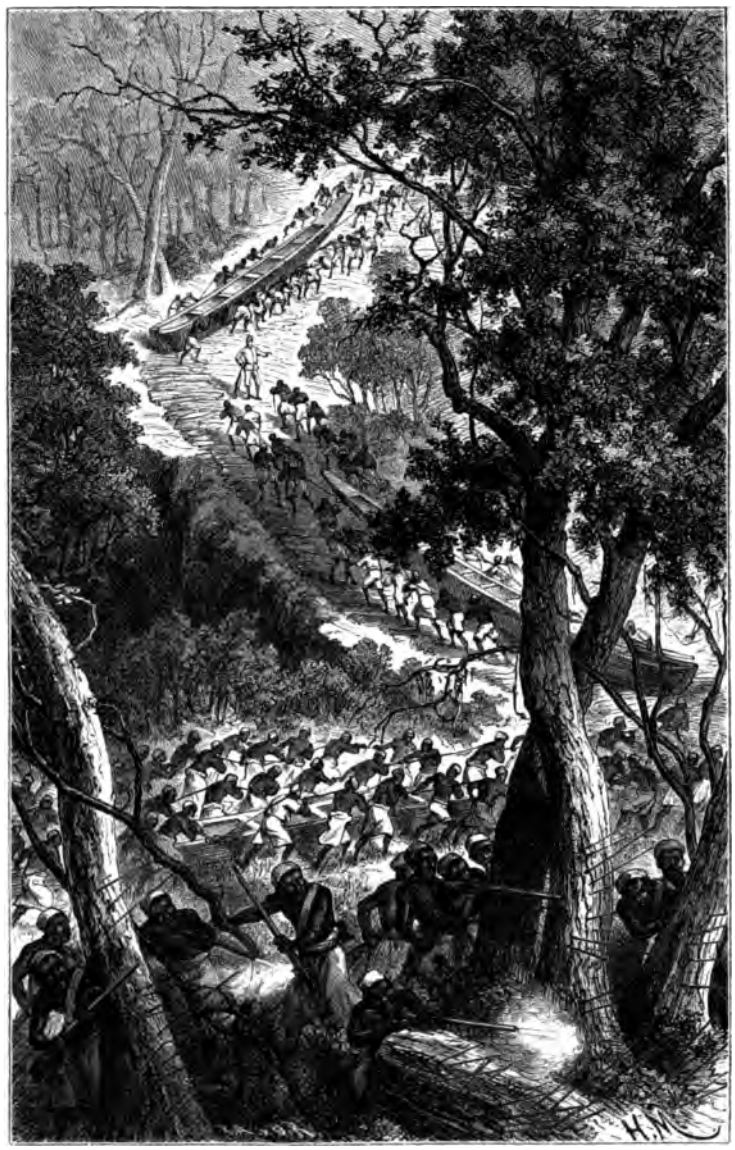
„Bald war indessen die Ruhe wieder hergestellt und die schärfste Bewachung von neuem angeordnet. Aus einiger Entfernung schwirrten zwar immer noch die vergifteten Pfeile um uns herum, aber da wir von unserm dicht verstopften Pfahlwerk geschützt wurden und in unserm Schlupfwinkel am Boden kauerten, so blieben sie harmlos und bewirkten nur, daß wir wach blieben, auf ihr leises Schwirren horchten und einander daran erinnerten, daß der Feind noch in der Nähe sei."

Die Aufführung all der Kämpfe zu Wasser und zu Lande in der Nähe von Vinja Ndschara muß hier unterbleiben. Die Feinde wurden verjagt, und als dieses geschehen war, machte die Araber-eskorte sich zur Rückkehr bereit. Es war ein kritischer Augenblick, weil Stanley fürchtete, daß seine Leute nun auch meutern und umkehren würden. Aber er hatte sie stets gut und wie ein Vater behandelt, eine tüchtige Disziplin eingeführt und erntete nun die Früchte seines Verfahrens. Die Führer traten zu ihm heran und sprachen: „Der weiße Mann mit der offenen Hand war stets unser Vater. Er hat uns sicher durch viele Gefahren hindurch geführt und, will es Gott, so wird er uns zu seinen weißen Brüdern am Meere führen."

Am 28. Dezember 1876 hielt Stanley Musterung über seine kleine Schar. 146 Seelen, Männer und Weiber, antworteten auf den Namenszuruf. Unter den Klängen eines Wanjamuesi-Abschiedsliedes nahm jeder seinen Sitz auf den Booten ein, die eine Linie inmitten des Kongo bildeten, voran die „Lady Alice". In wilden Accorden tönte der Gesang über den majestätischen Fluß hin zu den Riesenbäumen an seinem Gestade; die schwarzen Männer aus Unjamuesi begannen vor Furcht zu weinen. „Kinder von Sansibar," rief da laut Stanley, „erhebt euer Haupt, sagt Bismillah, senkt eure Ruder in den Strom. Folgt ihr wenigstens mir und laßt die Wanjamuesi nach Njangwe umkehren, damit sie erzählen, daß wenigstens die braven Sansibarleute bei mir aushielten, bei der Fahrt den großen Strom abwärts." Das half. Alle blieben. „Aber es war doch einer der traurigsten Tage, den ich in Afrika erlebt habe."

So brach das neue Jahr 1877 heran. Was barg es in seinem Schoße für den mutigen Reisenden, der im unbekannten Lande einer so ungewissen Zukunft entgegensteuerte? Brachte es ihm den Tod oder die Siegespalme?

Am 4. Januar langte man bei dem ersten der großen Wasserfälle an, die in einer langen Reihe südlich vom Äquator der Kongo bildet, und bei jedem Wasserfalle machten die Anwohner den Versuch, die kleine Flottille über die Katarakten hinwegzutreiben, damit sie im Strudel zerschelle. „Unsre Mühseligkeiten begannen nun ernstlich. Wir waren gleich einem gehetzten Wilde." Wo die Fälle umgangen werden mußten, fanden jedesmal Kämpfe statt, mußte meilenweit der Wald durchhauen werden, um einen Weg zu bahnen. Nachts wurden befestigte Lager errichtet. Am 27. Januar waren auf diese aufreibende Weise 6 Katarakte passiert worden, die auf



Transport der Kähne über Land.
(Stanleys Expedition.)

einer 42 Meilen langen Strecke lagen. Stanley verlor dabei 5 Mann. Als nahe dem Äquator endlich der letzte Wasserfall überwunden war, mußte er zwei Tage Halt machen, um sich zu erholen, denn alle waren zum Tode erschöpft.

Neue Gefahren, neue Scenen begannen, als die Wasserfälle hinter Stanley lagen und er nun den großartigen schiffbaren Mittellauf des Kongo erreicht hatte. Der Fluß, der bisher nur 1500 bis 2000 Ellen breit gewesen war, erweiterte sich nun auf 2—3 englische Meilen und nahm gelegentlich einen seeartigen Charakter an, mit einer Breite von 4 bis zu 10 Meilen. Der Anblick der inselbedeckten Wassermasse wurde aber teuer erkauft, denn eine Wasserschlacht folgte der andern — zu einer großartigen Aktion gelangte man aber erst, als man zu der Mündung des von Norden in den Kongo einfallenden Aruwimistromes kam, der durch eine gewaltige Wassermasse sich auszeichnet. Die Flußschlacht, die hier folgte, möge uns Stanley mit eignen Worten schildern.

„Um zwei Uhr nachmittags am 1. Februar 1877 empfängt uns der Wespenschwarm, der aus irgend einem besonderen Grunde in die freudigste Aufregung versetzt zu sein scheint, mit einem entsetzlich wilden Jauchzen, indem wir aus dem Schutzdach der wild bewaldeten Ufer in den offenen Strom hinausfahren und einen großen Nebenfluß (den Aruwimi) mit einer 180 Meter breiten Mündung vor uns sehen. Sobald als wir ruhig in seine Gewässer eingefahren sind, sehen wir einen großen Haufen von Kähnen an einigen Inselchen hin- und herfahren, welche in Gruppen mitten im Strome liegen. Ihre Mannschaft steht auf und erhebt ein lautes Geschrei, als sie uns sieht; heller als je ertönen die Klänge der Hörner. Wir rudern jetzt frisch vorwärts, um das rechte Ufer zu gewinnen, und bekommen den rechten Arm des Nebenflusses zu Gesicht. Als wir nun aber stromauf blicken, da bietet sich uns plötzlich ein Schauspiel dar, das uns das Blut in jeder Ader und Nerve fieberhaft wallen läßt und nicht bloß unser gespanntestes Interesse sondern auch unsre lebhaftesten Befürchtungen erweckt, — eine Flotte riesig großer Kähne kommt auf uns losgefahren, an Größe und Zahl alles, was wir bisher irgendwo angetroffen, bei weitem übertreffend! Anstatt weiter dem rechten Ufer zuzusteuern, ordnen wir uns sorgfältig in Linie und halten uns gerade den Strom hinunter, indem das Boot seine Stellung hinten nimmt. Aber nach einigen Augenblicken der Überlegung gebe ich den Befehl, die Anker auszuwerfen, denn ich bemerkte sowohl die bedeutende Anzahl der Wilden und die verwegene Kühnheit ihres Angriffs als auch an einigen unsrer

eignen Kähne Spuren von einer Neigung, die festgedrängte Linie zu verlassen. Vier unsrer Kähne stellten sich, als ob sie nichts gehört hätten, aber ich machte sogleich Jagd auf sie und bedrohte sie mit meinen Flinten. Dadurch zwang ich sie, in unsre Linie zurückzukehren, welche aus 11 Doppelkähnen, die je 9 Meter voneinander vor Anker liegen, gebildet wird. Das Boot bewegt sich jetzt nach der Front und nimmt etwa 45 Meter oberhalb derselben Stellung ein. Zunächst werden nun von den am Kampfe nicht teilnehmenden Männern, Weibern und Kindern die Schilde auf den Vorderteilen, längs der beiden Außenseiten der Doppelkähne und am Stern aufgerichtet und hinter diesen die Flinten und Büchsen zum Zielen zurechtgelegt.

„Wir hatten noch hinlängliche Zeit, um über die gewaltige Streitmacht, welche auf uns lossteuerte, eine genaue Übersicht zu gewinnen und die Kriegsfahrzeuge, welche aus dem Kongo und seinem großen Nebenfluß zusammengebracht worden waren, zu zählen. Es waren im ganzen 54! Ein ungeheuer großes Boot fährt voran, mit zwei Reihen aufrechtstehender Ruder, je 40 Mann zu jeder Seite, welche ihre Körper ganz symmetrisch hin- und herbiegen, indem sie das Ungeheuer mit einem immer lauter anschwellenden barbarischen Chorgesang gegen uns herabtreiben. Am Buge stehen, wie es scheint, auf einer Art Plattform 10 auserwählte junge Krieger, die Köpfe prachtvoll mit roten und grauen Papageifedern geschmückt; auf dem Hinterteil steuern 8 Männer mit langen Rudern, deren oberste Enden mit Elfenbeinkugeln verziert sind, das ungeheure Fahrzeug, und vom Schiffsschnabel bis zum Stern sieht man 10 Männer, welche Häuptlinge zu sein scheinen, hin- und herspringen. Alle Ruder haben am Oberende Elfenbeinkugeln, alle Köpfe der Mannschaft tragen Federaufsätze, an jedem Arm glänzen weiße Elfenbeinarmringe. Vom Bug des Bootes flattern dicke Fransen der langen weißen Hyphänepalmfasern herab. Der schmetternde Klang der großen Trommeln und der hundert mit vollster Kraftanstrengung geblasenen Elfenbeinhörner und ein aus 1000 Menschenkehlen scharf gellender Kriegsgesang dienen wahrlich nicht als Linderungsmittel für unsre aufgeregten Nerven oder zur Stärkung unsres Vertrauens. Doch jetzt heißt es: Entweder — oder! Wir haben keine Zeit zu langen Gebeten oder zu empfindsamen Blicken auf die wilde Welt.

„Während das vorderste Boot mit Ungestüm heranfährt, wende ich mich um, werfe einen letzten Blick auf meine Leute und sage zu ihnen:

„‚Kameraden, seid so fest wie Eisen; wartet, bis ihr den ersten Speer seht und dann zielt gut. Feuert nicht alle auf einmal. Zielt kaltblütig so lange fort, bis ihr euren Mann sicher aufs Korn genommen habt. Denkt nicht an eine Möglichkeit der Flucht, denn nur eure Flinten können euch retten.‘

„Das Ungeheuer nimmt seine Richtung gerade auf mein Boot los, wie wenn es uns in den Grund bohren wollte; als es aber nicht mehr 50 Meter entfernt ist, schwenkt es zur Seite, und sobald es uns fast gegenüber steht, schleudern die Krieger vom Vorderteile aus ihre Speere und auf beiden Seiten des Bootes entsteht ein Lärm durch die hin- und herlaufenden Krieger. Aber jedes andre Geräusch geht bald in dem Krachen und Knattern unsrer Gewehrsalven unter. Fünf Minuten lang sind wir so ganz von unserm Gewehrfeuer in Anspruch genommen, daß wir auf gar nichts weiter achten, aber nach Verlauf dieser kurzen Zeit werden wir gewahr, daß der Feind sich ungefähr 200 Meter weiter oben wieder zu sammeln sucht.

„Das Blut kocht uns jetzt in den Adern. Es ist eine mörderische Welt, und wir fühlen zum erstenmale, daß wir solch schmutziges, gefräßiges Gesindel hassen, das sie bewohnt. Wir lichten deshalb unsre Anker und verfolgen die Kannibalen stromaufwärts an dem rechten Ufer entlang, bis wir, um eine Landspitze herumfahrend, ihre Dörfer zu Gesicht bekommen. Darauf fahren wir geradewegs auf das Gestade los und setzen das Gefecht in den Dorfstraßen mit denen, die gelandet sind, fort, verjagen sie in die Wälder und lassen erst dort zum Rückzug blasen, nachdem wir den verwegenen Kannibalen in etwas rauher Form einen Gegenbesuch abgestattet haben.

„Während ich meine Mannschaft zur Wiedereinschiffung zusammenzog, kam einer der Leute heran und sagte, daß in dem Hauptdorfe sich ein ‚Meskiti‘, eine ‚Pembe‘, ein Heiligtum oder Tempel von Elfenbein befände, und daß es dort viel Elfenbein, soviel wie Heu, gäbe. Nach wenigen Augenblicken stand ich vor dem Elfenbeintempel, welcher nichts weiter als ein großes, kreisrundes Dach war, das, von 33 Elefantenzähnen getragen, über einem 4 Fuß hohen Götzenbilde errichtet war. Dieses war mit Grabanholzfarbe, einem glänzenden Scharlach, bemalt und hatte schwarze Augen, Bart und Haare. Die Figur war sehr roh gearbeitet, hatte aber doch eine unverkennbare Ähnlichkeit mit einem Menschen. Da die Wangwana großes Verlangen nach den Elefantenzähnen trugen, so gab ich ihnen die Erlaubnis, dieselben in die Kähne zu tragen.

„Auch sonst noch wurden 100 Stücke Elfenbein gesammelt in der Gestalt von keilförmigen Klumpen oder als große Kriegshörner, als Mörserkeulen, um Kassava zu Mehl zu zermalmen oder Kräuter wie Spinat zu zerstoßen, ferner die Elfenbeinarmbänder und Kugeln und kleine Elfenbeinhämmer, um Feigenbaumrinde zu Zeug zu zerklopfen. Wir nahmen 133 Stücke aus Elfenbein an uns, die einen Wert von etwa 18 000 Dollar repräsentierten. Diese, sagte ich meinen Leuten, möchten sie als ihre Kampfbelohnung betrachten. In dem ganzen Gefechte hatten wir nur einen Mann verloren."

Durch die fortdauernden Kämpfe war die Expedition übrigens doch sehr geschwächt worden, denn 16 Mann waren schon gefallen. Von einer Rückkehr nach Njangwe konnte nicht mehr die Rede sein, daran hinderten die Wasserfälle. Blickte Stanley auf seine Karten, so sah er hier nur einen weiten, weißen Raum ihm entgegengähnen, und das Meer im Westen war noch weit, weit. Ging es so fort wie bisher, so hatte er täglich Kämpfe zu bestehen — dazu würde aber seine Munition nicht gereicht haben. Er entschloß sich daher, den Hauptstrom, da wo er bevölkert ist, zu verlassen und sich zwischen den Inseln hinzustehlen. Dabei mußte er freilich manchen Nebenfluß übersehen — allein das war nicht zu ändern. Die Fahrt zwischen den Inseln hatte aber noch einen andern Nachteil, es war dort nämlich keine Nahrung zu erlangen, und als der Hunger wehe that, entschloß sich Stanley, wieder an das Hauptufer zu steuern. Hier traf er unter dem 23. Grad östlicher Länge eine Bevölkerung, mit der sich reden ließ. Er zeigte seine Kupferringe, seine Kaurimuscheln, die roten und weißen Tücher und wurde von einem alten Häuptlinge zum Landen eingeladen. Welch beseligendes Gefühl nach 26 Kämpfen endlich einmal wieder mit andern Menschen friedlich verkehren zu können! Allgemeiner Handel, allgemeine Freundschaft entwickelte sich, und drei Tage blieb man beisammen.

Da Stanley hier auch 4 Flinten fand, die nur von Westen gekommen sein konnten, so hoffte er nun bald wieder in das Bereich des vom Handel bewältigten Gebietes zu treten, in welchem die Gefahren zu Ende sind. Doch diese Rechnung war eine falsche.

Wieder beginnen die Kämpfe mit den „Flußpiraten", alle Versuche, friedlich mit ihnen zu verkehren, sind umsonst, und am 14. Februar liefert Stanley gegen den wilden Stamm der Mangara seine 31. Schlacht. Behangen mit Messingzierat, in Felle von wilden Ziegen gehüllt, die Häuptlinge in Mänteln von Scharlachtuch, so rudern sie in 36 Kähnen auf ihn zu; von zwölf Uhr mittags bis spät abends dauert die Schlacht, in welcher Revolver und Sniderbüchsen

Flußschlacht an der Mündung des Aruwimi.
(Stanleys Expedition.)

auf der einen Seite, ein paar alte Feuersteingewehre, Speere und Steine auf der andern Seite die Waffen bildeten. Zehn englische Meilen fuhr Stanley während des langen Kampfes stromabwärts, und als die Sonne niederging, sangen seine Leute den Triumphgesang.

Oft genug aber hat Stanley noch ganz nahe vor Kämpfen gestanden, vor denen ihn nur diplomatisches Auftreten, Geduld oder Nachgiebigkeit retteten. Ihm war es damit Ernst, unnötige Konflikte zu vermeiden, und so hatte er denn auch bei seinem Abmarsche von Njangwe das Gesetz gegeben: wer von seinen Leuten einen Eingebornen beleidige, solle nach dem Gesetze des Landes bestraft werden. So oft hatte er Vergehen seiner Leute durch Abkaufung der Strafe gesühnt, daß seine Vorräte dadurch geschmälert wurden und er mehrfach seine ganze Gefolgschaft auf halbe Rationen setzen mußte. Als trotzdem noch Diebstähle seiner Leute vorkamen, übergab er diese endlich den Eingebornen, und so gerieten fünf in Sklaverei oder kamen ums Leben. Das half, und nun war die Disziplin eine gute.

Als ein großes Verbrechen Stanleys erschien es den Eingebornen weiter abwärts, daß er Notizen niederschrieb. 6 oder 7 Stämme hielten eine Zusammenkunft und entschieden: dieses Verfahren des weißen Mannes sei sehr, sehr schlecht. Er mache Medizin (schrieb), das sei Zauberei, und die müsse mit dem Tode bestraft werden. Wenn, so erklärten die Eingebornen, der weiße Mann sein Tagebuch nicht ausliefere, damit es verbrannt werde, so würde gleich der Krieg beginnen. Aber das Tagebuch, das die Früchte der Reise enthielt, die mit so vielen Opfern erkauft waren, konnte doch unmöglich ausgeliefert werden. Was war zu thun? Stanley besaß einen Shakespeare in einem Bande, den er wiederholt gelesen, der mit ihm Afrika durchkreuzt, der sein Tröster in mancher einsamen Stunde gewesen; dieser Shakespeare wurde statt des Tagebuchs ausgeliefert, er wurde unter ungeheurem Jubel verbrannt, und das Land war gerettet.

Da, wo der Kongo durch die westlichen Küstengebirge tritt, verengt er sich und bildet jene furchtbare Reihe von Wasserfällen, deren Passieren unserm Reisenden weit furchtbarer erschien, als das Spießrutenlaufen durch die Menschenfresser.

„Nachdem ich Frank Pocock wie gewöhnlich die Aufsicht über das Lager und die Waren übertragen hatte, wählte ich 90 Mann aus — die übrigen waren meistenteils von den im Gefecht erhaltenen Wunden steif — und ging frisch daran, die Felseninselfälle zu passieren, indem wir einen hölzernen Falzschienenweg mit

Grundschwellen und Walzen herstellten. Zwei Mitglieder der Bootsmannschaft wurden mittlerweile ausgesandt, um sich nach einer Bucht oder einer einspringenden ruhigen Stelle am rechten Ufer umzusehen. Um zwei Uhr nachmittags waren wir unterhalb der Fälle, und meine beiden Jungen waren auch mit der Nachricht zurückgekehrt, daß sich ungefähr eine Meile stromab eine schöne Lagerstelle vorfinde mit einem breiten Sandstreifen, der sich an einer Bucht hinziehe. Dies feuerte uns zu einem Versuche an, diese Stelle womöglich noch während der Nachmittagstunden zu erreichen. Die 17 uns jetzt noch übrig gebliebenen Kähne wurden ihrer Geräumigkeit entsprechend bemannt. Als ich im Begriff stand, mich mit meinem Boote einzuschiffen, um voranzufahren, wandte ich mich an meine Leute, um meine letzten Befehle zu erteilen, welche darin bestanden, mir genau nachzufolgen, sich ganz dicht an dem rechten Ufer zu halten und unter keiner Bedingung sich mitten in den Strom mit seiner reißenden Strömung zu wagen.

„Die Bootjungen nahmen ihre Sitze ein, und uns ganz dicht an der klippenreichen Küste haltend, ruderten wir stromabwärts, wobei ich in dem Vorderteile des Boots stand und dem Bootführer Uledi mit meiner Hand Winke gab. Der Strom war nicht viel mehr als 400 Meter breit, aber ein Wurf des Senkbleis dicht am Ufer gab die Tiefe zu 138 Fuß (42 Meter) an. Der Strom war reißend, seine Strömung betrug gewiß 7 Knoten, seine Oberfläche war glatt und schmutzig, hier und da wohl ein kleiner Wirbel und Strudel und eine zu einer flachen Wölbung gehobene Stelle, aber für einen besonnenen, kaltblütigen Schiffer keine Gefahr.

„In sehr kurzer Zeit waren wir die eine Meile lange Strecke hinuntergefahren, und vor uns in einer Entfernung von etwa 550 Metern brausten und tobten die wütenden Wasserfälle, welche seitdem mit dem Namen ‚Kalulu' bezeichnet worden sind.

„Mit einiger Anstrengung gelang es uns, um die Landspitze dicht herum und in die Bucht oberhalb der Fälle hineinzufahren und einen hübschen Lagerplatz auf einem sandigen Strande zu erreichen. Der erste, zweite und dritte Kahn kamen bald nach mir an, und ich fing schon an, mir zur Vollbringung eines guten Tagewerkes Glück zu wünschen, als ich zu meinem Entsetzen das ‚Krokodil' mitten im Strome, weit unterhalb der Spitze, um welche wir dicht herumgefahren waren, über das verräterisch ruhige Wasser bereits mit der Schnelligkeit eines Pfeiles auf die Fälle zu schießen sah.

„Menschliche Kraft konnte nun nichts mehr helfen, und wir beobachteten den Kahn voll Seelenpein, denn ich hatte drei Lieb-

linge auf demselben, Kalulu, Mauredi und Feradschi. Er erreichte bald die Insel, welche die Wasserfälle spaltete, und jagte auf dem linken Arme hinunter. Wir sahen, wie er drei- oder viermal herumgewirbelt und dann in die Tiefe hinabgerissen wurde, alsbald tauchte auch das Hinterteil aufwärts gerichtet wieder auf, aber wir wußten nun, daß Kalulu und seine Gefährten nicht mehr am Leben waren."

So ging es fort: Strudel und wieder Strudel, Stromschnellen und Wasserfälle folgten aufeinander — die fürchterlichsten waren aber die Lady-Alicestromschnellen, die Stanley am 11. April 1877 passierte.

„Zu unsrer Rechten erhob sich eine senkrechte Mauer von massiven Felsstücken, welche in einer schmalen, etwa 90 Meter hohen Terrasse endigte; hinter der Terrasse stiegen in einer kleinen Entfernung die wild und rauh geformten Berge bis zur Höhe von beinahe 400 Meter über dem Strome auf, und oberhalb der Berge breitete sich das Tafelland in Wellenlinien aus. Zu unsrer Linken erhob sich etwa 370 Meter von jener Mauer aus Steinblöcken eine langgestreckte und erstaunlich großartige Reihe von Felsklippen, an deren Gipfel sich ein breiter Waldgürtel hinzog; an ihrem Fuß standen 3 Felseninselchen, eine unterhalb der andern im Strome, der im Anprall dagegen sich an ihnen brausend und schäumend mit hochgehenden Wogen zerteilte.

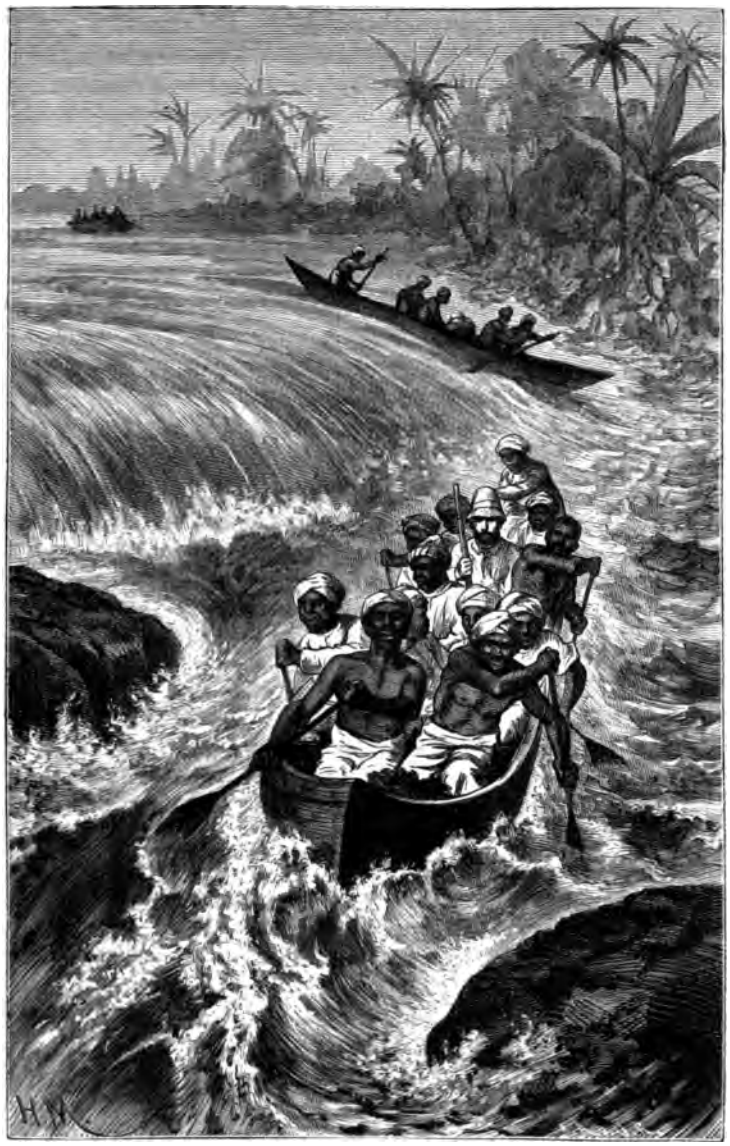
„Wir hatten uns kaum in die Nähe des höchsten und Anfangspunktes der Stromschnellen gewagt, als infolge eines sorglosen und unvorsichtigen Nachlassens des Sternkabels die Strömung das Boot aus den Händen des Teiles der Mannschaft fortriß, dessen Pflicht es war, es sorgfältig und vorsichtig den Wasserfall bis zu der schmalen Linie ebbenden, ruhigern Wassers unterhalb des Felsenvorsprungs hinabzulassen. Fort schoß nun das Boot der Mitte des zornig aufschäumenden, wildwogenden Stromes zu und schleuderte bei diesem Ruck einen Mann in die rasenden Fluten, dem ich aber trotz unsrer schrecklichen Lage doch noch die Hand reichen und ihn so ins Boot heben konnte.

„‚Ergreift die Ruder, meine Jungen, und seid wacker! Uledi, an das Steuer!' — das waren alle die Befehle, die ich meinen Leuten noch zuschreien konnte, und danach gab ich, auf dem Bug stehend, dem Bootführer Winke mit der Hand; denn jetzt, wo wir in wütender Hast auf den Kämmen der stolzen Wogen stromab jagten, war jede menschliche Stimme schwach gegen den alle andern Töne verschlingenden Donner des zornigen Stromes. Die Ruder

waren nur zur Verstärkung der Wirksamkeit des Steuerruders von einigem Nutzen, denn wir flogen jetzt mit entsetzlicher Geschwindigkeit bei der Reihe von Felsblöcken vorbei, deren Mauer den Strom einengte. Niemals zeigten die Felsen eine solche rauhe Härte und so großartige Massen, niemals nahmen sie eine so feierlich ernste und fürchterliche Miene an, niemals erschienen sie so schrecklich und so großartig hoch, als in diesen Momenten, wo wir den braunschwarzen Wogen zum grausamen Spiele dienten und ihnen zur Beute geworden waren. Sie wirbelten uns herum wie einen Kreisel, schwenkten uns auf die Seite, ließen uns in die plötzlich einsinkenden Mulden, wie in einen Abgrund stürzen und schleuderten uns dann wieder auf den weißen, zischenden Schaumkämmen empor. O, mit welchen Gefühlen betrachteten wir diese schrecken-, aber auch ehrfurchteinflößende Macht, welche der große Strom jetzt entwickelte! Wie wir uns vor seiner gebieterischen, alles überwältigenden und unwiderstehlichen Kraft niederbeugten! Wie blitzschnell wir Blicke zurückwarfen auf unser vergangenes Leben! Wie ohnmächtig wir uns dieser Natur gegenüber fühlten!

„‚La il Allah, il Allah!‘ schrie der junge Mabruki, ‚wir sind verloren! — ja wir sind verloren!‘

„Zwei Meilen hatten wir schnell durchjagt und befanden uns jetzt der Bucht gegenüber, an welcher wir zu kampieren gehofft hatten, aber der starke Strom spottete aller unsrer Anstrengungen, in sie einzubiegen. Die Flut schien entschlossen, uns die Bitterkeit des Todes kosten zu lassen. Ein plötzliches, polterndes und rasselndes Geräusch, wie der abgeschwächte Ton eines Erdbebens, ließ uns nach unten blicken, und wir sahen, wie sich der ganze Strom leibhaftig nach oben hob, wie wenn ein Vulkan eben begönne, ungeheure Wassermassen auszuspeien. Hinauf zu dem Gipfel dieses Wasserwalles wurden wir jetzt getrieben, und dann im Vorgefühl dessen, was in den nächsten Augenblicke geschehen würde, schrie ich: ‚Rudert, Leute, es gilt euer Leben!‘ Einige rasende, energische Ruderschläge trieben uns nach der unteren Seite des Walles vorwärts, und ehe sein Zusammensturz erfolgt war und ehe die Gewässer ihren verhängnisvollen Malstrom gebildet hatten, wurden wir über einen kleinen Wasserfall vorwärts gejagt und schossen nun hinab der Einfahrt zu, in welche der Nkenkékatarakt stürzte, unterhalb der tiefsten Linien der von den Lady-Alicestromschnellen erregten Brandung. Einigemale wurden wir noch wie mit Spott und Hohn auf die Seite geschleudert und verächtlich herumgedreht, wie wenn der große Strom unser Schifflein für zu unbedeutend hielte, um es zu zer-



In den Lady-Alicestromschnellen.
(Stanleys Expedition.)

schellen, und dann, einen ruhigen Moment schnell benutzend, ergriffen wir die Ruder wieder, kamen bald in die Ebbe an der Seite des Stromes, ruderten auf ihr ein Stück hinauf und erreichten glücklich den sandigen Strand an der Vereinigung des Nkenké mit dem Kongo."

Näher und näher war die Expedition unter Not und Gefahr ihrem großen Ziele, dem Atlantischen Ozean gekommen, und oft freuten die beiden überlebenden Weißen, Stanley und Frank Pocock, sich auf den Augenblick, wo sie wieder unter civilisierten Menschen sein würden. Der Herr und der Diener waren auf der langen Reise Freunde geworden.

Über ihr Verhältnis zu einander schreibt Stanley: „Wie gewöhnlich brachten wir, Frank und ich, unsre Abende zusammen in unserm Zelte zu. Die Geschwüre, welche ihm viel Qual bereiteten, waren in dieser Zeit sehr bösartig geworden. Obgleich er beständig daran herumdokterte, war er doch nicht im stande, zu einer rührigen Beaufsichtigung der Mannschaft herumzuwandern; dennoch war er selten müßig. Perlensäcke wollten genäht, schadhafte Zelte mit Flicken besetzt, zerrissene Kleider ausgebessert sein, und während er bei seiner Arbeit war, sang er gern mit seiner hübschen Stimme ein Lied oder eine Hymne, wie er sie in der Kirche zu Rochester zu singen gewohnt war. Fröhlich und wohlgemut wie ein lustiger Fink befriedigte er bei jeder Gelegenheit seinen Hang zum Singen, und in dieser Nacht sang der lahme Mann schöner als je, erhob melodisch seine sympathische Stimme und machte mir das Herz leicht und verscheuchte auf eine Weile alle meine Besorgnisse. In meiner Bedrängnis und Not war sein liebes Gesicht meine Herzensfreude; seine englischen Worte erinnerten mich an meine Ziele, und aus der Tiefe seines braven unerschrockenen Herzens gingen für mein gespannt lauschendes Ohr in meiner Muttersprache Worte des Trostes hervor. Vierunddreißig Monate hatten wir zusammen gelebt, und unwandelbar herzlich war sein Beistand und treu sein Dienst gewesen. Der Diener war mir schon lange als ein Gefährte näher gerückt, aus dem Gefährten war bald ein Freund geworden. In diesen nächtlichen Plaudereien wenn wir uns wie traute Freunde gegenübersaßen, wenn die treuen Augen von freundlicher Wärme erglänzten, da bauten wir so manche Luftschlösser zusammen, da eröffneten sich uns viele glänzende Prospekte, welche wir hoffnungsvoll uns ausmalten. Aber — aber!"

Die fürchterlichen Stromschnellen haben auch Frank Pocock verschlungen. Es war am 8. Juni, als Stanley von einem hohen Punkte am Ufer ein leeres Boot im Strome daherschwimmen sah.

„Ich sandte augenblicklich Katschetsche, Wadi Rehani und 10 Mann mit Rohrseilen ab, damit sie sich in den kleinen Hafen von Bolobolo aufstellen möchten, denn ich schloß aus der Richtung der Wellen, daß der Strom die Schiffbrüchigen dorthin tragen würde, ehe er sie nach Zinga zu in die Fälle hinabrisse.

„Unterdessen beobachtete ich, wie dieselben durch das Bassin schwammen. Ich sah, wie sie sich abmühten, das Boot wieder aufzurichten; ich sah, wie sie sich auf den Kiel schwangen und aus Leibeskräften nach dem Ufer zu ruderten, um den schrecklichen Katarakt von Zinga zu vermeiden. Endlich sah ich sie, in dem Momente, wo sie dem Lande am nächsten kamen, von dem Wrack in den Strom springen und das Ufer durch Schwimmen erreichen, und gleich darauf flog der unglückselige ‚Jason', den sie erst vor einem Augenblick verlassen hatten, pfeilschnell bei mir vorüber und über den Wasserfall in die großen Wellen hinein und in die unergründlichen Tiefen der Strudel hinab und war meinen Blicken entschwunden.

„Schlechte Nachrichten verbreiteten sich schnell. Katschetsche, atemlos vor Eile und braun vor Schrecken, meldete, daß von den 11 Mann, welche sich in dem Boote eingeschifft hätten, nur 8 gerettet seien.

„‚Drei sind verloren! — und einer von ihnen ist der Kleinmeister!'

„‚Der Kleinmeister, Katschetsche?' rief ich keuchend, ‚doch sicherlich nicht der Kleinmeister?'

„‚Ja, er ist dahin, Meister!'

Uledi, der treue Bootführer, der bei der Katastrophe zugegen gewesen, berichtete darüber, wie das Boot in den Strudel hineingerissen worden war.

„Als der leere Raum im Strudel sich gefüllt hatte, wallte eine ungeheure Wassermasse aus der Tiefe empor und das Boot wurde wieder in das helle Sonnenlicht hinausgeworfen und mehrere Menschen klammerten sich, nach Luft schnappend, daran fest. Als sie von diesem Schauplatz des Schreckens eine kurze Strecke weggetrieben waren und sich wieder etwas gefaßt und gesammelt hatten, fanden sie, daß sie nur ihrer 8 waren und daß — o Unglückstag für uns, die wir am Leben geblieben waren, um seinen plötzlichen Tod zu bejammern! — kein weißes Gesicht unter ihnen war. Aber gleich darauf dicht bei ihnen ein zweiter Aufruhr in den Fluten, ein neues Heben und Ausspeien von Gewässern, und aus ihnen kam die regungslose Gestalt des ‚Kleinmeisters' zum Vor-

schein und sie hörten ihn ächzen. Darauf holte Uledi, uneingedenk der großen Gefahr, welcher er vor kurzem erst im Strudel mit genauer Not entkommen war, mit den Armen weit aus und arbeitete sich tapfer auf ihn los, aber ein zweiter Strudel zog sie beide in die Tiefe, und die Wellen schlossen sich über ihnen, ehe er ihn erreichen konnte, und zum zweitenmal tauchte der brave Bootführer wieder auf, schwach und ermattet — aber Frank Pocock ward nicht mehr gesehen."

„Mein braver, ehrlicher, gutherziger Frank," ruft Stanley aus, „konntest du mich so verlassen? O mein lang bewährter Freund, welch eine verhängnisvolle Unbesonnenheit! Ach Uledi, hättest du ihn gerettet, ich würde dich zu einem reichen Manne gemacht haben."

„Unser Schicksal liegt in Gottes Hand, Meister", erwiderte der todmüde Mann mit düsterem Ernst. —

Es wäre bequemer gewesen, diese ganze gefahrvolle Strecke im Binnenlande zu umgehen, allein stets glaubte Stanley, durch Berichte der Eingebornen getäuscht, am Ende der Wasserfälle zu sein. Als er aber, am Isangilafall angelangt, hörte, daß noch 5 oder 6 Fälle zu passieren seien, da sagte er, nachdem er einen Europäer und 15 Schwarze bei dieser Gelegenheit verloren hatte: „genug" und wandte sich landeinwärts.

Jetzt war Stanley in eine Region gelangt, in welcher sich europäischer Einfluß bereits fühlbar machte. Die kleinen „Könige" des Landes waren durch Abgaben von Rum, Kleidern, Perlen sehr verwöhnt. Diese Abgaben sind dort unter dem Namen „Dasches" bekannt, und nur wer sie entrichtet, darf das Gebiet des Herrschers passieren. So wurden denn auch von Stanley Dasches verlangt.

„Dasches von uns," ruft er aus, „von uns armen, miserablen Geschöpfen, wir haben nichts mehr, wir haben kaum genug, um das Meer zu erreichen, wir können nicht eine Perle geben!" Es folgen Drohungen und Gegendrohungen, Kämpfe stehen wieder in naher Aussicht, aber schließlich erzwingt Stanley ohne Blutvergießen seinen Weg.

Stanley wußte, daß er nun gewonnen habe, daß die beispiellose Reise sich ihrem Ziele nähere. Er sandte Boten mit Briefen voraus nach Boma, der an der Kongomündung gelegenen Handelsniederlassung, wo portugiesische, holländische, englische Kaufleute leben. Sein Brief kam in die Hände der Agenten eines Liverpooler Hauses, die sofort alle nötige Unterstützung, Lebensmittel ꝛc. den anlangenden Reisenden entgegenschickten.

„Wir sahen bereits dem Hungertode ins Gesicht, da kam eine solche Fülle guter Dinge über uns, daß wir fast wahnsinnig über den plötzlichen Wechsel zwischen den Leiden des Hungers und den Freuden des Luxus wurden, und die Kehlen, welche bisher nur den Kriegsgesängen der Eingebornen geantwortet hatten, sangen nun ein Danklied zum Lobe der weißen Männer, die am Meere wohnen." Nachdem ein Rasttag gemacht worden, zog Stanley nach Boma, aber ehe er den Ort erreichte, begegnete er einer Gesandtschaft der europäischen Ansiedler, die ihm Rum und Champagner, Portwein und Madeira entgegenbrachte.

„Welcher Unterschied zwischen diesen reinen, wohlgenährten und gut gekleideten Herren und mir!"

Das ist in wenigen Worten die Geschichte der neunmonatlichen Kongoreise Stanleys.

Die Schilderungen, welche Stanley von den riesigen Bodenreichtümern des Kongobeckens und von der Schiffbarkeit des mittleren Laufes dieses Riesenstromes veröffentlichte, brachten in Europa eine gewaltige Aufregung hervor. Hier war noch jungfräulicher, politisch unabhängiger Boden, hier konnten kolossale Schätze eingeheimst werden, und die verschiedensten Nationen rüsteten sich, um hier zuzugreifen und ihren Anteil am Kongohandel zu gewinnen. Nur der eine Umstand, daß der untere Kongo von dem mittleren durch Kataraкte und Stromschnellen abgeschnitten war, welche kein noch so starker Dampfer zu überwinden vermochte, trat all den kühnen Wünschen und Hoffnungen hindernd entgegen.

Da beschloß der König der Belgier, welcher sich an die Spitze der Afrikaforschung gestellt hatte, hier gründlich zu helfen, dadurch, daß er längs jener Kataraкten und Stromschnellen eine fahrbare Straße erbauen lassen wollte. Auf dieser sollte dann alles notwendige Schiffsbaumaterial bis zum Stanley-Pool expediert werden, von wo aus der Kongo wieder schiffbar ist. Mit der Ausführung dieser schwierigen Aufgabe betraute der König der Belgier wiederum Stanley, und dieser machte sich 1879 an das Werk. Großartige Mittel standen ihm zu Gebote, Tausende von angeworbenen Negern arbeiteten für ihn, Millionen wurden verausgabt, um in den Jahren 1879—1881 auf dem nördlichen (rechten) Ufer des Kongo eine fahrbare Straße durch Urwald und über Felsen zu bauen, welche bei der Station Vivi beginnt und am Stanley-Pool bei der Station Leopoldville endigt. Am 3. Dezember 1881 schwamm der erste Dampfer auf dem Stanley-Pool und nun konnten die Forschungsreisen auf dem Kongo und

seinen Nebenflüssen beginnen, konnten Handlsunternehmungen eröffnet werden.

Während so Stanley im Dienste der internationalen afrikanischen Gesellschaft arbeitete, drohte ihm durch die nationale Eifersucht der Franzosen ein Teil seiner Früchte entrissen zu werden. Savorgnan de Brazza, ein französischer Marineoffizier, hatte sich durch die Erforschung des Ogowéstromes bekannt und verdient gemacht. Dieser mündet nördlich vom Kongo in den Atlantischen Ozean und ist von seiner Mündung an bis etwa zum 13. Grade östlicher Länge für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Brazza glaubte nun hier einen Zugang zum mittleren Kongo gefunden zu haben. Mit Unterstützung der französischen Regierung verfolgte er 1879 und 1880 diesen Weg abermals und legte am oberen Ogowé die Station Franceville an, welche er für Frankreich in Besitz nahm. Dann überschritt er die Wasserscheide zwischen Ogowé und Kongo und gelangte endlich oberhalb des Stanley-Pools an den letzteren, noch ehe Stanley selbst mit seinem schwierigen Straßenbau zu Ende gekommen war. Brazza hatte ihm also, von der andern Seite kommend, den Vorsprung abgewonnen. Diesen Vorsprung benutzte der Franzose, um sich von einem kleinen Herrscher (Makoko) am nördlichen Ufer des Stanley-Pools ein Gebiet abtreten zu lassen, das er für Frankreich in Besitz nahm und wo die Station Brazaville errichtet wurde.

Es begann nun ein förmlicher Wettkampf zwischen dem Franzosen und dem Amerikaner. Letzterer ergriff schleunigst von dem linken Ufer des Kongo Besitz, gründete an demselben die wichtige Station Leopoldville und befuhr auf dem ersten am Stanley-Pool zusammengesetzten Dampfer „En Avant" den Kongo und seine Nebenflüsse bis zum Leopoldsee. So wurde zunächst verhindert, daß der Kongo auf beiden Ufern ein französischer Strom wurde. Dann erfolgte Ende 1883 mit 3 Dampfern die große Fahrt stromaufwärts bis zu den der Schiffahrt ein unüberwindliches Ziel setzenden Stanleyfällen, wo auf einer Insel die fernste Station gegründet wurde. Überall, wo noch vor zehn Jahren die eingebornen Stämme sich ihm mit den Waffen in der Hand entgegengestellt hatten, zeigten sie sich jetzt friedlich, schlossen ohne weiteres Verträge und gestatteten die Anlage von Stationen. Auch da, wo sie jetzt wieder ihre Kriegshörner und Trommeln erschallen ließen, stimmte sie bald der niegesehene Anblick der riesenhaften, schnaubenden und ohne Ruder sich mit unheimlicher Geschwindigkeit fortbewegenden Schiffe zur Nachgiebigkeit, auch an der Mündung des Aruwimi, wo Stanley die große Flußschlacht hatte bestehen müssen. Die Civilisation war in

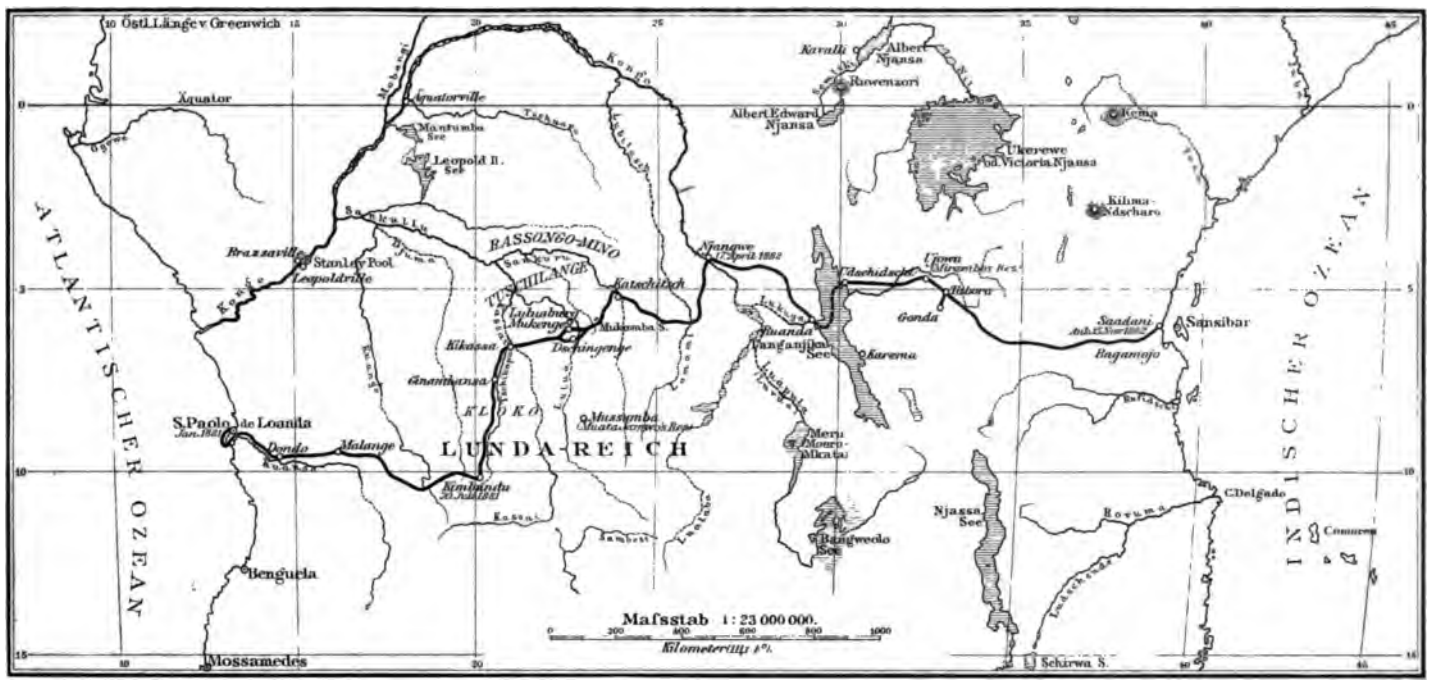
diesen Gegenden auch schon von Osten her im Anzug begriffen. Stanley traf sie an in Gestalt von arabischen Elfenbeinhändlern aus dem Süden, denen durch Stanleys große Fahrt stromabwärts die Scheu vor den Schrecken Centralafrikas benommen war, und die nun kamen, auch diese Gegenden auszubeuten. Leider mußte Stanley auch die entsetzlichen Folgen dieser mohammedanischen „Civilisation" erblicken. Es begegnete ihm eine große Flottille von etwa 1000 Kähnen, welche stromab fuhr. Es waren die Überreste eines Stammes, dessen Dörfer in der Nacht überfallen, von Sklavenjägern ausgeraubt und ausgemordet waren. Die dem Blutbad Entronnenen verließen nun auf immer ihre Heimat. Einige Tage darauf sah er auch die am Ufer lagernde Karawane des arabischen Raubgesindels. Es war das erste Mal, daß die Räuber soweit westwärts gekommen waren. Schon drangen diese Unholde auch im Süden weit über den Kongo in noch unberührtes Land vor, überall Verödung, Unglück, Entsittlichung verbreitend (vgl. S. 13).

Eine diplomatische Regelung der staatlichen Verhältnisse wurde immer dringender notwendig. Denn auch in dem Küstengebiete zwischen Kongo und Ogowé machten französische Sendlinge den Beamten Stanleys, die daselbst im Gebiete des Küstenflusses Kuilu bis Ende 1884 nicht weniger als 18 Stationen gegründet hatten, das Terrain streitig; ja de Brazza erhob jetzt auch Ansprüche auf eine weite Strecke des linken Kongoufers. Sollte je in Centralafrika ein selbständiges Staatswesen erstehen, so mußte diesem Umsichgreifen Frankreichs ein Ziel gesetzt werden. Und noch ein andrer Bewerber um die Pforte zu den neuerschlossenen weiten Ländergebieten war inzwischen aufgetreten — Portugal. Auf die englische Freundschaft gestützt, verlangte es den ganzen Unterlauf des Kongo und von der Küste noch ein hübsches Stück nördlich über die Kongomündung hinaus. Zwar hatte es nie irgend etwas für die Erschließung der beanspruchten Gebiete gethan, auch nie irgend einen Akt der Oberhoheit dort vorgenommen, aber es steifte sich auf das Recht des Entdeckers und holte zum Beweise Jahrhunderte alte Schriftstücke aus den Akten hervor. England schickte sich an, mit Portugal einen Vertrag zu schließen, der bestimmt war, den großen Strom zu einem englisch-portugiesischen Privatbesitze zu machen. Amerika dagegen erkannte die vom König der Belgier gegründete internationale Kongoassociation als ein unabhängiges, befreundetes Gemeinwesen an. Schon drohte auf diese Weise das Kongoland ein Zankapfel zwischen den verschiedensten Nationen zu werden, da lud das deutsche Reich sämtliche interessierte Mächte zu einer Konferenz ein, welche die

schwebenden Fragen lösen sollte. Diese afrikanische Konferenz tagte in Berlin vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885; der Staatskunst des deutschen Reichskanzlers gelang es, die einander entgegengesetzten Ansprüche auszugleichen. Die internationale Association wurde als selbständiger Kongostaat unter später ausgesprochener Souveränität des belgischen Königs anerkannt und ihr Gebiet abgegrenzt. Hierbei mußte sie freilich erhebliche Opfer bringen, um den Widerstand Frankreichs und Portugals zu beseitigen. Der neue Staat hat nur eine schmale Ausgangspforte bekommen, eine Strecke von 37 Kilometern Küstenausdehnung vom rechten Ufer der Kongomündung an nordwärts, vom linken Ufer an blieb die Küste portugiesisch; Frankreich erhielt nicht nur das ganze bereits dicht mit Stationen besetzte Kuilubecken, sondern auch das rechte Kongoufer von Manjanga bis zum Äquator. Dadurch sind die französischen Besitzungen in Gabun und im Ogowébecken zu einer großen und höchst wertvollen Kolonialprovinz abgerundet worden.

Das Westufer des Tanganjikasees soll die Ostgrenze des neuen Staates bilden. In dem so umgrenzten Kongostaate soll Handel und Schiffahrt für alle Nationen gleichmäßig frei sein. Außerdem wurde auf der Konferenz noch ein weiteres Freihandelsgebiet festgesetzt, welches bedeutende Teile der französischen und portugiesischen Besitzungen umfaßt und sich in immer breiter werdender Fläche bis zur Küste des Indischen Ozeans erstreckt. Der Kongostaat sowohl wie das Freihandelsgebiet sollen immerwährende Neutralität genießen, also vor aller Kriegsgefahr sicher sein.

Welchen wirtschaftlichen Wert das ganze weite Gebiet des Kongostromes hat, das kann erst die weitere Entwicklung lehren. Man hat dem Amerikaner nicht ohne Berechtigung Mangel an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Durchbildung sowie maßlose Übertreibung in der Schilderung der Reichtümer und der Zukunftsaussichten des Landes vorgeworfen. Entschieden kann die Sache ihrer Natur nach erst allmählich werden durch die weitergehende Forschung und die wirtschaftliche Entwicklung. Ohne Zweifel wird das Land sich wirtschaftlich und kulturell entwickeln, aber so schnell wird es damit nicht gehen, wie der feurig vorwärtsstrebende Stanley sich vorstellte. Die geographische Wissenschaft dagegen hat schon jetzt von dem ganzen Unternehmen den größten Gewinn davongetragen, und bald werden die weiten Gebiete nördlich und südlich vom Kongo keine unbekannten Stellen mehr aufzuweisen haben.



Reiſeroute Pogge und Wiſſmann.

Kapitel X.

Die Deutschen im Süd-Kongogebiete.

Pogge und Wissmann. Wissmanns Kassaifahrt. Kund und Tappenbeck.

Auch nach Stanleys berühmter Kongofahrt, welche doch nur den Lauf dieses Flusses selbst aufgeklärt hatte, kannte man von der ganzen westlichen Hälfte Mittelafrikas nur einen verhältnismäßig schmalen Rand von 30—50 Meter Breite, und auch diesen nur recht lückenhaft. Das über dem unbekannten Innern liegende Dunkel zu lüften, hatte sich die 1873 von Bastian begründete deutsche afrikanische Gesellschaft zum Ziele gesetzt; besonders von der Westseite her suchte sie dem Kern des schwarzen Erdteils zu Leibe zu gehen.

Die erste Expedition, die sie aussandte, war die des Dr. Güßfeldt; sie hatte mit andauerndem Mißgeschick zu kämpfen und blieb daher ohne den erwünschten Erfolg. Aber die deutsche afrikanische Gesellschaft in Berlin ließ sich dadurch nicht abschrecken und sandte 1874 eine neue Expedition unter Hauptmann von Homeyer nach Westafrika. Dieser schloß sich als freiwilliges Mitglied und auf eigene Kosten Dr. Paul Pogge an. Er war am 24. Dezember 1838 zu Ziersdorf in Mecklenburg geboren und hatte in Rostock Jura studiert, war dann aber zur Landwirtschaft übergegangen. Schon 1871 hatte er eine Jagdreise nach Natal unternommen. Diesem Freiwilligen gelang es, während die eigentlichen Expeditionsmitglieder sämtlich erkrankten und zurückkehren mußten, das Ziel zu erreichen. Er gelangte an den barbarischen Hof (die Mussumba) des fast wie ein Mythus erscheinenden Muata Jamwo, des großen Königs des Lundareiches und kehrte von dort nach fünfvierteljähriger Abwesenheit wohlbehalten nach Malange zurück.

Er wußte den Neger richtig zu nehmen, er überwand mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit alle sich ihm entgegentürmenden Schwierigkeiten; er bewahrte seine eiserne Ruhe selbst da, wo die

gefährlichsten Lagen eintraten. Ihm imponierte keine Gefahr. Den Negern gegenüber war er schroff, aber nie ungerecht. „Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich erkläre, daß ich sehr schlecht von meinen Leuten behandelt worden bin, so lange als ich sie nicht den Stock fühlen ließ.“ Als ihm der im Innern sehr wichtige und machtvolle Stamm der Kioque einmal den Weg versperrte, da gab er, der einzelne Weiße, seinem Reitochsen die Sporen und rannte die schwarze Gesellschaft um. Dem menschenmordenden Muata Jamwo, in dessen Händen der nur auf sich und seinen Mut angewiesene Reisende sich befand, behandelte er einigemale geradezu schlecht, und er ließ dem blutigen Tyrannen, der ihn zu sprechen wünschte, sagen: er habe dazu keine Zeit. Und was das Schrecklichste ist, die Lukokescha, die Königin, verliebt sich in unsern Reisenden; auch sie, die gewaltige Frau, muß mit unbefriedigter Neigung abziehen, und der Reisende kehrt wohl und munter, reich mit wissenschaftlichen Schätzen beladen heim. Freilich, nach Norden und Osten hin ließ ihn Muato Jamwo nicht vordringen, weil er seine Hauptstadt zum End- und Ausgangspunkt des gesamten Handels machen wollte, und so ist die Mussumba der äußerste Punkt Pogges auf seiner ersten großen Reise geblieben.

Nach ihm drang Max Buchner 1880 ebenfalls bis zur Mussumba vor, gelangte aber aus den gleichen Gründen auch nicht weiter, und die Berliner afrikanische Gesellschaft stellte sich nun die Aufgabe, die Schranken zu durchbrechen, welche der Muata Jamwo dem weiteren Vordringen nach Osten in den Weg legte.

Diese Aufgabe ist glücklich gelöst worden durch einen neuen Triumphzug Pogges, der diesmal an Leutnant Wissmann einen treuen Begleiter fand. Der Zug „unter deutscher Flagge quer durch Afrika“, begonnen zu San Paolo de Loanda im Januar 1881 und beschlossen im November 1882 zu Sansibar, ist eine kühne That ersten Ranges, die sich mit jenem berühmten Zuge Stanleys zu messen vermag, ja insofern noch weit schwieriger war, als die deutsche Reise zu Lande und zu Fuß zurückgelegt wurde, während Stanley zumeist auf einem Riesenstrome dahinfuhr und über weit größere Mittel verfügte, als die beiden Deutschen.

Pogges Begleiter, Hermann Wissmann hatte, wie wir bereits S. 226 gesehen haben, in Rostock, seiner Garnisonstadt, den berühmten Reisenden kennen und schätzen gelernt. Pogges Schilderungen, sowie die Lektüre von Schweinfurths, Livingstones, Stanleys Werken entfachten in ihm eine lebhafte Reiselust. Er machte auf der Seemannsschule in Rostock astronomische und meteorologische, auf der Universität zoologische und geologische Studien und wurde von Pogge

Pogge bei den Kioque.

gern als Reisegenosse angenommen, speziell zum Zwecke der topographischen Aufnahmen.

Die ganze Summe, über die die Reisenden zu verfügen hatten, waren die von der afrikanischen Gesellschaft aus Reichsmitteln gewährten 20000 Mark. Sie konnten daher ihre eigene Ausrüstung nur sehr knapp einrichten und mußten das meiste für Tauschartikel verwenden. Dennoch traten sie wohlgemut am 18. November 1880 in Hamburg die Reise an und landeten Anfang Januar 1881 zu San Paolo de Loanda im portugiesischen Westafrika. Sofort brachen sie in das Innere auf, nach Malange, einem portugiesischen Handelsposten, in dem die Reisenden und Händler, die weiter nach Osten wollen, sich mit Waren zu versehen pflegen. Hier mußte das Ende der Regenzeit und das Eintreffen von Waren, die von der Küste her nachgesandt wurden, abgewartet werden. Während dieses Wartens wollte es der Zufall, daß Major von Mechow mit seinen 2 Begleitern von der Expedition den Kuangofluß abwärts in Malange anlangte, und kurz vorher war auch Dr. Buchner, der nach der Mussumba zum Muata Jamwo gereist war, aus dem Innern eingetroffen. So konnten denn in diesem abgelegenen Winkel der Erde 6 Deutsche am 22. März den Geburtstag des Kaisers feiern. Den Dr. Buchner kannte Wissmann schon von 1874 her, wo beide zusammen eine kurze Haft wegen Zweikampfs in Magdeburg abgemacht hatten. Jetzt benutzte Wissmann die Zeit, sich von Buchner auch praktisch in astronomische und geographische Arbeiten einführen zu lassen.

Nachdem in Malange ein Dolmetscher und 76 Träger angeworben, auch die nötigen Waren und 6 vortreffliche Reitochsen eingekauft waren, wurde am 2. Juni die Weiterreise angetreten und dem letzten noch unter europäischer Herrschaft stehenden Orte Lebewohl gesagt. Das weit im Osten jenseit des Kuango gelegene Handelscentrum Kimbundu war das nächste Ziel; es wurde am 20. Juli erreicht und Pogge, der es auf seiner früheren Reise kennen gelernt hatte, begrüßte dort alte Bekannte. Auch bis zu diesem im Bereiche der mächtig aufstrebenden Kioqueneger (auf der Karte als Kioko bezeichnet) liegenden Orte gelangte man ohne Schwierigkeit. Es hatte ursprünglich im Plan der Reisenden gelegen, von hier wieder nach der Mussumba des Muata Jamwo vorzudringen und dort eine deutsche Station zu errichten; allein zum Glücke für die Expedition wurde in Kimbundu eine andre Entscheidung getroffen. Einmal sperrte Krieg zwischen den Kioque und dem Muata Jamwo das Land, zweitens war es, wie erst wieder Dr. M. Buchner erfahren hatte, bei der Eifersucht

des Muata Jamwo auf seinen Handel unmöglich, von dort aus weiter nach Osten vorzudringen, und drittens eröffneten sich neue glänzende Aussichten für die Expedition im Norden, wo im Lande Lubuku, d. i. Freundschaft, die friedlich gesinnten Baschilange oder Tuschilange wohnen und die Kongozuflüsse in ihrem mittleren, noch völlig unbekannten Laufe überschritten werden konnten.

Führer waren zur Stelle, und so hieß es denn: Auf nach Lubuku, entlang dem Tschikapafluſse! Durch das Gebiet der Kioque, die die Reisenden nur ungern durchließen und durch verheerte Hungergegenden des Lundareiches erreichten Pogge und Wissmann am 2. Oktober, nachdem man vierundvierzig Tage von Kimbundu aus marschiert war, bei Kikassa den mächtigen Kassaistrom, einen der größeren südlichen Zuflüsse des Kongo, dessen Unterlauf auf unsrer Karte als Sankullu bezeichnet ist. Sie befanden sich hier auf durchaus jungfräulichem Boden, in einem centralafrikanischen Gebiete, das vor ihnen noch keines Weißen Fuß betreten hatte. Jeder Schritt, den sie nun weiter nach Norden und nach Osten thaten, war reiner Gewinn für die geographische Wissenschaft, führte in ganz neue, noch vollständig unbekannte Gebiete.

Der Kassai rauschte als ein sehr tiefer und 350 Meter breiter Strom vor den Reisenden dahin und wurde in 8 Kähnen übersetzt. Dann brach man direkt nach Osten auf, den Einladungen zweier freundlichen Häuptlinge, Kalamba und Dschingenge mit Namen, folgend. Pogge begab sich zum ersteren, nach Mukenge, das er am 30. Oktober erreichte, Wissmann zum letzteren.

Die Baschilange, auch Baluba genannt, sind ein sehr begabtes und wißbegieriges Volk und fragen gern nach dem „Warum" der Dinge, während der Neger sich sonst über alles Ungewöhnliche gern mit dem einen Begriff „Fetisch" hinwegsetzt. Nur im Handel sind sie erstaunlich ungeschickt und wurden daher, bis die ersten Weißen kamen, von den schlauen Kioque weidlich ausgebeutet. Ein ausgewachsenes, schönes Mädchen erhält man bei den Baschilange für ein — Steinschloßgewehr oder 4 Pfund Pulver. Natürlich sahen die Kioque, um ihren Einfluß besorgt, die Ankunft der Weißen höchst ungern. Am Abend vor dem Tage seines Einzuges in Dschingenges Stadt hatte Wissmann daher eine sehr heftige und nicht ungefährliche Scene mit einem Kioquehäuptling. Wissmann erzählte auf einem Baumstamme sitzend seinem Freunde Dschingenge im Kreise einer großen Menge Eingeborner von den vielen Herrlichkeiten, die der weiße Mann zu machen im stande sei. Als er einen Augenblick aufgestanden war und sich entfernt hatte, nahm ein Kioquehäuptling

seinen Platz ein und weigerte sich, als Wissmann zurückkehrte, aufzustehen. Dies war ein grober Verstoß gegen afrikanische Höflichkeit und alles ringsum war gespannt, was wohl der Weiße dem Kioque gegenüber, der bisher dort als das höchststehende Wesen betrachtet wurde, thun würde. Wissmann fühlte, daß für die Stellung, die er bei den Baschilange einnehmen würde, und damit für den Erfolg der Expedition überhaupt alles von seinem Benehmen in diesem Augenblicke abhängen würde. Als seine Aufforderung, den Platz zu räumen mit unverschämter Dreistigkeit verweigert wurde, versetzte er dem Kioque einen Schlag, daß er weit weg auf den Boden flog. Alles war starr, Wissmann aber setzte sich ruhig auf seinen Baumstamm. Der Kioque riß sein Messer aus der Scheide und schrie zitternd vor Wut, er werde Wissmann auf dem Fleck niederstoßen. Dieser antwortete nur mit Lächeln und Achselzucken. Die Anwesenden ließen es natürlich nicht an Hohnreden fehlen und die Kioque tobten drohend und lärmend davon. Das war der erste Stoß, den das Ansehen dieser schlauen Ausbeuter des Baschilandes erlitt; sechs Jahre später war es ganz gebrochen.

Pogge wurde von Kalamba in Mukenge mit gleicher Herzlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen wie Wissmann von Dschingenge. Da zwischen den beiden Häuptlingen Eifersucht und Feindschaft herrschte, Kalamba aber der mächtigere war — denn er gebot über etwa 150 Gewehre, Dschingenge nur über 100 —, so wurde beschlossen, Kalamba zur Begleitung nach dem unbekannten Osten mitzunehmen. Dieser ließ sich auch gegen geringe Vergütung dazu bereit finden, die Reisenden mit 100 Mann über den Lubilasch zum Lualaba (Kongo), von dessen Existenz er natürlich keine Ahnung hatte, zu geleiten. Wie erstaunlich diese Bereitwilligkeit war, den fremden, Scheu einflößenden Weißen in Länder zu folgen, die nach allgemeinem Glauben von Zwergen, Waldmenschen, Kannibalen und Ungeheuern wimmeln sollten, weiß jeder, der wilde Völker kennt und sich erinnert, wie schwierig es selbst bei den geriebenen und aufgeklärten Küstennegern ist, für hohen Lohn Begleitmannschaften in das unbekannte Innere zu finden. Sehr viel trug zu dem Entschluß des Baschilangehäuptlings eine Fabel bei, die über Pogge und Wissmann allgemein geglaubt wurde. Vor einigen Jahren nämlich war Kalambas Bruder Kassongo nach Westen gereist und in der Fremde gestorben und auch Dschingenges Vorgänger, Kabassu, war zu derselben Zeit westlich am Kassai von einem Büffel getötet worden. Nun wurde angenommen, daß jene beiden nicht zurückgekehrten Häuptlinge ins Maiji-Kalunga, Geisterwasser, in das Meer hinabgestiegen seien und jetzt zu weißen

Menschen verwandelt zu ihren Angehörigen zurückgekehrt seien. Pogge hieß daher allgemein Kassongo und Wissmann Kabassu, Namen, die sie bis jetzt behalten haben. Nicht wenig erstaunt war Wissmann, als eines Tages „seine Mutter" und einige „Vettern" erschienen, um ihn zu begrüßen. Die alte Negerin erwies sich über die Verwandlung ihres Sohnes doch sehr überrascht und etwas eingeschüchtert. Der Sohn aber begrüßte sie freundlich, erkundigte sich nach seinen bei der Abreise zurückgelassenen Weibern und gab ihr ein hübsches Perlenhalsband, das er ihr aus dem Geisterwasser mitgebracht. Da erholte sie sich, versprach ganz glücklich, ihm alle seine Weiber herbeizuschaffen, so viele noch lebten, und watschelte dann, indem sie ihm zu seiner nicht allzugroßen Trauer den Abschiedskuß ersparte, mit seinen lieben Vettern davon. Dieser kindliche Aberglaube kam der Afrikaforschung sehr zu gute. Ohne ihn hätten die Baschilange schwerlich ihr Leben den weißen Männern zu einer so gefahrvollen Reise anvertraut. Er hörte übrigens trotz der Gegenreden der Kioque nicht eher auf, als bis die Baschilange im weiteren Verlauf der Reise noch andre Weiße zu Gesicht bekamen; da kamen sie allmählich von ihrer Ansicht zurück.

Am 29. November gab Kalamba ein großes Abschiedsfest mit Hirsebier, denn Palmwein ist den Baschilange, den Anhängern des Hanfkultus, verboten; am 30. November 1881 brach Pogge mit Kalamba auf und vereinigte sich schon tags darauf mit Wissmann.

Als Ziel schwebte Njangwe am Lualaba (dem oberen Kongo) den Reisenden vor, jenes Njangwe, das 1871 zuerst von Livingstone auf seiner letzten Reise erreicht war, und von wo aus 1876 Stanley seine große Kongotour antrat. Ein weiter, weiter Weg durch unbekannte Länder und Völker!

Große Schwierigkeiten machten die Träger, die von der Westküste mitgenommen waren. Sie streikten und meuterten wiederholt, so daß es der ganzen Ruhe und Selbstbeherrschung, die besonders Pogge in hervorragendem Maße besaß, bedurfte, um die schlimmsten Folgen zu verhüten. Eine ganze Anzahl mußte entlassen werden, so daß zuletzt nur noch 19 blieben, außerdem Kalambas Begleitung, die leider trotz aller Mahnungen zur Hälfte aus Weibern bestand. Wissmann hatte täglich nur eine ruhige Stunde, wenn er sich abends entfernt vom aufregenden, stets den Geist spannenden Getümmel des Lagers badete; doch kam er auch hierbei gelegentlich in unliebsame Berührung mit einem Flußpferd oder einem Krokodil. „Unsre Träger — so schrieb Wissmann damals in sein Tagebuch — sind eine Rotte lärmender, zankender, unzuverlässiger, feiger und elend denken-

der Neger. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das kein Mittel scheut, seinen Patron zu übervorteilen, sei es durch Diebstahl, Bettelei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, jedes Lächeln, was man ihnen gönnt, wird benutzt, um eine Bettelei anzubringen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. Nie sind sie zufrieden mit dem Zugeteilten, jeder anstrengende Marsch erzeugt Murren, jede besondere Arbeit unendliches Sträuben, Reden und Zeitverlieren. Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht und dazu eine phänomenale Feigheit den Eingebornen gegenüber, sobald sich dieselben nicht wie Lämmer behandeln lassen, was letzteres dann wieder mit aller möglichen Brutalität ausgenutzt wird. Das sind unsre lieben Untergebenen! Strenge ruft Flucht, Nachsicht Frechheit und Meuterei hervor. So ist es ein ewiges Lavieren, Reden, Mühen und Sorgen von früh bis spät, denn der Erfolg ist durch diese Helden bedingt." — Man sieht, eine Afrikareise hat trotz der scheitelrechten Sonne auch ihre Schattenseiten!

Am 5. Januar 1882 gelangte man an den Lubi, einen prächtigen, durch die reichste Flora geschmückten Tropenfluß, der sich in den Lubilasch ergießt. Jenseits desselben leben in reinlichen, schönen Dörfern, deren geräumige nette Häuser, von eingezäunten Gärtchen umgeben, sich in schnurgeraden Straßen aneinanderreihen, überschattet von Ölpalmen und Bananen, die Bassange, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, unberührt von jedem Einfluß von außen, stark an Zahl, reich an allen Bedürfnissen des Lebens, die ihnen die üppige Natur spendet, hochstehend in der kunstfertigen Bearbeitung des Kupfers, Eisens, Thones, Holzes, der Mabelekleiderstoffe und in Korbflechtereien. Sie sind dem Könige Katschitsch unterthan, zu dessen Residenz man am 14. Januar in zwei riesigen Tagereisen gelangte, wobei ein nur von Elefanten, Büffeln und Warzenschweinen belebter Urwald durchzogen wurde. Sein Reich heißt Kotto, seine Residenz liegt am linken Ufer des Lubilasch. Die Macht des uralten, blinden, geheimnisvollen Fürsten beruhte nur in seinem Rufe als Fetischmann. Nachdem die Reisenden acht Tage bei ihm verweilt, drängten sie zum Aufbruche nach Osten. Aber auf welche Schwierigkeiten stießen sie! Zunächst schlug ihnen Katschitsch die Erlaubnis zum Passieren des Lubilasch ab; dann weigerten sich auch die Träger weiter zu gehen, und ein Gewaltstreich gegen den großen Fetischero Katschitsch, der fortwährend für Verbreitung der entsetzlichsten Menschenfressergeschichten im Lager sorgte, hätte dazu geführt, daß alle Leute entflohen wären.

Da alles Drängen nicht half, wurde er schließlich überlistet. Man that ihm kund, er solle sich vor dem Fetisch der Weißen hüten, Pogge sei deren größter Fetischero. Dann wurde in der Nacht, als alles schlief, ein Schnellfeuer aus Chassepotgewehren eröffnet. Als sich annehmen ließ, daß alle Dörfer ringsum erwacht waren und in ängstlicher Spannung lauschten, brannte Pogge ein rotes bengalisches Licht an und ließ einige Raketen in weiten Bogen über Katschitschs Dorf gen Osten nach dem Flusse zu steigen. Die bunten Leuchtkugeln verschwanden hinter den Uferwäldern. Ein Kanonenschlag beendigte das gewaltige Phänomen. Am andern Morgen näherten sich die Leute nur sehr vorsichtig dem Lager und nun wurde ihnen gesagt, Kassongo (Pogge), der ihnen wegen seines langen Bartes schon immer unheimlich gewesen war, habe mit seinem Sambi wegen der Weiterreise gesprochen. Sambi habe ihm den Weg mit seinen Sternen gezeigt, in der angezeigten Richtung müsse er gehen; nichts könne ihn aufhalten. Wenn auch die aufgeklärten Küstenleute Katschitsch sagten, das alles sei nur Humbug, die Weißen hätten solches Feuer schon oft gemacht, so war der Eindruck doch viel zu gewaltig, als daß jener nun noch länger die nötigen Führer verweigert hätte.

So gelang es, diesem Häuptling, der die Reisenden gern bis zur letzten Perle festgehalten hätte, zu entkommen. Am 29. Januar wurde der Lubilasch passiert. Während der Überfahrt fragte Wissmann den Führer, wie der Fluß heiße, und er erhielt zur Antwort: Sankuru. Fast hätte er vor Freuden einen Luftsprung gemacht. Also endlich war der fabelhafte Sankuru festgestellt. Es war kein andrer als der Lubilasch. Damals glaubte man noch, daß er in den Kongo flösse, später erst ist er als Nebenfluß des Kassai erkannt worden.

Jenseits des Flusses befand man sich zu allgemeinem Erstaunen immer noch in Katschitschs Lande Kotto. Ein Weib dieses Häuptlings, eine braune Bajadere, kam den Reisenden mit einer schön verzierten Schale voll schäumenden Palmweins entgegen und lud sie mit großer natürlicher Grazie zum Eintritt in Katschitschs jenseitiges Residenzgehöft ein. Das also war das Land der wilden Kannibalen! So sehr hatte der alte blinde Fuchs die Reisenden genarrt!

In dem starkbevölkerten Lande der Bassange ging es dann weiter durch dichtgedrängte, staunende Menschenmassen, die bald neugierig, bald dreist, bald furchtsam die weißen Männer mit einem langgedehnten, staunenden Oh! empfingen. Immer häufiger hörten die Reisenden von Männern in langen weißen Hemden und Tüchern

um den Kopf, die am Lomani hausten, die Dörfer niederbrannten und die Menschen in die Sklaverei führten; sie wurden Bakalanga genannt; es waren die Araber. Auch trafen sie schon auf Perkussionsgewehre, die durch Vermittelung der Araber dorthin gekommen waren; es begann die Fühlung mit dem Osten.

Weiter ging es in die „Riesenstädte" der Bene-Ki, die Wissmann ein wahrhaft paradiesisches Leben zu führen schienen. An der Straße steht das Haus, dahinter folgen Gärten, Palmen- und Bananenpflanzungen und Felder bis hinab ans Wasser; das Grundstück jeder Familie ist von den zum Wasserholen bestimmten Wegen eingeschlossen. Nur zum Holen des Brennholzes brauchen sich die Bewohner aus der Stadt zu entfernen; alle übrigen Bedürfnisse findet jede Familie in Fülle in ihrer unmittelbaren Umgebung. Wie anders sah es hier aus, als Wissmann 1886 dieselben Stätten betrat! Alles, Hunderttausende von glücklichen Menschen, war der rohen Habgier der Araber zum Opfer gefallen. Die Palmenhaine waren verödet, Gras wucherte überall (vgl. S. 17). „Nur ein halbverkohlter Pfahl oder ein in der Sonne bleichender Schädel zeigte, was hier geschehen war. Grauenhaft war die Totenstille, als ich unter dem Schatten derselben Palmen wandelte, unter denen nur vier Jahre früher noch lautes Jubeln und freundliches Grüßen von Tausenden mir entgegenschallte, und heiß überlief mich das Gefühl des Zornes über die, welche hier solch entsetzliche Änderung hervorgerufen hatten, die Araber."

Das Verderben war übrigens schon damals bis in unmittelbare Nähe vorgedrungen; denn nach wenigen Tagemärschen bereits kam man an den verkohlten Resten zerstörter Dorfschaften vorbei.

Manche der Völkerschaften, welche die Reisenden durchzogen, erwiesen sich nun allerdings bei sonst verhältnismäßig nicht geringer Kultur als eingefleischte Kannibalen. So die Bassange, welche während der Anwesenheit Pogges und Wissmanns von einem Raubzug auf Menschenfleisch heimkehrten und im Walde bei nächtlichem Feste drei gefangene Männer aufzehrten. Bei ihnen dürfen nur Männer und kinderlose Weiber Menschenfleisch essen; denn es steht in dem Rufe, unfruchtbar zu machen. Von den Kalebue werden auch Menschen gefressen, die an Krankheiten gestorben sind. Um nicht gerade die nächsten Verwandten aufzuzehren, gibt man deren Leichen dem benachbarten Dorf in der Erwartung, daß bei dem nächsten Todesfalle die Schuld von dort zurückbezahlt wird. Dem Toten werden die äußersten Glieder der Finger und Zehen, wohin nach dem Tode die Krankheit dringt, abgeschnitten; diese werden

eingesalzen, in Blätter gewickelt und ins Wasser geworfen; das übrige kann man ruhig verzehren.

Immer in östlicher Richtung vorschreitend, gelangten die Reisenden an den Fluß Lomani (auch Lomami genannt) und damit zugleich an die Grenze der unbekannten Region, denn im Osten dieses Flusses trafen sie auf die Route Camerons aus dem Jahre 1874, der sie in nördlicher Richtung folgten.

Mit dem Lomani war auch die Grenze der schönen freien wegsamen Prärie des westlichen Centralafrikas erreicht; es folgten jetzt nach Osten zu die entsetzlichen, zu fast undurchdringlichem Filz verwachsenen Graswildnisse und die einem verwilderten üppigen Garten gleichenden, oft sumpfigen und überschwemmten Flächen, in denen es an Wild, aber leider auch an Moskitos nicht fehlte. Oft gingen die beiden Reisegefährten hier auf die Jagd, und wie dabei Wissmann fast um das Leben gekommen wäre, möge er uns selbst erzählen.

„Eine Elefantenjagd in diesen Wildnissen," schreibt er, „hätte fast meiner Reise hier ein Ende gemacht. Ich war, begleitet von meinem Koch und einem Eingebornen, vom frühen Morgen an einer frischen Spur gefolgt. Es war Mittag geworden, und ich hatte an den dicht hinter mir gehenden Eingebornen mein Gewehr abgegeben. Plötzlich stand ich auf 8 Schritte einem dieser mächtigen Waldbewohner gegenüber, der in einem Trupp von 8 Elefanten, unsre Annäherung hörend, ganz still gesichert hatte. Er hatte die kleinen Augen lebhaft auf mich gerichtet und die mächtigen Ohren weit abgesperrt.

„Ich rief sofort nach meiner Büchse, hörte aber schon den Träger derselben mit einem Schreckschrei davonlaufen und im selben Augenblick mir gegenüber einen Schuß fallen. Das war für mein gewaltiges Vis-à-vis das Signal zum Hochwerfen des Rüssels, und mit durchdringendem Trompeten stürzte der massige Waldbummler gerade auf mich zu, ich sprang seitwärts und ließ den Weg frei, zwischen ihm aber und mir drängte sich noch ein andrer Koloß durch, der mir einen so gewaltigen Hieb gegen die Schulterblätter verabreichte, daß ich wirbelnd in ein dichtes Gebüsch gleichsam gebohrt wurde. Noch ein Tier sauste links, ein andres rechts so dicht an mir vorüber, daß die niedergetretenen Halme peitschend über mich herschlugen, dann verstummte alles. Ich rief zunächst nach meinem Koch, ohne Antwort, das zweite Mal ebenso, beim dritten Male brach noch dicht bei mir ein Elefant durchs Holz und entfloh. Ich lief, Böses ahnend, zur Stelle und fand meinen Koch bewußtlos

und blutend am Boden liegen. Er hatte auf einen Elefanten geschossen, war von diesem ergriffen und hochgewirbelt, im Falle hatte er einen Schmerz im Rücken gespürt und hatte die Besinnung verloren. Der Mann hatte einen starken tiefen Schnitt längs dem Rücken, der einige Sehnen durchschnitten hatte, aber nicht lebensgefährlich war. Der Elefant war über dem Manne stehen geblieben und hätte ihm jedenfalls, hätte er sich bewegt, den Rest gegeben, wurde aber nun durch mein Rufen vertrieben. Allmählich kam auch der Führer mit seiner Büchse an. Der verwundete Neger war einer der drei Westafrikaner, die ich mit bis Sansibar gebracht habe.

„Wenige Tage darauf wurde ein Träger, der nachts dicht bei seiner Hütte Palmwein stehlen wollte, von einem Leoparden angefallen. Mann und Tier rangen miteinander, bis durch das Stöhnen und Knurren andre Leute herbeigelockt wurden, die den Leoparden vertrieben; aber zu spät, die Krallen der Bestie waren dem Mann durch die Brust in die Lunge gedrungen und die Bißwunden so stark, daß er nach drei Tagen verschied. Noch 2 Eingeborne wurden während unsres Aufenthaltes hier zerrissen und ein Weib unsrer Leute von den Bestien verwundet, die hier zur wahren Landplage geworden. Es gelang mir nicht, trotz nächtelangen Lockens mit Ziegen, auf die schlauen Räuber zu Schuß zu kommen."

Anfang April passierten die Reisenden einen vom anhaltenden Regen hoch angeschwollenen Strom, kamen aber dadurch auf eine Insel; jenseits befand sich eine weite Überschwemmungslagune. Neun Tage dauerte es, bis diese Wasserhindernisse überwunden waren; während der ganzen Zeit fortwährend Regen, Kälte, Moskitos und nichts zu essen. In diesen Tagen hieß es plötzlich, ein weißer Mann nahe und sei schon dicht beim Lager. Mit vor Freude klopfendem Herzen wurden die besten Kleider herausgesucht, um ihn würdig zu empfangen, da erschien auch schon seine Visitenkarte — eine Sklavenkette aus 15 Weibern und 5 Männern bestehend, und bald darauf Sahorro, der Araber, der auf der Insel ebenfalls sich lagerte. Nachdem 2 Kähne gebaut waren, fuhr man über die Lagune und zog mit Sahorro weiter nach Njangwe am obern Kongo, dort Lualaba genannt, wo man am 17. April 1882 anlangte.

Njangwe liegt ungefähr in der Mitte Afrikas und ist eine Ansiedelung der Araber, die von hier aus ihre Raubzüge bis weit in das Innere unternehmen (vgl. S. 12). Es erfreut sich einer gewissen Halbkultur und den Reisenden wurden Genüsse an Früchten, Reis und Fleisch zu teil, die sie lange hatten entbehren müssen; der erste Kaffee zog beiden einen leichten Fieberanfall zu. Bei dem

alten Scheich Abed bin Salim fanden sie gastfreie Aufnahme, wofür sie freilich von ihm nicht weniger angebettelt wurden als früher von den Negerhäuptlingen. Die Hauptsache war, daß er ihnen Kredit zur Anschaffung neuer Tauschwaren, die sie dringend nötig hatten, gewährte. Da es in Njangwe selbst augenblicklich keine gab, so wurden solche von dem zwei Tagereisen aufwärts gelegenen Kassongo, einer Stadt Tippu Tips, herbeigeholt. Es waren aber nur wenige und ursprünglich waren sie nur für Pogge bestimmt, Wissmann erwartete andre aus Udschidschi, eine Erwartung, die sich freilich als trügerisch erwies. Unmenschliche Behandlung der Eingebornen mit rücksichtslosem Schießen und Verwunden, barbarischem Drauflosprügeln, Einschnüren, „Strafzüge" gegen „Rebellen" waren in Njangwe an der Tagesordnung; die Sklavenmassen der Araber sind eben verroht und von Jugend auf an Blutscenen gewöhnt.

Hier im Herzen des schwarzen Erdteils mußten sich die beiden Reisegefährten trennen. Pogge mußte mit den Baschilange nach Mukenge zurück, um die dortige Station zu halten, bis die afrikanische Gesellschaft in Berlin Ablösung sendete. Wissmann wollte, um die Durchquerung Afrikas zu vollenden, vorwärts zum großen „Geisterwasser". Am 5. Mai 1882 schlug die Trennungsstunde. Mit schwerem Herzen verabschiedete sich Wissmann von Kalamba und den getreuen Baschilange, dann mit einem Lebewohl und festem Händedruck von dem Genossen, mit dem er seit einem Jahre an demselben Werke gearbeitet, Sorgen und Entbehrungen getragen, Gefahren und Krankheiten durchgemacht hatte. Bald verschwand der Kahn mit Pogge im Schilf des linken Ufers; noch einmal sah es Wissmann schwarz-weiß-rot winken, fuhr dann mit der Hand über die Augen und wandte sich entschlossen nach Osten.

Er hatte ursprünglich mit Sahorro reisen wollen; dieser zauderte aber zu lange. So verließ er denn allein das Fieberneſt. Bei sich hatte er nur 3 Mann von der Westküste mit ihren 3 Weibern und 2 Knaben als Diener, deren einen, Namens Sankuru, er erst kürzlich für $2^1/_2$ Ellen Zeug und einen alten Regenschirm freigekauft hatte; außerdem lieh ihm Sahorro bis zum Tanganjika einige Träger gegen Bezahlung.

Am Tanganjikasee machte Wissmann in der englischen Missionsstation eine vierzehntägige Rast, sandte die geliehenen Träger zurück und fuhr auf einer arabischen Dau mit seinen paar Leuten hinüber zu dem arabischen Handelsplatz Udschidschi. Die Greuel, die man von den Sklavenschiffen auf dem Meere erzählt, wiederholen sich hier. Man pfropft selbst in die kleinsten Daus bis zu 25 Sklaven und

wirft bei schwerem Wetter einfach Menschen über Bord. Einmal ließ ein Araber, der Sklaven und einen Maskatesel überführte, 10 Leute über Bord werfen und behielt den Esel im Fahrzeug.

Nachdem Wissmann in Udschidschi wieder 16 Träger geworben hatte, zog er am 9. August mit nur 5 Gewehren ab; die Träger trugen nur Speere. Er sollte bald Gelegenheit haben, die Sparsamkeit zu bereuen. Schon am nächsten Tage wurde ein Weib seiner kleinen Karawane beim Wasserholen von den Waha geraubt; er besaß nicht die Macht, ihre Wiederauslieferung zu erzwingen und mußte das arme Weib unter fremden Wilden zurücklassen. Ein andres schlimmes Abenteuer, aus welchem ihn nur ein glücklicher Einfall rettete, mag er selbst erzählen:

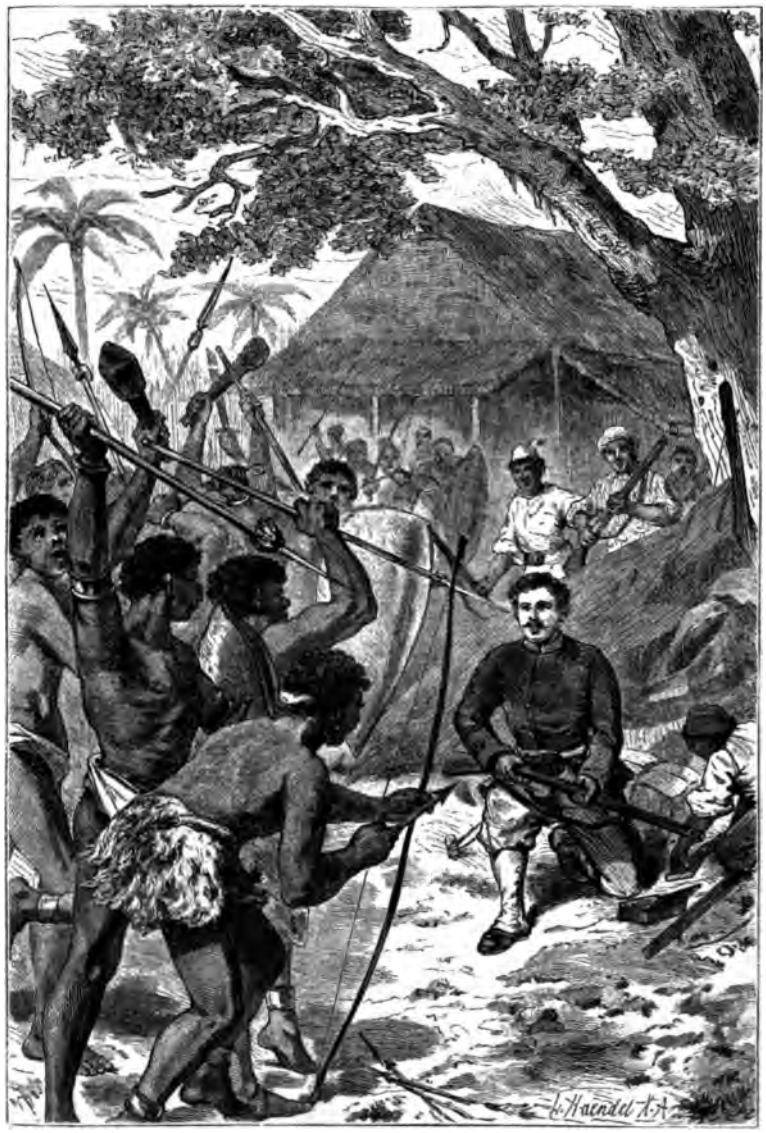
„Wenn ich in ein Dorf einzog, wurden mir höhnend meine Gewehre vorgezählt, ja, einige Ortschaften verbaten sich meinen Durchzug. Dicht am Malagarasi, dem bedeutendsten östlichen Zufluß des Tanganjika, wurde mir die allerdeutlichste Lehre erteilt, daß ein Weißer, in den Küstenländern besonders, nicht ohne eine angemessene Macht reisen sollte.

„Ich hatte mich gegen Abend im Zelt, das inmitten des Dorfes unter einem Schattenbaum aufgestellt war, schlafen gelegt. Plötzlich erwachte ich von einem höllischen Gebrüll um mich her, und mein Zelt, dessen Taue durchschnitten waren, stürzte auf mich herab. Ich ergriff die Büchse und wickelte mich aus den Falten des Zeltes heraus. Da befand ich mich umdrängt von einem Haufen von mindestens 40 betrunkenen Waha, die mich schreiend, drohend und höhnend auf Speerlänge mit angelegten Gewehren, ausgeholten Spießen und aufgelegten Pfeilen umringten. Als ich mit wütender, entrüsteter Miene auftauchte, trat ein plötzliches Schweigen ein, das ich benutzte, um alle Träger zu den Waffen zu rufen. Darauf kamen denn auch meine 3 Westafrikaner mit ihren Karabinern angelaufen und ein Knabe, den ich zur Bedienung hatte, holte mein zweites Gewehr unter dem Zelte hervor. Die Waniamuesiträger dagegen verschwanden schleunigst im Dorfe. Ein brüllendes Hohngelächter war die Antwort auf meine Machtentfaltung, denn unter den Waha waren mindestens viermal soviel mit Gewehren bewaffnet. Dann begannen meine 3 Leute zu laden, das war das Zeichen zu einem neuen Wutausbruch, auf 5 Schritt rings um uns wurden abermals Speere ausgeholt und Keulen zum Wurf erhoben.

„Dies wäre für uns der letzte Moment gewesen, wenn ich nicht, einem plötzlichen Einfall folgend, den entblößten Arm vorgestreckt

und alle übertönend den Namen „Mirambo“ ausgerufen hätte. Wieder trat ein Stutzen ein, ich rief den Drohenden nochmals zu, in dem den meisten unter ihnen verständlichen Kisuaheli, ich sei der Blutsfreund Mirambos und machte die betreffende Bewegung dazu. Dann fügte ich in drohendem Tone bei, wenn einem von uns ein Haar gekrümmt werde, würde mich Mirambo furchtbar an ihnen rächen. Das machte Eindruck, denn erst zwei Monate vorher hatte Mirambo die östlichen Waha unterjocht oder niedergemetzelt und verjagt. Inzwischen waren auch einige Träger herbeigeeilt, bestätigten kräftig die Notlüge, ja behaupteten zum Teil, den Weißen schon bei Mirambo gesehen zu haben. Jetzt, da ich sah, welchen Eindruck das machte, wurde ich drohend, so daß die älteren die noch immer schmähenden jüngeren Krieger fortzogen und auch mein Zelt mit Hilfe der zurückgekehrten Träger wieder aufschlagen ließen.“

Bald darauf machte Wissmann die Bekanntschaft des großen Negerfürsten, des „afrikanischen Napoleon“, dessen bloßer Name ihn vor den wütenden Waha gerettet hatte. Mirambo (vgl. S. 134) war ursprünglich der Diener eines Arabers; sein Herr schlug ihn einst mit dem Stock; darauf entfloh er in die Wälder hinter Tabora und begann mit raublustigem Gesindel die große Karawanenstraße zu belagern. Nachdem er an Gewehren reich geworden war, begann er sich in Urambo einen festen Stützpunkt einzurichten und unterwarf bald den ganzen Norden und Westen von Unianmwesi; aber auch den Arabern machte er sich furchtbar, er plünderte und verbrannte Tabora und führte 200 Elefantenzähne als Beute davon. Seine Krieger heißen Ruga-Ruga, und er sagte Wissmann, er könne deren in drei Tagen 10000 aufbringen. Übrigens empfing er Wissmann sehr liebenswürdig und schenkte ihm zum Empfang eine junge Kuh und zwei Flaschen Champagner. Er zeigte auf seinem Gesicht ein stets freundliches Lächeln und einen stillen fast leidenden Ausdruck; niemand hätte in dem etwa fünfzigjährigen, bescheidenen und schüchternen Manne den großen Krieger und gewiegten Diplomaten erkannt. Während des Gespräches rieb er unausgesetzt nervös mit einem Stückchen Holz die Zähne. Da die Araber ihrem Feinde kein Pulver verkauften, so hatte er sich mit der ihm eignen Energie einen vollkommenen Waffenvorrat angelegt. In den weiten Höfen seiner Residenz waren viele Menschen beschäftigt, Pfeilschafte zu glätten, Pfeil- und Speerspitzen zu schneiden, in seinem Arsenale lagen Tausende von Speeren, Bogen und Pfeilen. „Siehe hier mein Pulver,“ sagte er zu Wissmann, „noch bin ich nicht waffenlos.“



Überfall durch die Waha.

(Wissmanns erste Reise.)

Auf die Bekanntschaft mit diesem großen Negerfürsten, der übrigens im Jahre 1886 gestorben ist, folgte die mit dem jetzigen „Herrn von Centralafrika" Tippu Tip in Tabora. Wissmann schildert diesen als einen ganz schwarzen, gewandten und höflichen Menschen, der aber oft etwas Lauerndes und Spöttelndes habe. Mit dessen etwa 2000 Köpfe zählender Karawane zog dann Wissmann und seine 25 Menschen durch das ungastliche und rauhe Ugogo, dessen Bewohner die spärlichen Brunnen ihres Landes bewaffnet hüten und nur gegen hohes Entgelt den durstigen Wanderer trinken lassen, dann durch die verrufene Wildnis Marenga-Mkali (Bitterwasser), die Ugogo von Usagara trennt; hier drohen von allen Seiten Überfälle der umwohnenden Raubvölker. Auch dem Dr. Böhm und Reichard, die damals noch in Gonda im Lande Ugunda hausten (S. 133), machte Wissmann im Vorbeigehen einen Besuch. Man trank eine Bowle und sprach vom lieben Deutschland. Dr. Kaiser war bereits zum Rikwasee vorausgegangen.

Viel zu thun hatte die kleine Karawane, die sich in Mpupua von der großen arabischen wieder getrennt hatte, mit den sehr gierigen und keineswegs feigen gefleckten Hyänen. Auch mit einem Löwen hatte Wissmann in einer Nacht ein sehr nahes Rencontre, bei dem beide mit einem blauen Auge davonkamen; Antilopen, Zebras, Giraffen gab es in Menge und manches Stück wurde zur Strecke gebracht; Wissmann rühmt Giraffenzunge als eine besondere Delikatesse.

„Am 14. November 1882 näherten wir uns dem Rande der äußersten Terrasse, traten aus dem frischen Walde auf eine Wiese, und — ‚Baharr, Baharr' (das Meer) schallte es von den Lippen meiner Leute. Ich blickte auf. Da lag es vor mir, das weite Meer, der Indische Ozean, das heißersehnte Ziel zweijähriger Mühen und Sorgen, rastlosen Strebens, der freie Weg nach meinem Vaterlande, meiner Heimat, zu meinen Lieben. Überwältigt hielt ich einen Augenblick, und vor tiefer Rührung wurden mir die Augen feucht. Ernst und still umstanden mich meine Leute, als ob sie mich verständen. Ich mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen Kindern, die mir trotz aller ihrer Fehler doch ans Herz gewachsen waren."

In Saadani empfing am 15. November „der feingekleidete, dicke, äußerst wichtig thuende Wali d. i. Bürgermeister Bana Heri" den Ankommenden und führte ihn in sein Haus. Keiner von beiden konnte an diesem Tage ahnen, daß sie sich sieben Jahre später als Feinde auf Leben und Tod gegenüberstehen würden (S. 236). Aber die Eindrücke, die Wissmann auf dieser Reise empfing, waren

doch schon die für seine spätere Wirksamkeit entscheidenden. „Der einzige Lichtblick der Reise" — so schreibt er — „war das Bekanntwerden mit dem bis zu unserm Erscheinen unberührten Innern, wohin der schädliche Einfluß von den Küsten aus sich noch nicht fühlbar machte. Dort hatten wir noch glückliche Menschen angetroffen mit Sinn für Gerechtigkeit und Zufriedenheit, aber wie klein war schon dieser Teil des Kontinents, und wie unablässig drang schon vom Osten aus die Pest Afrikas, der Araber, gegen diese Gegend vor." Es sollte Wissmann wie keinem zweiten beschieden sein, gegen die „Verderber Afrikas" entscheidende Schläge zu führen, und zwar unter der Kriegsflagge des deutschen Reiches.

Die Flagge, unter welcher er diesen seinen ersten Zug quer durch Afrika gemacht hat, liegt jetzt im Museum für Völkerkunde zu Berlin bei den Sammlungen aus jenen Völkern, die sie durchzogen hat. — Die ganze Reise, einschließlich der Vorbereitungen in der Heimat, hatte nur 30000 Mark gekostet. Mit so geringen Mitteln war so Großes erreicht worden. Der Kontinent war — was bis dahin für unmöglich gegolten hatte — zum erstenmale vom Westen aus durchquert und zwar auf dem schwierigeren, aber auch ungleich lohnenderen Landwege, auf dem man Land und Leute ganz anders kennen lernt, als wenn man, wie Stanley, einen großen Strom hinabfährt. Jungfräuliche blühende und dicht bevölkerte Landstriche im Herzen des Erdteils waren erschlossen und ihre Bewohner für die Europäer gewonnen worden. Sie gaben für spätere Unternehmungen eine unübertreffliche Unterstützung ab.

Paul Pogge hatte inzwischen auf dem Rückmarsch mit seinen Baschilange ein Gefecht gegen die Bena Ngongo gehabt, welches er folgendermaßen schildert: „Eine große Zahl Eingeborner, nach Hunderten zu zählen, bewaffnete Männer, Weiber und Kinder begleiteten uns schreiend und tobend, und mit jedem Schritte weiter vorwärts vergrößerte sich lawinenartig der Haufe. Ortschaften an Ortschaften lagen dicht aneinander gedrängt noch vor uns, neben dem Wege und von den Hügelkuppen herunter, auf denen oftmals im Urwalddschungel versteckt sich hier und dort eine Wohnung befindet, stürmten schreiend und wütend sich gebärdende bewaffnete Männer. Ich bemerkte, daß die uns begleitenden Weiber und Kinder sich allmählich zurückzogen, und die widerliche Begleitung eigentlich nur noch aus bewaffneten Männern bestand, und machte meine beiden Doppelbüchsen schußfertig. Von einer Anhöhe aus gesehen, näherten sich die vordersten Reisenden dem Bache, der nur noch zu überschreiten

war, um am andern Ufer auf fremdem oder herrenlosem Boden endlich Ruhe vor diesen Quälgeistern genießen zu können. Wir hatten einige kleine Bäche, Mulden und Anhöhen mit etwas Aufenthalt zu passieren gehabt, wodurch größere Lücken im Zuge entstanden waren, so daß ich verschiedene Male genötig war, auf die Zurückgebliebenen zu warten. Infolge dessen befand ich mich noch etwa eine Viertelmeile vom Bache entfernt, als die Hälfte der Karawane bereits auf jener Seite des Baches angekommen war, und jetzt begannen die Wilden die Karawane zu attackieren, nicht in geschlossenen Haufen, sondern einzeln. Hier drängte sich im Sturmlaufe der eine an ein Weib mitten im Zuge, entriß ihr die Last und stürmte mit ihr davon, dort wurde ein unbewaffneter Mann angegriffen u. s. w. Dicht vor mir warfen sich 3 Ngongos auf einen Baschilangehäuptling, rissen ihm ein kupfernes Schmuckbeil aus der Hand und ergriffen schleunigst die Flucht, den sie verfolgenden Baschilange höhnend weit hinter sich lassend. Ich hatte das Gewehr im Anschlag, setzte es aber dennoch wieder ab, immer noch hoffend, ohne Blutvergießen das Lager erreichen zu können. Ich sah in weiterer Entfernung, daß die ganze Kriegergesellschaft sich dem Waldrande des Baches näherte, und daß einige Träger und Baschilange mit dem Gewehre in der Hand die Vordersten der sich nähernden Feinde zurücktrieben, um den Weg der ruhig weiter marschierenden Karawane offen zu halten. Es fielen Schüsse, die Bena Ngongo wichen zurück, drängten sich aber immer wieder in die Nähe des Wassers. Inzwischen befand ich mich auch im Walde, und als ein neuer Zuwachs von Wilden die beiden den Weg begrenzenden Anhöhen herunter auf uns einstürmte, schreiend ihre Äxte, die großen Lundamesser und ihre Speere schwingend — da kommandierte ich Feuer. Es war nicht anders möglich; hätten wir uns noch ferner passiv verhalten, die Übermacht hätte uns erdrückt. Ich sah, daß nach den ersten Schüssen einige Feinde fielen, aber es entstand noch keine Flucht; ich glaube, die Ngongo mögen gedacht haben, ihre Kameraden hätten sich einfach geduckt. Als aber eine zweite Salve erfolgte, wiederholte sich das Schauspiel bei Katschitsch — allgemeine Ausreißerei. Der Platz war nach einigen Minuten gesäubert, und wir konnten den Bach ungestört passieren, um uns endlich nach zehnstündigem Marsche der Ruhe hinzugeben.

„Es waren bei diesem Vorfalle 5 Bena Ngongo getötet und verschiedene von ihnen verwundet, aber die Luft war jetzt rein — gründlich. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht lobend genug über das Verhalten der Baschilange und einiger Träger äußern.

Hätten die Leute Furcht gehabt, wären sie geflohen — wir wären vielleicht alle verloren gewesen, denn die Menge der Feinde war zu groß. Wir hatten im ganzen nur über 24 Musketen und 4 Hinterlader zu verfügen. Einzelne Träger benahmen sich geradezu tollkühn; sie stürmten gegen mein Verbot aus unsrer Schar, drangen im Sturmlauf gegen die Rotten der Ngongo, gaben Feuer und kehrten wieder zurück; und ebenso tapfer benahmen sich die bewaffneten Baschilange. Im Lager versammelt, war das Benehmen sämtlicher Leute ganz dasselbe wie gewöhnlich. Es wurden die Feuer angelegt, Wasser geholt, und jeder suchte mit etwas Speise und Trank sich zu erquicken, aber von Angst oder Unruhe habe ich nicht eine Spur bemerkt. Schon nach etwa einstündiger Rast, nachdem ich mich auf meinem Lager ausgestreckt dem Genusse einer Pfeife ergeben, erschienen die Leute mich um die Erlaubnis bittend, daß sie nach Ngongo zurückkehren könnten, um die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Ich versagte zuerst meine Einwilligung zu diesem Unternehmen, da ich die Strafe, welche den Ngongo zu teil geworden war, für genügend erklärte; als ich aber die Antwort erhielt, es sei zweifellos, daß unsre Feinde uns nächtlicherweile angreifen würden, wenn wir sie nicht ferner züchtigten, zog ich meinen Einwand zurück, und nach zehn Minuten brachen meine Leute unter den Klängen ihrer Kriegsgesänge und dem Knallen der Musketen nach Ngongo auf. Schon nach einer Stunde, mit Sonnenuntergang, stiegen dicke Rauchsäulen hinter der Anhöhe des Baches am Horizonte empor zum Zeichen, daß die Mission mit Erfolg vollführt war. Erst nachdem vollständige Dunkelheit hereingebrochen war, kehrten unsre Leute gruppenweise ins Lager zurück. Die ganze Einwohnerschaft, an 1000—2000 Menschen zählend, hatte vor 16 mit Gewehren und etwa 60 mit Äxten ꝛc. bewaffneten Männern die Flucht ergriffen und in dem nahen Mukubuwalde Zuflucht gesucht. 2 Ngongomänner wurden noch von unsern Leuten getötet und 16 wurden gefangen. In den von Wissmann und mir bereisten Gegenden ist die Bevölkerung zu groß, als daß man schlecht bewaffnet dort sicher reisen konnte."

2 Träger, die eine kranke Frau trugen, waren übrigens zurückgeblieben und von den Ngongo getötet worden. Die Frau selbst hatten die Mörder verschont, weil ihr über und über mit Geschwüren bedeckter Leib zum Verspeisen zu unappetitlich aussah.

Im Juli langte Pogge wieder in Lubuku an: „Unser Einzug am 21. Juli in das befreundete Mukenge wurde mit großem Pompe vollführt. Etwa eine viertel deutsche Meile vor dem Ziele, wo die

Anpflanzungen der Stadt beginnen, wurde plötzlich an einer buschfreien, mit jungen Anpflanzungen bewachsenen Stelle Halt gemacht, und ein hochkomischer Anblick zeigte sich dem Zuschauer. Es war ein kurzer, aber ein ernster wichtiger Akt, als alle die schwarzen Gestalten sich plötzlich in bunte, zum Malen geschaffene Karikaturen verwandelten. Die Baschilange machten Toilette, um in ihre Heimatstadt würdig einziehen zu können, und zu meiner großen Verwunderung kam bei dieser Verpuppungsgelegenheit ein Stück Fazenda (Stoff) nach dem andern, die ganze Njangwe-Rationsfazenda ꝛc. ꝛc., zum Vorschein. Wovon hatten diese Leute unterwegs gelebt? Allerdings war ihnen der Umstand zu Hilfe gekommen, daß die Pflanzungen der Eingebornendörfer gleichsam den Reisenden zur freien Verfügung stehen. Früchte der Pflanzungen kann jedes Karawanenmitglied nach Belieben sich aneignen; ein Vergehen gegen die Regel ist es nur, sich an Haustieren zu vergreifen. Außerdem hatte ihnen stellenweise das nach den Bränden aufgesprossene junge Gras einen guten Vorrat an Raupen und andern eßbaren Insekten geliefert; und überhaupt waren die Preise auf der ganzen Reisestrecke billig; aber ein Wunder bleibt es mir doch, wie karg diese Leute ihre Lebensbedürfnisse zu bemessen wissen.

„Nachdem die ganze Gesellschaft in alle möglichen Kostüme und Umhängsel sich eingehüllt hatte, ordnete sich der Zug, und die beiden großen Trommeln (engomma) gaben das Zeichen zum Abmarsch. Drei Neger mit drei großen, mit Bändern gezierten Fahnen des Häuptlings eilten jetzt in schnellem Laufe freudeschreiend und die Fahnen schwenkend vorauf, während die Karawane sich langsam unter den Schlägen der engommas in Bewegung setzte. Kalamba vorauf, hinter ihm her die Trommel und seine Leute, so daß ich mit den Trägern zuletzt folgte. In der Stadt tobte ein nicht endenwollender Jubel der Baschilange, ihren Häuptling wieder in ihrer Mitte zu sehen, denn ein Teil der Einwohner hatte ihn schon für verloren gehalten und geglaubt, er sei mit dem Weißen in dem unendlichen Wasser verschollen. Ich war bei meiner Ankunft auch freudig überrascht, da mein alter Dolmetscher Germano während meiner Abwesenheit zum großen Nutzen der Station gewirkt hatte. Ich fand ein geräumiges solide gebautes Haus vor, auf einem großen gut gesäuberten viereckigen Platze, ferner schöne reingehackte breite Wege, Bananenpflanzungen, Ziegenherden ꝛc. Mit einem Worte, mich empfing ein freundliches wohnliches Heim, und es war mir wirklich ein Genuß, endlich einmal wieder ein bequemes und sauberes kleines Haus betreten zu können."

In Mukenge blieb Pogge über ein Jahr bis zum 9. November. Da er fast von allen Waren und Mitteln entblößt war und fast gar keine Werkzeuge mehr zu wissenschaftlichen Beobachtungen hatte — die meisten waren zerbrochen —, so machte er sich, ohne einen Nachfolger abzuwarten, auf den Rückweg. Die Station hatte sich zu seiner vollständigen Befriedigung in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Beziehung entwickelt. Auf der Hinreise hatte er an vollständiger Vereiterung des untern Kinnbackens gelitten, der infolge ungeschickten Ausziehens dreier Zähne vollständig zerbrochen war, so daß sein Genosse oft Knochensplitter entfernen mußte. Jetzt auf der Rückreise stellte sich ein böser Husten und andre Symptome einer gefährlichen Lungenentzündung ein. Vor seinem nahe bevorstehenden Tode sollte es ihm aber wenigstens vergönnt sein, seinen alten Genossen und Freund nochmals zu sehen und ihm durch seinen Rat zu nützen.

Wissmann nämlich hatte, noch während Pogge in Mukenge weilte, nach kurzem Aufenthalt in der Heimat vom König Leopold II. von Belgien den Auftrag erhalten und angenommen, das südliche Kongobecken und besonders den Lauf des Kassai zu erforschen.

Da seit langer Zeit alle Nachrichten von Pogge fehlten, so erhielt er zugleich die Vollmacht, diesen aufzusuchen und zu unterstützen. Wissmanns neue Expedition war die größte der bis dahin in das Innere des schwarzen Erdteils entsandten. Außer dem Führer nahmen daran teil Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf als Anthropolog, Hauptmann Kurt von François als Geograph, Leutnant Franz Mueller als Meteorolog und Photograph und Leutnant Hans Mueller als Zoolog und Botaniker, ferner der Schiffszimmermann Bugslag und 2 Büchsenmacher. Man nahm ein zerlegbares Stahlboot, „Paul Pogge" benamst, sowie 500 Gewehre und ein von Krupp geschenktes Geschütz mit und brach am 23. Januar 1884 von San Paolo de Loanda ostwärts auf.

Schon auf dem Marsche von Dondo nach Malange (Karte S. 326), also wenige Tagemärsche von der Küste, wurde der eine Teil der Aufgabe erledigt. Es begegnete den Reisenden unvermutet der auf dem Heimwege begriffene Paul Pogge. Er war sehr leidend, fast zum Skelett abgemagert, und ein heftiger Husten — eine Folge dreijähriger Strapazen und Entbehrungen — unterbrach oft seine Mitteilungen. Dennoch war er noch voll froher Hoffnung für die Zukunft und glücklich, die Heimat wiederzusehen. Es war ihm nicht beschieden. Er starb

am 17. März zu Loanda, während der Dampfer, der ihn nach Europa zurückführen sollte, im Hafen lag.

Ohne bedeutendere Schwierigkeiten gelangte Wissmann mit seiner Expedition am 8. November 1884 in das ihm bereits bekannte Mukenge und wurde unter dem Jubel der Eingebornen von seinem

Wissmanns Schiff zerlegt und über Land transportiert.

alten Bekannten Kalamba auf der Kiota, dem Marktplatz der Stadt, empfangen. Groß war das Erstaunen, daß Wissmann, den Kalamba vor drei Jahren mit seinen Getreuen ostwärts bis Njangwe begleitet hatte, nun von Westen zurückkehrte. Der Häuptling Dschingenge, bei dem damals Wissmann sein Lager aufgeschlagen hatte, hatte sich in der Zwischenzeit Kalamba wieder unterworfen und hielt sich halb als Gast, halb als Gefangener in Mukenge auf. Die von Pogge angelegte Station befand sich in vollkommenem Verfall, das schadhafte Strohdach war an einzelnen Stellen eingesunken, ein schwarzer Schmied hauste in der Ruine und das Innere war dicht

mit Ruß bedeckt. Wissmann ließ diese Station durch Dr. Wolf wieder aufbauen und einrichten; daneben wurden 6 kleine Häuschen für Küche und Bedienung gebaut und die verwüsteten Bananen- und Ananaspflanzungen von neuem in stand gesetzt.

Eine neue Station erbaute Wissmann am linken Ufer des Lulua auf einem beherrschenden Hügel 10 Kilometer nördlich von Mukenge und gab ihr den schönklingenden Namen Luluaburg. Sie besteht aus 2 Wohnhäusern, Küche, Bade- und Waschhaus, Kaserne für 60 Mann, Arbeitsschuppen, Warenhaus, meteorologisches Beobachtungshaus und einer Anzahl Ställen; das Ganze ist von einem hohen Zaun im Sechseck umgeben, 3 Gärten lieferten reichlichen Ertrag an Früchten aller Art.

Das Verhältnis zu Kalamba und seinem Volke gestaltete sich auf das freundschaftlichste. Wissmann lernte die Leute während seines fast sechsmonatlichen Aufenthaltes sehr genau kennen. Die Benennung Baschilange ist in dem großen Werke, welches Wissmanns zweite Reise beschreibt und von seinen Gefährten ausgearbeitet ist, durchweg mit dem einen noch weiteren Völkerkomplex bezeichnenden Namen Baluba (Einheit: Muluba) vertauscht worden, und so wollen auch wir das Volk von nun an nennen. Sie selbst nennen sich mit besonderer Vorliebe Bena-Riamba, d. h. Söhne des Hanfes. Denn Kalamba, der erst vor etwa zwanzig Jahren zu Macht und Einfluß gelangt ist, und seine geistig ebenso hochstehende Schwester Sangula-Meta gewannen, bald nachdem sie die benachbarten Häuptlinge unterworfen und ihr Reich neugegründet hatten, die Überzeugung, daß eine Art Staatsreligion das beste Mittel sein würde, um die wilden, zügellosen Baluba dauernd zusammenzuhalten. Alle Fetische mußten also auf Befehl Kalambas verbrannt werden. An ihre Stelle trat der Hanf (Riamba) als Universalzaubermittel gegen alle Unbilden und als ein geheiligtes Symbol des Friedens und der Freundschaft. Das Hanfrauchen ist also bei den Baluba religiöse Pflicht. Alle Feste werden mit Riambarauchen gefeiert. Die Riambapfeife ist stets aus einem großen Flaschenkürbis gefertigt, mißt nicht selten 1 Meter an Umfang und wird mit auf Reisen und in den Krieg genommen; sie ist so groß, daß später in den Stromschnellen des Lulua ein über Bord gestürztes Weib sich an ihr über Wasser hielt und so das Leben errettete. Auch alle Geschäfte werden bei der Riambapfeife abgewickelt und jeden Abend wird auf der Kiota gemeinsam geraucht, worauf nicht selten ein Riambatanz folgt, der an Wildheit und Fanatismus seinesgleichen sucht. Auch die gesetzlichen Strafen bestehen in Hanfrauchen. Hat jemand etwas ver-

brochen, so muß er eine bestimmte Anzahl Pfeifen unter Aufsicht, nicht selten bis zur Bewußtlosigkeit, rauchen. Natürlich macht dieses leidenschaftliche Hanfrauchen die Leute lungenkrank und viele der Bena-Riamba sterben an der Schwindsucht.

Leider starb auf Luluaburg im Januar 1885 das eine Mitglied der Expedition, Franz Mueller am Fieber; er wurde am Urwaldrande begraben, Wissmann sprach an seinem Grabe ein Vaterunser und 3 Salven gaben dem tapferen Soldaten die letzten Ehren. In demselben Augenblick brach ein Gewitter mit einem betäubenden Donnerschlag los und ein Urwaldriese sank zerschmettert zu Boden; es war, als wollte auch die Natur den Toten ehren.

Von Luluaburg aus unternahm Dr. Wolf eine Reise zu dem noch nie von einem Weißen besuchten und selbst seinen nächsten Nachbarn unbekannten Volke der Bakuba. Es ist nicht leicht zu diesen zu gelangen, weil die zwischen ihnen und dem Lulua wohnenden Bakete, auf ihren Zwischenhandel eifersüchtig, schlechterdings keinen Fremden durch ihr Gebiet lassen. Wolf glückte es, da sein Reitochse und der Knall seiner Chassepotgewehre den Bakete imponierte, diesen Ring zu durchbrechen. In Ibanschi traf er mit dem stolzen Häuptlinge des Volkes, der sich Lukengo-Manua nennt, zusammen. Dieser hatte, als er von dem Herannahen des weißen Mannes hörte, in großer Volksversammlung einem Huhn den Gifttrunk „Ipomme" eingegeben mit der Bestimmung, daß, wenn das Huhn den Trank wieder erbräche, der Weiße als Freund käme; stürbe es aber, so sei jener als Feind zu behandeln. Zum Glück hatte das Huhn das Gift unter Würgen wieder von sich gegeben, und Lukengo war nun von der guten Gesinnung des Fremden überzeugt.

Er kam dem Weißen in einem überaus feierlichen und wirkungsvollen Zuge entgegen, dessen Menschenmenge nach Tausenden zählte. Lukengo saß in einer von 8 Sklaven getragenen Sänfte, mächtige Trommeln und Elfenbeinhörner bildeten die Begleitmusik. Vor dem Weißen ließ er Halt machen, alles warf sich auf die Knie und rief: „Lukengo, uh! uh!", und klatschte dazu mit den Händen. Dann betrat er den Boden, die Augen unverwandt auf Wolf gerichtet. Sein Schmuck war durchaus afrikanisch und originell; eine aus Messing geschmiedete Hand und lange Federn zierten sein kurzgeschorenes Haar; eine kreuzweise über die Brust gelegte Schärpe, Stirnband und Hüftenschurz waren aus den Fasern der Raphiapalme gewebt und dicht mit Kaurimuscheln besetzt; als Scepter trug der Herrscher einen Büffelschweif, seine Augen waren von einem weißen Kreis aus Thon umgeben.

Dieser Herrscher, dessen Name schon die unbeschränkte Majestät ausdrückt, trat also von 3 Speerträgern begleitet auf Dr. Wolf zu, der ihm die Hand entgegenstreckte. Lukengo nahm aus Unkenntnis der Begrüßungsart dieselbe nicht an, sondern berührte sie mit seinem Scepter. Wolf hingegen schob den Büffelschwanz beiseite und erfaßte seine Rechte. Er zuckte erstaunt über Wolfs Kühnheit zusammen, und in der Versammlung brach ein allgemeines Murren aus, das jedoch sofort verstummte, als Lukengo den Dr. Wolf als seinen ersten weißen Freund begrüßte und willkommen hieß.

Vom 13. Februar bis 16. März blieb Wolf bei diesem Herrscher und seinen Bakuba. Er fand bei ihnen in jeder Beziehung eine nicht unbedeutende und durchaus eigenartige Kultur und konnte einmal wieder ersehen, wie unrichtig es ist, alle sogenannten Naturvölker schlechtweg als „Wilde" zu bezeichnen. Die Bakuba bauen aus den Rippen der Raphiapalme ihre Häuser und weben aus ihren Fasern die feinsten Gewebe, die sie dann nach künstlerisch schönen Mustern färben und sticken. Ebenso künstlerisch verfahren sie bei Anfertigung von Körben und Matten, sie schmieden geschmackvolle Pfeil- und Lanzenspitzen, verstehen sich auf die Holzschnitzerei, Kunsttöpferei, Verfertigung musikalischer Instrumente, kurz in jeder Beziehung sah Wolf bei den Bakuba Leistungen, welche diejenigen aller bis dahin berührten Völker weit in Schatten stellten; selbst die Küstenleute und Baluba, die Wolf in seiner Begleitung hatte, erkannten die überlegene Geschicklichkeit und Kultur der Bakuba bewundernd an, so daß Wolf auf den Gedanken kam, ob sich nicht vielleicht Reste der altägyptischen Kultur über das Gebiet der Niam-Niam und Monbuttu (s. S. 98 fl.) bis hierher gezogen haben. Der Ackerbau stand in höchster Blüte, fortwährend wurde dem Urwald neues Kulturland abgewonnen, die Häuser und Straßen der Stadt werden auf das sauberste gereinigt, die Männer sitzen während der Tageshitze rauchend in der offenen Halle oder unter einem schattigen Baume. Überall sieht man frohe sorglose Gesichter, nirgends Elend oder Unzufriedenheit. Und nun denke man sich, daß — wie das leider so oft vorgekommen ist und noch vorkommt — unter diese friedlichen, geschickten und fleißigen Leute plötzlich eine Horde von Sklavenjägern mit Mord und Brand hereinbricht und die gesamte Kultur des Volkes, ja das Volk selbst in kurzer Zeit vernichtet! Da muß einem jeden Menschenfreund das Blut in den Adern aufwallen.

Allerdings verleugnet sich auch bei diesem Volke die afrikanische Grausamkeit nicht ganz. Stirbt der Lukengo oder einer seiner Ver-

wandten, so werden je nach der Würde des Verstorbenen und dem vorhandenen Vorrat an Schlachtopfern eine Anzahl von Sklaven oder Verbrechern an dem Grabe erschlagen, erhängt oder erstochen. Sklaven nimmt man zu diesem Ehrendienst weniger gern, um nicht seinen Wohlstand zu schädigen. Darum werden alle, die sich irgend eines kleinen Vergehens gegen den Lukengo oder dessen Besitztum schuldig machen, von diesem als Schlachtopfer für den nächsten Todesfall vorgemerkt. Inzwischen können sie sich frei im Lande bewegen, bis sie dann im gegebenen Falle auf Befehl irgendwo von den ausgeschickten Henkern überrascht und getötet werden.

Auf dem Rückmarsche von Ibanschi nach Luluaburg gelang es Dr. Wolf auch, eine der Ansiedelungen eines centralafrikanischen Zwergenvolkes, welches im fernen Urwald haust und umherziehend von der Jagd lebt, aufzufinden. Diese Batua (Singular: Mutua) kannte niemand näher, niemand wußte ihre Wohnsitze anzugeben. Der einzige Verkehr der Bakuba mit diesen Zwergen besteht darin, daß sie ihnen an bestimmten Tagen Mais und Erdnüsse an gewisse Orte im Urwalde bringen und dafür von jenen das sehr geschätzte Fleisch der Jagdtiere in Empfang nehmen. Ortskundige Führer konnte also Dr. Wolf nicht bekommen. Er zog, sich allein auf seinen Kompaß verlassend, ostwärts in die dichten Urwälder hinein, möglichst den Elefantensteigen folgend. Ein heftiges Gewitter mit starkem Platzregen hüllte den Wald in nächtliches Dunkel. Plötzlich trat Wolf auf eine schmale Lichtung, auf welcher sich 15—20 Hütten befanden. Es war schwierig, die Leute festzuhalten, daß sie nicht sofort flohen. Wolf schickte daher seinen Vortrupp vor, um sie zum Bleiben zu bewegen. Das gelang auch. Staunend betrachteten nun die kleinen Leute, von denen keiner über $1^1/_2$ Meter groß war, den weißen Ankömmling. Ihre Hütten waren bienenkorbartig aus Gras gebaut und klein und verwahrlost. Ihre Bewaffnung bestand aus Bogen, deren Sehnen aus gespaltenem Rohr gefertigt waren und Holzpfeilen. Mit diesen armseligen Waffen gehen sie ihrem Gewerbe nach. In der Nähe des Wechsels des Wildes graben sie sich Höhlen und folgen dann dem angeschossenen Wilde tagelang, es immer von neuem verwundend, bis sie es endlich zur Strecke bringen. Elefanten und Büffel suchen sie besonders in Fallgruben zu fangen. Das Fleisch wird zerschnitten und über dem Feuer getrocknet. Wolf glaubt, in diesen Batua einen Teil der Urbevölkerung Afrikas entdeckt zu haben, und ist davon überzeugt, daß zwischen ihnen und den von Schweinfurth entdeckten Acka (S. 101), sowie den Buschmännern in Südafrika ursprünglich eine Verbindung bestanden hat.

Während dieser Zeit waren bei Luluaburg 10 große und 6 kleine Kähne gefertigt worden. Jeder Kahn war aus einem Riesenbaume von möglichst hartem Holze zurechtgehauen und -gebrannt worden; die großen konnten etwa 25, die kleinen 10 Personen mit Lasten fassen. Sehr schwierig war es, diese Kolosse auf Rollen oder Strauchbahnen ins Wasser zu ziehen. Nicht selten rissen dabei die Taue und alles stürzte unfreiwillig nach vorn auf die Erde.

Häuptling Kalamba hatte sich gegen reiche Geschenke bereit erklärt, die Reise mitzumachen, um den großen Strom und „die Stadt der Weißen" zu sehen und dann in einem der „Feuerkähne", von denen man ihm so viel erzählt, zurückzukehren. Auch seine Schwester, die einflußreiche Sangula-Meta, der andre Häuptling Dschingenge und mehrere Unterhäuptlinge wollten die gefahrvolle Fahrt ins Ungewisse mit den Weißen wagen. Zuletzt betrug die Zahl der Reiselustigen an die tausend. Kalamba traf daraus eine weitere und Wissmann eine engere Auswahl, jeder Gewählte erhielt ein Gewehr als Legitimation. Nun aber verlangten die Gewählten wieder, ihre Frauen mitzunehmen, einzelne sogar zwei oder drei. Die übrigen Häuptlinge, Kalamba an der Spitze, gaben nach längerem Zureden gütlich nach und begnügten sich mit einer, nur Dschingenge bestand auf zweien.

Am frühen Morgen des 28. Mai 1885 stach die Flottille in See oder vielmehr in den Fluß Lulua. Voran fuhr Wissmann mit dem Stahlbot „Paul Pogge", dann kamen die übrigen Boote teils mit Bewaffneten, teils mit Lasten, unter der Führung der drei andern weißen Offiziere und der schwarzen Häuptlinge, die je nach ihrem Range ein größeres oder kleineres Boot bekamen. Alle Boote waren mit bunten Flaggen geschmückt und fuhren mit der Strömung des Lulua so schnell der unbekannten Ferne zu, daß ein Rudern kaum nötig erschien. Die Expedition hatte erkundet, daß der Lulua in den Kassai fließt, wohin aber dieser geht, wußte man nicht. Stanley hatte die Ikelembamündung am Äquator für die des Kassai gehalten und das war in der wissenschaftlichen Welt vielfach geglaubt worden. Nun hatte aber François mittels des Barometers festgestellt, daß der Wasserspiegel des Lulua 400 Meter hoch ist. Die Ikelembamündung berechnete man aus der Karte mit Sicherheit auf 394 Meter Wasserhöhe; folglich konnte sie nicht die Kassaimündung sein, der ja dann auf dieser ganzen ungeheuern Strecke nur 6 Meter Gefälle gehabt haben würde. Es war also sicher, daß der Kassai nordwestlich und nicht nördlich fließt, und er konnte dann entweder in den Kongo selbst oder in den von Stanley ent-

deckten Leopoldsee gehen. War das letztere der Fall, so konnte die Expedition in die peinlichste Lage geraten; denn den Wellen eines großen Sees waren die ungefügen, schwerbeladenen Einbäume in keinem Falle gewachsen und, wenn der See sumpfige und deshalb unbewohnte Ufer hatte, so drohte Hungersnot. So fuhr man zwischen Furcht und Hoffnung schwankend dahin, aber gerade das Ungewisse der Lage erhöhte den Reiz dieser Fahrt.

Abends landete man an irgend einer geeigneten Stelle, etwa an einem flachen Strande oder an einer Lichtung in den Wäldern, welche an beiden Ufern des Flusses sich hinzogen, wenn irgend möglich in der Nähe einer Ansiedelung. Dann kamen die Eingebornen herbei und brachten Hühner, Mais, Maniok und andre Lebensmittel zum Verkauf gegen Kaurimuscheln, Draht, Perlen, Zeuge u. dergl. Überall entwickelte sich nach anfänglicher Scheu rasch ein freundschaftlicher Verkehr. Tanz und Gesang dauerte oft bis tief in die Nacht hinein; auch fehlte es nicht an stark berauschendem Palmwein. Aber nicht immer behielt die Fahrt diesen idyllischen Charakter. Der Fluß selbst bedrohte die, die sich ihm anvertraut hatten, mit Gefahren.

Schon waren mehrere kleine ungefährliche Stromschnellen passiert, da vernahmen die Insassen des ersten Bootes am 1. Juni wiederum, diesmal ungleich stärker als zuvor, das unheimliche Rauschen einer Stromschnelle. Bald sahen sie vor sich die schwarz-blaue Flut in Zwischenräumen von drei weißen Schaumstreifen unterbrochen, deren jeder von einem Ufer zum andern reichte. Zwischen dem Schaum erheben sich dunkle Felsblöcke mit grünem Moos und Gras besetzt. Hinter den Felsreihen brausen die schäumenden Schnellen. Jetzt heißt es biegen oder brechen; im Vertrauen auf Gottes Beistand geht es hinein. Die erste Barre wird glücklich überwunden, die Bootsinsassen starren mit ängstlicher Spannung auf die tobenden Wassermassen, die Steuerer bieten alle ihre Kräfte auf, um die Fahrzeuge zu regieren. Auch die zweite Barre wird glücklich passiert. Mit Windeseile stürmen die schwerbeladenen Fahrzeuge der dritten zu. Diese scheint die gefährlichste; zahlreiche Baumstämme liegen quer vor den Felsen, andre ragen nur mit einem Ende aus dem Wasser hevor. Wissmann, Kalamba und Dschingenge kommen ohne Unfall über das Hindernis, hinter ihnen fährt ein Kahn mit lautem Krachen auf einen Felsblock, ein andrer bleibt auf einer Sandbank sitzen, die Kähne geraten aneinander und stoßen sich. Es ist eine furchtbare Verwirrung, die Weiber schreien angstvoll, die Männer rufen sich laute Warnrufe zu und die Steuerer arbeiten mit über-

menschlicher Kraft. Jetzt naht Bimbas Kahn der verhängnisvollen Felsbarre. Die Steuerer haben sichtlich die Gewalt über das Fahrzeug verloren, die übrigen Insassen klammern sich an den Rand des Kahnes oder ringen verzweiflungsvoll die Hände. Ein kräftiger Stoß macht das Fahrzeug jetzt in allen Fugen erzittern, es ist gegen einen unter dem Wasser liegenden Baumstamm gerannt und durch das beschädigte Vorderteil dringen unaufhaltsam die Wassermengen ein. Die nachdringende Strömung drückt den sinkenden Kahn quer an den Stamm heran. In demselben Augenblick schießt der Kahn des Büchsenmachers Schneider heran, mit Macht stößt er in das schräg liegende Fahrzeug Bimbas hinein und gleitet dann an demselben vorüber; dieses aber sinkt in die Tiefe, mit ihm die Bemannung. Der Häuptling und 2 Mann kamen nicht wieder zum Vorschein, die übrigen retteten sich auf die Felsen und Baumstämme. Doch drohte die mächtige Strömung sie jeden Augenblick wegzureißen. Mit einem kleinen Nachen wurden sie von dort unter großer Gefahr und Mühe einzeln abgeholt und ans Ufer gebracht. Ein Mann trieb verwundet stromabwärts, er wurde aus dem Wasser geholt und es erwies sich, daß er einen schweren Unterschenkelbruch hatte. Eine Frau rettete sich dadurch, daß sie sich an eine große Riambapfeife so lange anklammerte, bis sie abgeholt wurde.

Die Stimmung war nach diesem Unfall im Anfang der Reise natürlich eine sehr gedrückte. Es lag die Gefahr nahe, daß Kalamba mit all seinen Baluba den noch leicht möglichen Heimmarsch antrat. Allein er hielt treu aus, seine Schwester Sangula-Meta erklärte alles für das Werk eines bösen Zauberers, den sie nach der Rückkehr schon entdecken und bestrafen werde.

Am 5. Juni sahen die Reisenden vor sich zwischen Inseln und Sandbänken hindurch den Silberstreifen einer Wasserlinie erglänzen, welche rechtwinkelig sich dem Lulua vorlagerte; es war der Kassai. Auf diesem großen Strome, dessen Breite zwischen 500 und 5000 Meter wechselt, ja der sich stellenweise seeartig bis zu einer Breite von 15 Kilometer erweitert, fuhren sie nun weiter und passierten bald die Mündung des Sankuru. Durch das Gewirr der Gras- oder Waldinseln und Sandbänke war es oft schwierig, das richtige Fahrwasser zu finden, doch gelang es immer. Die Ufer zeigten bald Wald, bald Savannen mit Palmen, bald steile Lateritwände, bald zahlreiche und blühende Dörfer. Eine Fülle von Wasservögeln aller Art, Ibissen, Reihern, Störchen, Pelikanen und andern belebte den großen Strom, Herden von spielenden und wenig scheuen Flußpferden erfreuten die Dahinrudernden, gefährdeten sie aber auch bisweilen.

Wenn sich solch ein Koloß beim Auftauchen unversehens von einem der Kähne am Kopfe berührt fühlte, warf er sich mit aller Kraft vornüber in die Tiefe und stieß dabei nicht selten mit seinem gewaltigen Hinterteil das Boot hoch in die Höhe, so daß es zu kentern drohte oder die Insassen in das Wasser fielen. Um dem Fleischmangel abzuhelfen, schoß Wissmann einst eins der Tiere; das Sprenggeschoß war im Gehirn explodiert und hatte den augenblicklichen Tod zur Folge. Nach zwei Stunden kam die Leiche an die Oberfläche und wurde von 12 Mann mit großer Mühe ans Land geschafft. Das Tier lieferte auf jeden der 200 Menschen 8—10 Pfund Fleisch, und die Freude darüber äußerte sich durch einen allgemeinen Riambatanz.

Das Verhältnis zu den Flußanwohnern gestaltete sich allenthalben sehr freundschaftlich, wenn auch bisweilen die Verständigung infolge des Mangels eines Dolmetschers recht schwierig war. Sie gaben auch bereitwillig Auskunft über alles, was sie über den Fluß und seine Anwohner wußten. Über ein Volk hinaus aber ging die Kenntnis keines der Stämme, durch deren Gebiet man fuhr. Das waren die Bassongo-Mino. Von diesen sprachen die Flußanwohner alle nur ungern und mit Abscheu; sie wußten wenig von ihnen und bezeichneten sie als Kannibalen, die jeden Fremden, der zu ihnen käme, auffräßen. Kein Wunder, daß Wissmann und seine Genossen sich dem Gebiet dieser gefährlichen Leute mit Spannung und nicht ganz ohne Besorgnis näherten.

Am 24. Juni, als die Strahlen der Sonne die Morgennebel zerstreut hatten, kamen sie an der Grenze der Bassongo-Mino an und sahen alsbald am Ufer zwei nebeneinander liegende Ortschaften. Die gesamte Bevölkerung geriet beim Anblick der Kähne in die größte Aufregung. Sie spritzten als Zeichen des Hasses den Fremden Wasser entgegen und drohten unter wilden Kriegstänzen mit Pfeilen, Bogen und Messern. Dazu ertönte der dumpfe Ton der Kriegshörner und fand stromabwärts Erwidernng. Als die Reisenden ihre Fahrt unbeirrt fortsetzten und sich einigen von den Bassongo-Mino besetzten Sandsteinklippen näherten, begannen diese mit Pfeilen zu schießen und verletzten einen an der Hand. Dennoch machten die Bootsinsassen von ihren Waffen keinen Gebrauch, weil sie, wenn irgend möglich, jede Feindseligkeit im beiderseitigen Interesse vermeiden wollten.

Auf einer freien Wiesenfläche am rechten Flußufer wurde das Lager bezogen, das ringsum von dichtem Walde begrenzt war. Da näherten sich dem Ufer 3 Kähne der Eingebornen. Die bewaff-

neten Männer kamen ans Land und näherten sich zögernd. Als man ihnen Kaurimuscheln und Perlen zeigte, kamen sie heran und erwiesen sich ganz zutraulich. Die Gewehre hielten sie offenbar für bloße Knittel. Ihre Physiognomien hatten etwas Unstetes und Heimtückisches, was von vornherein Mißtrauen einflößen mußte. Die Nacht verging indessen ruhig. Am andern Morgen aber fanden sich einige der am Abend zuvor Beschenkten wiederum ein. Diesmal traten sie keck auf und forderten gebieterisch, die Fremden sollten dableiben oder umkehren; weiterreisen dürften sie auf keinen Fall. Immer mehr und mehr Krieger mit sehr leistungsfähigen Bogen und scharfen mit Widerhaken versehenen Pfeilen stellten sich ein, trugen ein freches Benehmen zur Schau und unterhielten sich oft im Flüstertone. Die größte Vorsicht war geboten. Bei der Abfahrt blieben deswegen Wissmann und Wolf diesmal auf dem Stahlboot am Ende der Bootlinie. Gleichzeitig mit ihnen stießen die Eingebornen ab, ließen ihre Weiber an einer Insel aussteigen und fuhren dann, indem sie ihre Pfeile abschossen, mit schnellen Ruderschlägen hinter dem Stahlboote her, um so rasch wie möglich zum Handgemenge zu kommen. Jetzt galt es schnell zu handeln. Die Schwarzen der Expedition waren so aufgeregt und furchtsam, daß sie auf die kürzesten Entfernungen vorbeischossen. Wissmann und Wolf schossen jedoch um so sicherer, und in kurzer Zeit waren die zwei nächsten gefährlichsten Kähne leer, während die übrigen sich zurückzogen. Dieser Angriff war also abgeschlagen, aber das Kriegsgeschrei und die Hornsignale gingen der Bootflotte weit voraus und riefen die streitbaren Männer zu den Waffen. In Kähnen näherten sich einzelne Bewaffnete mit verwegener Kühnheit, schossen ihre Pfeile ab und warfen sich, sowie sie den Knall der Gewehre hörten, kopfüber ins Wasser. Vor den zahlreichen und bedeutenden Ortschaften standen die Bewohner, schossen vom Ufer mit Pfeilen oder suchten die Kähne zu besteigen; dazwischen machten sie große Luftsprünge, warfen mit Erde und suchten in allen möglichen Gebärden ihren Haß und ihre Wut kundzuthun.

Mit der Zeit wurde es jedoch ruhiger, es zeigte sich an den mit Gras und Buschwald bedeckten Ufern bald kein Eingeborner mehr. Die Bassongo-Mino schienen sich der Weiterfahrt nicht widersetzen zu können oder zu wollen. Da die Zeit vorrückte, beschloß man auf einer unten am Flusse sichtbaren Insel das Lager zu nehmen. Um dorthin zu gelangen, war ein 60 Meter breiter, links vom Ufer, rechts von einer Insel begrenzter Flußarm zu passieren, und in diesem gerieten einige besonders schwer beladene Fahrzeuge auf den Sand. Die Mannschaft mußte aussteigen, die Kähne er-

Wissmanns Gefecht mit Bassongo-Mino.

leichtern, abschieben und eine andre Fahrstraße suchen. Während diese Beschäftigung die Leute ganz in Anspruch nahm, belebte sich plötzlich der Fluß und das Ufer. Die Feinde hatten im Versteck gelegen und brachen nun hervor. Etwa 20 flachgehende Kähne fuhren flußaufwärts, also den Reisenden entgegen, in den Flußarm, landeten an der unteren Spitze der Insel einen Teil ihrer Bemannung und gingen sofort zum Angriff über. Gleichzeitig kam auch ein Pfeilhagel vom linken Ufer geflogen. Von allen Seiten ertönte das wilde Kriegsgeschrei: niama. niama (Fleisch! Fleisch!) und die schwarzen Begleiter Wissmanns verloren sofort den Mut. Zeit zum Überlegen gab es nicht. Wissmann und François nahmen den Kampf auf der grasbewachsenen Insel mit den Angreifern auf, Mueller wehrte ebenfalls von der Insel aus die stromauf fahrenden Kähne ab und Wolf stand bei den festgefahrenen Fahrzeugen im Wasser und suchte die Feinde abzuhalten, welche in ihren leichtbeweglichen Kähnen teils flußabwärts kamen, teils vom linken Ufer her angriffen. Die schwarzen Leute waren mit wenig Ausnahmen so ängstlich, daß sie ihre Gewehre, ohne zu zielen, aufs Geratewohl abschossen. Sie hatten meist nur Vorderlader und fühlten sich daher den Feinden, welche in der Minute bis zu 10 Pfeilen abschossen, nicht gewachsen. So hing die Entscheidung überall nur von den paar Weißen ab; die persönlichen Diener mußten fortwährend laden und ihren Herren die Gewehre zureichen. In einer halben Stunde war das Gefecht entschieden; die Entscheidung führte wesentlich mit der Tod des Häuptlings herbei, der groß breitschulterig und muskulös mit durchschossener Stirn am Boden lag. Er hatte auch einen Pfeilschuß von einem der Seinen durch den linken Oberarm, wie auch andre der Gefallenen in der Hitze des Gefechtes durch Pfeilschüsse der Ihrigen verwundet waren. Auf der Seite der Reisenden gab es keine Toten, nur Verwundete. Müde und hungrig bezog man das Lager auf einer wüsten Insel; zu essen gab es nichts; die Stimmung war sehr gedrückt.

Am nächsten Tage schon kam man indessen aus dem Gebiet der ungastlichen Bassongo-Mino heraus zu freundlicheren Menschen, wenn es auch noch hier und da beim Einkauf von Lebensmitteln zu Reibereien und kleineren Kämpfen kam. Bisweilen kam es vor, daß vom Ufer her Bewaffnete heranfuhren, jedoch sofort erschrocken umkehrten, sobald sie die weißen Gesichter sahen. Am 1. Juli traf man zum erstenmal wieder auf Eingeborne, die Hüfttücher aus europäischer Leinwand trugen; auch ein Feuersteingewehr ließ sich sehen, ein Beweis, daß man sich dem Kongo näherte. Mueller

spielte den Leuten auf seiner Harmonika etwas vor. Dann schien sich ihrer anfangs eine tiefe Traurigkeit zu bemächtigen, die sich in Gesicht und Gebärden ausdrückte, aber alsbald dem Gefühl eines großen körperlichen Schmerzes wich. Sie zogen unter entsetzlichem Gesichterschneiden die Knie bis an den Leib, schienen jeden Augenblick in Weinen ausbrechen zu wollen und suchten beständig durch abwehrende Gesten Mueller vom weiteren Spiel abzuhalten. Das Ganze machte einen so urkomischen Eindruck, daß alles in lautes Lachen ausbrach.

Die große Frage, wo wird der Kassai münden, wurde täglich viel besprochen. Am 2. Juli passierte man die Mündung eines Flusses, der später als der Kuango festgestellt wurde. Dann erweiterte sich der Kassai seeartig und man fürchtete schon, daß es der Leopoldsee sei, in den man fahre, allein am 4. Juli kam man an der Mündungsstelle eines sepiabraunen Flusses vorbei und die angestellten Breitenmessungen ließen bald keinen Zweifel darüber, daß dies der Abfluß des Leopoldsees gewesen war. Der Kassai mündete also unmittelbar in den Kongo.

In seinem Unterlauf (auf unsrer Karte S. 326 Sankullu genannt) wurde der Fluß ungemein wildreich; es wimmelte förmlich von Flußpferden, Antilopen, Büffeln und besonders auch von Elefanten, die sich zuvor noch nie gezeigt hatten. Dieses edle Wild kann von den Schwarzen nur unter vielen Mühen und Gefahren erlegt werden. Pfeile prallen an der dicken Haut ab, wenn sie nicht aus nächster Nähe oder mit großer Kraft entsandt werden. Stößt aber der Jäger dem Tier mit der Lanze in die Weichen, so faßt ihn leicht der gefährliche Rüssel oder der spitze Zahn trifft ihn; denn gleich tödlich wird der Elefant doch nur sehr selten verwundet. Die schwarzen Jäger folgen also einem einzelnen verwundeten Tiere tagelang und bringen ihm täglich neue Verletzungen bei, bis es von Blutverlust erschöpft zusammenbricht. Mit der Kugelbüchse geht es natürlich viel leichter, trifft man den Elefanten nicht sofort tödlich, so geht er doch an der Schußwunde nach einigen Tagen fast stets zu Grunde.

Wissmann fand am 7. Juli Gelegenheit zu einer Massenjagd: es ist diejenige, welche auf dem schönen Dioramabilde im Raume des Pergamonpanoramas zu Berlin und später in Leipzig zu sehen war. Am Ufer einer langen mit hohem hellgrünem Gras bestandenen Insel wurden plötzlich große dunkle Massen sichtbar. Flußpferde konnten es nicht sein, die Körper waren zu mächtig; bald sah man auch die Rüssel. Es waren 6 große und 11 kleinere Tiere.

„Endlich also war es uns geglückt, diese mächtigen Kolosse in Freiheit zu sehen! Spuren und Zähne hatten wir auf unsrer Kassaifahrt öfters in reicher Anzahl getroffen, wir hatten von den Eingebornen viel von Elefanten sprechen hören, aber noch niemals war es uns geglückt, einen einzigen, wenn auch nur in weiter Entfernung, zu beobachten. Jetzt standen nun 11 der mächtigen Tiere vor uns. Mit großer Ruhe steigen sie von der Insel in das Wasser. Wer je einem größeren Wilde gegenübergestanden hat, der weiß, wie das

Wißmanns Elefantenjagd.

Herz vor Aufregung pocht, der weiß, mit welcher Spannung man dem Augenblicke entgegensieht, wo sich der Zeigefinger an den Drücker legt. Hier durfte nicht voreilig geschossen werden: wir mußten von jedem Schuß einen Erfolg erwarten. Die Elefanten haben sich inzwischen in ruhigem Schritt dem Ufer genähert, ihre riesenhafte Körper stehen in ihrer ganzen Größe 30 Meter vor uns. Jetzt war der Augenblick zum Angriff gekommen. Einige Schüsse donnern laut über das Wasser und polternd bricht ein Elefant vor unsern Fahrzeugen zusammen. Die übrigen richten die Köpfe hoch auf, spreizen die gewaltigen Ohren weit auseinander und schmettern uns mit erhobenem Rüssel ohrzerreißende Töne entgegen. Das waren sichere Anzeichen, daß die gereizten Tiere geneigt waren, an den Angreifern Rache zu nehmen. Doch der betäubende Lärm meiner Gewehre, welche nun gleichzeitig gegen sie entladen wurden,

ließ sie nicht zur Besinnung kommen. Sie gaben den Widerstand auf und suchten ihr Heil in der Flucht. Ein Elefantenweibchen aber deckte sein Junges mit dem eignen Körper gegen die gefährlichen Geschosse und trennte sich nicht von ihm. Wissmann und François suchten den zurückkehrenden Elefanten den Weg zum Ufer abzuschneiden, während Wolf und Mueller vom Wasser aus weiterfeuerten. Dennoch gelang es vieren, unsern Geschossen zu entgehen; sieben blieben auf der Strecke, unter ihnen das opferwillige treue Muttertier."

Nach zwei Stunden gab es dann folgendes afrikanische Souper zu speisen: Elefantenschwanzsuppe, Reiherbrust, Elfantenzunge, Filet von Flußpferd und Elefantenmilch, die aber widerlich chlorähnlich schmeckte. Das Elefantenfleisch war Hilfe in der Not; denn die Reisegesellschaft litt bereits empfindlichen Mangel an Fleisch, dem nun auf Wochen abgeholfen war. Auch wurde das getrocknete Fleisch später auf dem Kongo als vielbegehrter Tauschartikel verwandt. Im Lager herrschte nach dem bitteren Mangel plötzlich der größte Überfluß; man jubelte, tanzte, sang und der betäubende Lärm ließ erst spät am Abend nach. Während der Nacht hörte man von der gegenüberliegenden Insel die klagenden Trompetentöne der überlebenden Elefanten, welche ihre toten Gefährten suchten.

War also in diesem Falle das Gemetzel unter den Elefanten gerechtfertigt, so müssen wir doch leider konstatieren, daß von europäischen Jagdliebhabern oft in ganz unverantwortlicher Weise unter den Tieren gewütet wird. Das gilt namentlich von dem englischen Ostafrika, wo englische und amerikanische Sportsleute mit den besten Büchsen der Welt einen wahren Massenmord zu ihrem Vergnügen veranstalten. Die Zeit läßt sich absehen, wo der letzte afrikanische Elefant sein Leben aushauchen und damit eins der nützlichsten und intelligentesten Tiere vernichtet sein wird, wenn nicht eine europäische Nation es übernimmt, dieses kräftige und gehorsame Lasttier zu zähmen, wie das bereits die alten Karthager zu Kriegszwecken thaten. Wir Deutsche sollten uns dieser Mühe unterziehen; sie würde sich reichlich lohnen.

Der Strom verengte sich immer mehr, zuletzt auf 350 Meter, und wurde entsprechend tiefer. Schon hatte man tagelang nach dem Kongo ausgeschaut, da erschien am 9. Juli mittags in der Ferne eine Gruppe von Gebäuden vor den Augen der Stromfahrer. Durch die Ferngläser erkannten sie eine ihnen unbekannte Flagge, blau mit goldenem Stern, die über den Häusern wehte. Dann dehnte sich majestätisch eine breite Wasserfläche vor ihren Augen aus. Allge-

meiner Jubel und Gewehrsalven! Infolge dies Lärmens belebt sich die Station. Unter einer dichtgedrängten Schar von Eingebornen stehen zwei Europäer am Ufer, die ebenso überrascht scheinen wie die Ankommenden. Es folgt die Landung, kurze Vorstellung, dann erste Frage: wie heißt der Strom? „Es ist der Kongo."

Man befand sich in der Station Kwamouth des inzwischen neugegründeten Kongostaates, von dessen Existenz Wissmann und seine Genossen noch keine Ahnung hatten; die beiden Europäer waren englische Beamte desselben. Hier erfuhren die Reisenden auch zuerst zu ihrer größten Freude, daß Deutschland unter die Kolonialmächte gegangen war und Kamerun und Usagara erworben hatte. Von Kwamouth — richtiger nun Kassaimouth — fuhr nach zweitägigem Aufenthalte die Expedition den reißend schnell strömenden Kongo abwärts zu dem mächtigen Wasserbecken des Stanley-Pool. Hier kam der Dampfer „Peace", auf dem Wissmann, um die Expedition anzumelden, nach Leopoldville vorangefahren war, ihnen entgegen. In ihm sahen die Baluba das erste „Feuerkanu". Es machte einen überwältigenden Eindruck auf sie. Selbst der ernste Kalamba geriet in kindliche Ausgelassenheit und klatschte immerfort in die Hände. Am Abend des Tages — es war der 16. Juli 1885 — fuhr man in den Hafen von Leopoldville ein und bezog auf der Spitze des Leopoldberges das Lager. In freudiger Hast wurden die Hütten erbaut; überall herrschte Zufriedenheit und lauter Jubel über die Beendigung der Reise.

Während dieser Ereignisse kreuzte der zur Aufnahme der Wissmannschen Expedition bestimmte Dampfer des Kongostaates „En avant" unter dem Äquator an der Mündung des Ikelemba, den man für den Kassai hielt. Es mußte also in Leopoldville erst ein neuer Dampfer für die Rückfahrt zusammengesetzt werden. Denn die treuen Baluba mußten nach Hause befördert werden, konnten den Marsch aber unmöglich zu Fuß machen, da sich bei vielen als Nachwehen der Reise allerhand Erkrankungen geltend machten und ihre Erschöpfung im allgemeinen zu groß war. Auch mit dem in Luluaburg zurückgebliebenen Schiffszimmermann Bugslag mußte die Verbindung hergestellt und ihm neue Vorräte zugeführt werden.

Wissmanns Gesundheit war ebenfalls stark erschüttert. Er mußte sich nach der Küste und von dort nach Madeira begeben. Darum erhielt Dr. Wolf die Führung der neuen Expedition. Dieser brachte die Baluba zunächst den Kongo, Kassai und Lulua hinauf bis zum äußersten Punkte der Schiffbarkeit nach Süden, von wo dann der Landweg nach Kalambas Residenz, Mukenge, ein verhältnismäßig

ließ sie nicht zur Besinnung kommen. Sie gaben den Widerstand auf und suchten ihr Heil in der Flucht. Ein Elefantenweibchen aber deckte sein Junges mit dem eignen Körper gegen die gefährlichen Geschosse und trennte sich nicht von ihm. Wissmann und François suchten den zurückkehrenden Elefanten den Weg zum Ufer abzuschneiden, während Wolf und Mueller vom Wasser aus weiterfeuerten. Dennoch gelang es vieren, unsern Geschossen zu entgehen; sieben blieben auf der Strecke, unter ihnen das opferwillige treue Muttertier."

Nach zwei Stunden gab es dann folgendes afrikanische Souper zu speisen: Elefantenschwanzsuppe, Reiherbrust, Elfantenzunge, Filet von Flußpferd und Elefantenmilch, die aber widerlich chlorähnlich schmeckte. Das Elefantenfleisch war Hilfe in der Not; denn die Reisegesellschaft litt bereits empfindlichen Mangel an Fleisch, dem nun auf Wochen abgeholfen war. Auch wurde das getrocknete Fleisch später auf dem Kongo als vielbegehrter Tauschartikel verwandt. Im Lager herrschte nach dem bitteren Mangel plötzlich der größte Überfluß; man jubelte, tanzte, sang und der betäubende Lärm ließ erst spät am Abend nach. Während der Nacht hörte man von der gegenüberliegenden Insel die klagenden Trompetentöne der überlebenden Elefanten, welche ihre toten Gefährten suchten.

War also in diesem Falle das Gemetzel unter den Elefanten gerechtfertigt, so müssen wir doch leider konstatieren, daß von europäischen Jagdliebhabern oft in ganz unverantwortlicher Weise unter den Tieren gewütet wird. Das gilt namentlich von dem englischen Ostafrika, wo englische und amerikanische Sportsleute mit den besten Büchsen der Welt einen wahren Massenmord zu ihrem Vergnügen veranstalten. Die Zeit läßt sich absehen, wo der letzte afrikanische Elefant sein Leben aushauchen und damit eins der nützlichsten und intelligentesten Tiere vernichtet sein wird, wenn nicht eine europäische Nation es übernimmt, dieses kräftige und gehorsame Lasttier zu zähmen, wie das bereits die alten Karthager zu Kriegszwecken thaten. Wir Deutsche sollten uns dieser Mühe unterziehen; sie würde sich reichlich lohnen.

Der Strom verengte sich immer mehr, zuletzt auf 350 Meter, und wurde entsprechend tiefer. Schon hatte man tagelang nach dem Kongo ausgeschaut, da erschien am 9. Juli mittags in der Ferne eine Gruppe von Gebäuden vor den Augen der Stromfahrer. Durch die Ferngläser erkannten sie eine ihnen unbekannte Flagge, blau mit goldenem Stern, die über den Häusern wehte. Dann dehnte sich majestätisch eine breite Wasserfläche vor ihren Augen aus. Allge-

meiner Jubel und Gewehrsalven! Infolge dies Lärmens belebt sich die Station. Unter einer dichtgedrängten Schar von Eingebornen stehen zwei Europäer am Ufer, die ebenso überrascht scheinen wie die Ankommenden. Es folgt die Landung, kurze Vorstellung, dann erste Frage: wie heißt der Strom? „Es ist der Kongo."

Man befand sich in der Station Kwamouth des inzwischen neugegründeten Kongostaates, von dessen Existenz Wissmann und seine Genossen noch keine Ahnung hatten; die beiden Europäer waren englische Beamte desselben. Hier erfuhren die Reisenden auch zuerst zu ihrer größten Freude, daß Deutschland unter die Kolonialmächte gegangen war und Kamerun und Usagara erworben hatte. Von Kwamouth — richtiger nun Kassaimouth — fuhr nach zweitägigem Aufenthalte die Expedition den reißend schnell strömenden Kongo abwärts zu dem mächtigen Wasserbecken des Stanley-Pool. Hier kam der Dampfer „Peace", auf dem Wissmann, um die Expedition anzumelden, nach Leopoldville vorangefahren war, ihnen entgegen. In ihm sahen die Baluba das erste „Feuerkanu". Es machte einen überwältigenden Eindruck auf sie. Selbst der ernste Kalamba geriet in kindliche Ausgelassenheit und klatschte immerfort in die Hände. Am Abend des Tages — es war der 16. Juli 1885 — fuhr man in den Hafen von Leopoldville ein und bezog auf der Spitze des Leopoldberges das Lager. In freudiger Hast wurden die Hütten erbaut; überall herrschte Zufriedenheit und lauter Jubel über die Beendigung der Reise.

Während dieser Ereignisse kreuzte der zur Aufnahme der Wissmannschen Expedition bestimmte Dampfer des Kongostaates „En avant" unter dem Äquator an der Mündung des Ikelemba, den man für den Kassai hielt. Es mußte also in Leopoldville erst ein neuer Dampfer für die Rückfahrt zusammengesetzt werden. Denn die treuen Baluba mußten nach Hause befördert werden, konnten den Marsch aber unmöglich zu Fuß machen, da sich bei vielen als Nachwehen der Reise allerhand Erkrankungen geltend machten und ihre Erschöpfung im allgemeinen zu groß war. Auch mit dem in Luluaburg zurückgebliebenen Schiffszimmermann Bugslag mußte die Verbindung hergestellt und ihm neue Vorräte zugeführt werden.

Wissmanns Gesundheit war ebenfalls stark erschüttert. Er mußte sich nach der Küste und von dort nach Madeira begeben. Darum erhielt Dr. Wolf die Führung der neuen Expedition. Dieser brachte die Baluba zunächst den Kongo, Kassai und Lulua hinauf bis zum äußersten Punkte der Schiffbarkeit nach Süden, von wo dann der Landweg nach Kalambas Residenz, Mukenge, ein verhältnismäßig

kurzer war. Dann erforschte er selbständig im Jahre 1886 den Sankuru und dessen Nebenflüsse. Er gelangte auf dem Sankuru bis nach Katschitsch, dem Punkte, wo Pogge und Wissmann den Fluß überschritten hatten. Dann kehrte er um und fuhr, um möglichst weit nach Osten vorzudringen, einen rechten Nebenfluß des Sankuru 140-Kilometer weit hinauf, der sich als der von Cameron entdeckte und ebenfalls von Pogge — Wissmann überschrittene Lomani*) erwies. So ist eine schiffbare Wasserstraße aufgefunden, welche fast genau die Sehne des ungeheuern, vom Kongo gebildeten Bogen darstellt und direkt in die reichsten und am dichtesten bevölkerten Gegenden führt. Auf dem Kongo selbst setzen die Stanleyfälle der Schiffahrt ein unüberwindliches Hindernis entgegen, auf dem nun gefundenen Wege dagegen können Dampfer von Leopoldville am Stanley-Pool aus bis zehn Tagemärsche weit von Njangwe, dem großen, arabischen Handelsplatze am oberen Kongo, gelangen. Somit bedarf es nur einer Eisenbahn von Leopoldville bis unterhalb der Dschellalafälle, um dies ganze gewaltige Gebiet unmittelbar dem Handel zu erschließen.

Wissmann unternahm nach nur zweimonatlichem Aufenthalte in Madeira, der aber zu seiner Wiederherstellung ausgereicht hatte, im Auftrage des Königs der Belgier schon wieder eine Reise, seine dritte, in die südöstlichen Gebiete des Kongostaates. Er fuhr mit dem englischen Missionar Grenfell den Kassai und dann den Sankuru hinauf, wo er mit dem auf der Rückreise begriffenen Wolf zusammentraf. Dann ging es zum Lulua. Das große Stationshaus in Luluaburg fand er eingeäschert und übergab die ganze Station den bald nach ihm auf Luluaburg eintreffenden Missionar Lammers und Dolmetscher Germano, welche die Station im Namen des Kongostaates übernahmen. Dann reiste er mit seinem alten Freunde Dschingenge — Kalamba konnte wegen Krankheit nicht mit — und der Sangula-Meta ostwärts mit einer etwa 1000 Mann starken Karawane.

Nachdem die Bena Ngongo wegen ihres 1882 an Pogge verübten Überfalls bestraft waren, geriet die Karawane im Dezember in die dichten, sumpfigen Urwälder östlich vom Sankuru und mußte, um nur wieder ans Licht zu kommen, südwärts abbiegen. Unter fortwährenden Kämpfen mit den verrufenen Bena Mona ging es vier Wochen lang durch eine Gegend, in der fast gar keine

*) Auf der Karte S. 326 ist der Lomani noch nach der früheren Meinung mit dem Lubilasch gleichgesetzt. In Wirklichkeit fließt er nordwestlich zum Sankuru, der übrigens ebenfalls Lubilasch heißt (S. 336).

Lebensmittel zu bekommen waren und man selbst zu giftigen Knollen greifen mußte, um nur den äußersten Hunger zu stillen. Verschiedene Träger verkauften sich aus Verzweiflung an die hier und da zum Vorschein kommenden Eingebornen als Sklaven.

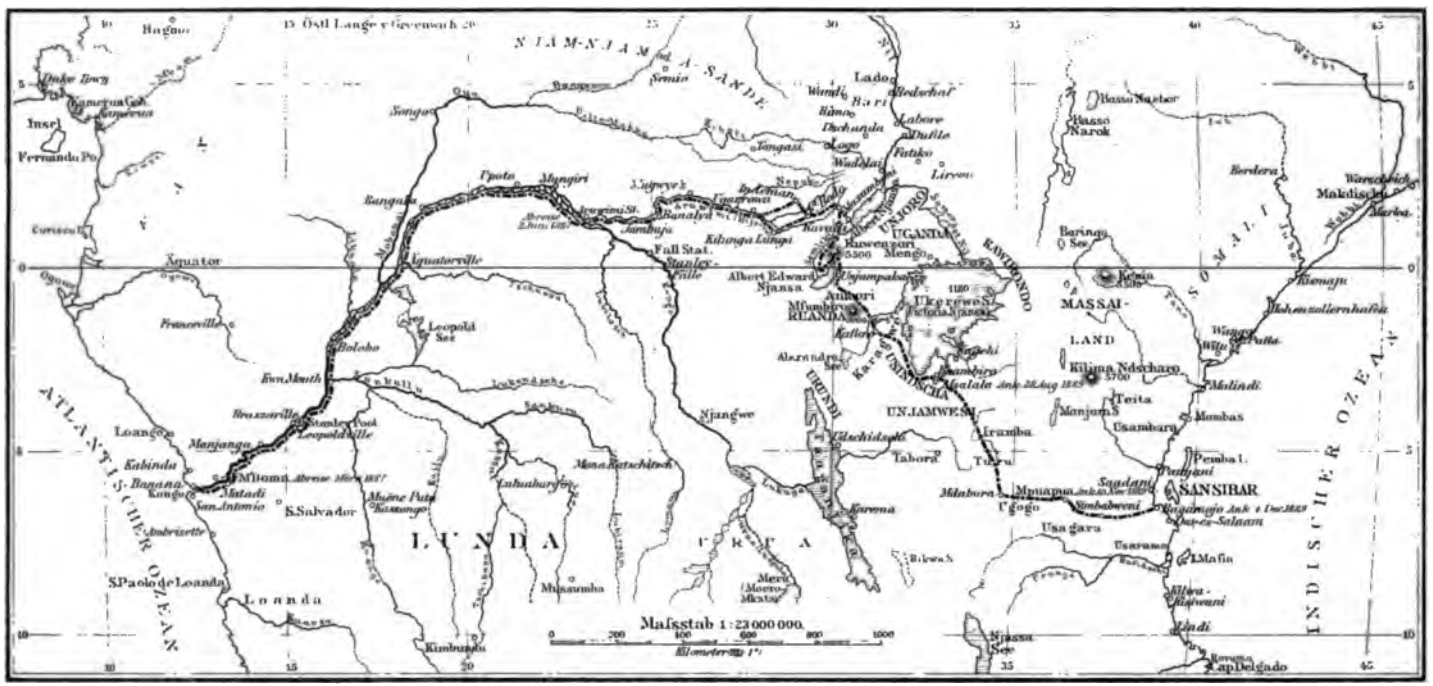
Endlich gelangte man wieder in befreundete und bevölkerte Gegenden. In Njangwe wurde die Trägerkarawane aufgelöst und die Baluba nach Luluaburg zurückgesandt. Wissmann selbst fuhr in einer Dau über den Tanganjikasee und zog weiter zum Njassa. Sein Weg führte ihn durch eine vom Krieg verheerte Gegend über blutgetränkte Schlachtfelder und durch rauchende Dörfer. Dann fuhr er über den Njassasee und gelangte zum Fluß Schire und von diesem in den Sambesi. So hatte er Afrika zum zweitenmale, diesmal von der Mündung des Kongo bis zu der des Sambesi durchquert.

Mit dem Schiffszimmermann Bugslag, den er aus Luluaburg mitgenommen hatte, kehrte er dann nach der Heimat zurück. Während er selbst den größten Gefahren so viele Jahre hindurch glücklich entgangen war, war sein innigstgeliebter Bruder kurz vor seiner Ankunft auf einer Vergnügungsfahrt in der Ostsee ertrunken. Den Winter 1887—88 mußte er wiederum auf ärztliches Anraten in Madeira verbringen; der Aufenthalt auf dieser Insel dauerte länger, als ursprünglich beabsichtigt war; Wissmann hatte sich nämlich bei einem Sturze mit dem Pferde Verletzungen zugezogen, die erst heilen mußten. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, um die Führung der zum Entsatze Emin Paschas auszurüstenden Expedition zu übernehmen. Allein eine noch größere Aufgabe harrte seiner. Die Reichsregierung übertrug ihm den Oberbefehl zur Niederwerfung des ostafrikanischen Aufstandes. Was er in dieser Stellung geleistet, haben wir unsern Lesern im siebenten Kapitel bereits erzählt.

Als Wissmann auf seiner zweiten Reise in Leopoldville ankam, traf er dort unter andern auch die Leutnants Kund und Tappenbeck, die sich im Auftrage der deutschen afrikanischen Gesellschaft gerade zu einer Expedition in das südliche Kongobecken anschickten. Am 9. August 1885 brachen sie mit 90 Loangoleuten von Leopoldville auf; es war eine kleine und schlecht bewaffnete Karawane ohne Führer und Dolmetscher. Von dem Lande, das sie zu durchziehen hatten, wußten sie gar nichts. Sie entdeckten zwischen Kongo und Kassai 3 schiffbare Flüsse, den Wambu, Saie und Kuilu, von denen bis dahin nur der letztere dem Namen nach bekannt war, überschritten dann den Kassai und gelangten an den noch ganz unbekannten Lukenje, fuhren nach Erbauung von 5 Kähnen diesen bis

zum Kongo hinunter und erschienen am 28. Januar 1886 wieder in Leopoldville. Zuerst erwies sich die zum großen Teil menschenfressende Bevölkerung (es war die Gegend, wo auch die Bassongo-Mino Wissmanns wohnen) ganz auffallend scheu vor den Weißen. Bisweilen passierte man Marktplätze mit vielem Volk, das in angemessener Entfernung Spalier bildete. Es herrschte Totenstille; niemand wagte, sich zu bewegen, so daß es aussah, als wandele man an ehernen Statuen vorbei. Jenseits des Kuilu wurde die Bevölkerung auffallend frecher. Es kam zu blutigen Kämpfen mit den Eingebornen, in denen auch Kund mehrfach schwer verwundet wurde. Dazu kamen furchtbare Gewitter und Mangel an Lebensmitteln. Das Heil der kleinen Karawane hing zuletzt ganz allein noch von Tappenbeck ab, und dieser junge, kaum fünfundzwanzig Jahre zählende Offizier von kleiner und schmächtiger Statur erwies sich hier als ein ganzer Mann. Seinem verwundeten Genossen schnitt er auf dessen Bitten mit einem Rasiermesser — ein andres Instrument gab es nicht — die Pfeile aus Arm und Unterleib heraus, die durch Hunger und Müdigkeit erschöpften Leute suchte er im Buschwerk einzeln auf, damit sie nicht hilflos zu Grunde gingen; er sorgte für den Bau der Kähne und brachte von den 90 Leuten 88 glücklich wieder heim, darunter 33 Schwerverwundete oder Kranke.

Aus der Zahl dieser deutschen Kongoreisenden entnahm die deutsche Reichsregierung wenig später ihre brauchbarsten und besten Kolonialbeamten. Wissmann ist Reichskommissar für Ostafrika, François für Südwestafrika geworden. Wolf wurde die Erforschung des Togogebietes, Kund und Tappenbeck die des südlichen Kamerungebietes übertragen. Wir werden diesen Männern, jedem an seiner Stelle, wieder begegnen.


Bagnio
Insel
Fernando Po
Equator
Loango
Manjanga
Boma
Matadi
S.Salvador
S.Paolo de Loanda
Loanda
Benguela
Mossamedes
ATLANTISCHER OCEAN
Songa
Banalya
Albert Edward
Njassa
Leopold
See
Stanley
Falls
Aruwimi
Lado
Wadelai
Lirwa
Mengo
UGANDA
UNYORO
KAMROND
Kilima Ndscharo
5700
MASSAI-
LAND
Mombas
Usambara
Teita
Malindi
Pemba I.
SANSIBAR
Usagara
Mafia
Lindi
Kap Delgado
INDISCHER OZEAN
Nyassa
See
Tanganyika
See
Tabora
Unyanyembe
Mirambo
Urundi
Ruanda
Kassenge
Mukenge
Mpuapua
Mbumbaweni
Mukenge
Maschinga
Mukenge
Mukenge
Mukenge

Kapitel XI.

Emin Pascha und Stanley.

(Karte des Stanleyschen Zugs S. 371.)

Wohl durch keine Afrikareise ist die öffentliche Meinung der gebildeten Welt je so in Spannung versetzt worden, wie durch den großen Zug Stanleys zur Aufsuchung und zum Entsatze Emin Paschas, des Gouverneurs der ehemals ägyptischen Äquatorialprovinz. Die Gestalt des auf seinem einsamen Posten von allen Hilfsquellen der Civilisation abgeschnittenen und dennoch der barbarischen Zerstörungswut eines gefährlichen religiösen Fanatismus mit geringen selbstgeschaffenen Mitteln mutig standhaltenden Paschas, eines Deutschen von Geburt, hatte etwas Ergreifendes und Begeisterndes. Stanley andrerseits galt als der tüchtigste, erfahrenste und — glücklichste aller Afrikareisenden, waren ihm doch schon zwei große Thaten, die Auffindung Livingstones und die Entschleierung des Kongo gelungen; man glaubte, daß das, was andern mißglückt wäre, ihm gelingen würde. Seine Person umschwebte der romantische Zauber, der allen großen Abenteurern und Glückshelden eigen ist. Die Sache selbst war wegen der von seiten der Araber und des Islam in wachsendem Maße drohenden Gefahr von höchster Wichtigkeit. Fürchtete man doch, daß wenn Emin, das letzte Bollwerk der Civilisation und gleichsam der trennende Riegel, fiele, der Aufstand des falschen Propheten im Norden und die Empörung der Araber gegen die deutsche Herrschaft im Süden zu einem einzigen verheerenden und nicht so bald zu löschenden Brande zusammenschlagen würden, dessen Resultate die Vernichtung der schwachen Kulturkeime, die bisher in jenen Boden gelegt sind, die Verdrängung der Europäer aus Centralafrika und der Ruin der Negerbevölkerung durch Abschlachtung und Sklaverei sein würden.

Stanley zog also aus wie der Königssohn des Märchens, der die vom Drachen gehütete Jungfrau erlösen will, angesehen als ein Vorkämpfer der Menschlichkeit und Gesittung, den nur die erhabensten Beweggründe leiteten; die Gedanken und Wünsche der ge-

samten civilisierten Welt begleiteten seinen Weg und siehe da — er verscholl. In den Urwäldern des Kongo endete sein Pfad; anderthalb Jahre lang, vom Juli 1887 bis Ende Dezember 1888 erfuhr man nicht das Geringste von ihm; er galt für verloren. Die ersten Nachrichten, die dann auftauchten waren sehr unsicher, und auch als im April 1889 direkte Briefe von ihm ankamen, blieb es mehr als zweifelhaft, ob Stanley Emin die gewünschte Hilfe habe bringen können.

Da rafften wir uns in Deutschland auf. Wir erinnerten uns, daß Emin unser Landsmann ist, wir sahen nicht ein, warum wir nicht dasselbe wagen und leisten sollten, wie das stolze Albion, wir entsandten auf anderm Wege und mit geringeren Mitteln den Dr. Karl Peters, um Emin zu entsetzen und wenn möglich über Stanley sichere Kunde einzuziehen. Kaum war dieser nach großen, durch die Eifersucht der Engländer bereiteten Schwierigkeiten im Innern des schwarzen Erdteils verschwunden, da kam die Kunde: Stanley lebt und zieht mit dem geretteten Emin zur Ostküste. Und so war es. Er wurde von den deutschen Beamten der Ostküste mit allen Ehren empfangen und befand sich bald, als Held des Tages mit Auszeichnungen überschüttet, wieder in London. Dagegen blieb nun Peters verschollen, ja es kam die ganz bestimmt lautende Nachricht, daß er und seine ganze Karawane erschlagen sei. Allein auch Peters ist wieder zum Vorschein gekommen*), nachdem er Leistungen vollbracht, die denen Stanleys nicht nachstehen. Die staunende Welt hörte nun allmählich, wie alles zugegangen war, und bemerkte bald, daß Stanley bei allen großen Eigenschaften doch auch eine recht kleinliche, eigennützige und ehrsüchtige Empfindungsweise bewiesen hatte, und daß die Haupttriebfeder seines Rettungszuges im Grunde ein Geschäftsinteresse gewesen war.

Stanleys großes Buch über diesen seinen Zug, welches vor kurzem auch in deutscher Bearbeitung erschienen ist und den etwas reklamenhaften Titel trägt: „Im dunkelsten Afrika" — als wären andre Teile Afrikas, z. B. das Hinterland von Kamerun, nicht genau ebenso dunkel wie das von Stanley durchzogene Gebiet —, geht überall darauf aus, Stanleys Thaten, Gedanken und Empfindungen in ein möglichst helles und möglichst günstiges Licht zu setzen, alles Bedenkliche und Mißlungene dagegen entweder zu verschleiern oder einem Sündenbock aufzubürden. Als solcher

*) Von Peters' Zuge kann erst Näheres erzählt werden, wenn dessen eigner ausführlicher Bericht vorliegt.

muß ihm vornehmlich der Mann dienen, den zu retten er ausgezogen war, weil dieser es war, der seine eigentlichen politischen Pläne zum Scheitern brachte.

Und in der That, ein größerer Gegensatz als zwischen diesen beiden Männern, die sich im Herzen Afrikas so wunderbar zusammenfanden, läßt sich kaum denken. Stanley repräsentiert die rücksichtslos, oft brutal vorstürmende, Emin die ruhig und unentwegt ausharrende Tapferkeit, Stanley ist leidenschaftlich, cholerisch und zum Mißtrauen geneigt, Emin von unveränderlichem Gleichmut und von schwer zu erschütterndem Vertrauen gegen die Leute, mit denen er zu thun hat. Stanley ist ehrgeizig, er redet viel von sich und sucht die Welt mit seinem Ruhme zu erfüllen; Emin macht von seinen Thaten und Leiden nicht das geringste Aufheben, er verzichtet auf jede äußere Anerkennung. Stanley ist eine Herrschernatur, die um jeden Preis ihren Willen durchzusetzen sucht, und zugleich ein gewiegter Geschäftsmann, der seinen und seiner Auftraggeber Vorteil nie aus dem Auge verliert; Emin hat etwas von einem Erzieher und ist im Grunde seiner Seele ein gelehrter Forscher, dem das stille Glück des Sammelns und Findens über die Freuden der Macht und des Reichtums geht. Stanley durchzieht rasch und „mit rauchenden Remingtons (Gewehren)" die Länder, nimmt, was man ihm nicht gibt, ohne langes Verhandeln mit Gewalt und bestraft rasch und energisch ganze Distrikte, die sich ihm nicht schnell genug unterwerfen; Emin bleibt jahrelang auf einem und demselben Platze, lebt sich in die Natur der Eingebornen ein und weiß sie mit grenzenloser Geduld und hingebender Liebe an sich zu fesseln und allmählich zu einer höheren Gesittung zu erheben. Stanley ist, mag er reden, schreiben oder zeichnen, nicht selten ungenau und unzuverlässig in Einzelheiten, Emin von peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit bis ins kleinste Detail hinein, sowohl in seinen Schriften, wie in seiner Handschrift und Kleidung.

Wir könnten diesen „diametralen Gegensatz" — wie Stanley selbst sich ausdrückt — noch weiter verfolgen, aber wir wenden uns statt dessen lieber zu den Begebenheiten selbst. Wer ist also eigentlich die Hauptperson, um die sich das ganze Drama bewegt?

Emin Pascha heißt von Hause aus Eduard Schnitzer. Er wurde am 29. März 1840 zu Oppeln von jüdischen Eltern geboren; seine Mutter ist die Tochter des Bankiers Schweitzer aus Neiße. In Neiße besuchte er auch das Gymnasium und studierte dann in Breslau und Berlin mit bestem Erfolge Medizin. Dann trieb ihn die Sehnsucht nach fremden Ländern und die Liebe zu den

Naturwissenschaften in die Fremde. Er wurde Arzt in der Türkei und durchreiste mit einem Pascha Armenien, Syrien und Arabien, wobei er den Grund zu seinen umfassenden Sprachkenntnissen legte. Im Jahre 1875 kehrte er auf kurze Zeit nach Deutschland zurück, ging indessen schon 1876 nach Ägypten und erhielt dort die Stelle eines Regierungsarztes in Chartum. Hier nahm er den arabischen Namen Emin, „der Getreue", an, einen Namen, den er in den nun folgenden Jahren auf das vollständigste bewährt hat.

Der nunmehrige Emin Effendi wurde alsbald dem damaligen Gouverneur der Äquatorialprovinz (Hat-el-Estiwa), dem Helden von Chartum Oberst Gordon (S. 70), als Chefarzt zugewiesen, und dieser erkannte bald die außerordentliche Begabung und die eiserne Willenskraft des jungen deutschen Doktors und begnügte sich nicht mit seinen ärztlichen Diensten, sondern verwandte ihn auch als Diplomaten. Zweimal wurde er mit schwierigen Sendungen an die Beherrscher der südlichen Nachbarstaaten Uganda und Unjoro betraut, außerdem durchreiste er mit Gordon die Äquatorialprovinz in ihrer ganzen Länge und Breite.

Im Jahre 1877 schon wurde Gordon zum Generalgouverneur des gesamten ägyptischen Sudan ernannt; er teilte sein Reich, welches einen Flächenraum einnahm wie Deutschland, Österreich und Frankreich zusammengenommen, in mehrere Bezirke. Die Provinz Bar-el-Ghasal übergab er, wie wir S. 70 und 73 gesehen haben, Romolo Gessi, die Äquatorialprovinz, seinen früheren Spezialbezirk, Emin, dem zugleich der Titel eines Bei, seit Anfang 1887 der eines Pascha verliehen wurde. Im Juli 1878 erhielt dieser das Dekret und widmete von nun an sein ungewöhnliches Organisationstalent und seine unermüdliche Arbeitskraft der Kultivierung und Verbesserung der ihm anvertrauten Provinz.

Als Hauptstadt und militärischer Mittelpunkt derselben war von Gordon Lado am Nil angelegt worden; dieser hatte außerdem eine Reihe befestigter Stationen gegründet und 2 kleine Dampfer auf dem Landwege nach Dufile schaffen lassen. Denn während bis Lado noch die großen Dampfer von Chartum aus gelangen können, hindern dann Stromschnellen die Schiffahrt. Erst von Dufile an wird der Strom wieder schiffbar und auf dieser obern Linie von Dufile bis zum Albertsee verkehrten die kleinen Dampfer, die Emin Bei besonders in den letzten Jahren eine unschätzbare Hilfe werden sollten. Straßen gibt es nicht in ganz Centralafrika. Schmale, viel begangene und daher ausgetretene Fußpfade verbanden die Stationen und das einzige Transportmittel war der Träger. Träger

zu beschaffen ist, seit die Ägypter am oberen Nil Fuß gefaßt haben, immer eine der Hauptsorgen der Händler, Beamten und Reisenden gewesen. Solche zu stellen, war eine der wichtigsten Steuern, denen die Negerstämme unterworfen wurden. Zur Vermittelung zwischen den Wekils (Vorständen) der einzelnen Stationen und den ihrer Verwaltung unterstehenden Negerstämmen dienten sogenannte Dragomane, Neger im Dienste der Ägypter, welche in der Nähe der Stationen in sogenannten Dragomandörfern vereinigt wohnten und eine Art irregulärer Beamten bildeten. Brauchte der Wekil 100 oder 200 Träger für die Weiterbeförderung von Regierungsgütern, so berief er die Dragomane, zählte ihnen soviel Hölzer vor, als er Träger bedurfte, und bestimmte die Zeit, bis zu welcher diese in der Station bereit stehen sollten. Der Dragoman besorgt nun mit dem Häuptling die Verteilung, wieviel ein jedes Dorf zu stellen hat; sind die Neger schwierig, so werden ihnen ein paar Soldaten mitgegeben und die sich Sträubenden durch Kurbatsch und Scheba (Holzgabel) zur Dienstleistung gezwungen. Ähnlich ist es mit der Lieferung des Getreides. Zwar wurde in der einen oder andern Station von Regierungswegen Ackerbau getrieben, aber stets war die Ernte völlig ungenügend zur Erhaltung der vielköpfigen Bewohner; denn jeder Beamte und Soldat, ebenso wie jeder Dragoman hat einen zahlreichen Anhang von Weibern, Kindern und Sklaven. Mithin mußten die Neger die Stationen verproviantieren. Getreidereiche Gegenden mußten dabei nicht nur die in ihrem Gebiete gelegenen Stationen unterhalten, sondern auch die in weniger fruchtbaren Landstrichen errichteten mit Getreide versehen. Die Neger mußten dann natürlich dieses Getreide auch nach den entfernteren Bezirken, oft sechs bis acht Tagemärsche weit, in Lasten von 50—60 Pfund verteilt, tragen. Reichte die Ernte der unterworfenen, den Schutz der Regierung genießenden Stämme nicht aus, so wurde eine Razzia, will sagen ein Plünderungszug, zu einem der unabhängigen Stämme unternommen.

Natürlich bildete dies System die Quelle fortwährender Zwistigkeiten und ließ sich nur durch Gewalt aufrecht erhalten. Die Neger empfanden es immer als eine schwere Last, als ein ihnen zugefügtes Unrecht, daß sie die Eindringlinge erhalten und für alle ihre Bedürfnisse durch Frohnarbeit sorgen mußten.

Auch Emin Pascha vermochte diese unglücklichen Verhältnisse nicht zu beseitigen. Auch unter seiner Verwaltung wäre der Neger lieber die lästigen „Türken" ganz los gewesen und hätte frei und ungestört den Besitz seines Landes genossen. Freilich hätte er sich dann die verheerenden Sklavenjagden der arabischen und nubischen

Händler gefallen lassen müssen, und da war die Herrschaft eines gerechten und milden Mudirs, wie Emin einer war, doch wohl noch vorzuziehen.

Emin suchte die Wirkungen des Kontributionssystems nach Kräften zu mildern und steuerte den Übergriffen und oft unverantwortlichen Mißbräuchen der ägyptischen Beamten und Offiziere; die ägyptischen Soldaten ersetzte er nach und nach durch Einheimische, die er im Waffendienst ausbilden ließ.

Von seiner Residenz Lado aus unternahm er unermüdlich Inspektionsreisen in die ihm unterstellte Provinz, die sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, indem ihm Teile der angrenzenden Provinzen zugewiesen wurden. Er sammelte die durch die jährlichen Sklavenjagden zerstreuten Bewohner und siedelte sie in neuen Dörfern an. Die furchtbarste Plage des Landes bildeten die Dongolaner, Sklavenhalter, die mit ihrem nichtsnutzigen Gesindel von Soldaten, Sklaven, Dragomanen, Weibern und Kindern die produktive Bevölkerung mißhandelten und aussaugten. Wer immer in Chartum, Berber, Dongola kein Auskommen fand oder zu faul zum arbeiten war, hatte sich hier Hütten gebaut und lebte, nachdem er sie mit Frauen und Dienern angefüllt, auf Kosten der Neger herrlich und in Freuden. Emin Pascha fand in einem Bezirk von etwa 10—15 000 landbebauenden Negern nahezu 3000 solch unnützer Brotfresser, die das Land auszehrten. Auf seine militärische Macht gestützt, trieb er, wo er hinkam, dies Gesindel aus dem Lande und ordnete die sofortige Entlassung der geraubten Sklaven in ihre Heimat an. Bald war sein Name weit und breit bei diesen Sklavenhaltern gefürchtet. Sie entließen, wo er nahte, schon vor seiner Ankunft hunderte von Sklaven, ja, sie hielten, wo er sich aufhielt, gemeinsame Bittgebete ab, um seine Abreise zu beschleunigen. Dann traf er Fürsorge, daß der von den Sklavenjägern fast vernichtete, einstmals den Reichtum der Eingebornen ausmachende Viehstand sich wieder hob; er führte neue Tiergattungen ein, baute neue Kulturpflanzen, wie Baumwolle, Indigo, Reis und Weizen an, ließ Wege herstellen, und dies alles brachte er ohne irgendwelche Unterstützung zustande gegen den zähen, passiven Widerstand der Beamten, die zu allem ja sagten, aber keine Hand rührten. Ohne Strenge ging es dabei freilich nicht ab; die Neger wurden bis in ihre Hütten und ihre persönlichen Verhältnisse hinein überwacht, aber sie faßten bald Vertrauen zu der Gerechtigkeit und Menschlichkeit des Mudirs, der sich in ihren Ideenkreis zu versetzen und in ihrer Sprache mit ihnen zu reden wußte. In den ersten Morgenstunden stand er auf, um zunächst das Hospital zu besuchen und ärztliche Verordnungen zu erlassen. Der Tag war

dann den Regierungsgeschäften gewidmet; kam der Abend heran, an dem andre sich der wohlverdienten Ruhe hingaben, dann saß er bis tief in die Nacht hinein beim Scheine der von ihm selbst gezogenen Lichter, „am prasselnden Herdfeuer seiner Hütte", um Abhandlungen zu schreiben, die in der wissenschaftlichen Welt hohe Anerkennung genießen; sie sind anthropologischer, ethnographischer, geographischer, botanischer und linguistischer Natur, alle aber tüchtig, so daß wir voller Bewunderung für die Vielseitigkeit des Mannes sind, der fern von aller Civilisation im ermüdenden Kampfe mit dem Alltagsleben noch solches zu leisten vermochte. Denn nur neunmal in sechs Jahren kam ein Dampfer aus Ägypten, der die notdürftigsten Dinge brachte, so daß er oft selbst den Handwerker machen mußte. Er zeigte den Negern, wie man Wagen macht und die Rinder ins Joch spannt, er lehrte sie, wie man sich Schuhe anfertigt, ja er führte die von Schmutz Starrenden in die Geheimnisse der Seifenbereitung ein.

Unterbrochen wurde diese vielseitige schöpferische Thätigkeit ab und zu durch Inspektions- und Forschungsreisen, auf denen er sein weites Gebiet und dessen Bewohner gründlich kennen lernte, und manchen hochinteressanten und vorher noch unbekannten Zug aus dem Leben der Eingebornen ans Licht brachte. So beobachtete er in Imudi im Behlilande einen ganz eigentümlichen Brauch, eine Schimpferei als Abendunterhaltung. „Am Abend setzten sich die Einwohner des Dorfes in großem, von unsern Trägern umringten Haufen nieder und begannen einen Gesang, bis einer aus ihrer Mitte aufsprang und die mit uns gekommenen Träger, doch auch Behli, wie sie selbst, mit allen erdenklichen Schimpfreden als Nichtsnutze und Tagediebe zu brandmarken anfing. Diese mehr als grobe, mit allerlei sehr derben Späßen gewürzte Strafrede wurde im schnellsten Tempo, vom Klappern der Stäbe begleitet, vorgetragen und vom schrillen Getriller der Frauen begleitet. Unsre Träger schienen das ganz in der Ordnung zu finden und belachten die Späße und Zoten ganz herzlich. Als der Vorschimpfer endlich müde abtrat, ergriff einer aus der Gesellschaft einen grünen Durrahstengel und bearbeitete damit weidlich seinen Rücken, das höchste Zeichen der Anerkennung hierzulande. Nun kam die Reihe aber an unsre Leute, und hatten jene geschimpft, so gaben diese in demselben Tempo ein wahres Pelotonfeuer der gröbsten und ärgsten Lästerungen an ihre Landsleute zurück, die darob sichtlich zufriedengestellt lachten. Sobald eine Partei müde wurde, nahm die andre den Schimpfreigen auf, und so ging der Lärm fort bis tief in die Nacht. Oft sollen solche Scenen

zwischen den Bewohnern zweier Dörfer an eigens dazu vorbestimmten Stellen aufgeführt werden zur großen Belustigung aller Beteiligten."

Eine neue sonst wohl nirgends existierende Art von Jagd fand er in dem von den Ders durchzogenen Landstriche vor, eine Jagd durch — Schlangen. Das Land besitzt nämlich zahlreiche äußerst giftige Schlangen, die man durch gewisse Kniffe zu fangen versteht. Es wird ein Wassertümpel mit starkem Dornenverhau umgeben und dem Wilde, das zur Tränke kommt, nur eine schmale Gasse gelassen. In der Ausmündung derselben werden nun Schlangen mit durchbohrten Schwänzen befestigt, welche in ihrem Zorn das durchgehende Wild natürlich beißen. So verschafft man sich an einem Tage oft mehrere Antilopen. Hat dagegen bei den Behli ein junger Mann einen Büffel, Löwen, Elefanten oder Leoparden mit der Waffe erlegt, so ist sein und seiner Angehörigen Stolz groß. Es wird ein Tanz veranstaltet, bei welchem die Mutter des Glücklichen ihre nackten Lenden rühmend zeigt: „das sind die Lenden, welche jenen Jäger geboren", während ihr Sohn, den rechten Arm weit von sich streckend, den Anwesenden begreiflich macht, es sei nicht geraten, solchem Arme sich zu nähern. Dann wird ein Pfahl kunstreich geschnitzt und mit dem Schädel der Jagdbeute geziert vor dem Dorfe aufgepflanzt. Merkwürdigerweise sind im Lattukalande nur Leoparden gefürchtet, weil sie häufig den Menschen anfallen, nicht die Löwen, die, obgleich zu zwei und drei im Gebüsch liegend, dies nie thun. Das liegt aber daran, daß dieselben dort nach der Ansicht der Neger unter der Botmäßigkeit eines Häuptlings, Lottor genannt, stehen, eines einfachen gutmütigen Mannes, der, solange er hin und wieder Geschenke an Korn und Ziegen erhält, den Löwen nicht erlaubt, sich unnütz zu machen. Als sich einst einer in einer Fallgrube gefangen hatte, rief man den Häuptling rasch herbei; dieser ließ gefällte Baumstämme in die Grube schieben, auf denen der Löwe herauskletterte; er brüllte die Umstehenden, worunter auch Emin, noch anerkennend an und ging unversehrt seines Weges. Ein andrer Dorfhäuptling hat die Macht, das Wild von den Fallgruben fernzuhalten, wenn er zürnt. Er wird dann durch Geschenke versöhnt. Durch solche magische Macht halten die Häuptlinge bei den Lattuka fast allein ihr Ansehen aufrecht, ganz besonders auch durch das Regenmachen, was nur sie verstehen. Wer darin recht geschickt ist, kann auch seine Hoheit leicht über die umliegenden Ortschaften ausbreiten. Emin traf bei den Lattuka in einem gewissen Latome einen solchen gewaltigen Regenmacher, dem außer dem eignen noch 13 andre Dörfer huldigten. Ist einem von diesen Dörfern Regen nötig, so

gehen Abgesandte aus demselben mit Geschenken zu ihm, er begibt sich dann, auf seinem Ankareb (Sofa) getragen und von mehreren Trägern mit Biertöpfen geleitet, in den Ort und sorgt für das gewünschte Naß.

Wir könnten diese Sittenschilderungen aus Emins Berichten leicht vermehren, z. B. durch das farbenreiche Bild, welches er von den Märkten und dem Handel in Unjoro und Uganda entwirft, doch wir begnügen uns mit dem Resultate seiner Wirksamkeit. Das Land, mit befestigten Stationen überzogen, genoß eines vollkommenen Friedens, „so daß man, abgesehen von den wilden Tieren, durch das ganze Gebiet reisen konnte ohne eine andre Waffe als den Spazierstock", die Soldaten waren schwarze Heiden, „tapfer, beinahe tollkühn, höflich und wohlgemut"; ein wohlorganisierter Postverkehr bestand durch das ganze Land und Frieden herrschte da, Verbrechen waren da fast unbekannt, wo noch vor zehn bis zwölf Jahren die schlimmsten Greuel an der Tagesordnung gewesen waren. Dabei ging die Ausbeutung der Provinz mit der größten Sicherheit von statten, des Gouverneurs Magazine, voll von Elfenbein, Kautschuk, Straußenfedern, Tamarinde, Öl u. s. w. lieferten der Regierung hübsche Summen. Als Emin 1879 die Provinz übernahm, hatte sie jährlich ein bedeutendes Defizit, und 1882 konnte er schon einen Überschuß von 160 000 Mark nach Chartum abführen; und das hatte er nicht durch neue Steuern erreicht, sondern allein durch Erziehung des Negers zur Arbeit. So wurde der wackere und tüchtige Deutsche ein wahrer Kulturapostel und Wohlthäter für die solange grausam gequälte Bevölkerung der reichen Äquatorialprovinz.

Und was war die Triebfeder für diese aufopfernde und selbstlose Thätigkeit? Darauf gibt die Antwort der schottische Arzt Dr. Felkin, der Gelegenheit hatte, Emins Wirken in der Nähe zu beobachten und ein Urteil über seine Persönlichkeit zu gewinnen. Der schreibt: „Meine persönliche Bekanntschaft mit Emin Pascha setzt mich in den Stand, zu erklären, daß seine ganze Thätigkeit reiner Menschenliebe entsprang. Er liebt das Land, das er zu seiner Heimat gemacht hat, er liebt das Volk, unter dem er wirkt, er achtet das Wesen der Eingebornen und ist der Überzeugung, daß es möglich ist, sie auf eine hohe Stufe der Gesittung zu heben und in Centralafrika ein dauerhaftes Reich zu gründen, wo Recht und Gerechtigkeit herrschen, Unterdrückung und Sklavenhandel aber unbekannt sein sollen und wo Handel und Gewerbe gedeihen können."

Ein klares Bild des Mannes kann man sich nach der Schilderung machen, die Junker (vgl. S. 104) von ihm entwirft: „Dr. Emin ist

ein schlanker, fast magerer Mann von etwas mehr als Mittelgröße, mit schmalem, von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesicht und tiefliegenden Augen, welche durch die starken Krystallgläser der Brille beobachtend hervorschauen. Seine starke Kurzsichtigkeit zwingt ihn zur Konzentrierung seines Sehvermögens auf die vor ihm befindliche Person, was seinem Blick einen harten, mitunter scheinbar brennenden Ausdruck verleiht. Der auch malerisch interessante Kopf, in welchem sich unverkennbar eine bedeutende Intelligenz ausspricht, läßt in nichts den Deutschen vermuten; das unleugbar orientalische Gepräge desselben erleichterte Emin wesentlich die Rolle eines Türken, welche er gegenüber der Beamtenwelt und dem Volke angenommen hatte, und die er vorzugsweise in den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Sudan und den Negerländern unentwegt durchführte. An jedem Freitag sah man ihn nach der Moschee gehen, wo er die vorgeschriebenen Gebete sprach. In seiner Haltung wie in seinen Bewegungen drückt sich eine beabsichtigte, stets kontrollierte Gemessenheit aus, welche berechnet ist, würdevoll und selbstbewußt zu erscheinen. Insbesondere konnte man dies beobachten, so oft Emin Pascha in seiner Eigenschaft als ägyptischer Beamter mit den Untergebenen verkehrte. Sein äußerer Mensch verriet eine fast peinliche Sauberkeit bei großer Sorgfalt des Anzuges."

Emin Pascha.

Obwohl ihm aber Afrika zur andern Heimat geworden war, vergaß er darum das alte Heimatland nicht. In zahlreichen Stellen

seiner Briefe an Schweinfurth und andre bekundete er seine treue Anhänglichkeit an dasselbe.

Aus diesem Helden des Friedens wurde Emin zu einem Helden des Kampfes durch den siegreichen Aufstand des Machdi, von dem wir im zweiten Kapitel erzählt haben. Emin erkannte von vornherein die Gefährlichkeit dieser Bewegung; schon 1882 schrieb er aus Lado, daß man in Chartum die Sache zu leicht nehme. Bald brach denn auch in der That das Verhängnis herein. Hicks Paschas Heer wurde niedergemetzelt, die Nachbarprovinz Emins Bar-el-Ghasal fiel in die Hände des Machdi, ihr Gouverneur Lupton Bei wurde gefangen nach Chartum geführt, auch an Emin erging die kategorische Aufforderung Karamallahs des Machdistenemirs, seine Provinz zu übergeben und sich in Person bei ihm einzufinden. Einen Augenblick schwankte Emin und dachte daran, sich zu Karamallah zu begeben, aber bald gewann die kaltblütige Überlegung wieder die Oberhand. Er gab die entfernteren Stationen auf, zog seine etwa 2000 Mann betragenden Streitkräfte enger zusammen und befestigte die Stationen, die er zu halten beabsichtigte, nach Kräften. Von dem Falle Chartums und der Ermordung Gordons erfuhr Emin lange Zeit gar nichts. Er war von allen Verbindungen abgeschnitten, nach Norden durch die machdistische Rebellion, nach Süden durch die beiden kriegerischen und zweifelhaft gesinnten Reiche Unjoro und Uganda zwischen dem Albert- und dem Viktoriasee. Seine Lage gestaltete sich immer schwieriger. Aufstände der Araber in seiner Provinz und Angriffe der Machdisten schlug er zwar mit seinen ihm treu ergebenen Negersoldaten ab, aber dennoch sah er sich genötigt, seine bisherige Hauptstadt Lado aufzugeben und sich südwärts zu konzentrieren. Er machte nun Wadelai (zu sprechen mit dem Accent auf der ersten Silbe) etwas unterhalb des Albertsees, zu seiner Hauptstadt im April 1885 und gab alle Stationen, die nicht in unmittelbarer Nähe des Nils lagen, auf. Bei ihm befanden sich seit 1885 auch der Italiener Casati und der Deutsche Junker, beide wie er abgeschnitten von der Heimat.

In Europa hatte man keine Ahnung, was aus diesen drei Männern geworden sei. Von Emin glaubte man allgemein, daß er das Schicksal Luptons geteilt habe und in die Gefangenschaft des Machdi geraten sei. Um über Junkers Schicksal Gewißheit zu erhalten, rüstete dessen Bruder, ein in St. Petersburg ansässiger Bankier, eine kleine Expedition aus, die er der Führung des Afrikareisenden Dr. Fischer anvertraute. Dieser erreichte im November 1885 von Pangani aus Kagehi am Südufer des Ukerewe. Hier erhielt er die

Nachricht, daß in Uganda der König Muanga den Thron bestiegen habe, der seine Regierung damit begann, daß er alle Europäer in seinem Lande töten ließ. Dem Dr. Fischer verweigerte er den Durchzug, und da dieser auch nicht durch das Land der Massai ostwärts vom Ukerewe durchzudringen vermochte, so mußte er umkehren. Halbtot langte er an der Ostküste wiederum an, den 14. Juni 1886, und starb bald darauf in Berlin.

Eine zweite Expedition führte im Auftrage der österreichischen afrikanischen Gesellschaft Dr. Lenz. Dieser versuchte im August 1885 von Leopoldville aus kongoaufwärts vorzudringen, scheiterte aber an der Wortbrüchigkeit Tippu Tips, der ihm die versprochenen Träger nicht stellte. Er ging dann über den Tanganjikasee nach dem Njassa und kam den Schire und Sambesi entlang zurück. Seine Reise war für die Wissenschaft sehr ergiebig, nützte aber Emin Pascha gar nichts.

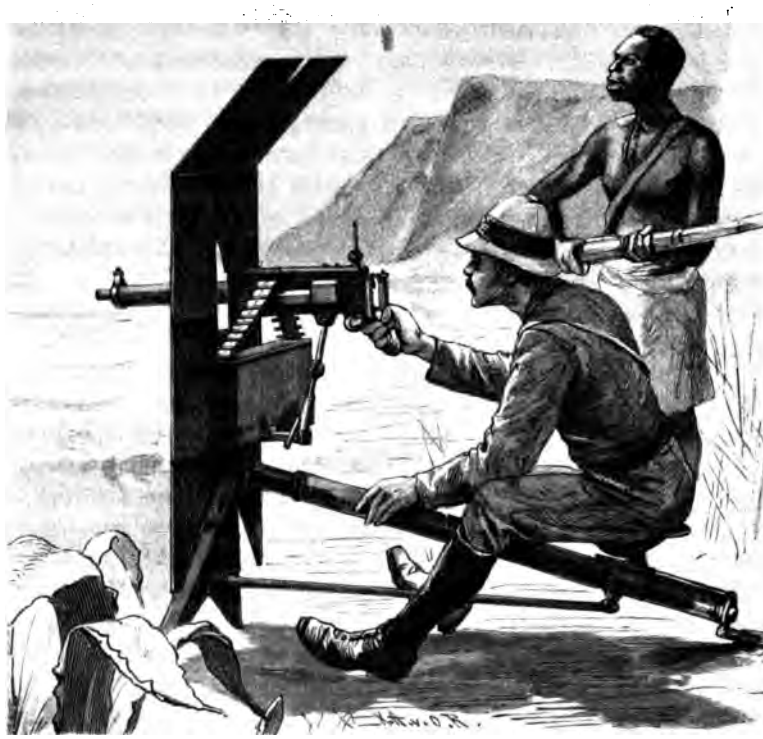
Dieser hatte inzwischen versucht, sich selbst zu helfen. In seinem Auftrage und mit Briefen von ihm versehen brach sich Junker im Jahre 1886, wie wir auf S. 112 erzählt haben, durch das feindliche Uganda nach Sansibar Bahn und brachte die ersten sicheren Nachrichten, und auf diesem Wege gingen dann später noch öfter Briefe von und zu Emin. Nun erfuhr Europa mit Staunen, daß Emin Pascha noch immer im Süden auf dem längst verloren geglaubten Posten stand halte, daß es aber auch hohe Zeit sei, ihm Unterstützung zu senden. Herausgeholt, „gerettet“ wollte Emin gar nicht werden. „Ich verlasse keineswegs meine Leute,“ schrieb er am 7. April 1887; „wir haben trübe und schwere Tage miteinander durchgemacht, und ich halte es für schmachvoll, gerade jetzt von meinem Posten zu desertieren. Meine Leute sind trotz vieler Mängel brav und gut. Wir kennen uns seit vielen Jahren, und ich glaube nicht, daß es meinem Nachfolger gelingen würde, sich ihr volles Vertrauen zu erwerben. Das also ist außer Frage. England soll die Sachlage in Uganda auf eine feste Basis bringen und uns freie und sichere Wege zur Küste verschaffen — das ist es, was wir wollen. Unsre Länder aufgeben? Gewiß nicht!“ In demselben Briefe meldete er, daß er noch 12 Stationen inne habe und diese zu halten gedenke. Er verfügte noch über 1400 Mann, mit Weib, Kind und Troß belief sich die Kopfzahl seiner Leute auf 10000. Aber dieselben gingen teils halb nackt, teils in Felle gehüllt und die Munition war fast am Ende. „Wenn meine Feinde erst merken,“ so fügt er hinzu, „daß meine Munition zu Ende ist, dann allerdings werde ich in eine verzweiflungsvolle Lage geraten.“

Was Emin also brauchte, war, wenn möglich, eine sichere, durch Stationen aufrecht erhaltene Verbindung mit der Ostküste, jedenfalls aber und zunächst Zufuhr von ausreichender Munition, Kleidungsstücken und Kriegsbedarf. Emins Notschrei verhallte nicht ungehört. Unser berühmter Landsmann Schweinfurth (vgl. Kapitel III) erinnerte, nachdem er Emins ersten Brief durch Junker erhalten hatte, die Regierung in Kairo an ihre Pflicht, dem tapferen, verlorenen und vergessenen Beamten und Gouverneur nunmehr mit aller Macht zu helfen. Allein Nubar Pascha erklärte ihm kaltblütig, die Äquatorialprovinz gehe jetzt Ägypten nichts mehr an, es habe sie aufgegeben. Erst nach langen Verhandlungen verstand sich die ägyptische Regierung dazu, zur Unterstützung des „Getreuen" die Summe von 200000 Mark zu zahlen. Dazu brachten dann englische und schottische Kapitalisten, besonders der Vorsteher der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, noch etwa 250000 Mark für eine große Unternehmung zu Gunsten Emins zusammen. Die Summe des überhaupt aufgebrachten und verbrauchten Geldes betrug zuletzt etwa 650000 Mark. Indessen galt diese „Opferwilligkeit" nicht sowohl dem Menschen Emin als seiner Provinz und seinem Elfenbein. Wie sollten auch geriebene schottische und englische Großhändler darauf kommen, bedeutende Summen aufzuwenden, um irgend einen ihnen bis dahin selbst dem Namen nach unbekannten ägyptischen Beamten aus dem Sudan herauszuholen! Man rechnete darauf, Emin an der Spitze von 2000 disziplinierten Leuten zu finden; man glaubte ihm bloß Munition bringen zu müssen, um sich der äquatorialen Provinz für England zu versichern. Dann konnten mit Hilfe von Emins Truppen die großen zwischen den Seen gelegenen Negerreiche Unjoro und Uganda erobert und der Weg nach Mombas eröffnet werden. Auch die großen Elfenbeinvorräte, die sich im Besitze Emins befinden sollten, — man sprach von 4000 Centnern — lockten diese geschäftsgewandten Kaufleute; sie durften hoffen mit dem Unternehmen, welches sich der Welt gegenüber als eine That hochherziger Menschenfreundlichkeit darstellte, ein recht nettes Geschäft zu machen.

Das nunmehr gebildete „Eminentsatzkomitee" ersah sich Stanley zum Chef der auszusendenden Expedition. Dieser befand sich gerade in Amerika auf einer großen und sehr gewinnbringenden Vorlesungsrundtour, da erhielt er von seinem Freunde Mackinnon, dem Leiter des Unternehmens, die telegraphische Aufforderung sofort zurückzukehren. „Fonds beschafft. Geschäft dringend." Stanley antwortete „all right", ließ sein amerikanisches Vorlesungspublikum und sein Honorar im Stich — konnte er sich doch darauf verlassen, daß

ihn das neue Unternehmen im Falle des Gelingens an Gewinn und Ruhm überreich entschädigen würde — und dampfte mit dem nächsten Schiffe nach England.

Hier traf er am 24. Dezember 1886 ein und besprach sich alsbald mit dem Komitee über den Plan und die Ausrüstung des Unternehmens. Letztere war natürlich eine den reichen Mitteln entsprechend vorzügliche. Man beschaffte die besten Gewehre und reichliche Munition



Stanley mit seinem selbstthätigen Maximgewehr.

sowie Stoffe; denn diese Artikel eben sollten ja Emin zugeführt werden. An Tauschartikeln fehlte es natürlich auch nicht. Außerdem wurde ein praktisch eingerichtetes zerlegbares Stahlboot mitgenommen und eine neue furchtbare Kriegsmaschine, eine automatische Maximmitrailleuse. Sie steht auf einem zusammenlegbaren Dreifuß und trägt eine Art Panzer gegen Pfeilschüsse und Speerwürfe. Durch den Stoß des ersten Schusses wird die Maschine im Gang gehalten; diese führt einen mit Patronen besetzten Gürtel in die Kammer, worauf ein

ununterbrochenes Schnellfeuer erfolgt; Abkühlung wird durch Wasser bewirkt, welches in kleinen Mengen zwischen dem äußern und innern Lauf fließt. In einer Sekunde können 11 Schüsse abgegeben werden.

Gegen den Rat Junkers, Schweinfurths und andrer wählte Stanley nicht den näheren Weg von der Ostküste aus sondern die viel weitere und durch Stromschnellen unfahrbare Kongoroute. Die mannigfachen Gründe, die er hierfür anführt, sind keineswegs stichhaltig und wohl kaum ernsthaft zu nehmen. Ist Stanley doch selbst auf dem andern Wege zurückmarschiert, und ist doch Dr. Peters mit ungleich geringeren Mitteln und mit Verlust von nur wenig Menschen auf ihm bis nahe an Emins Provinz herangekommen. Warum hätte Stanley das nicht auch gelingen sollen? Und die zarte Rücksicht auf die Deutschen! Sie hätten es — so meint er — übel nehmen können, wenn seine Karawane durch ihr Gebiet gezogen wäre. Als hätte er sich später im geringsten um die Empfindungen der Deutschen gekümmert! Der wahre Grund für diese auffallende Wahl des Weges ist wohl sicher der gewesen, daß er möglichst weit durch unbekannte Gegenden zu ziehen wünschte, um möglichst viel Entdeckerruhm zu ernten.

Vor seiner Abreise von Europa begab sich Stanley noch zum König der Belgier und empfing von ihm den Auftrag, Emin das Anerbieten zu machen, daß er gegen ein von ihm selbst zu bestimmendes Jahresgehalt in die Dienste des Kongostaates treten und seine Provinz für diesen weiter regieren möge. Auch von seinen britischen Freunden nahm Stanley, wo nicht bestimmte Aufträge, so doch jedenfalls Weisungen des Inhaltes mit, daß Emin, seine Soldaten und ein Elfenbein wenn möglich für die britische Gesellschaft gewonnen werden solle.

Ende Januar 1887 war Stanley bereits in Kairo und erhielt hier von der ägyptischen Regierung einen Ferman für Emin Pascha, der diesem die vollständige Freiheit gewährte, „entweder nach Kairo abzumarschieren oder mit den Offizieren und Mannschaften dort zu bleiben;“ das Gehalt solle bezahlt werden, aber wenn er bleibe, dürfe er in Zukunft keine Hilfe von der Regierung erwarten. Am 22. Februar landete Stanley in Sansibar, sandte von dort Eilboten mit einem Briefe an Emin ab, die insgeheim den Landweg nehmen sollten, und erlangte vom Sultan von Sansibar, daß dieser die Verwaltung des nördlichen Küstenstreifens der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft übertrug. Auch hierdurch zeigte er, daß sein ganzes Werk im Grunde den Interessen dieser Gesellschaft dienen sollte. Dann unterhandelte er mit dem schwerreichen, ungekrönten Könige

von Centralafrika, dem berüchtigten Hauptsklavenjäger Tippu Tip (S. 13), um dessen Hilfe zu gewinnen. Nach langem Feilschen erklärte sich dieser schlaue und gewinnsüchtige Halbaraber bereit, 600 Träger für die Reise von den Stanleyfällen nach dem Albertsee und zurück zu stellen, wofür er 120 Mark für den Mann bekommen sollte. Diese Träger sollten dazu dienen, die erträumten 75 Tonnen Elfenbein, die einen Wert von über einer Million Mark repräsentieren sollten, aus der Äquatorialprovinz nach dem Kongo zu schaffen und so dem Komitee zu einem ansehnlichen Gewinn zu verhelfen. Stanley ging aber noch weiter; er machte recht eigentlich den Bock zum Gärtner, indem er Tippu Tip im Namen des Kongostaates — von Brüssel holte er rasch die telegraphische Genehmigung ein — zum Gouverneur der Station an den Stanleyfällen ernannte, die jüngst eben von Leuten Tippu Tips überfallen und infolgedessen verlassen und zerstört war. Er hoffte dadurch „die Araber an der Fortsetzung ihrer verwüstenden Thätigkeit unterhalb der Fälle zu verhindern." Tippu Tip sollte Gehalt vom Kongostaat beziehen, dafür sich aber verpflichten, unterhalb der Fälle Sklavenhandel weder zu treiben noch zu dulden; die Katze sollte das Mausen lassen. Der Erfolg dieser gefährlichen Verbindung mit dem über 3000 Gewehre gebietenden abgefeimten Handelsmann war der, daß Stanley selbst ihn am Ende öffentlich des Vertragsbruchs zieh und einen Schadenersatzprozeß auf 200000 Mark in Sansibar gegen ihn anstrengte.

Tippu Tip.

Da alle Vorbereitungen durch Stanleys Agenten bereits getroffen waren, konnte der Dampfer „Madura" bereits am 25. Februar mit der gesamten Expedition nach Kapstadt in See gehen. An Bord befanden sich außer dem Führer noch 9 englische Offiziere und Ärzte,

61 sudanesische Soldaten, 13 Somali, 3 Dolmetscher und 620 sansibaritische Träger. Außerdem hatte Tippu Tip mit 96 Begleitern freie Überfahrt. Zwei Stunden nach der Abfahrt von Sansibar brach im Zwischendeck zwischen den Sansibariten und Sudanesen ein wütender Kampf um den Platz aus. Die Leute schlugen mit Planken aufeinander los und warfen sich gewaltige Brennholzstücke an die Köpfe. Das Blut floß bald in Strömen. Ein Befehl konnte in dem Aufruhr nicht gehört werden. Die Offiziere stürzten sich also mit Degen und Stöcken ins Getümmel und prügelten die Wütenden auseinander. Der Arzt fand gleich gehörig zu thun; er hatte unter anderm nicht weniger als 10 Armbrüche zu heilen.

Am 18. März langte die „Madura" zu Banana an der Kongomündung an, und tags darauf fuhr die Expedition in 5 gemieteten Flußdampfern stromaufwärts. Am 21. war sie in Matadi, wo die Schiffahrt durch die Stromschnellen unterbrochen wird. Darum ging es zu Lande weiter bis zum Stanley-Pool. Es begann bei der geringen Fruchtbarkeit der unteren Kongogegenden bald an Nahrungsmitteln zu fehlen, und die Leute, besonders die Sudanesen, erwiesen sich als recht unbotmäßig und schwierig zu behandeln. Stanley selbst geht darüber leicht hinweg, aber aus dem Berichte eines seiner Dolmetscher wissen wir, daß die Sudanesen ungestüm mehr Lebensmittel verlangten und die ganze Karawane auszuplündern drohten; er konnte sie nur durch Nachsicht und weitgehende Nachgiebigkeit beschwichtigen. In Leopoldville am Stanley-Pool herrschte ebenfalls noch Hungersnot; auch war es schwierig, die zur Weiterfahrt erforderlichen Dampfer zu beschaffen. Die Dampfboote des Kongostaates waren in jämmerlichem Zustande und nicht zu brauchen, und der dort stationierte englische Missionar gab sein Dampfschiff erst nach langen Verhandlungen zu dem hübschen Mietspreise von 2000 Mark monatlich her. Endlich hatte Stanley 4 zum Teil recht unbrauchbare Dampfer beisammen und fuhr mit diesen vom 1. Mai bis 15. Juni von Leopoldville den ruhig strömenden bleifarbenen Kongo mit seinen einförmig dunkeln Waldufern und seinen zahllosen Inseln bis zur Aruwimimündung hinauf, dann diesen bedeutenden rechten Nebenfluß des Kongo bis zu dem Punkte, wo die ersten Stromschnellen die Weiterfahrt unmöglich machen. Hier in den Dörfern von Jambuja langte die Flottille am 15. Juni 1887 an. Tippu Tip mit seinen Begleitern war schon vorher auf einem der Schiffe nach seiner neuen Residenz, der Station „Stanleyfälle" am oberen Kongo, befördert worden.

Stanley errichtete an diesem äußersten, mit Schiffen zu erreichen-

den Pikikte ein festes Lager und ließ hier den Major Barttelot und Jameson mit einer aus 129 Mann, darunter 87 Gewehrträgern bestehenden Nachhut zurück. Diese sollte einen Teil der Expedition, der aus Mangel an Transportmitteln vorläufig noch unter Troup, Ward und Bonny am Kongo zurückgeblieben war, sowie die 600 von Tippu Tip versprochenen Träger erwarten und dann so schnell als möglich auf dem von Stanley durch Baumeinschnitte und andern Marken kenntlich gemachten Wege nachrücken.

Stanley selbst verließ mit 389 Mann, darunter 357 mit Gewehren bewaffneten, am 28. Juni 1887 Jambuja und zog ostwärts, dem Lauf des Aruwimi folgend, durch den ungeheuern centralafrikanischen Urwald. Er hatte seine Kolonne wieder in eine Vorhut, Hauptkolonne und Nachhut geteilt. Die Vorhut, die er selbst führte, bestand aus 50 ausgesuchten Sudanesen, die keine Lasten trugen, sondern mit Äxten und Haumessern den Weg durch das Gestrüpp und die Schlinggewächse zu bahnen hatten. Die Nachhut, die ebenfalls keine Lasten trug, bestand aus 30 Mann und hatte die Nachzügler unter allen Umständen vorwärts zu treiben; denn jeder Zurückbleibende war unwiederbringlich verloren. Zwischen Vor- und Nachhut zog sich das Gros, die eigentlichen Träger, in langgedehntem Gänsemarsch unter lautem Geschrei durch den naßkalten, insektendurchwimmelten, dämmrigen Urwald.

Den Marsch durch die Waldregion zwischen dem Kongo und dem Grasland hatte Stanley in England auf zwei Wochen berechnet, er dauerte aber hundertsechzig Tage, vom 28. Juni bis zum 4. Dezember; täglich konnten im Durchschnitt nur etwa 8 Kilometer zurückgelegt werden. Es war eine harte Leistung und die Expedition war, besonders in der Zeit vom September bis Mitte November, der Vernichtung ganz nahe. Stanley schildert diesen Marsch durch den Wald in einem seiner Briefe mit folgenden Worten:

„Denken Sie sich ein düsteres schottisches Unterholz, vom Regen triefend, erfüllt von dem undurchdringlichen Schatten alter, 100 bis 180 Fuß hoher Bäume; Sträucher und Dornen in Fülle; träge dahinschleichende Bäche, sich durch die Tiefen des Gestrüppes windend und manchmal den tiefen Nebenfluß eines großen Stromes; stellen Sie sich diesen Wald und dies Gestrüpp in allen Stadien des Wachstums und der Vermoderung vor, daneben alte Bäume, welche sich gefährlich hinüberlehnen; Ameisen und Insekten aller Arten, Farben und Größen umherschwirrend; über uns Affen und Schimpanse; seltsame Töne aller möglichen Tiere; Zwerge mit vergifteten Pfeilen in sicherem Hinterhalte versteckt, starke braune Ureinwohner

mit entsetzlich scharfen Speeren unbeweglich wie tote Stümpfe dastehend; Regen jeden Tag herabträufelnd: eine unreine, Fieber und Ruhr erzeugende Atmosphäre; ein ewiges Düster während des Tages und dichte fast greifbare Finsternis während der Nacht, so können Sie sich einen Begriff machen von den Mühseligkeiten, welche wir vom 28. Juni bis zum 4. Dezember 1887 erduldet haben. Bis wir den Fuß auf das Grasland setzten, ungefähr 50 Meilen westlich vom Albertsee, wurden wir niemals von den Eingebornen mit einem Lächeln begrüßt oder irgend einem Zeichen eines freundlichen Gedankens oder moralischen Gefühls. Die Eingebornen sind wild, gänzlich roh und unverbesserlich rachsüchtig. Auch die Tiere sind so unbeschreiblich wild und unnahbar, daß die Jagd kein Vergnügen gewährt (natürlich! bei dem lauten Lärm der Karawane). Die Oberfläche des Flusses spiegelt die schwarzen Wände des Waldes und ist dunkel und eintönig. Der Himmel sieht die halbe Zeit so aus, wie ein Winterhimmel in England. Bricht die Sonne durch das schwarze Gewölk, das sie umgibt, und treibt ein günstiger Wind die Dunstmassen unter den Horizont, so ist es nur, um uns mit einer kurzen Erscheinung von glänzendem und schönem Grün zu foppen."

Stanley erklärte sich das scheue und tückische Wesen der Eingebornen aus moralischer Verderbtheit; es hatte aber seinen guten Grund in den Raubzügen der Araber, die — wie sich bald zeigen sollte — in diesem ungeheuern, von Europäern noch nie betretenen Walde bereits ihr grausames Vernichtungswerk betrieben. Die Eingebornen ließen, wenn der Zug sich nahte, bis auf 16 Kilometer Entfernung die Warnsignale ihrer großen Kriegstrommeln erschallen. Dann verließen sie ihre im Walde und besonders am Flusse gelegenen Ansiedlungen, und steckten um dieselben und auf die schmalen, ewig schlüpfrigen Pfade spitze, vergiftete und wohlverdeckte Hölzer in den Boden, die den nackten Fuß der Träger verwundeten und dann unerträgliche Schmerzen und brandige Geschwüre verursachten. Andrerseits thaten aber auch die Leute der Expedition herzlich wenig, um sie zu gewinnen. Die leerstehenden Dörfer plünderten sie, kam es einmal zu einem Tauschgeschäft, so hielten sie leicht die für die hier doch so seltenen Lebensmittel geforderten Preise für viel zu hoch; dann wurden, statt weiter zu handeln, bewaffnete „Fouragierer" ausgesandt, die die Lebensmittel dann freilich billiger erwarben; „um drei Uhr nachmittags war Nahrung genug für zehn Tage im Lager" heißt es dann trocken. Bei der geringsten Feindseligkeit der Eingebornen wurde sofort mit den überlegenen Waffen gefeuert. Die Eingebornen wehrten sich mit hölzernen vergifteten Pfeilen, welche

Wunden verursachten, die nicht größer waren, als ein Stecknadelknopf, trotzdem aber häufig Starrkrampf und Tod herbeiführten; auch Leutnant Stairs erhielt am 13. August eine solche Wunde gerade unter dem Herzen, genas aber davon.

Der Transport des zerlegten Stahlbootes bereitete natürlich in dem unwegsamen Dickicht ganz besondere Schwierigkeiten, daher ließ es Stanley zusammensetzen und auf den Fluß bringen. Nun wurde es aus einem Hindernis ein Beförderungsmittel; samt einer Anzahl den Eingebornen weggenommener Kähne diente es zum Transport der Kranken und einer Menge von Lasten, so daß ein großer Teil der Träger stets unbelastet marschieren konnte; allerdings bewiesen die Sansibariten sich als höchst ungeschickte Steuerleute und Ruderer, und manche wertvolle Last versank in den Fluten des Aruwimi.

Das Schlimmste war neben dem fortwährenden Regen und Gewittersturm der Mangel an Lebensmitteln. Fanden die „Fouragierer" keine Niederlassungen mit Bananen oder Paradiesfeigen, so mußte man sich kümmerlich von Pilzen, Schwämmen, Beeren und Waldbohnen nähren. Infolge dieses fortgesetzten Mangels an ausreichender Kost und der unaufhörlichen Beschwerden des Marsches riß bald Krankheit und Mutlosigkeit ein; die eine der vier Compagnien der Vorhut zählte auf 63 Gesunde 21 Kranke.

Am 1. September traf die Expedition mit einigen Manjema, Sklaven des Arabers Ugarrowa zusammen, der einige Tagemärsche oberhalb am Flusse mehrere Hundert Bewaffnete in einem Lager vereinigt hatte. Von diesem Augenblick begann die Desertion und Neigung zur Meuterei bei den Leuten der Expedition. Fast täglich waren einige unter Mitnahme von Waffen, Munition und andern wertvollen Gegenständen verschwunden. Stanley drohte jeden zu hängen, der ein Gewehr, „die Seele des Mannes", stähle und führte seine Drohung auch wiederholt aus. Bei Ugarrowa kam man am 17. September an. Hier erholte man sich einen Tag; die Kranken wurden gegen ein Pflegegeld von 20 Mark pro Kopf und Monat zurückgelassen, dann ging es wieder in die Wildnis hinein. Weiter oberhalb befand sich die Niederlassung des Arabers Kilonga-Longa; auf diese strebte man zu und traf bereits am 30. September mit einigen zu ihm gehörigen Manjemasklaven zusammen. Aber noch ehe man dort angelangt war, mußte man 52 vollständig Marschunfähige und den Kapitän Nelson, der durch bösartige Geschwüre ganz entkräftet war, am Flusse zurücklassen an einem schauerlichen Orte, den Stanley also schildert: „Es war eine Terrasse, rundherum von Felsen umschlossen, von den dunkeln, vom Flußrande

bis zur Höhe von etwa 185 Metern aufsteigenden Waldungen eingeengt und von dem unaufhörlichen Tosen umgeben, welches der kochende, wirbelnde Strom und die beiden sich gegenseitig an Getöse überbietenden Wasserfälle verursachten. Die Phantasie schaudert bei dem Gedanken an die hilflose Lage der Verkrüppelten, die verdammt waren, unthätig zu sein, jeden Augenblick das schreckliche Getöse der erzürnten, in unversöhnlicher Wut dahinstürmenden Gewässer und den eintönigen, anhaltenden Donner der fallenden Wassermassen zu hören und auf die dunkeln, unbarmherzigen Wälder hinabzublicken, welche sich flußaufwärts und rundherum ausdehnen."

Stanley selbst wollte mit den übrigen so schnell als möglich zu Kilonga-Longa vorrücken und den Hilflosen dann von dort aus Lebensmittel zusenden. Er hoffte, daß diese in ungefähr neun Tagen ankommen würden. Die Zurückgelassenen warteten Tag für Tag mit Schmerzen, aber statt der erhofften Erretter kamen nur Deserteure, die von furchtbaren Leiden berichteten. Durch diese wuchs die Zahl der Elenden auf 60. Endlich am dreiundzwanzigsten Tage kam Jephson mit Trägern und Lebensmitteln von der arabischen Niederlassung zurück. Er fand im „Hungerlager" nur noch 8 Lebende und von diesen erreichten auch nur 5 das arabische Lager. Die übrigen waren verhungert, auch Kapitän Nelson war nur noch ein Sack Knochen ohne eine Unze Fleisch.

Stanley erreichte Ipoto, die Niederlassung Kilonga-Longas am 18. Oktober. Der Araber selbst war abwesend, aber 3 seiner Manjema-Führer und etwa 150 Bewaffnete waren zugegen. Stanley entwirft von dem Thun und Treiben dieser Banditen ein schauerliches Bild. Um jede solche arabische Niederlassung kann man mit dem Zirkel einen Kreis schlagen, der ein Gebiet von 100 bis 130000 Quadratkilometern umfaßt. In jedem derselben mordet und plündert ein halbes Dutzend entschlossener Schurken mit Hilfe einiger Hundert Banditen. Alle erwachsenen männlichen Einwohner werden getötet, die Mädchen in die Harems verteilt, die Knaben in den Waffen geschult. Sobald sie herangewachsen sind, erhalten sie ebenfalls Weiber und werden zu den blutigen Abenteuern zugelassen. Der Hauptnutzen fällt großen Unternehmern wie Tippu Tip oder Seid ben Abed zu; diese bewaffnen die Karawane und senden sie aus, bleiben aber selbst ruhig am Lualaba und genießen ihren Reis, Pilaf und die Freuden ihres Harems. Die Unterführer stürzen sich unterdessen ohne Gnade auf jede Niederlassung der ahnungslosen Eingebornen, um eine möglichst große Beute von Kindern, Herden, Geflügel und Elfenbein zu machen. „Jeder Elefantenzahn, jedes Stück und

aller Abfall, kurz alles, was sich davon im Besitz eines arabischen Händlers befindet, ist in Blut getaucht und damit gefärbt. Jedes Pfund Elfenbein hat das Leben eines Mannes, einer Frau oder eines Kindes gekostet, für jede 5 Pfund ist eine Hütte niedergebrannt, für jede 2 Zähne ein ganzes Dorf zerstört, für jede 20 Zähne die Vernichtung eines ganzen Distrikts mit seiner Bevölkerung, seinen Dörfern und Pflanzungen als Preis bezahlt worden."

Durch die Berührung mit den Manjemasklaven Kilonga-Longas fielen die Sansibariten der Expedition einer raschen Demoralisation anheim. Die gedankenlosen Burschen ließen sich von jenen überreden, für die heißersehnten Maiskolben alles zu verkaufen, selbst die Gewehre und Munition. An Hohnreden und brutalen Mißhandlungen seitens der Manjema fehlte es dabei auch nicht; es schien fast so, als solle die ganze Expedition in die Sklaverei jener Sklaven verfallen. Stanley schritt gegen das Gewehrverkaufen seiner Leute mit Peitschenhieben, ja mit Hängenlassen ein, mußte aber doch die Manjema durch wertvolle Geschenke, eine seidene Decke, eine goldene Uhr im Werte von 1000 Mark günstig zu stimmen suchen.

In Ipoto ließ er den Doktor Parke, den aus dem „Hungerlager" herbeigekommenen Kapitän Nelson und 39 Kranke, sowie das Boot zurück und trat mit den übrigen am 27. Oktober den Weitermarsch an. Dieselben Strapazen und Entbehrungen wie vorher: gestürzte Baumriesen, Schlinggewächse, Regen, versteckte Eingeborene, Zwerge mit vergifteten Pfeilen, Hungern, Stehlen, Desertieren. Endlich kam man über den Verwüstungsbereich der Manjema hinaus, und nun war das Schlimmste überstanden. Man fand in der Lichtung zu Ibwiri am 10. November die erste unverwüstete Ansiedelung und in ihr freundliche Bewohner und einen Überfluß von Bananen, Mais, Yams, Geflügel und Ziegen. Alle waren aber auch durch die dreiundsiebzigtägige Hungersnot zu Gerippen abgemagert und hatten eine vierzehntägige Erholungspause dringend nötig.

Am 24. November wurde weiter marschiert, diesmal voll Hoffnungsfreudigkeit; denn das Ende des fürchterlichen Urwaldes sollte nicht mehr weit sein; und in der That erblickte Stanley am 30. November vom Gipfel eines Berges zum erstenmale in der Ferne Weideland und mit Gras bedeckte Abhänge. Am 4. Dezember endlich trat die Karawane hinaus auf eine weite Ebene in das hellste, angenehmste Tageslicht, den warmen, herrlichen Sonnenschein. Alles setzte sich in Laufschritt. Der blaue Himmel über ihnen war ihnen noch nie so groß und hoch, so rein und heiter erschienen. Das

junge Gras bewegte sich vom sanften Winde geliebkost hin und her, Vögel segelten durch die klare Luft, Elenantilopen und Büffel betrachteten verwundert die Ankömmlinge. Solange der Atem vorhielt, lief die ganze Karawane, denn schon das bloße Laufen war ein lange entbehrtes Vergnügen. Alle fühlten sich wie aus einem Kerker befreit; denn hinter ihnen lag in unregelmäßiger aber scharfer Grenzlinie der düstere und traurige Wald. Freilich waren von 389 Mann nur noch 174 übrig.

Das Weideland, welches die Expedition nun betreten hatte, ging nach Osten zu in ein kaltes und feuchtes Hochplateau über,

Stanley auf dem Marsche.

welches zum Albertsee 750 Meter tief steil hinabstürzt, zwischen sich und dem See aber Raum für eine mehrere Kilometer breite Ebene läßt. Es war je weiter nach Osten um so bevölkerter und bot demgemäß großen Reichtum an Lebensmitteln. Die erste Kuh, welche sichtbar wurde, wurde von den Schwarzen mit dem Freudengeschrei begrüßt: „Rindvieh, ah Rindvieh! Rindvieh, was machst du? wir haben dich nicht gesehen, seit wir jung waren.“ Leider begann sofort wieder das sogenannte „Fourragieren“, welches Bananen, Paradiesfeigen, Ziegen, Hühner u. s. w. lieferte. Kein Wunder, daß die Einwohner sich dem gegenüber, so gut sie konnten, mit ihren Pfeilen zur Wehr setzten. Der Widerstand wurde immer heftiger. Die Leute

des Häuptlings Masamboni sammelten sich zu vielen Hunderten. Zu langen Verhandlungen und allmählichem Gewinnen der Freundschaft dieser Leute fehlte es Stanley an Zeit und Geduld. In seiner rücksichtslosen Art bediente er sich kürzerer und, wie er meinte, wirksamerer Mittel, den Weitermarsch zu erzwingen. Er erteilte den Eingebornen „exemplarische Lehren" und „erledigte die Angelegenheit gleich gründlich." „Die Wincheſtergewehre arbeiteten vorzüglich" und in wenigen Sekunden war „das Nest der aufrührerischen und unbotmäßigen Burschen, die so laut nach Krieg geschrien hatten, zerstört." Das Dorf wurde im Sturm genommen und in Brand gesteckt, dann zum Angriff auf die andern Niederlassungen vorgegangen. „Das Feuer übte eine höchst besänftigende Wirkung auf die Nerven der Eingebornen." In der That, es mußte diesen eine neue Bestätigung ihrer alten Erfahrung sein, daß vom Westen her „nie gute Männer kämen." So kämpfend, siegend, fouragierend und verbrennend zog Stanley dahin, bis er am 13. Dezember mittags vom Rande des Plateaus den großen See in leichten Nebel gehüllt tief unten zu seinen Füßen sah.

Der Abstieg war beschwerlich und bei dem Nachdrängen der nun wieder Mut fassenden Eingebornen gefährlich. Unten in der Strandebene erwiesen sich die Eingebornen höflich abwehrend; sie vermieden offene Feindseligkeiten, zeigten aber deutlich, daß sie die Ankömmlinge am liebsten wieder fort haben wollten. An Produkten gab es fast nur Fische und Salz, und von einem weißen Manne mit einem „Rauchkahne" wollten die Eingebornen seit vielen Jahren nichts gesehen haben. Geeignete Schiffe, um über den See zu fahren, gab es nicht, ebensowenig große Bäume, aus denen man solche hätte machen können. Nach längerer Überlegung beschloß daher Stanley, die achtzehn Tagemärsche nach Ibwiri zurückzukehren, dort ein starkes befestigtes Lager zu bauen, die Kranken, Waren und das Stahlboot, die bei Kilonga-Longa zurückgelassen waren, sowie die bei Ugarrowa verbliebenen Genesenden dorthin zu bringen, ferner die Nachhut des Majors Barttelot (S. 389) heranzuholen und dann gemeinsam nach dem See zurückzukehren. Demgemäß stieg man am 16. Dezember den steilen Plateauabhang wieder hinauf, den man vor vier Tagen heruntergestiegen war. Wiederum wurden „thatkräftige Operationen", „scharfe und strenge Lektionen" bei der „unvergleichlichen Unverschämtheit und Kühnheit" der Eingebornen nötig.

Am 7. Januar 1888 erreichte die Expedition wiederum Ibwiri, wo aber die Bewohner ihre hübschen Wohnungen „in ihrer mürrischen Grämlichkeit" selbst verbrannt hatten. Doch fanden sich die

schönsten Bretter und großen Maisvorräte noch in Verstecken vor, und es wurde nun sofort mit dem Bau des „Friedensforts" Bodo begonnen. Ein starker Pallisadenzaun mit Wallgang und 3 Türmen sicherte die Festung. Außerhalb wurden Mais-, Bohnen- und Tabakfelder angelegt, die bald reichen Ertrag lieferten. Die in der Nähe befindlichen Zwergenlager wurden angegriffen und zerstört, auch eine nette $1^1/_3$ Meter große Zwergenkönigin gefangen. Ratten, Flöhe, Moskitos, rote Freßameisen und Schlangen machten sich sehr lästig, Elefanten brachen häufig in die Felder ein. Leutnant Stairs holte die mit dem Kapitän Nelson bei Kilonga-Longa Zurückgelassenen (S. 393) samt dem Stahlboot; er brachte von 39 aber nur 11; die übrigen waren gestorben oder fortgelaufen. Nach kurzer Rast wurde er abermals entsandt, um die bei Ugarrowa (S. 391) verbliebenen Kranken zu holen. Ihn begleiteten 20 freiwillige und durch eine Extrabelohnung von 200 Mark angespornte Boten, die dem Major Barttelot ein Schreiben Stanleys überbringen sollten; denn schon regte sich die Sorge um das Schicksal der Nachhut, von der man solange nichts gehört hatte.

Stanley dagegen, der im Fort eine einmonatliche Magenentzündung überstanden hatte, zog, nachdem er dem Kapitän Nelson das Kommando über Fort Bodo und 49 Mann Garnison übergeben hatte, mit 126 Mann, dem Stahlboot und Doktor Parke am 2. April wieder zum Albertsee, um nun wirklich Emin Pascha aufzusuchen. Dieser hatte inzwischen von der Ankunft eines Weißen am Südende des Albertsees gehört und hatte sich mit einem Dampfer aufgemacht, ihn zu suchen. Ihn selbst hatte er nicht mehr getroffen, aber einem dortigen Häuptling ein in schwarze Wachsleinwand gehülltes Schreiben an Stanley übergeben. Die Eingebornen waren über das große eiserne Fahrzeug mit dem „Baum, aus dem soviel Rauch in die Luft stieg", sehr erstaunt gewesen, hatten gehört, wie der Weiße, den sie Malleju d. i. der Bärtige nannten, sich nach seinem Bruder erkundigte, und waren dadurch überzeugt worden, daß Stanley kein Räuber sei und nicht in schlechter Absicht komme, sondern um seinen Bruder aufzusuchen. Infolgedessen fand Stanley jetzt bei Masamboni und seinem Volke friedliche Gesinnung vorherrschend. Er erhielt reichliche Lebensmittel umsonst und bekam am 14. April die erste Kunde davon, daß Emin dagewesen sei. Dann händigte ihm der Häuptling von Kavalli den Brief Emins aus. Er sandte darauf Jephson mit dem Stahlboot über den See nach Mswa, der südlichsten Station Emins, um ihn von der Ankunft des „Retters" zu benachrichtigen und ihn um sofortige Übersendung

von 6—7000 Kilogramm Getreide zu bitten. Er selbst bezog ein Lager am Südende des Sees im Distrikte Kavalli.

Am 29. April nachmittags sah er von seinem Zelte aus einen dunkeln Gegenstand über den See kommen, in dem er alsbald ein Dampfschiff erkannte. Es ging an einer kleinen Insel vor Anker. Ein Boot stellte bald die Verbindung mit dem Lande her und abends um acht Uhr schritten unter allgemeinen Freudenbezeugungen und Flintenschüssen 4 Herren ins Lager. Der eine war Jephson, die andern kannte Stanley nicht. „Ich schüttelte ihnen allen die Hand und fragte, wer Emin Pascha sei. Dann erregte eine etwas

Begegnung zwischen Emin Pascha und Stanley.

kleine zarte Gestalt, welche eine Brille trug, meine Aufmerksamkeit durch die in vorzüglichem Englisch gesprochenen Worte: „ich bin Ihnen viel tausend Dank schuldig, Herr Stanley, und weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen denselben aussprechen soll.“ Man setzte sich an den Eingang des Zeltes, ein Wachslicht erhellte die Scene. Ich hatte eine große hagere Gestalt von militärischem Aussehen in abgetragener ägyptischer Uniform zu sehen erwartet, erblickte statt dessen aber eine kleine schmächtige Figur in einem sauberen weißen Anzug. Das von einem dunkeln graumelierten Barte umrahmte Gesicht zeigte keine Spur von Krankheit oder Sorge, sondern deutete eher gute Körperbeschaffenheit und friedliches Gemüt an. Kapitän Casati

dagegen sah, obwohl er jünger an Jahren ist, hager, von Sorgen aufgerieben, bekümmert und alt aus*).

Emin schenkte zunächst seinem völlig abgerissenen Retter das Nötigste an Schuhen, Kleidern, Wäsche und Lebensmitteln. Man blieb in den nächsten Tagen im Lager zu Nsabe zusammen und Stanley kam allmählich mit seinen Vorschlägen heraus. Nach Ägypten zurückzukehren war für Emin unthunlich, da man ihn dort nicht weiter hätte in einer seinen Leistungen angemessenen Stellung verwenden könne. Auch des Königs Leopold Anerbieten anzunehmen und die Provinz dem Kongostaat zu unterstellen, riet Stanley ihm ab. Dagegen redete er ihm ernstlich zu, den Vorschlag seiner britischen Freunde anzunehmen. Er solle demgemäß an die Nordostecke des Viktoriasees mit seinen Truppen gehen und dort eine Festung erbauen. Stanley werde dann durch Massailand zur Ostküste eilen und „den Beistand der ostafrikanischen Gesellschaft zu Emis dauernder Installierung in Afrika" erlangen, das sollte heißen, er werde ihn

*) Dieses Aussehen Kapitän Casatis war nach dem, was er vor kurzem erlebt hatte, kein Wunder. Gaetano Casati, geboren 1838 zu Monza, erkämpfte sich 1866 den Kapitänsrang, ging dann schon über vierzig Jahre alt nach Nordafrika, wo er mit Junker vereint am weitesten südwärts von allen Europäern vordrang. Als der Mahdiaufstand losbrach, stellte er sich Emin Pascha zur Verfügung und wurde von diesem zu Kabarega, dem Könige von Unjoro, (S. 65) geschickt, um die Verbindung mit der Küste herzustellen. Er wurde vom König gastfrei aufgenommen und höflich behandelt. Aber der Anmarsch der Stanleyschen Rettungskarawane brachte auch ihm Verderben. Kabarega nämlich geriet, als er von dem Anrücken der englischen Karawane hörte, in die größte und, wie wir gesehen haben, keineswegs unbegründete Besorgnis, Stanley wolle Unjoro und Uganda für England erobern. Casati verschmähte es, solange es noch möglich war, zur Küste zu ziehen. Das Emin gegebene Versprechen binde ihn, erklärte er ruhig. Da wurde er im Februar 1888 von den Leuten des Königs überfallen, an das Ufer des Albertsees geführt, daselbst samt seinen Dienern nackt an Bäume gebunden und verlassen. Es gelang den Unglücklichen indessen, sich ihrer Bande zu entledigen, sie irrten am Ufer umher, bis ein Diener einen Kahn entdeckte und in ihm aufs Geratewohl auf den See hinausfuhr. Er begegnete glücklicherweise einem Dampfer Emins, dessen Kapitän sofort dem Pascha Meldung machte. Emin machte sich alsbald auf, fuhr im „Khediv" das östliche Seeufer entlang und wurde von Casati selbst angerufen. Nun wurde Casati aus seiner grauenvollen Lage erlöst; freilich hatte er alles, auch alle seine Aufzeichnungen, verloren, aber kraft seines vorzüglichen Gedächtnisses denkt er seine Erlebnisse dennoch zuverlässig und treu ausarbeiten zu können; es wird ein Buch werden, auf das man wohl gespannt sein darf. Seinem Lebensretter Emin blieb Casati bis zum letzten Augenblick ergeben und hielt in Freud und Leid bei ihm aus, gegen den „Retter" Stanley dagegen entwickelte sich bald in ihm eine gewisse Abneigung, deren Gründe wir wohl verstehen können.

durch die britische Gesellschaft mit dem Auftrage und den Mitteln zur Eroberung des ganzen nördlichen Seengebietes, die Äquatorialprovinz eingeschlossen, versehen. „Ich werde eine englische Gesellschaft veranlassen, Sie und Ihre Truppen zu beschäftigen; wahrscheinlich ist eine solche in diesem Augenblicke bereits gebildet worden, um einen englischen Besitz in Ostafrika herzustellen" — thatsächlich war, wie wir S. 386 gesehen haben, Stanley schon sehr nachdrücklich für die bereits gegründete thätig gewesen. Von der Festsetzung der Deutschen in Ostafrika scheint Stanley wohlweislich nichts gesagt zu haben.

Emin erkannte schon bei diesen Unterredungen, die Anfang Mai stattfanden, daß der eigentliche Zweck der Stanleyschen Expedition war, ihn und seine Truppen für englische Machtgelüste und Handelsgeschäfte zu gebrauchen. „Ich bin den Herren ja recht dankbar für das, was sie für mich gethan haben," sagte er später zu Pater Schynse, „aber der Endzweck der Expedition war mir bereits klar geworden, als ich mit Stanley meine erste Unterredung hatte. Machte er mir auch keine direkten Vorschläge, so fühlte ich doch sofort heraus, daß etwas andres dahintersteckte, als der einfache Wunsch, ein paar ägyptische Beamte heimzuholen." Darum verhielt er sich sehr kühl; es war etwas an ihm, was Stanley „nicht zu begreifen" vermochte. Er erklärte, es käme alles auf die Wünsche seiner 1400 regulären Soldaten an; die 60 ägyptischen Beamten und Offiziere, die bei ihm seien, würden gern nach Ägypten zurückkehren, sie würde er auch gern los werden, da sie ihm nur Schwierigkeiten bereiteten, die Soldaten aber fühlten sich im Lande wohl und hatten außerdem einen zahlreichen Anhang von Weibern und Kindern. Wenn sie nicht fort wollten, so könne er, der Pascha, sie nicht verlassen, weil sie ohne ihn sehr bald verloren sein würden.

Man kam zuletzt überein, daß Stanley zunächst zurückkehren solle, um den verschollenen Major Barttelot und die Nachhut aufzusuchen. Jephson sollte mit einigen Sudanesen bei Emin zurückbleiben. Jenem übergab Stanley auf Emins Wunsch eine Proklamation an die Soldaten Emins, in welcher diesen erklärt wurde, daß der Khedive, ihr Herr, ihnen freistelle, ob sie nach Ägypten gehen oder in Wadelai bleiben wollten, im letzteren Falle handelten sie aber auf eigene Verantwortung und würden nicht mehr als ägyptische Soldaten gelten. Durch die Leute und Vorräte der Nachhut verstärkt, wollte Stanley dann zu Emin zurückkehren, der bis dahin alles zu einem etwaigen Abmarsch vorbereiten sollte.

Demgemäß brach Stanley am 24. Mai 1888 nach rückwärts

auf. Emin hatte ihn mit allem Nötigen ausgerüstet, ihm auch mehrere Soldaten und über 100 Träger aus dem Stamme der Mahdi mitgegeben. Infolgedessen konnte Stanley den Weg vom See zum Fort Bodo, zu dem er das erste Mal über drei Wochen gebraucht hatte, in zweien zurücklegen. Er kam am 8. Juni nach Fort Bodo, wohin inzwischen Leutnant Stairs die Überlebenden von den bei Ugarrowa Zurückgelassenen gebracht hatte (S. 391), es waren nur 14 von 56. Die 20 Boten mit Stanleys Brief an Major Barttelot hatte Stairs am 16. März weiter stromabwärts nach Jambuja gesandt. Der Zustand des Forts und seiner Garnison war befriedigend; eine reiche Maisernte war eingeheimst und es fehlte auch sonst nicht an Nahrungsmitteln. Darum waren die Leute guten Mutes und es meldeten sich, als Stanley fragte, wer die weite Reise nach Jambuja durch den Wald mitmachen wolle, über 100 Freiwillige.

So marschierte denn Stanley am 16. Juni mit 113 Sansibariten und 99 Leuten von Emin wieder vom Fort ab; in demselben blieben Stairs, Nelson und Parke mit 59 Mann zurück. Jeder Träger trug 60 Pfund Mais, auch erwies sich Kilonga-Longa, den man bald erreichte, wohl aus Angst, gastfrei und gefällig; er lieferte einen Teil der auf dem Hinmarsch von den Sansibariten an seine Leute verkauften Gewehre zurück und schenkte Ziegen und Reis. Mitte Juli erreichte man zum Teil in Kähnen stromabwärts fahrend Ugarrowas Lager, fand es aber verlassen. Der Araber war alles verwüstend langsam stromabwärts gezogen. Am 10. August traf man auf sein großes Lager am Flusse und hier fand Stanley zu seiner nicht geringen Überraschung die von ihm an Barttelot gesandten Boten vor. Aber es waren nur noch 16, und von diesen war nur einer ohne Narbe oder Wunde. Sie waren von den Eingebornen für Deserteure angesehen und Tag für Tag angegriffen worden, drei waren mit Pfeilen erschossen, die übrigen hatten mit Wunden bedeckt den Rückzug antreten müssen, waren auf Ugarrowa gestoßen und hatten sich ihm angeschlossen.

Das Schicksal des Majors blieb also nach wie vor in Dunkel gehüllt. Da der Araber noch 3 große Kähne schenkte, so konnte jetzt die ganze Kolonne eingeschifft werden. Immer unruhiger wurde Stanley wegen des Schicksals der Nachhut, auf der doch der eigentliche Erfolg beruhte, denn bei ihr befand sich die Hauptmasse der Lasten. An den schweigenden Waldmauern, an zerstörten Ansiedelungen vorbei ging die hastige Fahrt. Am 17. August sah man von den Kähnen aus ein noch unzerstörtes Dorf, beim Näherkommen

entdeckte man eine feste Umzäunung, wie sie die Eingebornen nicht anzulegen pflegten, dann weiße Gewänder, zuletzt eine rote ägyptische Flagge. Man rief über den Strom: „wessen Leute seid ihr?“ Die Antwort erfolgte in Kisuaheli: „wir sind Stanleys Leute.“ Aussteigend erblickte Stanley auch einen Europäer, den er alsbald als Bonny erkannte. Ihm die Hand drückend sagte er: „Nun, mein lieber Bonny, wo ist der Major?“ „Er ist tot; er ward vor einem Monat von den Manjema erschossen.“ „Guter Gott! Und Jameson?“ „Ist nach den Stanleyfällen gegangen, um mehr Leute von Tippu Tip zu holen.“ „Und Troup?“ „Troup ist krank heimgegangen.“ „So? Und wo ist Ward?“ „Ward ist in Bangala.“ „Dann sind Sie also der Einzige hier?“ „Ja.“

Wie diese Katastrophe eingetreten ist, ist noch nicht hinreichend aufgeklärt. Stanley selbst wälzt in seinem Buche einen großen Teil der Schuld auf den Major und die übrigen Offiziere, von denen er mit beißender Ironie spricht. Aber Stanleys Darstellung ist wie überhaupt, so auch in diesem Punkte einseitig. Vielleicht kommt die volle Wahrheit an den Tag, wenn des Majors hinterlassene Tagebücher und Briefe veröffentlicht sind. So viel steht aber fest, daß Tippu Tip Verräterei geübt hat. Da er die versprochenen Träger nicht stellte, so reisten der Major und Jameson zu wiederholten Malen nach den Stanleyfällen und zurück, um ihn zur Einhaltung seines Vertrages zu veranlassen. Statt Tippu Tips erschien einer seiner Agenten, Namens Selim; der bildete ein großes Lager neben Barttelots, verscheuchte die Eingebornen, die bis dahin willig Nahrungsmittel an Barttelot verkauft hatten, zerstörte seine Kähne und verhinderte den Abmarsch. Endlich im Mai 1888 brachte Barttelot von den Stanleyfällen 400 Manjematräger Tippu Tips nach Jambuja und drei Tage darauf erschien Tippu Tip selber. Er verlangte sofort, daß die Lasten, die nach seiner Behauptung zu schwer seien, umgepackt würden, und es wurde klar, daß er so viel wie möglich von der Munition an sich bringen wollte. Alle irgend entbehrlichen Dinge, darunter auch Stanleys Privatausrüstung — sollte doch Stanley nach den Aussagen zurückgekehrter Deserteure ein „aus 17 Wunden blutender Leichnam“ sein — wurden daher mit einem Dampfer nach Bangala an den Kongo gesandt, und am 11. Juni endlich brach Barttelot mit 900 Männern, Frauen und Kindern auf, um Stanley aufzusuchen. Von seinen eignen Leuten war bereits die Hälfte gestorben, und die Manjema waren ein stets zu Plünderungen und Mausereien geneigtes Gesindel. Man kam nur eine kurze Strecke weit. Denn in Banalja, etwa 140 Kilometer

oberhalb Jambujas wurde Major Barttelot, als er sich in die täglichen Gewohnheiten der Leute mengte und einem Weibe das Lärmmachen verbot, von deren Manne, einem Manjema, durchs Herz geschossen. Darauf folgte eine allgemeine Plünderung der Lasten, an der sich auch die Sudanesen und Sansibariten beteiligten. Das geschah am 19. Juli 1888. Nur mit Mühe gelang es dem einzigen noch vorhandenen Europäer, Bonny, notdürftig die Ordnung wieder herzustellen; der Mörder wurde später erschossen. Jameson war während der Katastrophe noch zurück, kam bald nach ihr in Banalja an, ging dann aber sofort zum achtenmale nach den Stanleyfällen, um Tippu Tip, der dorthin zurückgekehrt war, zur Übernahme der Führung selbst zu bewegen. Schwerkrank fuhr er dann den Kongo hinab und starb zu derselben Zeit in Bangala, wo Stanley in Banalja die traurigen Reste der Nachhut antraf.

Trotz des allgemeinen Elendes, das er vorfand, ärgerte sich Stanley noch ganz besonders darüber, daß sein Privatgepäck zurückgesandt und er dadurch „in den Zustand völliger Nacktheit" versetzt war, so daß er sich selbst ein Paar Hosen von Bonny borgen mußte. Sein Grimm darüber war so groß, daß er dies unter den begangenen Unbegreiflichkeiten als die erste anführt. Auf einer nahegelegenen Insel Bungangeta reorganisierte Stanley die Karawane in dreizehntägiger Rast. Am 31. August marschierte er wieder nach Fort Bodo ab. Dem Marsche stellten sich die gewöhnlichen Schwierigkeiten entgegen. Fast täglich fanden Verluste durch die Giftpfeile der immer dreister werdenden Eingebornen statt, und auch diesmal fehlte es nicht an einem „Hungerlager", in welchem 21 Leute umkamen. Die ganze Reise von Banalja bis Fort Bodo erforderte wiederum 106 Menschenleben von im ganzen 465 Leuten.

In Fort Bodo, welches am 20. Dezember erreicht wurde, befand sich alles wohl, aber keinerlei Nachricht von Emin Pascha und Jephson war eingetroffen. Da nun Emin Fort Bodo zu besuchen versprochen hatte, so fühlte sich Stanley durch dieses Ausbleiben jedes Lebenszeichens beunruhigt und marschierte schon am 23. Dezember wieder zum Albertsee ab; das nunmehr unnütze Fort wurde verbrannt. Da etwa 50 Lasten mehr vorhanden waren als Träger, also teilweise Doppelmärsche gemacht werden mußten, so ließ Stanley Stairs, Parke und Nelson mit den Kranken und überflüssigen Lasten in Kandekore am Ituri, da wo das Grasland beginnt, zurück. Er selbst rückte weiter vor. Am 16. Januar 1889 traf er auf 2 Boten aus Kavalli, die ihm Briefe von Emin Pascha und Jephson überbrachten. Diese enthielten die überraschende Nach-

richt von einer ganz neuen Wendung der Dinge, herbeigeführt durch die Empörung der Truppen des Paschas.

Stanley und seine Karawane waren bei ihrem ersten Eintreffen am Albertsee in einem wahrhaft trostlosen Zustande gewesen. Die 31 Kisten Patronen, die er Emin Pascha übergeben hatte, wollten so gut wie nichts besagen und in allen übrigen Beziehungen waren sie vielmehr von Emin „gerettet" worden, als daß sie ihn gerettet hatten. Ist es da ein Wunder, wenn sich der ägyptischen Offiziere und der sudanesischen Soldaten des Pascha die Überzeugung bemächtigte, Stanley sei gar kein Abgesandter des Khediw, sondern ein Abenteurer, der sie und ihre Familie in die Sklaverei der Engländer habe führen wollen. So unberechtigt war ja diese letzte Ansicht auch gar nicht, da — wie wir erzählt haben — Stanley thatsächlich Emin und seine Truppen in englische Dienste überführen wollte. Die ägyptischen Offiziere und Beamten, ohnehin meistens anrüchige und von der Regierung gleichsam zur Verbannung in den Sudan geschickte Leute, glaubten nicht daran, daß Chartum in die Hände des Machdi gefallen sei und hielten die Briefe des Khediw und seines Ministers, die Jephson ihnen vorlas, für gefälscht. Die Soldaten wurden durch Reden und Schreiben in diesem Sinne bearbeitet.

Wie wir gesehen haben (S. 399 unten), sollte Emin mit Jephson die sämtlichen Stationen bereisen, die Briefe der ägyptischen Regierung und die Proklamation Stanleys den Truppen vorlesen und sie auffordern, sich dem Rückzuge in Stanleys Begleitung anzuschließen. Auf dieser Reise kamen nun die beiden am 13. August 1888 in einer der nördlichen Stationen, Namens Labore (s. die Karte S. 371), an, wo ein gewesener Sklave Surur Aga kommandierte, zu dem der Pascha kein Vertrauen hatte.

„Es war auffällig, daß, während Jephson die Briefe vorlas und nachher zu den Leuten sprach, einige von diesen unaufmerksam waren und miteinander flüsterten; sie schienen unruhig und mißtrauisch. Nachdem die Briefe verlesen waren, trat ein großer, bäurisch aussehender sudanesischer Soldat mit einer Art Bulldoggengesicht aus den Reihen und rief in lautem Tone: „Alles, was Ihr sagt, ist falsch: diese Leute sind nicht aus Ägypten gekommen und Eure Briefe sind Fälschungen. Es gibt bloß einen Weg nach Ägypten und der führt über Chartum; wir kennen nur diesen Weg und wollen ihn gehen oder hier in diesem Lande leben und sterben." Der Pascha faßte sofort den Kerl beim Kragen und versuchte ihm das Gewehr zu entwinden, indem er zugleich seinen 3 Ordonnanzen zurief, ihn zu verhaften und in das Gefängnis zu bringen. Jetzt entstand

eine Scene des Tumults, welche aller Beschreibung spottet. Die Soldaten umringten mit lautem Geschrei und Verwünschungen den Pascha und Jephson, luden ihre Gewehre und schlugen dieselben auf die beiden an. Der Lärm und das Geschrei waren schrecklich und während einiger Minuten ließ sich das Ende nicht übersehen."

Es gelang diesmal den bedrohten Europäern noch, nach einer langen Erörterung mit heiler Haut davon zu kommen. Inzwischen war aber Fadl el Mulla Aga, der Befehlshaber einer kleineren Station, mit einer Anzahl Soldaten nach Dufile südlich von Labore gekommen, hatte die dortigen Truppen bearbeitet, den getreuen Kommandanten entsetzt und eingesperrt und sich selbst der Regierung bemächtigt. Emin und Jephson bekam von diesem Ereignis Kunde, als sie auf dem Wege von Labore nach Dufile waren. Sie waren nun wie in einer Falle eingeschlossen, vor sich und hinter sich hatten sie die Rebellen, links den Nil, rechts das wilde Land mit seinen wilden Bewohnern. Die einzige Rettung bestand darin, so schnell wie möglich vorwärts nach Dufile zu eilen und, wenn möglich, die Rebellion zu unterdrücken. Allein das gelang nicht. Als der kleine Zug Emins am 20. August in Dufile anlangte, war der ganze Ort voll Menschen, die gekommen waren, die Demütigung ihres Gouverneurs mit anzusehen. Die sonst beim Einzug des Paschas üblichen Salutschüsse und Begrüßungen fehlten diesmal. Statt dessen war nur Gleichgültigkeit oder Verachtung und Hohn auf den Gesichtern wahrzunehmen. Die Soldaten stürzten sich auf das Gefolge des Paschas, um es zu entwaffnen und ins Gefängnis zu schleppen. Ein Offizier trat vor und erklärte dem Pascha, er sei in seinem eignen Hause verhaftet und würde wegen Verrates gegen den Khediw und Ungerechtigkeit gegen seine Offiziere unter Anklage gestellt werden. Darauf wurden Emin und Jephson als Gefangene behandelt und von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten.

Die Meuterer beriefen nun die Offiziere aller Stationen zur Beschlußfassung über die Gefangenen nach Dufile. Vor diesem Tribunal sollten sich Jephson und der Pascha verantworten. Zuerst wurden die 3 Ordonnanzsoldaten Jephsons vorgeladen und mit Ketten bedroht, falls sie nicht wider ihre Herren aussagten. Allein sie bewiesen sich mutig, zeigten ihre mit Halbmond und Stern gezeichneten Gewehre vor zum Beweise, daß sie ägyptische Soldaten seien, und exerzierten, als dies den Rebellenoffizieren noch nicht zu genügen schien, ihnen auch nach dem ägyptischen Reglement etwas vor.

Dann ward Jephson vor die Versammlung geführt und genau über die Expedition und ihre Ziele ausgefragt. Seine Erzählung

fand keinen Glauben, und als Jephson den Brief des Khediw vorlegte, verglich man dessen Unterschrift mit der Unterschrift einiger in den Händen der Rebellenoffiziere befindlichen Erlasse. Einige Minuten schien man unsicher; dann aber erhob sich der erste Sekretär, warf den Brief Jephson vor die Füße und rief aus: „Der Brief ist eine Fälschung und Ihr und Euer Herr seid Schwindler.“ Dann folgte ein allgemeines wüstes Geschrei; man sprach davon, Stanley bei seiner Rückkehr zu fangen, zu berauben und in die Wildnis zu jagen. Dann wurde Jephson in sein Haus zurückgeführt.

Es begann nun für die beiden Europäer die Zeit einer sehr peinlichen Gefangenschaft. Sie waren in einem engen Raume eingeschlossen und bewacht, hatten keinerlei Beschäftigung und wurden von den Rebellen vielfach gedemütigt und beleidigt. Die Offiziere und Soldaten lebten in Zügellosigkeit und waren die zweite Hälfte des Tages meistens betrunken. Das Leben der Gefangenen hing mehrmals an einem Fädchen. „Wenn die Meuterer — schreibt Jephson — in ihrem höchst erregten Zustande in der Lage gewesen wären, dem Pascha irgend einen einzelnen Akt der Ungerechtigkeit oder Grausamkeit oder Vernachlässigung seiner eignen Leute nachzuweisen, so würde er sicherlich sein Leben in dem Aufstande verloren haben.“

Diese Gefangenschaft dauerte drei Monate. Die Rettung kam von der Seite, von der man sie am wenigsten hätte erwarten sollen, von den Mahdisten. Es kam die Nachricht, daß diese mit 3 Dampfern sich der alten Station Lado bemächtigt hatten und im Anmarsch auf Redjaf seien. Darauf erschienen am 17. Oktober unter einer Parlamentärflagge 3 Pfau-Derwische mit einem Schreiben von Oman Sali, dem Befehlshaber der „Glaubenstruppen“ an Emin des Inhalts, er solle sich und seine Provinz übergeben und zu Oman kommen; dieser sei vom Mahdi beauftragt, ihn zu ehren und für ihn zu sorgen, und Emin werde dann einer der wahren Gläubigen werden. Die Rebellenoffiziere bemächtigten sich des Briefes, legten die Derwische in Eisen und beschlossen den Widerstand. Allein Redjaf wurde trotz desselben von den Mahdisten erobert, wobei mehrere Offiziere und Soldaten fielen. Dies rief eine allgemeine Panik hervor; die nördlichen Stationen wurden von den Soldaten verlassen, alle flüchteten mit ihren Weibern und Kindern südwärts. Die gemeinen und ausschweifenden Offiziere rächten sich dafür an den unglücklichen Derwischen, die doch mit dem unverletzlichen Rechte von Gesandten zu ihnen gekommen waren. Sie sollten über die Stärke und Stellung der mahdistischen Streitkräfte Auskunft geben und wurden, da sie sich — wie billig — dessen weigerten, zuerst zwei

Tage lang auf raffinierte Weise gequält, indem man ihnen viel zu essen, aber nicht das Geringste zu trinken gab. Da sie das ohne Murren ertrugen, wurde ihnen ein Stück gespaltenes Bambusrohr um die Köpfe gelegt und vermittelst eines Knebels so festgedreht, daß der Bambus das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitt. Die schuftigen Ägypter zeigten über die Qualen der Unglücklichen, die sich schließlich bis zur Ohnmacht steigerten, ein niederträchtiges Vergnügen, die anwesenden Sklavinnen rangen die Hände in Mitleid um die tapferen Männer, die sich keinen Seufzer entschlüpfen ließen und nur sagten, daß Gott sie durch seinen Propheten rächen würde. Wie groß muß die Kraft des fanatischen Glaubens in diesen Männern sein! Wochenlang noch blieben sie nach dieser Folterung im Gefängnis, ihr Ausdruck war niedergeschlagen und leidend, aber ihr Benehmen so würdig und selbstbewußt wie früher. Zuletzt wurden sie getötet; da man sie für kugelfest hielt, wurden sie mit Keulen erschlagen und ihre Körper den Krokodilen des Nils vorgeworfen.

Dieselbe elende Feigheit, die die Ägypter diesen tapferen Gefangenen gegenüber bewiesen, zeigten sie dem Feinde im Felde gegenüber. Ein Versuch, Redjaf wiederzunehmen, mißlang auf das kläglichste. Die Soldaten liefen davon, sobald die „Glaubenstruppen" sich ihnen entgegenwarfen, und bei dem nun erfolgenden Gemetzel fielen 6 Offiziere, unter denen sich die schlimmsten Feinde des Paschas befanden.

Nun schlug die Stimmung um. Die Soldaten, die die Untauglichkeit und Nichtsnutzigkeit der Rebellenführer jetzt handgreiflich gesehen hatten, hofften nunmehr noch einzig und allein auf ihren ehemaligen Pascha und seine bewährte Kriegserfahrung. Sie verlangten gebieterisch seine Freilassung, die nicht verweigert werden konnte.

Emin und Jephson wurden also aus der Haft entlassen und begaben sich alsbald von Dufile nach Wadelai. Die Mahdisten griffen darauf auch Dufile an und eine kleine Anzahl von ihnen drang in die Station ein und behauptete sie eine Zeit lang, bis die an Zahl weit überlegenen und ungleich besser bewaffneten ägyptischen Soldaten, von der Kraft der Verzweiflung getrieben — sie befanden sich zwischen zwei Feuern — die Station unter bedeutenden Verlusten wiedereroberten und den Feind auf Redjaf zurückwarfen.

Die Nachricht von der Einnahme Dufiles durch die Mahdisten drang mit den üblichen Übertreibungen alsbald nach Wadelai zum Pascha und bewog ihn, sich nach Tunguru am Albertsee zurückzuziehen. Das Stahlboot „Advance" wurde, damit es dem Mahdi nicht in die Hände fiele, zerbrochen, die sämtliche Munition unter

die Soldaten verteilt, welche jedoch meistens im letzten Augenblick erklärten, sie wollten lieber in ihre Heimat zurückkehren, als mit nach Tunguru gehen. Darum bestand der Zug, der sich am 5. Dezember von Wadelai nach Tunguru in Bewegung setzte, zumeist aus ägyptischen Beamten, Frauen und Kindern; nur einige 30 Gewehre begleiteten den Pascha.

Die Leitung der Armee und die Regierung der Provinz war also gerade in dem Augenblicke, wo die Entscheidung über den Anschluß an Stanley erfolgen mußte, Emins Händen entglitten. Die Schuld daran trägt freilich am letzten Ende kein andrer als Stanley selbst. Hätte er nicht aus Geschäftsrücksichten den vermeintlichen Elfenbeinhort Emins erwerben wollen, so hätte er nicht die Nachhut zurückzulassen brauchen, um auf die 600 Träger Tippu Tips zu warten; er hätte den schauerlichen Waldmarsch nur einmal statt dreimal gemacht und wäre gleich beim erstenmale in imponierender Stärke mit voller Ausrüstung und großen Munitionsmassen am Albertsee eingetroffen. Die Empörung wäre dann unterblieben oder hätte sich leicht im Keime ersticken lassen. Stanleys eigentlicher Plan, Emin und seine Truppen für die neugegründete englische Gesellschaft zu gewinnen, war damit gescheitert. Wir begreifen den Ärger, den er darüber empfand und um so mehr empfinden mußte, weil er den eigentlichen Grund desselben nicht laut werden lassen durfte. Vor der Welt mußte aber etwas geschehen. Emin mußte um jeden Preis, mochte er wollen oder nicht, gerettet und im Triumph nach der Ostküste geführt werden, sonst hätte man ja die Expedition als verfehlt angesehen, und das durfte einem Stanley nicht passieren.

Er setzte sich also von seinem Lager aus, welches er oben auf dem Plateau bei Kavalli bezogen hatte, mit Jephson in Verbindung, der daraufhin am 6. Februar 1889 sich bei ihm einfand. Emin selbst erschien am 17. Februar mit 8 ägyptischen Offizieren, um mit Stanley wegen der weiter zu ergreifenden Maßregeln zu sprechen. Er hatte die wahren Absichten seines „Erretters" durchschaut und war keineswegs gewillt, sich von ihm „retten" zu lassen, um so zu seiner Verherrlichung zu dienen; er vermochte es auch nicht, einen solchen Abzug in Einklang zu bringen mit den Pflichten gegenüber seinen Leuten, die er um keinen Preis verlassen wollte, eine Empfindung, in der ihn sein Freund Casati nur bestärkte, die ihm Stanley freilich als Sentimentalität, Schwäche und beklagenswerte Unentschlossenheit vorwirft; die feine ethische und wissenschaftliche Natur des Paschas war ihm, dem rücksichtslosen Mann des Erfolges, überhaupt unverständlich. Er meinte, da Emins Leute von ihm abgefallen seien,

habe auch dieser keinerlei Verpflichtungen mehr ihnen gegenüber. Aber „die Woge des Wahnsinns, welche über das Land gegangen war, war zurückgetreten", wie Emin es ausdrückt, der Aufstand war beigelegt, die Offiziere erkannten auch Stanley als den Abgesandten ihrer „großen Regierung" an; es war keine Notwendigkeit mehr für Emin vorhanden, das Land zu verlassen, und dieser konnte es, wie er zu Jephson sagte, nicht ertragen, zuerst an sich selbst zu denken und irgend jemand, der das Land zu verlassen wünschte, hinter sich zu lassen. Wir übergehen die einzelnen Phasen der unerquicklichen Verhandlungen zwischen Stanley und Emin. Stanley schlug je länger je mehr einen herrischen Ton an; er drohte zuletzt, er werde, wenn der Pascha ihm nicht folge, die mitgebrachte Munition zerstören und setzte ihm dadurch die Pistole auf die Brust. Emin und die Offiziere verlangten nun zum mindesten ausreichende Zeit, um alle diejenigen, die mit abziehen wollten, von Wadelai her zu sammeln; Emin schätzte deren Zahl, ihren Anhang von Weibern und Kindern eingerechnet, auf 10 000. Darauf wurde der 10. April als Termin des Abmarsches festgesetzt. Der mit der Sammlung der Flüchtlinge in Wadelai betraute Offizier, Selim Bei, sah aber keinen Grund, die in Dufile Befindlichen, die doch dasselbe Recht hatten wie die in Wadelai, preiszugeben und sandte seinen Dampfer zur Abholung der zum Abzug Willigen auch dorthin. Die Herbeischaffung der Flüchtlinge von Dufile hätte aber eine viel längere Zeit beansprucht, und Stanley, der inzwischen Leutnant Stairs wieder an sich gezogen und nun seine ganze Expedition beisammen hatte, ging nicht darauf ein. Er fürchtete, daß die Soldaten Emins und die ehemaligen Rebellenoffiziere, wenn sie in zu großer Anzahl erschienen, zu neuen Gewaltthätigkeiten schreiten würden, und blieb bei seinem Termin, dem 10. April, mit echt Stanleyscher Hartnäckigkeit stehen. Als die greise Mutter eines der ägyptischen Würdenträger bleichen Angesichts und thränenüberströmt auf dem freien Platze inmitten des Lagers sich Stanley zu Füßen warf, um für einige Angehörige um längeren Aufschub zu bitten, herrschte er sie ungerührt an: „Fort von hier! Dies ist kein Ort für alte Weiber," worauf sie händeringend „o Allah" ausrief und unter dem rohen Gelächter der Umstehenden davonwankte. Emins Gefolgschaft war bis zum 10. April auf etwa 600 Personen angewachsen, darunter über 100 Kinder; auch sein eignes fünfjähriges Töchterchen Ferida, deren äthiopische Mutter gestorben war, machte den Zug mit — ein wunderschönes Kind mit klugen schwarzfunkelnden Augen. Selim Bei und alles, was bis zum 10. April nicht zur Stelle war, wurde zurückgelassen.

Die Karawane bestand aus 1510 Köpfen, darunter 230 Leute Stanleys, 130 Manjema, 600 Leute Emins und 550 Eingeborene aus der Umgegend von Kavalli. Bald nach dem Abmarsch erkrankte Stanley an einer schweren Magenentzündung, wodurch der Marsch der Karawane um achtundzwanzig Tage aufgehalten wurde. Aber auch während dieser Zwischenzeit erschien von den zurückgebliebenen Ägyptern nur der Kommandant der Station Mswa, Schukri Aga, mit einem Diener. Von Selim Bei kam nur ein Brief, in dem er sich zuerst beschwerte, daß Stanley die ägyptischen Offiziere zu Lasttieren mache, und dann flehentlich um Verlängerung der Frist zum Anschluß bat. Es wurde ihm geantwortet, man werde langsam marschieren, so daß er mit seinen Soldaten die Karawane leicht einholen könne, indessen man hörte nichts wieder von ihm. Auch an allerhand Zetteleien fehlte es während Stanleys Krankheit im Lager nicht, die Ägypter suchten den Sansibariten Stanleys Gewehre zu stehlen, und einer mußte zum warnenden Beispiel gehängt werden.

Am 8. Mai brach man wieder auf. Der König von Unjoro hatte seine Gewehrträger, Warasura genannt, weit nach Westen vorgeschickt, zur Eroberung und Plünderung des Landes südwärts vom Albertsee. Mit diesen kam es wiederholt zu Gefechten, und da Stanleys Leute die Warasura in denselben leicht besiegten und davonjagten, auch einen Salzsee, der von jenen besetzt und für die ganze Umgegend verschlossen war, wieder zum Salzholen freimachten, erwarben sie sich den Dank der Eingebornen und wurden gut aufgenommen und mit allem reichlich versehen, so besonders im Lande Ankori. Aber auch mit den Manjemasklaven Kilonga-Longas trafen sie hier noch einmal zusammen, die von Westen her schon so weit vorgedrungen waren. Da man sich gegenseitig anfangs nicht erkannte, schoß man aufeinander los. Nachher entschuldigten sich die Leute des Arabers. Stanley unterdrückte die Versuchung, den frechen Freibeutern hier ihr Handwerk zu legen.

Von Bedeutung sind die geographischen Entdeckungen, die Stanley auf dem Marsche zwischen dem Albert- und dem Viktoriasee machte. Doch eine gewisse Schicksalsironie wollte, daß diese neuen Entdeckungen Ansichten, die er selbst früher gegen die viel bespöttelten deutschen „Stubengeographen" auf das heftigste verfochten hatte, widerlegten und diesen Recht gaben. Er hatte nämlich schon 1876 dicht unter dem Äquator einen weiten blauen Seespiegel erblickt und diesen anfangs für den südwestlichen Teil des Albertsees erklärt. Dann aber, als man erkannte, daß der letztere grün ist und einige hundert Meter tiefer liegt, hatte Stanley rein willkürlich erklärt,

der neue See gehöre zum Kongosystem. Diese Erklärung des Mannes, der doch an Ort und Stelle gewesen war, führte auf der Berliner Konferenz zu einer ganz ungerechtfertigten Ausdehnung des Kongostaates nach Nordosten. Noch am 1. September 1888 schrieb er an die Londoner geographische Gesellschaft: „Nur das eine weiß ich gewiß, daß der fragliche See mit dem Albertsee keine Verbindung hat.“ Nun mußte er sich durch den Augenschein überzeugen, daß die „Stubengeographen“ dennoch recht hatten. Er marschierte selbst an dem Flusse, der den Äquatorialsee mit dem Albertsee verbindet, aufwärts entlang. Diesen Fluß, der also zum westlichen Nilsystem gehört, nennen die Eingebornen Semliki, den See aber taufte Stanley zu Ehren des Prinzen von Wales Albert-Edwardsee. Deutsche Wissenschaft hatte also ihm gegenüber einmal wieder, wie in der Kongofrage (S. 292), recht behalten. Stanley redet nunmehr stets von einem westlichen oder Albert-Nil und einem östlichen oder Viktoria-Nil. Dazu kommt dann noch als dritter der weiter südlich in den Viktoriasee strömende Kagera oder Alexandra-Nil.

Der Albert-Edwardsee und der Semliki empfangen den größten Teil der Gewässer des gewaltigen Ruwenzori oder „Wolkenkönigs“, eines 5500 Meter hohen Schneegebirgs, das sich unmittelbar über dem Thal des Semliki und des Albert-Edwardsees erhebt. Der Ruwenzori war bisher noch von keinem Reisenden erblickt worden, auch von Stanley selbst nicht, der im Jahre 1876 fast an seinem Fuße stand. Es liegt das daran, daß die aus dem tief eingebetteten Thale des Semliki mit seiner Treibhausatmosphäre aufsteigenden Dunstmassen nur selten von einem Luftzuge verscheucht werden und somit meistens das Haupt des Riesen neidisch umhüllen. Stanley meint selbst, daß, wenn er sich kürzere Zeit dort aufgehalten hätte, der Berg noch länger unbekannt geblieben wäre. Man darf dem Entdecker wohl das unschädliche Vergnügen lassen, diesen Berg mit dem im Altertum und Mittelalter vielfach als Quelle des Nils angegebenen „Mondgebirge“ gleich zu setzen. Macht es sich doch so hübsch, wenn es heißt: Stanley hat das Mondgebirge der Alten wieder aufgefunden! Stanley hatte zuerst im Dezember 1887 aus der Gegend des Albertsees einen Blick auf die Bergkette und 2 ungeheure Kegel, die er die „Zwillingskegel“ nannte, die aber keineswegs die höchsten Spitzen waren. Als er dann zum zweitenmale am Albertsee war, erblickte er zwar nicht diese Zwillingskegel, wohl aber am 25. Mai 1888 einen ungeheuren Schneeberg, der aber nur auf Stunden sichtbar blieb. Bei seiner dritten Rückkehr nach dem Albertsee im Januar 1889 und während des zwei-

undeinhalbmonatlichen Aufenthaltes in Kavalli war das Gebirge nicht zu entdecken, „bis die Kette plötzlich, als wir wie gewöhnlich die Augen nach der Richtung, wo sie hätte zu sehen sein sollen, schweifen ließen, in ihrer ganzen Länge aus den dunkeln Wolken hervortrat und über tausend Paare aufmerksamer Augen erfreute, die den Blick auf das seltsame, großartige Schauspiel gerichtet hatten."

Während des Marsches im Monat Mai 1889 war die große Schneekette fast täglich in Sicht. „Entweder glänzte der Schnee weiß aus einem dunkeln Wolkenrahmen hervor, oder die Abhänge des Gebirges tauchten düster wie die Nacht, gleich Regen und Sturm verkündenden Gewitterwolken auf. In seltenen Augenblicken trat das Ganze mit scharfgeschnittenen, klaren Umrissen vor das Auge. Die kurzen, allzu kurzen Blicke auf den prächtigen ‚Regenmacher' oder ‚Wolkenkönig' erfüllen den Betrachter mit einem Gefühle, als ob er einen Wiederschein der himmlischen Herrlichkeit gesehen hätte."

Je näher man übrigens dem Gebirge selbst kam, um so weniger sah man von ihm. Es erschien den Dahinziehenden wie eine unheimliche, über ihnen hängende Wetterwolke; nur ab und zu sah man einige von Nebelmassen umwirbelte weiße oder dunkle Zacken hervortreten. „Das Mondgebirge schlummerte stets in seinem Wolkenzelte, und der See, aus welchem der Albert-Nil entspringt, lag ewig brütend unter dem undurchdringlichen liebloſen Nebel."

In Mtarega, nur 200 Meter vom Westfuße des Ruwenzori entfernt, machte Stanley einige Tage Halt und erklärte im Lager, „daß jetzt durch Erklimmen des berühmten Mondgebirges unsterblicher Ruhm zu erringen sei." Aber leider war fast alles krank oder schwach. Nur Emin und Leutnant Stairs machten sich am 6. Juni in Begleitung von 40 Sansibariten aus dem Lager auf, welches selbst schon 1178 Meter hoch lag. Emin kam nur 300 Meter hoch und mußte dann aus Schwäche umkehren, auch Stairs gelangte nicht bis zur Schneelinie, kam aber bis zu einer Höhe von 3250 Metern. Zuerst stieß er noch auf einige Hütten der Eingebornen, die durch Schreien und Hörnerblasen ihr möglichstes thaten, die ungebetenen Gäste von ihrem Berge zurückzuschrecken. Dann ging es einen so steilen Pfad hinauf, daß man auf Händen und Knien kriechen mußte. Nach Durchschreiten eines Bambuswaldes hemmte baumartiges Heidekraut das Vordringen ungemein. Darunter befand sich ein dicker schwammartiger Teppich aus nassem Moos, alles troff, und das Gefühl feuchter Kälte und der kalte Nebel machten sich trotz der starken Kletteranstrengungen sehr unangenehm

fühlbar. Es wurde ein Lager aufgeschlagen und bei einem spärlichen Feuer und 12° R. legte man sich in einer Höhe von 2600 Metern zähneklappernd nieder. Am folgenden Tage setzte Stairs mit den mutigsten und stärksten Leuten das Klettern fort, gelangte aber gegen zehn Uhr morgens an eine tiefe Schlucht und bemerkte, daß hinter dieser noch zwei gleiche lagen. Er sah von hier aus in einer Entfernung von 4 Kilometer eine mit Schnee bedeckte Spitze, berechnete aber, daß er, um sie zu erreichen, noch anderthalb Tage brauchen würde, und kehrte, weil er nicht genügend mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken versehen war, vor den Schluchten um. Den Pascha erfreute er durch eine Anzahl Pflanzen, die er mit herunterbrachte, darunter 3 noch unbekannte Arten.

Im Lande Ankori wurde Stanley von einer Deputation christlicher Waganda aufgesucht. Sie erzählten ihm von den Kämpfen der mohammedanischen und christlichen Partei in Uganda. Es herrschte Streit zwischen dem nach Verübung großer Grausamkeiten gegen die Christen vertriebenen und in der Not dann selbst zum Christentum übergetretenen König Mwanga und seinem Bruder Karema, der von der mohammedanischen Partei auf den Thron gesetzt war. Mwanga behauptete sich auf den Inseln des Viktoriasees und gebot auch über die Marine von Uganda, bestehend aus mehreren hundert Kähnen. Karema dagegen beherrschte das Festland. Stanley sollte nun nach dem Wunsche der Deputation mit seiner Streitmacht den Christenkönig Mwanga wieder in seine Hauptstadt zurückführen. Er lehnte natürlich dies gefährliche Abenteuer höflich ab*).

Weiter ging der Marsch über den Alexandra-Nil durch das Weideland Karagwe. Es war die trockene Jahreszeit und das Land war öde und von unzähligen Feuern verbrannt; dann kam bitterkalter Wind und durchdringend feiner Regen, der die Ägypter fast lähmte. 5 Mann kamen um und es mußte eine solche Menge Kranker in Hängematten getragen werden, daß man alles Überflüssige zurücklassen, ja sogar 2 Kisten mit Munition in den Urigisee werfen mußte. Auch mußten nach dem Austritt aus Karagwe die

*) Der englische Händler Stokes hat sich bald darauf Mwangas angenommen. Er führte ihm von der Ostküste Waffen und Munition auf seine Insel zu und stellte sich dann kühn an die Spitze des Vormarsches gegen Karema. Dieser und seine arabischen Bundesgenossen wurden am 4. Oktober 1889 in der Nähe der Hauptstadt Rubaga geschlagen, Karema mußte flüchten, war zwar noch einmal siegreich, fiel aber in einem Gefechte Anfang 1890. Mwanga beherrscht als katholischer Christ mit dem Namen „Leo" wieder das Reich, die vertriebenen Missionare sind zurückgekehrt. Indes soll sich Mwanga durch die christlichen Häuptlinge sehr eingeengt und beschränkt fühlen.

Lebensmittel wieder — zum erstenmal seit dem Albertsee — bezahlt werden; es geschah mit bunten Perlen.

Am Viktoriasee machte Stanley zu seiner „größten Überraschung und Freude“ die Entdeckung, daß der See sich viel weiter nach Südwesten ausdehnt, als man bisher glaubte. Stanley hatte, als er 1875 diesen Teil des Sees kennen lernte, eine Reihe Inseln für die Küste genommen.

Am 28. August traf die Karawane in der englischen Missionsstation zu Makolo ein, wo sie von dem aus Uganda vor dem Drohen des mohammedanischen Königs Karema dorthin geflüchteten Missionar Mackay*) aufs beste aufgenommen wurde und es sich bis zum 17. September bei reicher Kost, liebenswürdiger Gesellschaft und vollständiger Ruhe sehr wohl sein ließ. Überall erkannte man hier die Zeichen der Arbeit und den festen Entschluß, etwas zu thun, um den Geist beschäftigt zu erhalten, damit Müßiggang sie nie unthätig über die Anmutlosigkeit der Gegend brütend fände und Verzweiflung sie ergreife.

Von Makolo aus ging der Marsch südwärts unter mannigfachem Geplänkel mit den Eingebornen. Ein Angriff der Einwohner von Nera muß als ein sehr glücklicher Zufall bezeichnet werden. Denn Stanley nahm ihnen zur Strafe eine große Rindviehherde weg, und die Lebensmittelfrage wurde dadurch ganz bedeutend vereinfacht. Der Anblick des Landes Ugogo versetzte Stanley in eine eigene Stimmung. Keine andern Eingebornen — so sagt er — verstehen es so gut, die Reisenden zu belästigen und zu ärgern; man sollte fast glauben, es müßte sich irgendwo in Ugogo eine Schule befinden, um die Häuptlinge, die von fuchsartiger Verschlagenheit

*) Mackay, der übrigens am 8. Februar 1890 gestorben ist, war ein thätiger, mutiger und seiner hohen Aufgabe vollkommen gewachsener Mann, aber er war zugleich ein Hauptvertreter der in Politik machenden englischen Missionare, wie sie unser Reichskommissar Wissmann kürzlich geschildert hat. Von den Deutschen schreibt er in seinem letzten Briefe an Stanley vom 5. Januar 1890: „Sie werden mit der Zeit noch Klugheit lernen, doch haben sie bis jetzt noch einen bedauernswerten Wirrwarr aus den Angelegenheiten gemacht.“ Und dem Baron Mackinnon, dem Vorsteher der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft, läßt er durch dessen Agenten auseinandersetzen, „wie thöricht es sei, den Wunsch Deutschlands zu erfüllen und die Grenzlinie westlich vom Viktoriasee, dem ersten Grad südlicher Breite entlang, zu verlegen“; er verlangt eine Grenzlinie, die den ganzen Nordwesten unsres jetzigen ostafrikanischen Gebietes in englische Hände gebracht haben würde. Auf unsrer Karte ist statt Makolo übrigens Mjalala angegeben, wo Mackay früher wohnte und welches etwas südlicher gelegen ist als Makolo.

sind, in gemeinen Schlichen und böswilliger Malice zu unterrichten. Mit sauersüßer Miene bedauert er die „schlimme Nachricht", daß er nie in der Lage sein werde, „diese Kloake lasterhafter Leidenschaften zu entleeren und das Land reinlich, gesund, und von Aussehen schön zu machen" Er spielt damit auf die Occupation seitens der Deutschen an, begleitet ihre Bestrebungen zwar „mit den besten Wünschen", aber „seine Seele beschleichen doch Zweifel", ob Ugogo nun jenes schöne Land werden wird, zu dem er es in seinen Träumen gemacht hatte.

Inzwischen hatten sich am 18. Oktober 2 Missionare von der algerischen Gesellschaft, die von Bukumbi am Viktoriasee nach der Ostküste gehen sollten, die Patres Girault und Schynse, Stanleys Karawane angeschlossen. Der Erstere sollte sich einen beginnenden Star in Europa operieren lassen und der Letztere geleitete ihn. Dieser, Pater Schynse, hat sein auf der Reise niedergeschriebenes Tagebuch veröffentlicht, welches das sehr kurz und oberflächlich geschriebene letzte Kapitel in Stanleys Werk in erwünschter Weise ergänzt. Schynse plauderte auf dem Marsche viel sowohl mit Emin Pascha, der sich über den eigentlichen (S. 399) Zweck seiner „Rettung" keinerlei Illusionen machte, wie auch mit den englischen Offizieren, die recht unzufrieden mit den Resultaten der Expedition waren und dies offen eingestanden:

„Eine Masse Leute sind gestorben, bedeutende Mittel sind aufgewendet worden, zweiundeinhalb Jahr haben wir im Elend gelebt, und was erreicht? Wir bringen eine Anzahl unnützer, verfaulter, ägyptischer Schreiber, Juden, Griechen und Türken aus dem Innern, die uns nicht einmal dafür danken; Casati selbst war der Mühe nicht wert, er ist ja Mchenzi (Wilder) geworden, und der Pascha ist ja ein Ehrenmann, aber doch nur Mann der Wissenschaft."

Daß Schynse solche Urteile veröffentlichte, war Stanley begreiflicherweise höchst unerwünscht; er beschuldigt den Pater deshalb der Undankbarkeit und Zwischenträgerei.

Am 31. Oktober im Lande Ugogo begegnete dem Zuge eine große, von der Küste ins Innere ziehende Karawane. „Die Leute marschieren gut geschlossen. Aber was ist denn das? Ein langer Bengel legt die Hand an die Schläfe und sagt: ‚Guten Morjen,' dann andre ebenfalls, dann kommt eine Schar von Weibern, die alle, militärisch grüßend, ‚guten Morjen' sagen. ‚Kerl, wo hast du denn das gelernt?' frug ich einen. ‚In Bagamojo.'

‚Bist du denn Deutscher?'

‚Alles mtaki' (Deutsche) und zur Bekräftigung ließ er ein kräftiges ‚Ja' erschallen."

Am 10. November erblickte man auf einer leichten Anhöhe in der Ebene die deutsche Flagge der Station Mpuapua. Das Fort besteht aus einer 2 Meter hohen Mauer aus Granitblöcken mit einer Bastion, auf welcher das Geschütz steht, welches sich früher in der alten Station befand und nach Buschiris Überfall von einem Häuptling aufbewahrt wurde. Im Schutze der Mauer sind die Hütten der 100 Sudanesen oder Zulusoldaten und die Zelte der 3 Europäer, welche diese Truppen befehligen, errichtet. Der Kommandant, Herr von Wedem, lag schwer an Dysenterie erkrankt in einer primitiv erbauten Erdhütte. Die ganze Einrichtung trägt den Charakter des Provisorischen, aber militärisch ist sie völlig sicher. Sie beherrscht weit umher die Ebene, die dicke Mauer bietet völligen Schutz und ist zudem durch einen breiten Wall aus dornigem Akaziengebüsch, dessen einziger Eingang nachts geschlossen wird, völlig unangreifbar. Da auf Schußweite das Land offen ist, so ist ein Heranschleichen unmöglich. Nur eins fehlt: Wasser. Man nimmt das Wasser aus dem etwa 500 Meter entfernten Bache, aber an dieser Stelle ist der Bach durch die Herden so verunreinigt, daß notwendigerweise Dysenterie erfolgen muß.

Am Abend führten die deutschen Zulusoldaten einen Kriegstanz auf, der die friedlichen Wasukuma Schynses mit Grausen erfüllte. Sie konnten nur: „Wangoni" hervorbringen. Denn sie erkannten in den Zulusoldaten die gefürchteten Wangoni oder Watuta wieder, die in den sechziger Jahren von Süden her plündernd in ihr Land eingefallen waren. Nach beendetem Kriegsspiel, als die schrecklichen Wangoni sich wieder in Reihen gesetzt und in militärischer Ordnung nach dem Fort abmarschiert waren, sagten die Wasukuma: „Nun glauben wir, daß die Weißen stärker sind als wir, denn wo es nur Teufel auf Erden gibt, wissen sie dieselben zu bändigen, unterrichten sie dazu noch in der Kampfart der Weißen und hetzen sie dann auf ihre Feinde. Mit 100 solcher Wangoni könnt ihr hingehen, wohin ihr wollt."

Einen recht bezeichnenden Charakterzug Emins erzählt Schynse aus Mpuapua: „Am Abend, wir lagen schon zu Bett, hörte ich mit Namen rufen. ‚Wer ist da?' Emin Pascha. Sofort sprang ich auf und öffnete das Zelt. Was gab es? Eines Tages war der Pascha unwohl. Ich gab ihm eine Flasche von unserm Meßwein, er nahm sie an und gab sie mir wieder zum Aufbewahren, da er keinen Platz habe. Heute kommt er, sie für den kranken Leutnant von Wedem zurückzufordern. Dies scheint mir recht bezeichnend für seinen Charakter. Aushalten, leiden um andre zu erleichtern:

hierin liegt vielleicht das Geheimnis, daß er sich solange im Sudan halten konnte, nichts für sich verlangend, stets dem Dienst der andern lebend."

In Mpuapua befand sich auch seit Monatsfrist der Leutnant Schmidt, der Stanley und Emin zur Begrüßung und Bewillkommnung von Wissmann entgegengesandt war. Dieser führte die Expedition, die jetzt, da die Eingebornen von Kavalli längst umgekehrt waren, nur noch 700 Köpfe zählte, vom 13. November an nach der Küste hinab. Aus der ausgedörrten Dornenwildnis Ugogos kam man bald in das von Lilien durchduftete, in anmutiges Frühlingsgrün gekleidete Usagara. Wissmann sandte ihnen reiche Vorräte entgegen, die nach Stanleys Zeugnis so zweckmäßig ausgewählt waren, wie sie nur ein erfahrener Forscher, welcher weiß, was am höchsten geschätzt wird, zusammenzustellen vermag. Von nun an bis zur Küste schwelgten die ausgehungerten und abgerissenen Europäer in Luxusartikeln und konnten sich auch mit Kleidungsstücken und Schuhen neu ausstaffieren. Unter ägyptischer Flagge durfte jetzt nicht mehr marschiert werden, alle ägyptischen Fahnen waren verschwunden; auf Wissmanns Befehl wehte auf dem Marsche und im Lager nur die deutsche Fahne, „was — wie Schynse hinzusetzt — Herrn Stanley unangenehm zu sein schien!"

Im Msua traf man am 29. November mit dem Baron von Gravenreuth, dem Besieger der Mafiti, und einer Compagnie deutscher Sudanesen zusammen, die ausmarschiert waren, die Reste der Aufständischen aufzusuchen und zu vernichten. Nun erfuhr man erst Sicheres über die große Mafitischlacht (S. 233), welche dem Herrn von Gravenreuth den Ehrennamen Simba ja Mrima (Löwe der Küste) eingetragen hatte.

An der Fähre über den Kinganifluß kam Major Wissmann selbst den Heimkehrenden entgegen. Er brachte für die Europäer eine Anzahl gesattelter Esel und Pferde mit, und Emin und Stanley konnten stolz zu Roß ihren Einzug am 4. Dezember in dem deutschen Bagamojo halten. Die Stadt war prächtig mit Palmenzweigen dekoriert, die Bevölkerung bewegte sich glückwünschend auf den Straßen und die Kanonen der Batterie donnerten dem Gouverneur der Äquatorialprovinz den Willkomm. Die Expedition war beendet. Von 600 Trägern waren aber nur 240 bis zur Küste zurückgelangt.

Am Abend fand in der in einen Palmenhain umgewandelten Veranda des Offizierkasinos ein großes offizielles Gastmahl statt, welches Wissmann den Gefeierten gab, während „die Sansibariten, diese unermüdlichen Geschöpfe, draußen auf der Straße gerade unter

der Veranda den Abschluß der beschwerlichen Zeit mit tierischer Energie durch lebhaftes Tanzen und lautes Singen feierten." Stanley erklärt das Mahl für „einen Triumph" und meint, daß wenn nicht der Sauerbrunnen in unbeschränkten Mengen zur Hand gewesen wäre, um die vorzüglichen Weine durch Verdünnung unschädlich zu machen, er nicht im stande gewesen wäre, ihre Verdienste zu besprechen. Die üblichen Reden wurden gehalten und es herrschte allgemeine Fröhlichkeit. Niemand aber war fröhlicher als Emin. Er hatte mit ganz unbeschreiblichen Empfindungen die deutsche Flagge über Mpuapua wehen und dann vor der Front statt der ägyptischen entfalten sehen, der Anblick der deutschen Truppen und deutschen Offiziere hatte ihn mit tiefer Freude und hoher Begeisterung erfüllt. Jetzt war er nun von seinen Freunden und Landsleuten umgeben, wanderte von einem Ende der Tafel zur andern, beantwortete die vielen Fragen, die an ihn gestellt wurden, und ließ sich die Kriegsthaten Wissmanns und seiner Leute erzählen.

Da traf ihn ein wahrhaft tragisches Geschick. Um die Tänze der Eingebornen unten zu betrachten, lehnte er sich zu weit über die niedrige Mauer der Veranda, verlor das Gleichgewicht und stürzte über 4 Meter tief auf die Straße.

Man fand ihn unten bewußtlos und blutüberströmt; er wurde ins Hospital geschafft und es ergab sich, daß an der Basis des Schädels ein Bruch stattgefunden hatte. So unglücklich also mußte der erste Tag enden, den Emin nach vierzehnjähriger Abwesenheit unter seinen Landsleuten verbrachte, nachdem er allen Gefahren der Wildnis, des Aufruhrs, des Fanatismus glücklich entgangen war.

Stanley reiste schon am 5. Dezember nach Sansibar, strengte dort Klage gegen Tippu Tip wegen Vertragsbruchs an und bezifferte die beanspruchte Entschädigungssumme — wie schon erwähnt ist — auf nicht weniger als 200 000 Mark. Einem Agenten Tippu Tips in Sansibar, der gerade diese Summe in Händen hatte, wurde auf seinen Antrag das Geld vom englischen Konsulargericht mit Beschlag belegt.

Hier in Sansibar traf bei einem der zahlreichen Festessen der uns schon wohlbekannte Leutnant Ehlers mit Stanley zusammen. Dieser entwirft folgende Schilderung von dem Vielgefeierten, die den ganzen Mann vortrefflich charakterisiert:

„Stanley ist ein Mann von — wie er mir sagte — fünfundvierzig Jahren, sieht aber mit seinem schneeweißen Haar und Schnurrbart wie ein guter Fünfziger aus. Er ist klein von Statur, lebhaft und behende in seinen Bewegungen und ein vollendeter Schauspieler. Seinen

überaus effektvollen Reden verleiht er durch wohlberechnete Handbewegungen, Augenauf- und Niederschläge, sowie durch Neigen, Beugen, Recken und Strecken des Körpers den gehörigen Nachdruck. Und was für Augen funkeln unter den buschigen weißen Brauen, Augen — egoistisch, grau, kalt und dennoch feurig. Ich hatte mir in mancher Hinsicht wenig von Stanley versprochen. Man hatte mir gesagt, er sei schweigsam, unliebenswürdig, abstoßend. Nichts von alledem! Der Mann, der neben mir saß, erschien mir als einer der liebenswürdigsten Gesellschafter; seine Unterhaltung war ein prasselndes Raketenfeuer, er beantwortete jede Frage seiner neugierigen Zuhörer auf das eingehendste. Er muß überall, wo er sich zeigt, als interessanter Kopf auffallen und hätte wahrlich nicht nötig, à la Richard Wagner das Auffallende seiner Erscheinung durch anormale Kleidung noch zu erhöhen. So trägt er beispielsweise eine weiße Mütze mit riesigem Deckel und entsprechend hohem Schirm und erscheint bei Festessen in einer weißen Jacke, ähnlich den Husarenjacken, an den Schultern sog. Schwalbennester, wie sie unsre Trompeter tragen."

Stanley.

Am 16. Januar war er wieder in Kairo, schrieb dort in einem „stillen Winkel" sein „dunkelstes Afrika" und machte dann eine Rundreise durch Europa; man überschüttete ihn allenthalben mit Ehren, Anerkennung und Auszeichnungen.

In England begann er alsbald eine energische politische Agitation gegen Deutschland. In den zahlreichen Reden, die er hielt, lobte er die von den Deutschen in Afrika bewiesene Thatkraft und Zähigkeit, aber immer in einer Form, welche die verhaltene Malice durchblicken ließ, und in der Absicht, die öffentliche Meinung gegen Deutschlands vermeintliche afrikanische Pläne aufzustacheln. Das gelang ihm auch

nur zu gut. Er durfte sich rühmen, daß der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890 zum guten Teile sein Werk sei. Bei uns hat er durch diesen oratorischen und agitatorischen Feldzug, den er unternommen und der unsre Verhandlungen mit England erschwert und ihre Ergebnisse ungünstiger gestaltet hat, die Sympathien, die wir ihm im reichsten Maße entgegenbrachten, zum großen Teile eingebüßt. Nachdem Stanley auch dieses Werk vollbracht hatte, vermählte er sich mit Fräulein Tennant, einer englischen Malerin. Die Hochzeit fand am 12. Juli in der Westminsterabtei mit großem Pompe statt. Seiner Braut wurden als der „Königin von Afrika" aus den höchsten Kreisen die schmeichelhaftesten Huldigungen zu teil.

Stanleys große Expedition und die ganze Art seines Auftretens machen auf den unbefangenen Beobachter einen zwiespältigen Eindruck. Wir bewundern rückhaltslos die Klugheit, Zähigkeit und Willenskraft, mit der er die schwierige Aufgabe durchgeführt hat. Wir begreifen aber auch manches nicht, oder vielmehr, wir begreifen es nur zu gut aus Stanleys Charakter. Die Expedition hat ganz unverhältnismäßig viel Menschenleben gekostet, weil er statt der näheren und gangbareren Route von der Ostküste aus die weite Kongotour wählte, und weil er es verschmähte, vom Aruwimi aus auf die nur wenige Tagereisen weit nördlich laufende Reiseroute Junkers überzugehen, auf welcher er weit bequemer und mit ungleich geringeren Verlusten nach der Äquatorialprovinz hätte gelangen können. Er wurde zwar von seinen Reisebegleitern auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht, wies aber solche Erinnerungen mit dem Hinweis auf „die Pflicht" kurz und barsch zurück. Und warum handelte er so? Man kann es sich nur dadurch erklären, daß er eben um jeden Preis durch unbekannte Gegenden ziehen wollte, um durch neue, großartige Entdeckungen seinen Ruhm zu vermehren. Ferner ließ er sich zu politischen und geschäftlichen Zwecken gebrauchen, ohne doch klar zu sagen, daß ihm diese und nicht die Person Emins die Hauptsache waren. Auch sein Benehmen gegen Emin, den er mit Gewalt entführte, um nicht gänzlich mit leeren Händen wiederzukommen, läßt sich nicht rechtfertigen.

Überhaupt sind die beiden Männer, der „Retter" und der „Gerettete", nicht als Freunde auseinander gekommen. Stanley verdenkt es Emin sehr, daß er nicht mit nach Europa gekommen ist, um sich dort im Triumph aufführen und als Stern zweiter Größe neben Stanley feiern zu lassen. „Ich vermag nicht zu verstehen," sagt er, „weshalb er sich nicht hätte nach Kairo begeben, dem Khedive danken und dann nach Europa kommen können, um ebenso viele Fest-

mahle in London wie in Berlin zu genießen und so viele goldene Medaillen zu erhalten, wie er nur wegzustauen vermochte." Ja, wenn Emin ein Stanley gewesen wäre, so hätte er ohne Zweifel nach Kräften „weggestaut". Stanley verdenkt ferner Emin, daß er, obwohl ihn die Engländer doch als „Kosmopoliten" gerettet hätten, unmittelbar nach seiner Genesung in deutsche Dienste getreten ist. Stanley verargt es überhaupt Emin, daß dieser nicht gleich beim ersten Zusammentreffen auf seine politischen Anträge eingegangen ist. Emin seinerseits grollt demjenigen, der die Empörung der Truppen veranlaßt hatte, von dem er zum Marsch nach der Küste gezwungen war; er sagte ihm unterwegs geradezu: „es thut mir leid, daß ich überhaupt mit Ihnen gegangen bin." Er beschwert sich ferner bitter über das Benehmen Stanleys gegen ihn, als er krank und hilflos in Bagamojo lag; Stanley habe seine Leute unter der Androhung, sie in Ketten zu legen, nach Mombas geschafft, ohne ihnen zu gestatten, sich irgendwie mit Emin in Verbindung zu setzen. Ein von Emin requirierter ägyptischer Dampfer sei von Stanley eigenmächtig beauftragt worden, Emins Leute nach Suez zu bringen, ohne daß es Emin erlaubt worden wäre, einen von ihnen wiederzusehen. Er selbst habe „unpassende" Briefe und Botschaften von Stanley erhalten. Der englische Konsul Sir John Kirk ferner hatte ihm offiziell geschrieben, er solle für alle seine Bedürfnisse Wechsel auf seinen, Kirks, Namen ausgeben. Emin kaufte sich daraufhin in Makolo bei Mackay einige notwendige Effekten für etwa 600 Mark, aber die Bezahlung dieser Summe auf Emins Wechsel hin lehnte das englische Generalkonsulat nachher ab. Weitere Aufklärungen über die mannigfachen, noch unklaren Punkte wird ohne Zweifel das in nicht zu langer Zeit zu erwartende Werk Casatis bringen.

Emin allerdings wird fürs erste noch keine Muße finden, seine Erlebnisse in Buchform zu bearbeiten. Als er krank und von schweren Sorgen und Kummer bedrückt im Hospital lag, besuchte ihn Wissmann und fragte ihn, ob er in Zukunft für die Engländer wirken wolle. Emin erwiderte, er würde es natürlich vorziehen, für sein Vaterland zu arbeiten. Dann sagte ihm Wissmann, er wolle gern eine Expedition ins Innere entsenden, habe aber keinen passenden Anführer für sie. Emin erklärte sich darauf, da die Heilung seiner Verletzungen fast vollendet war, für bereit, eine solche Expedition zu übernehmen, wenn sie ihm von der deutschen Regierung übertragen würde. Wissmann telegraphierte nun nach Berlin, und Emin wurde darauf zum Führer einer politischen und zugleich wissenschaftlichen Expedition nach dem Viktoriasee ernannt.

Sich nach vierzehnjährigem Verweilen in Afrika durch eine Ruhepause in Europa erst einmal wieder körperlich und geistig zu erfrischen, daran dachte Emin gar nicht. Europas „übertünchte Höflichkeit" übt keine Anziehungskraft mehr auf ihn aus, ebensowenig die Ehren, Medaillen und Festessen, die Stanley ihm in Aussicht stellt.

Am 20. April 1890 brach der Unermüdliche schon wieder von Bagamojo auf. Er wird begleitet von 2 deutschen Offizieren, Stuhlmann und Langheld, 2 Unteroffizieren, einer Abteilung schwarzer Soldaten, dem Pater Schynse und einem andern Mitglied der Mission des Kardinal Lavigerie. Die Ausrüstung und Bewaffnung der Expedition ist eine ausgezeichnete. Es handelt sich in erster Linie um Anlage einer festen Station im Westen des Viktoriasees und Abschließung von Verträgen mit den Häuptlingen des Innern; in zweiter um geographische und naturwissenschaftliche Forschungen. Auch der schon oben (S. 412, Anm.) erwähnte Engländer Stokes ist auf Emins dringendes Ansuchen in deutsche Dienste genommen worden und wird in seinem Wohnsitze Ussanga eine Station errichten. Die Araber in Tabora und Udschidschi denken daran, mit den Mahdisten in der Äquatorialprovinz Verbindungen anzuknüpfen. Dem sollen diese neuen Stationen und der Zug Emins zuvorkommen. Der Anfang des Marsches hatte unter dem entsetzlichen Wetter viel zu leiden. Der ganze Weg bis Usagara war ein einziger großer Sumpf; kaum fand sich ein Platz, wo man sein Zelt aufschlagen konnte. In Usagara folgte dann eine grimmige Kälte bis zu 7 Grad R. Doch ist die Expedition bereits glücklich bis Tabora gelangt und ganz Unianiembe hat sich der deutschen Herrschaft unterworfen. Wir dürfen hoffen, daß unser auf afrikanischem Boden wie kein Zweiter erprobter Landsmann zur Befestigung unsrer politischen und wirtschaftlichen Machtstellung in Ostafrika ein gut Stück beitragen wird, wenn anders ihm Leben und Gesundheit bleibt. — Stanley dagegen will nach Afrika nur zurückkehren, wenn Lady Stanley es gestattet.

Kapitel XII.

Südostafrika.

Die Bauernrepubliken und die Kaffern.

An der Stelle, wo jetzt am Fuße des Tafelberges die weißen Gebäude der Kapstadt sich erheben, stand in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein kleines Fort, das die Niederländer angelegt hatten, um ihren Schiffen Fleisch und Wasser zu liefern. In der Nähe dieses unscheinbaren Hauses breiteten sich die runden Hütten der Hottentotten aus; Tausende von Rindern weideten die steppenähnlichen Grasebenen ab, und in den Waldungen an den Bergen und Flüssen hauste noch der Elefant, das Rhinozeros und der Löwe. In jenem Fort kommandierte damals Van Riebeck; er stand allein mit seiner geringen Mannschaft unter einem Volke, das nach Tausenden zählte, kaufte von den Eingebornen für ein Stück Messing, für wenige Tabaksblätter Ochsen, verhandelte diese wieder an die Indienfahrer, welche an der Tafelbai anlegten, und machte ganz gute Geschäfte. Die guten Weidegründe und der Viehreichtum des Landes lockten immer neue Scharen holländischer Auswanderer nach dem Kap, meist schlechtes Gesindel, das sein Vaterland gern ziehen sah, und als einige französische Emigranten die Entdeckung gemacht hatten, daß der Boden in der Nähe der schnell erblühenden Kapstadt für den Weinbau sich recht gut eigne, kamen auch zahlreiche Franzosen dorthin, während die eingeborne Bevölkerung, die Hottentotten, allmählich und nicht ohne Härte und Grausamkeit von den Ansiedlern zurückgedrängt wurde.

Als die Engländer sich 1796 vorübergehend und 1806 für immer in den Besitz des Kaplandes setzten, waren sie über das Verfahren der Holländer gegen die Hottentotten sehr empört; bald aber fanden auch sie, daß fremde Arbeit leichter sei als die eigene und geraubtes Land billiger als gekauftes. Der Hottentotte wurde nach wie vor als der Auswurf der Menschheit behandelt, und selbst über

den Thüren mancher Kirchen der Kolonie konnte man die Inschrift lesen: „Hunden und Hottentotten ist der Eintritt verboten.“ Dann aber verfiel die englische Regierung gerade in den entgegengesetzten Fehler und hob 1828 nicht nur die Sklaverei, sondern auch jedes Verhältnis der Hörigkeit auf, so daß die Eingebornen den Weißen mit einem Schlage völlig gleichgestellt wurden. Diese zu weit getriebene „Menschlichkeit“ hatte die übelsten Folgen. Der afrikanische Eingeborne arbeitet eben nur, wenn er muß; so thaten denn die nunmehr freien Hottentotten nichts andres mehr als im Lande herumvagabundieren, betteln und stehlen. Den holländischen Ansiedlern, die sich Bauern (Boeren, sprich Buren) nennen, waren durch dieses Dekret mit einem Male die nötigsten Arbeitskräfte entzogen. Auch sonst wurden sie vielfach durch die eigenmächtige Handlungsweise der Gouverneure erbittert, 1816 waren 5 von ihnen als Aufrührer zum Tode durch den Strang verurteilt, 1827 war das Holländische als Amtssprache aufgehoben worden, die östlichen Nachbarn der Bauern, die kriegerischen Kaffern, wurden gehätschelt, die Bauern dagegen zum Kriegsdienst und zu Lieferungen aller Art herangezogen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen den Energischen der alten Ansiedler der Geduldsfaden riß. Etwa 5—10000 an der Zahl, thaten sie sich im Jahre 1835 zusammen, beluden ihre Ochsenwagen mit Hab und Gut, Weib und Kind, erklärten feierlich, daß sie sich von jeder Verbindung mit dem Kapland und der englischen Regierung lossagten, und zogen nach Nordost in die unbekannte Wildnis. Durch Jäger hatten sie von einem schönen, gras- und wasserreichen Terrassenlande gehört. Das suchten sie auf und gründeten hier den Freistaat Natal. Ein andrer Zug wendete sich über den Oranjefluß und gründete die Oranjefluß-republik. Allein das „Treken“ half ihnen wenig. Die nach Natal Verzogenen ereilte das Geschick in Gestalt der englischen Herrschaft zuerst. Als sie das Land den kriegerischen Kaffernstämmen, den Löwen und der Wildnis unter unendlichen Kämpfen und Mühsalen abgerungen hatten und nun eben anfangen wollten, die Früchte ihres Fleißes zu genießen, erschien plötzlich ein vom Gouverneur der Kapstadt gesandtes Truppenkommando, um ihnen die Waffen abzunehmen. Sie seien, so wurde ihnen angekündigt, nach wie vor britische Unterthanen und folglich das Land, welches sie erobert und kultiviert hätten, englischer Besitz — fürwahr eine prächtige Staatsrechtstheorie!

Vergeblich setzten sich die Bauern mit den Waffen in der Hand zur Wehre, die Rotröcke erhielten Verstärkung, sie mußten sich unter-

werfen (Juli 1842). Aber nur ein Teil mochte unter englischer Herrschaft leben, viele entschlossen sich lieber zu einem neuen „Trek" (Auszug) und zogen westwärts über das Drachengebirge zu ihren noch freien Brüdern im Oranjeflußfreistaat.

Allein auch hierhin folgte ihnen wie ein Gespenst die englische Souveränität. Nach der unglücklichen Schlacht am Boomplaats wurde 1848 der Oranjeflußfreistaat in aller Form von England annektiert. Nun mußte wieder „getrekt" werden. Unter Führung des von der englischen Regierung geächteten Pretorius, auf dessen Kopf sogar ein Preis gesetzt war, wanderten die hartnäckigsten und entschlossensten unter den Bauern nordwärts über den Vaalfluß und gründeten hier einen neuen Freistaat, die Transvaal- oder, wie sie offiziell heißt, südafrikanische Republik. Diesen Auszüglern wurde dann endlich durch einen Vertrag im Jahre 1852 von den Engländern das Recht gewährleistet, sich selbst zu regieren; England verzichtete ausdrücklich auf alles Gebiet nördlich vom Vaalflusse.

Bald aber gefiel es John Bull wieder anders. Der Besitz des Oranjeflußfreistaates machte einen kostspieligen Krieg mit den Südnachbarn desselben, dem Kaffernstamme der Basuto, notwendig. Den zu führen, hatten die Engländer keine Lust. Daher erklärten sie 1854 den Oranjefreistaat wiederum für frei. Als die Bauern dann in dreijährigem, blutigem Krieg die Macht der Basuto gebrochen hatten und deren Land eben dem Freistaate einverleiben wollten, kamen dann wieder die Engländer als die „Beschützer der Unterdrückten" und schnappten das schöne Basutoland denjenigen, die es kraft Kriegsrechtes besaßen, vor der Nase weg.

Bisher waren diese Länder und Kämpfe in Europa ziemlich unbeachtet geblieben. Nun aber erscholl plötzlich die Kunde, daß in der Transvaalrepublik reiche Goldfelder, im Oranjefreistaat aber, südlich vom Vaalflusse, gar Diamanten entdeckt worden seien. Tausende strömten nun bald in die Gegenden, wo bisher nur der Bauer, der Missionar und der Kaffer ihr ärmliches Dasein gefristet hatten.

Der Entdecker der Goldfelder im Transvaal ist der Deutsche Karl Mauch. Als Sohn unbemittelter Eltern 1837 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren, war er nichts als einfacher, kärglich besoldeter Elementarlehrergehilfe. Aber von Jugend auf war er von dem einen feurigen Streben erfüllt, sich weiterzubilden und dann in die Reihe der Afrikaforscher einzutreten. Mit eiserner Ausdauer hat er dies Ziel verfolgt und erreicht. Ende 1863 ging er mit seinen dürftigen Ersparnissen nach London, wo er, oft mit Not und

Hunger kämpfend, fünf Monate lang naturwissenschaftliche Studien trieb mit Hilfe der reichen Bildungsmittel, die jene Weltstadt bietet. Dann ging er zur See nach Südafrika.

Drei Jahre vergingen, ohne daß man in der Heimat etwas von dem mutigen Manne vernahm; da plötzlich trifft ein Brief von ihm in Gotha ein, worin er meldet, daß er sich zu Potschefstrom in der transvaalschen Republik befinde. Zunächst hatte Mauch danach getrachtet, sich zu acclimatisieren, er durchwanderte das Land der Kreuz und Quere nach zu Fuß, unbekümmert darum, ob er zwei oder drei Tage lang ohne Nahrung blieb oder gefährliche Begegnungen mit größeren Raubtieren zu bestehen hatte. Die erste Frucht seiner Reisen war die Ausarbeitung einer Karte der transvaalschen Republik. Weit wichtiger jedoch war seine erste große Reise in das Reich des berühmten Kaffernkönigs Mosilekatse, des südafrikanischen Napoleon, und darüber hinaus in noch unerforschte Regionen. Seine Ausrüstung für geographische Beobachtungen war eine sehr ärmliche und beschränkte sich auf einen kleinen Taschenkompaß; das nötige Geld hatte er von einigen zu Potschefstrom ansässigen Landsleuten und einem hilfreichen Schweden erhalten. Aber ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse hielten sein Mut, seine seltene Energie und sein Wissensdurst ihn aufrecht — er mußte weiter hinaus, und trotz Mühe und Not, Gefahren aller Art, siegte er und erschloß ein weites, bisher unerforschtes Gebiet.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, alle die zahlreichen Reisen, die Mauch unternahm, und die geographischen Entdeckungen, welche er hierbei machte, einzeln zu verfolgen. Geringe Unterbrechungen abgerechnet, befand er sich eigentlich stets auf Reisen, meist in dem Gebiete im Norden der Transvaalrepublik zwischen 23. und 17. Grad südlicher Breite und 27. und 34. Grad östlicher Länge.

Im Mai 1868 trat Mauch eine Reise in das erwähnte Gebiet an, die von allen die beschwerlichste war. Auf der nördlichen Grenze der Transvaalrepublik, jenseits Lydenburg, fand er das Land so von Dürre heimgesucht, daß selbst die Bewohner sich von Gras- und Zwiebelwurzeln ernähren mußten und dem Reisenden nichts abtreten konnten. Wild war nur sparsam vorhanden und so scheu, daß ihm nicht beizukommen war. So groß war die Hungersnot, daß Mauch zum Verzehren einer Bohnenart gezwungen wurde, die als giftig galt und ihm heftiges Erbrechen verursachte; ja, als nichts mehr vorhanden war, verzehrte er seine Sandalen aus Büffelleder. Erst in der fern im Innern gelegenen Missionsstation Injati nahmen diese Leiden ein Ende. Sein europäischer Begleiter hatte sich auf

dieser Reise als völlig unbrauchbar erwiesen und mußte zurückgelassen werden; die eingebornen Diener bereiteten ihm nur Sorge, sein wertvoller Hund starb, und der einzige Packochse, über den er verfügen konnte, wurde von der Giftfliege Tsetse gebissen und mußte erschossen werden.

Der Hauptstamm in dem bereisten Lande sind die Matebele deren Fürst, Mosilekatse, weit und breit die übrigen Völker unterworfen hatte. Nach seiner Gewohnheit tötete er die Wehrfähigen und machte Weiber und Kinder zu Sklaven, sie seinem eignen Volke einverleibend. „Einen Sklaven im Anfalle übler Laune mit dem Knobkerri, einem kurzen Stock mit schwerem Knopfe aus Rhinozeroshorn, durch einen Schlag über den Kopf zu töten, verursacht den Matebele eben dasselbe Vergnügen, als wenn sie einem Hunde den Schwanz oder die Klauen abbrennen.“ Unter solchen Menschen befand sich nun Mauch, und am 10. September hatte er Audienz bei dem gefürchteten blutgierigen Könige Mosilekatse. Der große Tyrann zeigte ein Bild gänzlichen Verfalls; er war fast siebzig Jahre alt und an der linken Seite gelähmt, so daß er jetzt unfähig war, mit eigner Hand zu strafen, was er früher mit Vorliebe gethan. Eine alte schottische Mütze, ein baumwollener Lendenschurz und eine Decke machten seine ganze Bekleidung aus; so saß er auf einem plumpen Lehnstuhl, umgeben von seinen fetten Weibern, die ihm jeden Handgriff ausführen mußten. „Ein kleiner Junge von etwa sechs Jahren vertritt die Stelle einer Schnupftabakdose; er muß immer anwesend sein, um dem häufigen Verlangen nach dem beliebten Kraute gerecht zu werden. In Ehrfurcht bezeichnender Ferne sitzen seine Subjekte, die es kaum wagen, leise miteinander zu sprechen; eine unangenehme Stille herrscht, da muß der Alte niesen, und donnernd wie aus einem Munde erschallt das Wort pezulu, das einen Glückwunsch bedeutet.“ Nachdem der Herrscher vor der Versammlung sich gewaschen und gefrühstückt, machte er Staatsgeschäfte ab, die sich auf Ankauf von Gewehren und Munition, Raubzüge in die Umgegend und Urteilsprechen beziehen. Dann schlief er, umgeben von Geschenken, die ihm die weißen Händler gebracht, ein.

Mauch wurde gnädig behandelt und konnte nach zwei Tagen weiter ziehen. Schon auf seinen Ausflügen in den nördlichsten Teil des Matebelelandes hatte er goldartigen Quarz entdeckt, wie überhaupt nach der geologischen Formation zu schließen, das Land goldreich sein mußte. Die bedeutendste Goldentdeckung machte er auf seinem Heimwege am Flüßchen Tati. Er erzählt: „Beschäftigt mit meinen Gedanken über die Zukunft, zweifelhaft, ob ich meine Schulden tilgen

könne und wie dieses zu thun wäre, überlegend, wie ich mir fernerhin mein Brot erwerben könne, zürnend, daß ich viele günstige Anerbietungen, die mir ein ruhiges Leben gesichert hätten, ausgeschlagen, meinen bisherigen Lebenslauf rekapitulierend und mich nun fragend, wozu dieses alles? — — aus diesen Träumereien wurde ich freudig gerissen durch den Anblick einer ungeheuren, mehr als 6 Fuß über den Boden hervorragenden Quarzader zwischen grünlichem Schiefer. Hallo, rief ich aus, hier muß sein, was meine Mühe belohnt, ich muß hierherkommen, um Gold zu graben, und diesen Entschluß faßte ich im damaligen Augenblicke energisch."

In der That war die Quarzader sehr goldreich, und Mauch hätte leicht eine große Menge Gold sammeln können; allein er mußte weiter ziehen, und die Früchte seiner Entdeckung hat er niemals genossen. Die Entdeckung dieser Goldfelder in Südafrika machte natürlich große Sensation, selbst von Australien kamen Abenteurer herbei, um das glänzende Metall zu gewinnen, am Tati entstand eine kleine Kolonie; da aber das Gold nicht aus dem Sande gewaschen, sondern nur mit Maschinen aus dem festen Quarz gewonnen werden konnte, die Entfernung des Tati von der Küste auch zu bedeutend war, so war die Ausbeute nicht lohnend genug. Einer späteren Zeit erst wird es vorbehalten bleiben, die Früchte der Entdeckung unsres Landsmanns einzuheimsen. Wenn Südafrika stärker kolonisiert, wenn vor allem eine bessere Verbindung mit der Küste hergestellt sein wird, dann wird man auch im größeren Maßstabe als bisher die Mauchschen Goldfelder benutzen.

Auf seiner nun folgenden letzten Reise durchzog Mauch das ganze Gebiet zwischen dem Limpopo und Sambesi, nur weit östlicher als früher, und fand im September 1870, 40 deutsche Meilen landeinwärts vor dem ostafrikanischen Hafen Sofala, die uralten Ruinen von Zimbaoe und Zimbábye auf, eine Entdeckung, die in der gelehrten Welt das größte Erstaunen wach rief und zu zahlreichen Kontroversen Anlaß gab. Daß sie vorhanden waren, das wußte man, hatte man durch Missionare und Kaffern schon gehört; gesehen und beschrieben hatte sie aber vor Mauch noch kein weißer Mann. Die Ruinen bestehen aus zwei Teilen: der eine auf einem 130 Meter hohen Granitberge, der andre auf einer Terrasse vor demselben. Vergleichen lassen sie sich mit keinem Bauwerke irgend eines Volkes, sie sind durchaus eigentümlich und so mit Schutt, Vegetation und Gesteintrümmern bedeckt, daß es schwer ist, einen genauen Plan aufzunehmen. Es sind labyrinthisch verschlungene, zum Teil noch 10 Meter hohe Mauern, aus behauenen Granitsteinen

von der Größe unsrer Ziegel ohne Mörtel aufgebaut, die sich um den Berg hinziehen und an einem Orte einen massiven, kegelförmigen Turm zeigen. An manchen Stellen fand Mauch Holz (das er für Cedernholz hielt) und bis 3 Meter lange, roh verzierte Steinbalken aus den Mauern hervorstehen. Inschriften oder Bildwerke waren nicht vorhanden, können aber noch in den kolossalen Schuttmassen verborgen liegen.

Schon als die portugiesischen Dominikaner zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach der Sofalaküste kamen, hörten sie von diesen Ruinen und dem Golde, das in ihrer Nähe gefunden wird. Sie wunderten sich über die Steingebäude in dem Lande eines Volkes, das seine elenden Hütten nur aus Erde oder Holz baut, und versetzten hierher Ophir, aus dem König Salomo sein Gold nach Jerusalem holte. Durch Mauch wurde nun die sogenannte Ophirfrage wieder in der wissenschaftlichen Welt angeregt, die zu einem erbitterten Meinungsaustausche führte, indem die einen mit Recht Ophir in Indien, die andern in Mauchs Goldfeldern und Ruinenstätten suchten. Wir können diesen Streit hier übergehen und bemerken nur weniges noch, was geeignet ist, die Entdeckung dieser rätselhaften Ruinen in das rechte Licht zu stellen. Hätten die Kaffern früher Steingebäude aufgeführt und wären sie von einer höheren Kulturstufe auf ihre gegenwärtige nur herabgesunken, so müßte man mehr Ruinen in ihrem Lande finden; jene, die Mauch entdeckte, sind aber einzig in ihrer Art. Sicher ist auch, daß die Ruinen schon da waren, als die Portugiesen die ostafrikanische Küste entdeckten; diese können daher nicht die Erbauer gewesen sein, abgesehen davon, daß sie ganz anders bauten. Vor den Portugiesen waren allerdings Araber an jener Küste, aber auch sie bauten anders. Die Ruinen rücken somit in ein hohes Altertum hinauf; von welchem Volke sie aber herrühren, selbst welchen Zweck sie hatten, darüber läßt sich mit Bestimmtheit nichts sagen. Hier liegt eine noch offene Frage vor, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleiben muß, wenn sie überhaupt lösbar ist.

Durch völlig unbetretenes Land zog nun Mauch weiter nach Norden, neue Gegenden für die Wissenschaft erschließend, Länder, Flüsse, Berge auffindend und in die Karte eintragend. Die beiden höchsten Berge, die er fand, nannte er nach Bismarck und Moltke. Aber diese unter den größten Entbehrungen, ganz mutterseelenallein von ihm zurückgelegte Reise untergrub seine Gesundheit und in traurigem Zustande erreichte er bei Kilimane die Küste.

Nicht lange sollte Mauch, der in Deutschland sehr gefeiert

wurde, die Frucht seiner Entdeckerlaufbahn genießen; er verunglückte bei einem Sturze aus dem Fenster in seiner schwäbischen Heimat. Er hat das Gold gefunden, das andre jetzt gewinnen, und zu den Goldsuchern sind noch Diamantengräber gekommen.

Ein holländischer Bauer hatte 1869 von einem alten Kafferzauberer einen großen Diamanten gegen eine Anzahl Schafe, Rinder und Wagen gekauft und diesen dann unter Polizeibewachung in den größeren Ortschaften zur Schau ausgestellt. Der „Stern von Südafrika“ blendete durch seinen Glanz manches Auge und verwirrte manchen Geist. Daß am Orangestrom Diamanten im Flußsande gefunden würden, wußten die Kolonisten schon seit zwei Jahren; nur war es unbekannt geblieben, ob die ursprüngliche Heimat dieser edlen Steine an jenem Strome oder an dem Vaalfluß zu suchen sei. Da kam jener Stein in die Kapkolonie und mit ihm zugleich die Nachricht, das ganz im stillen etliche hundert Diamantengräber den Boden in der Nähe der Berliner Missionsstation Pniel am Vaalfluß durchwühlten, und daß in Natal ein englischer Leutnant eingetroffen sei, der Edelsteine im Werte von 300000 Mark mit sich führe.

Jetzt begann die Völkerwanderung nach jener Gegend am Vaalfluß, die außer Diamanten weiter nichts bietet als Sand, Steine, Steppengras und Dornengebüsch; schon im November 1870 arbeiteten gegen 5000 Menschen in dem neuentdeckten Dorado und andre Tausende zogen zu Fuß und auf Ochsenwagen in jenes unwirtliche Land, um ebenfalls reich zu werden; am Ende des Jahres hatte sich die Zahl auf 10000 gesteigert. „Je näher man dem Vaalfluß kommt,“ erzählt ein südafrikanischer Missionar, „desto lebhafter werden die Straßen. Lange Züge von Lastwagen, bespannt mit 14—20 Ochsen, folgen einander. Sie bringen Mehl, Branntwein, Wein, Bier, Hausrat, ja alle europäischen Luxusartikel von Port Elisabeth oder Port Natal. Andre Wagen führen neue Diamantengräber herbei; wo Rast gemacht wird, um den Zugtieren Weide zu gönnen, verteilen sich diese trotz der brennenden Mittagshitze in die Hügel; jeder Krystall, jedes blitzende Stückchen Glas wird aufgehoben und beschaut. Der Eifer ist noch nicht durch monatelange Mißerfolge gedämpft. Zweirädrige Karren, mit frischen Pferden oder Mauleseln bespannt, fliegen uns entgegen. Ihre begüterten Insassen, die ernst und behäbig dreinschauen, sind vielleicht Bauern, die sich das Leben bei den Minen angesehen haben, oder Geschäftsleiter; es ist auch wohl ein glücklicher Diamantfinder unter ihnen. Da kommen aber auch arme Fußgänger (zu Fuß zu reisen

gilt in Südafrika als untrügliches Zeichen äußerster Armut), den Stock in der Hand, die Kalebasse mit Wasser an der Seite, mit leerem Magen, leerem Beutel und trübseligen Mienen schleichen sie umher. Vor Monaten kamen sie hoffnungsvoll hier an; aber alles, was sie besaßen, haben sie bei der trügerischen Arbeit zugesetzt; sie bringen kein Gold und Silber, viel weniger Diamanten nach Hause."

Es wurde ein Zeltlager errichtet, in welchem die aus aller Herren Länder zusammengeströmten Abenteurer lebten und in der Erwartung reichlichen Gewinns die unerhörtesten Strapazen und Entbehrungen ertrügen, wie sie vor allem aus dem großen Wassermangel des Ortes erwuchsen. Das kostbare Naß mußte sozusagen mit Gold aufgewogen werden, und die Wohlthat des Waschens konnten sich die Bewohner des Platzes viele Monate lang nicht gestatten. Die Sommer waren glühend heiß und das Fieber decimierte die Scharen der Digger, die notwendigsten Lebensmittel waren nur zu unsinnig hohen Preisen zu bekommen, oft fehlten sie gänzlich. Aber trotz aller Hindernisse, welche die Natur dem Gedeihen des Ortes in den Weg legte, blühte derselbe wunderbar schnell empor, und die Diamantengräber konstituierten sich bereits als freie Republik, nahmen ein Wappen an mit einem ungeheuren gemalten Diamanten in der Mitte, und wählten einen Regierungsausschuß. Der eigentliche Herr der Diamantengruben war aber der Oranjeflußfreistaat, auf dessen Gebiet sie lagen. Noch ehe der Streit zwischen beiden entschieden war, kam ein Stärkerer über sie, John Bull, der diesen fetten Bissen sich nicht entgehen lassen wollte. England erklärte, der Griquahäuptling Waterboer sei der eigentliche Herr dieses Landes, der habe sich dem englischen Schutze anvertraut, und annektierte daraufhin feierlichst am 27. Oktober 1871 ganz West-Griqualand. So war auch dies Stück afrikanischer Erde in die große und doch nie gefüllte Tasche Großbritanniens gefallen.

Nun entwickelte sich der Ort Kimberley, der Mittelpunkt der Diamantengruben bald zu einer wahren Treibhausblüte. Wo noch vor zwanzig Jahren eine vereinsamte Farm inmitten einer trostlosen Wüste stand, befindet sich jetzt ein Gemeinwesen von 20—30 000 Seelen; an Stelle der Zelte sind unregelmäßig durcheinander gebaute Häuser aus ungebrannten Ziegeln oder Wellblech getreten, dazwischen erheben sich auch schon stattliche Steinbauten, es fehlt nicht an elektrischer Beleuchtung, Wasserleitung, Pferdebahn. In den Straßen herrscht ein unermüdliches, lärmendes Gewoge, dem die Menge schwerer mit 16 Ochsen bespannter Transportwagen, die den Überlandverkehr vermitteln, sein charakteristisches Gepräge verleiht. Ge-

lenkt werden sie von Kaffern unter einem mißtönenden, wahrhaft teuflischen Geschrei.

Den ganzen Tag über wird trotz Hitze und Staub geschafft und gearbeitet. Abends widmen sich die Leute mit nicht geringerer Gründlichkeit dem Vergnügen. Es gibt eine Oper, Zirkus, Konzerte und natürlich eine Unzahl Schenken, die nicht nur des Abends, sondern zu allen Tageszeiten gefüllt sind. Hier strömen in Massen die Kaffern zusammen, um die in den Minen sauer erworbenen Schillinge in schlechtem Fusel anzulegen, der um so höher geschätzt wird, je schneller und gründlicher er die Leute betrunken macht; denn bei dem Kaffer ist völlige Trunkenheit der bewußte Zweck, um dessen willen er zu trinken anfängt, und je billiger er denselben erreicht, desto besser. Aber auch die weiße Bevölkerung pflegt einen guten Teil ihrer freien Zeit hier zuzubringen. Da begießt der Engländer seine ausgedörrte Kehle mit „Brandy und Soda", der Deutsche trinkt sein Bier, die Flasche für 2,50 M.; Sekt wird aus Wassergläsern getrunken, aber durstig bleiben die Leute bei dem herrschenden Staub und der Sonnenglut stets.

Unter den 4 Diamantgruben, welche Kimberley gegenwärtig besitzt, und welche schon früh in die Hände von Aktiengesellschaften übergegangen sind, ist die sogenannte Kimberley-Mine die bedeutendste. Sie stellt dem Beschauer eine ungeheure, 680 Fuß tiefe, fast kreisrunde Grube mit steil abfallenden Wänden dar. Ringsherum, in einiger Entfernung vom Rande der Grube, stehen Schuppen mit hohen Schornsteinen, in denen sich die zum Betriebe nötigen Dampfmaschinen und Wasserwerke befinden. Über Holzgerüste hinweg sind von hier aus zahlreiche Stahlseile ohne Ende zum Grunde der Mine hinuntergeführt, vermittels derer das in der Tiefe gewonnene Gestein in großen eisernen Fässern emporbefördert wird.

In einem solchen erfolgt auch die etwas ängstliche und nicht ungefährliche Einfahrt in die Grube. Nicht selten reißt dabei das dünne Stahlseil, welches die Geschwindigkeit des Fasses regelt, und letzteres stürzt in die Tiefe. Auch auf dem Boden der Mine ereignen sich fast täglich Unglücksfälle durch das oben abbröckelnde Gestein, dessen Fortschaffung den Gesellschaften beständig große Unkosten verursacht und welches zeitweise den Betrieb der großen Kimberley-Mine geradezu in Frage gestellt hat. Auch bei den täglich dreimal stattfindenden Sprengungen sind häufig Unfälle zu verzeichnen. Der Boden der Mine ist durch das Grundwasser in eine zähe, tiefe Schmiere verwandelt. Hier herrscht das lebhafteste, fast sinnverwirrende Treiben; ringsum Hunderte von lärmenden, schreien-

den Kaffern, teils mit dem Zerschlagen des von den Wänden abgesprengten Gesteins beschäftigt, teils das letztere in wilder Hast in die leeren Behälter füllend, welche unablässig von allen Seiten herniederschweben. Andre wiederum bohren Sprenglöcher ins Gestein oder schleppen Kisten mit Dynamit heran. Die Felswände sind von der mannigfaltigsten Färbung und spielen in allen möglichen Tönen von Blau, Rot, Gelb und Grau.

Der in der Tiefe gewonnene diamantenhaltige Grund wird vom Rande der Grube zunächst vermittels Pferdebahn nach den sogenannten „Floors" gebracht — flache, ausgedehnte Felder, welche oft mehrere englische Meilen von der Mine entfernt sind. Dort wird er ausgebreitet und von den Kaffern bearbeitet. Das Verfahren zu seiner Erweichung ist ein langwieriges und mühevolles. Die großen Stücke bleiben drei Monate lang dem zersetzenden Einfluß der Witterung ausgesetzt; dann werden sie mit Eggen und Hacken zerkleinert, reichlich und täglich bewässert und endlich, nachdem sie weitere drei Monate an der Luft gelegen, in die Waschmaschinen gebracht. Bereits auf den Floors werden zuweilen Diamanten gefunden, und zwar gerade die größten und schönsten; auch sollen hier nicht selten Diebstähle seitens der Arbeitskaffern vorkommen, indem letztere trotz der schärfsten Überwachung Mittel und Wege finden, einen Stein an ihrem halbnackten Körper zu verbergen.

Von den Floors kommt der Grund in die Waschmaschinen, wo er gewaschen und zermahlen wird, dann in die „Wiege", wo er über einem feinen Sieb ausgebreitet und gründlich geschlemmt wird. Also gereinigt und nach der Größe geordnet, kommen die Gesteinsteile unter die Hand des Auslesers, welcher dieselben vor sich auf einem Tische ausschüttet, mit einer Stahlplatte lose darüber hinfährt und scharfen Blickes die kostbaren Steine herausſucht, welche in eine Blechbüchse geworfen und am Ende der Woche im Verwaltungsgebäude abgeliefert werden. Auch Granaten werden dabei in solcher Menge gefunden, daß niemand Wert darauf legt.

Nicht minder als die Diamanten reizte die Engländer das Gold, welches man auf dem Boden der südafrikanischen Republik jenseits des Vaals gefunden hatte. Im April 1877 wurde dieselbe urplötzlich von England annektiert, „weil sie nicht im stande sei, die wilden Kaffernstämme gebührend im Zaume zu halten". In der That war damals die Lage des Landes eine sehr schwierige, die Jagd trug nichts mehr ein, weil das Wild schon weggeschossen war, und die gewinnbringende Schafzucht war noch in den ersten Anfängen. Politische Parteiungen schwächten die Verteidigungskraft

der Republik und feindliche Kaffernstämme drangen immer ungestümer vor. War so die englische Annexion für den Augenblick allerdings eine Art Rettung für das Land, so war und blieb sie doch immer eine Ungerechtigkeit und auf die Dauer unerträglich.

Paul Krüger, der Präsident der südafrikanischen Republik, war es, der in aller Stille die Wiederbefreiung seines Landes vorbereitete. Schon früh hatte er sich im Kampf gegen die Matebele durch Klugheit, Tapferkeit und Besonnenheit ausgezeichnet. Sein Sinn ist streng gottesfürchtig, er gehört zu den „Doppers", einer Sekte, die noch mehr als die übrigen Bauern am Althergebrachten, und besonders am altreformierten, einfachen Gottesdienst hängt. Jetzt bereitete er in großen, wochenlang dauernden Volksversammlungen, zu denen die Bauern mit Wagen und Zelt erschienen wie zum Kriege, seine Landsleute auf den Tag der Abrechnung mit dem stolzen Albion vor, er gewöhnte die harten, ungebundenen, durch das jahrelange Umherziehen in der „wüsten Welt" des Sinnes für Unterordnung fast entwöhnten Gemüter an Gehorsam gegen sich und die andern Führer und richtete so neben der englischen eine Art Bauernregierung ein, welche die eigentliche Macht mehr und mehr in die Hände bekam.

Die englischen Beamten ahnten von alledem nichts. Ende 1880, als der Gouverneur die Teilnehmer an einer Volksversammlung für Rebellen erklärte und zu bestrafen drohte, brach der Aufstand los. Krüger, Pretorius und Joubert riefen am 16. Dezember die Republik aus. Krüger wußte besser, als einer der Tausende, die ihm zujauchzten, was er that, als er dem mächtigen England den Fehdehandschuh hinwarf. Er war aber zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen. „Ich werde noch fechten, wenn ich auch nur noch 100 Mann bei mir haben sollte," sagte er, und das waren bei diesem Manne keine leeren Worte. Der Aufstand nahm seinen Lauf. Die Bauern erwarteten den von Natal heranmarschierenden General Colley auf einem Höhenzuge bei Laings-Nek, welcher die Anmarschstraße der Engländer quer durchschnitt. Der englische General, im eitlen Vertrauen auf seine überlegene Kriegskunst, unternahm einen gewagten Angriff auf die zwar artillerielosen, aber mit trefflichen Gewehren versehenen und hinter Erdaufwürfen und Felstrümmern gedeckt stehenden Bauern. Er hoffte, daß ein voraufgegangenes einstündiges Granatfeuer den Feind erschüttert haben würde. Allein er mußte mit einem Verlust von 250 Mann und der Mehrzahl seiner Offiziere zurück; von den 80 Reitern, welche, um ihre verfolgten Kameraden zu retten, tollkühn vorgingen, war binnen wenigen Minuten über

die Hälfte kampfunfähig. Nach einem zweiten unglücklichen Treffen war der General eine Zeitlang gänzlich von Natal abgeschnitten, bis er die erste Abteilung der inzwischen nachgesandten Verstärkungen erhielt und nun seine rückwärtigen Verbindungen wiederherstellen konnte. Bei einem Rekognoszierungsritte bemerkte er, daß der rechte Flügel des Bauernlagers von einem felsigen Gipfel, dem Majubaberge oder Spitzkop, bedeutend überhöht wurde. Den dachte er zu besetzen und von hier aus durch Geschützfeuer die Bauern zum Verlassen ihrer Stellung zu zwingen. So sahen denn am Morgen des 27. Februar die Bauern plötzlich auf dem Felsgipfel über sich englische Bajonette und Geschütze. Sie spannten ihre Ochsenwagen an, wie zum Rückzug, aber Joubert befahl den Angriff, den der „Fechtgeneral" Smit leitete. Der tote Winkel des steilen Abhangs schützte sie anfangs, dann gingen ihre Schützenlinien, jede Deckung geschickt benutzend, über den Rand des Plateaus hin zum Angriff vor. Die Engländer waren dem verheerenden Feuer der Bauernbüchsen zuletzt fast schutzlos preisgegeben, ihre Bajonettangriffe zerrannen wirkungslos. Endlich stürzten sie in Auflösung die Abhänge hinab dem Hauptlager zu. Sie hatten an 280 Mann verloren, darunter den General selbst, während die Bauern nur 24 der Ihrigen einbüßten.

Die Bauern überhoben sich nicht dieses Erfolges, sondern schrieben ihn der Gnade des Gottes ihres Volkes zu, der auch ferner bei ihnen sein werde. Sie hätten auf die Dauer gegen die überlegenen englischen Streitkräfte, die nun heranzogen, auch nichts ausrichten können. Allein nun schlug in der Kapkolonie selbst die Begeisterung der die große Mehrzahl bildenden holländisch redenden Bevölkerung für die freiheitsmutigen Stammesbrüder in hellen Flammen empor. Dies gefährliche Symptom bewog nach Gladstones eignem Geständnis die englische Regierung zur Nachgiebigkeit. Im Vertrage von Pretoria erhielt die südafrikanische Republik ihre Unabhängigkeit wieder, freilich nur unter englischer „Suzeränität" und ohne das Recht, mit andern Völkern selbständige Verträge zu schließen. Viele unter den Bauern waren mit diesen Vereinbarungen unzufrieden und wollten lieber weiter kämpfen. Denen sagte Krüger: „Seid nicht Kindern gleich, welche, nachdem sie den Wagen erobert haben, noch einmal um eines einzigen Jochscheites willen Krieg anfangen wollen."

Durch die englische Annexion der Transvaalrepublik und durch ihre Wiederbefreiung im Aufstande von 1881 hat sich der Riß, der in Südafrika zwischen der niederdeutsch-holländischen und englischen Bevölkerung gähnt, wesentlich erweitert. Man würde sehr irren, wollte man glauben, die Kapkolonie wäre gänzlich oder auch nur

überwiegend von Engländern bewohnt. Nur im Osten der Kolonie, wo das niederländische Element durch den großen „Trek" geschwächt worden ist, ist das englische auch auf dem platten Lande stellenweise vorwiegend. Der ganze Westen dagegen ist fast rein holländisch und nur in den Städten, namentlich in den Mittelpunkten des Verkehrs, hört man daneben englisch reden. Auch die Eingebornen verstehen neben ihrer Muttersprache nur holländisch, welches somit die allgemeine Verkehrssprache in Südafrika ist. Freilich ist seit 1826 das Englische die offizielle Amts- und Gerichtssprache, auch wird in den höheren Schulen englisch unterrichtet, und die Geschäftssprache ist die englische. Allein der niederländische Bauer (Boer) oder, wie er sich selbst nennt, Afrikander, hält, wie der gesamte niederdeutsche Stamm, zähe fest an Art und Sprache der Vorfahren.

Es sind diese Niederländer eigentlich nichts andres als Deutsche, welche nur in den unseligen Zeiten der Zerrissenheit des deutschen Reiches von dem gemeinsamen Vaterlande losgerissen worden sind; nennen doch die Engländer sie noch jetzt Dutchmen. Wir haben daher ein ganz besonderes Interesse für dieses uns so nahe verwandte Volk und freuen uns der Tüchtigkeit und Kraft, mit der es sich gegen das englische Wesen wehrte. Zwar werden diese hünenhaften Afrikander von ihren Gegnern hart, poesielos, eigensinnig und starrköpfig gescholten, aber ohne solche Eigenschaften ist noch kein Volk fähig gewesen, sich im schweren Kampfe ums Dasein zu behaupten, und daneben sind sie arbeitstüchtig, in hohem Grade sittenrein, religiös, tapfer und freiheitsmutig.

Äußerlich ist es ein wahres Enaksgeschlecht von reckenhafter Gestalt, was hier herangewachsen ist. Die trockene Luft Südafrikas ist dem Volksstamme noch förderlicher gewesen als der feuchte Nebelhimmel der nordwestdeutschen Tiefebene und des Rheindeltas. Der riesigen Größe entspricht die Körperkraft und Ausdauer in Strapazen. Der Blick, der über die weiten Grasfluren unbeschränkt zu schweifen gewohnt ist, ist von seltener Schärfe und die Büchse trifft mit nie fehlender Sicherheit. Der Afrikareisende Holub erzählt, die Kugel des Bauern erreiche ihr Ziel mit tödlicher Gewißheit noch bei Entfernungen, bei denen der Europäer überhaupt nicht zu schießen pflege. Mit den Löwen pflegt der Afrikander kurzen Prozeß zu machen und gar mancher von ihnen hat mehr von den „Biestern" geschossen als ein professionierter Jäger. Die Treffsicherheit macht sie zu so gefährlichen Feinden; ihr allein haben sie den letzten großen Erfolg über die englischen Soldaten zu verdanken. Über die englische Infanterie mit ihrem gewöhnlichen Kommißschießen zucken sie

nur verächtlich die Achseln, nur die fernhinwirkende Kraft der Artillerie, der sie nichts Gleiches gegenüberzustellen haben, fürchten sie.

Vor Vermischung mit den Farbigen, welche die Afrikander im Gegensatz zu der übertriebenen „Humanität" der Engländer kaum für volle Menschen ansehen, haben sie sich sorgfältig gehütet. Dagegen sind ihre eignen Ehen sehr fruchtbar; Familien von 15—20 Kindern sind keine Seltenheit. Sobald der Bauer — so erzählt ein neuerer Reisender — zwanzig Jahre alt geworden ist, sieht er sich nach einer Lebensgefährtin um. Bälle oder ähnliche heiratsvermittelnde Einrichtungen gibt's nicht, der Bauer besteigt daher sein Roß und reitet von Farm zu Farm, um sich eine Braut auszusuchen. Man sieht ihm schon von weitem an, was er im Schilde führt: er hat besonders seine Toilette gemacht, auch den breitkrämpigen Filzhut mit einem neuen Bande aus blau-weißer Seide versehen und unter den Sattel eine neue hellbunte Decke gelegt. So geht's im Galopp nach der nächsten Farm; dort trinkt er einige Liter Kaffee, raucht ein Dutzend Pfeifen, ißt dreimal mit der Familie, verschlingt die Tochter mit den Augen und spricht im übrigen so wenig als möglich. Nach Sonnenuntergang, wenn Licht in die Stube gebracht ist und die Familie sich in die Schlafgemächer zurückziehen will, faßt er sich ein Herz und fragt die Mutter, ob sie erlaube, daß er mit Minche, oder wie die betreffende Auserwählte sonst heißt, noch etwas „opsitten" (aufbleiben) dürfe. Der Wunsch wird gewährt, verlegen kommt Minche in die Wohnstube zurück, stellt ein Licht auf den Tisch, setzt sich in eine Ecke des Zimmers und sagt nichts. Der Freier sitzt in einer andern Ecke, raucht, spuckt und sagt auch nichts. Aber dennoch hat Minche verstanden, ihm anzudeuten, ob er ihr mehr oder weniger gefällt, indem sie danach die Größe der Kerze einrichtete; je größer das Talglicht, um so länger können sie opsitten. Am nächsten Morgen geht's zu einer andern Farm, wo sich die ganze Sache wiederholt, bis er darüber klar wird, welche von den Mädchen ihm am besten gefallen hat. Zu dieser reitet er zurück, bleibt wieder eine Nacht opsitten, macht seinen Antrag ohne viel Redensarten und feiert am nächsten Kirchgangtag die Hochzeit. Jedem Kinde werden gleich bei der Geburt ein paar Rinder und Schafe als Eigentum bestimmt, die sich dann zu einem oft recht ansehnlichen Vermögen vermehren. Ist der Sohn herangewachsen, so wird ihm ein Stück Land angewiesen, und gefällt ihm das nicht, so spannt er die Ochsen an und zieht in herrenloses Land. Der Afrikander hat eine eigentümliche Abneigung, Nachbarn in seiner Nähe zu haben. So weit er sein Auge über die Ebene

schweifen läßt, will er nur eignes Land sehen; siedelt sich einer in seiner Nachbarschaft an, namentlich wenn es ein unruhiger Engländer ist, dann verkauft er lieber sein Gut und zieht weiter.

Thatsächlich ist also vom Tafelberg bis zum Limpopo mit Ausnahme von Natal und einigen östlichen Distrikten der Kapkolonie, sowie von den Gold- und Diamantgegenden trotz aller Vergewaltigung durch das mächtige England die niederdeutsche Nationalität die herrschende. Über Nordamerika und den australischen Kontinent sind die Würfel gefallen; beide werden für alle Zeiten der angelsächsischen Rasse angehören, Südafrika dagegen kann der teutonische Stamm trotz der derzeitigen politischen Herrschaft Englands noch für sich gewinnen, der Kampf schwankt noch unentschieden, ja in letzter Zeit haben die Afrikander auch politisch bedeutende Fortschritte gemacht. Die unabhängigen Bauern der beiden Republiken sind durch Verwandtschaft und Verschwägerung aufs engste mit ihren Stammesgenossen in der englischen Kapkolonie verbunden; gerade dieser Umstand ist es, der die Fortsetzung des Krieges gegen die südafrikanische Republik für England so gefährlich machte. Seit dem Frieden von 1881 hat sich nun die gesamte antienglisch gesinnte Bauernschaft in den beiden Freistaaten, in der Kapkolonie, ja selbst in Natal zu einer großen Vereinigung, dem Afrikanerbund, zusammengeschlossen, dessen Zweck ist, den Ansprüchen der niederdeutschen Bevölkerung Geltung zu verschaffen. Bei allen Wahlen stellte dieser Bund seine Kandidaten auf, und da die Kapkolonie parlamentarisch regiert wird, bekamen die Bauern durch die Wahl derselben entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung. So konnte die niederländische Mehrheit es durchsetzen, daß gerade im Parlament der freie Gebrauch der holländischen Sprache neben der englischen gestattet wurde, während sonst die Amtssprache noch das Englische ist.

Eine große Gefahr für das niederdeutsche Element bringt das kolossale Zuströmen weißer und zumeist englischer Abenteurer zu den Goldfeldern mit sich. Die Goldminen befinden sich in den Händen von Engländern, welche durchaus englische Städte geschaffen haben und sich bemühen, vollkommen englische Distrikte herzustellen, um so die Annexion der südafrikanischen Republik einzuleiten. Die Bauern ihrerseits suchen für ihre wachsenden Herden neues Land, ziehen aus und gründen neue Republiken, welche dann England nicht anerkennen will. Auch den Bahnbau von der portugiesischen Delagoabai nach der Hauptstadt der Republik, Pretoria, suchten die Engländer zu hindern, oder, da sie das nicht konnten, in ihre Hand zu bringen. Ganz besonders aber fürchtet die englische Regierung

eine etwaige Verbindung zwischen den Deutschen im Südwesten und den Bauernrepubliken des Südostens. Sie hat sich deshalb schleunigst des dazwischen liegenden Landes versichert. Zuerst wurde das Betschuanengebiet bis zum 22. Grad südlicher Breite hinauf annektiert, dann wurde der Herrscher des Matebelereiches Lobengula veranlaßt, sich unter englischen „Schutz" zu stellen, und dieser dann auch ausgedehnt auf alle diejenigen Völkerschaften, von denen Lobengula behauptete, sie seien ihm zinspflichtig. Daraufhin beanspruchten die Engländer sogar das Land der Makololo jenseits des Sambesi am Schire und sind hier mit den Portugiesen, den natürlichen Herren dieses Gebietes, zusammengestoßen. Selbstverständlich mußten die letzteren als die Schwächeren weichen. England möchte am liebsten bis zum Njassasee vordringen und sich des großen innerafrikanischen Seengebietes überhaupt bemächtigen. Das wird freilich nicht so schnell gehen, aber der Anfang dazu ist gemacht.

Die Verhältnisse sind nach alledem in Südostafrika noch sehr verworren und unsicher. Die Interessen der Engländer, der holländischen Afrikaner, der Portugiesen ringen miteinander und dazwischen stehen die oft gar nicht zu verachtenden Reiche und Stämme der Eingebornen. Was daraus werden wird, vermag noch niemand zu sagen. Jedenfalls stehen wir Deutschen mit unsern Sympathien auf seiten der stammverwandten Bauern, der „Kinder von Südafrika", wie sie sich in ihrem Nationalliede nennen, welche zugleich das nächste und älteste Recht auf das Land haben. Wir wünschen ihnen, daß ihnen das Gold ihres Landes zum Heile und nicht zum Verderben gereichen und daß es ihnen gelingen möge, ihre Nationalität gegenüber dem überall auf der Erde sich so habgierig vordrängenden Engländertum zu behaupten, damit das vermessene Wort: „die ganze Welt wird reißend schnell zu einer englischen Welt" sich hier wenigstens nicht bewahrheite.

Unser Interesse für die südafrikanischen Bauern ist noch gesteigert worden durch die Deputation der Transvaalrepublik, welche im Jahre 1884 nach Europa ging und dabei auch Berlin aufsuchte. Der Vertrag von 1881 hatte der südafrikanischen Republik außer der englischen „Suzeränität" noch verschiedene andre lästige Bedingungen auferlegt. Das war der Grund, weshalb dieselbe ihre hervorragendsten Staatsmänner, den Präsidenten Paul Krüger, den General Smit und den Unterrichtsminister du Toit nach Europa entsandte. Diese Männer erwirkten in der That in London die Zurücknahme der drückenden Bestimmungen, erlangten auch eine bessre Abgrenzung ihres Staates und eine Herabsetzung der bei England

stehenden Staatsschuld. Dann gingen sie weiter nach Lissabon, wo sie ein ebenso wichtiges Geschäft hatten. Sie sollten durchsetzen, daß die lange erstrebte Bahn von der Delagoabai nach Pretoria endlich aus dem Gebiet der Wünsche und Pläne in die der Wirklichkeit hinüberträte. Ohne eine Bahn nach einem Hafen der Ostküste bleiben der Transvaalrepublik nach wie vor die Lebensadern unterbunden; die Delagoabai aber ist der natürliche Hafen des Landes. Auch hier erreichte die Deputation ihren Zweck, und im Jahre 1886 ist endlich der erste Spatenstich zu der neuen Bahn gethan worden.

Weiter zog die Deputation über Paris und Holland nach der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Die Aufnahme, die sie hier fand, bewies, wieviel man bei uns in den leitenden Kreisen auf die guten Beziehungen zu den südafrikanischen Stammesgenossen gibt. Beamte des auswärtigen Amtes empfingen die afrikanischen Abgesandten am 7. Juni früh morgens auf dem Bahnhof, eine kaiserliche Equipage führte sie nach dem Hotel „Kaiserhof". Am andern Tage um fünf Uhr nachmittags fuhren sie beim kaiserlichen Palais vor. Fürst Bismarck empfing sie und geleitete sie vor Kaiser Wilhelm zur feierlichen Audienz. Paul Krüger ist deutscher Abkunft, aber der Sprache seiner Väter nicht mehr kundig; so mußte denn das Englische das Verständnis vermitteln. Fürst Bismarck indessen versuchte es nicht ohne Erfolg auch mit dem pommerschen Plattdeutsch. Als der Kaiser dem Präsidenten huldvoll die Hand reichte, sagte dieser ehrlich und offen nach seiner Art: „Majestät, Sie sind ein alter Herr und regieren ein mächtiges Reich, Transvaal ist nur ein kleines Kind im Vergleich zu Deutschland. Solch ein Kind sieht sich nach Hilfe um bei seinen Eltern und Pflegern, wenn es ihm schlecht geht. Es kann auch hinfallen und will dann aufgehoben sein. Majestät, wenn es uns einmal wieder schlecht geht, dann helfen Sie uns, helfen Sie uns auf."

Bei der Tafel saß der Präsident dem Kaiser gegenüber und zur Seite des Fürsten Bismarck. Er blieb auch hier seiner gewohnten einfachen Lebensart treu, verschmähte den Champagner und begnügte sich mit Milch. An der Tafel nahmen auch der Kronprinz und Prinz Wilhelm teil. Von den Damen machte besonders die Großherzogin von Baden durch ihre Liebenswürdigkeit auf unsre Freunde großen Eindruck. Das ungezwungene leutselige Wesen der hohen Herrschaften wurde von ihnen sehr gerühmt. Später wohnte die Deputation der Grundsteinlegung für das Reichstagsgebäude bei. Es imponierte ihnen der Feier Glanz und Pomp, aber Paul Krüger gefiel das am meisten, daß der Weihespruch aus Gottes Wort und

das Weihegebet nicht fehlte. „Gottes Wort gilt noch etwas im Lande meiner Vorfahren," sagte er.

Überhaupt fühlten sich die Transvaalboten in Berlin von dem, was sie sahen und hörten, durchgängig sehr sympathisch berührt. Der Unterrichtsminister du Toit, der aus einer französischen, althugenottischen Familie stammt, wie deren noch über hundert im Transvaallande leben, lud in einer Rede die Deutschen zur Aus-

du Toit. Smit. Krüger.

Kaiser Wilhelm empfängt Präsident Krüger, General Smit und Unterrichtsminister du Toit.

wanderung nach Transvaal ein. Er sagte unter anderm: „Das deutsche Volk ist ein praktisches Volk, ein Volk von Thaten, nicht von Worten. Senden Sie deutsche Auswanderer zu uns. Wir sind ja ein Volk und von gleichem Blute, deutsche Brüder, wir sind stammverwandte deutsche Afrikaner. Unsre Volkslieder sind deutsche Volkslieder. Unser Präsident und viele von uns sind Deutsche. In Paris konnten wir uns nicht mit dem Volke verständigen, obgleich meine Voreltern Franzosen sind, aber weil unser Volk von Afrika ganz deutsch, kann ich mich hier gleich verständigen."

Dem General Smit imponierte besonders unser Wehrsystem. Als er erfuhr, daß die stattlichen Gardeleute Kinder des Volkes seien und keine Söldner, meinte er: „Also ganz wie bei uns, jeder Mann ein Krieger. Kein Wunder, daß Deutschland so große siegreiche Schlachten schlug!"

Auch die Gesellschaft für deutsche Kolonisation und die Berliner Missionsanstalt bewirteten die Fremden gastlich, welche am 10. Juni Berlin wiederum verließen, nachdem die Grundzüge zu einem Handelsvertrage mit Deutschland vereinbart waren, welcher inzwischen in Kraft getreten ist. Im Hotel wurde ihnen bei der Abreise mitgeteilt, daß sie nichts zu bezahlen hätten, da der Kaiser sie, solange sie in seiner Residenz verweilten, als seine Gäste betrachte.

Dies ist die kurze Geschichte der Kolonisation des Kaplandes. In wahrhaft wunderbarer Weise hat sich in den letzten Jahrzehnten dieses europäische Stück des schwarzen Erdteils gehoben; wohlhabende nettgebaute Städte ziehen sich längs der Küste und der Berge hin, in denen das Tafelland des Innern abfällt, vielfach schon durch Eisenbahnen, fast überall aber durch gute Kunststraßen und Telegraphen verbunden, wo Wasser dem Boden in dauernden Quellen entströmt, dehnen sich Getreidefelder und üppige Fruchtgärten aus, wo es nur periodisch nach gewaltigen Regengüssen dahinrauscht, weiß es der Bauer durch Fangdämme aufzuhalten und schafft so mitten in der Steppe blühende Oasen; Millionen von Schafen und Ziegen weiden das Steppengras der wellenförmigen Hochebene ab, und in den zahlreichen trefflichen Häfen hat sich ein überaus reger Schiffsverkehr entwickelt. Das Land hat ein andres und schöneres Kleid angelegt und die Bevölkerung ist von 25000 Weißen am Anfang unsres Jahrhunderts auf etwa 400000 gestiegen.

Dabei ist die sentimentale Klage, daß durch diese Ausbreitung der weißen Männer die armen Eingebornen nicht nur um Hab und Gut, sondern auch um Leben und Existenz gebracht werden, wenigstens was den Hauptstamm, die Kaffern, betrifft, völlig unberechtigt. Im Gegenteil, die Kaffern haben sich unter der Herrschaft der Europäer ebenfalls außerordentlich vermehrt; unter christlicher Kultur ernährt der Boden eben hundertmal so viel Menschen als da, wo niemand arbeiten, jedermann rauben will. Ja, diese Vermehrung der Kaffern ist stellenweise, namentlich in Natal, förmlich bedrohlich geworden. Hier wohnen neben 25000 Weißen 3—400000 Zulu. Daher ist das Gefühl der Unsicherheit unter den Weißen groß; beim letzten Kriege mit den unabhängigen Zulus wurden Frauen und Kinder

auf Dampfern in Sicherheit gebracht, weil man eine allgemeine Erhebung der in der Kolonie wohnhaften Schwarzen befürchtete.

Die Kaffern haben ihren Namen von den Arabern erhalten, welche damit (Kaffir = Ungläubiger) die heidnischen Bewohner der ganzen afrikanischen Ostküste südlich vom Äquator bezeichneten. Sie gehören wie alle Völker im südlichen Dreieck des afrikanischen Kontinents mit Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner zu der großen Familie der Bantuvölker (vgl. S. 8). Sämtliche Dialekte von der Kongomündung bis zur Straße von Mozambique weisen auf eine gemeinsame Ursprache, und Charakter wie Gesichtstypus dieser Stämme weicht wesentlich von dem der eigentlichen Neger ab.

Einige Kaffernstämme sitzen binnenwärts auf den wüsten Hochebenen und durchziehen mit ihren Herden weite Steppengebiete. Die meisten haben sich jedoch die wasserreichen Terrassen und Thäler des südöstlichen Afrika zum Wohnplatz auserwählt; hier stehen die runden Hütten zu Kraalen vereinigt und die Viehpferche, deren Verunreinigung als Verbrechen bestraft wird. Der Kaffer ist Viehzüchter; die schönen Weiden seines Landes ersparen ihm die Mühseligkeiten des Nomadenlebens; er weidet sein Vieh in der Nähe seines Dorfes und raucht dazu, während seine Frauen die Gartenarbeit verrichten, Bier brauen und den Hirsebrei für ihren Herrn und Gemahl bereiten. Es ist ein stolzes, intelligentes und für afrikanische Begriffe auch schönes Volk; seine Geschichte ist eine fast ununterbrochene Reihe großer und auch ehrenvoller Kriege. Von Norden kommend, verdrängte es erst die Hottentotten und Buschmänner, um dann selbst von den Engländern bedrängt zu werden. Die Holländer hatten mit den Kaffern in Frieden gelebt, weil sie ihre Schwäche einsahen. Als aber die Briten in den Besitz des Kaplandes kamen, da brach der Kampf los in den Dornenhecken am Fischfluß, und wenn der Friede geschlossen wurde, dann wußte jede Partei, daß der Vertrag doch nicht würde gehalten werden und daß wenige Jahre später wiederum der Kriegsruf durch das Land erschallen werde. 10 Kaffernkriege zählt die Geschichte dieses Jahrhunderts auf, ungerechnet die kleinen Überfälle und blutigen Grenzstreitigkeiten. Der kriegerischeste von allen Kaffernstämmen ist der nordöstlich von Natal am Luciasee auf unabhängigem Gebiet sitzende Stamm der **Zulus**. Sie sind zu ihrer Macht und Größe nur durch ihre stramme militärische Organisation gelangt. Zu Anfang unsres Jahrhunderts waren sie gerade so unbedeutend wie die andern Stämme alle. Da wurde 1812 Dschaka ihr König. Dieser schulte mit despotischer Härte und unglaublicher Grausamkeit sein Volk zu einem wirklichen stets

kriegsbereiten Heere, führte statt des kurzen Wurfassagaies den länger gestielten Stoßassagaie ein und gewöhnte seine Krieger zu wildem, unaufhaltsamem Ansturme. Bald waren die Zulus der gefürchtetste Stamm Südafrikas, der sich nicht nur weithin die andern Stämme unterwarf, sondern sogar die Bauern besiegte. Freilich gelang es diesen, den Nachfolger Dschakas, Dingean, im eignen Lande zu schlagen und seiner Herrschaft ein Ende zu machen. Aber unter

Zuluſoldat im Anſprunge mit Aſſagaie und Schild, erſterer ein Holzſchaft mit Eiſenſpitze, letzterer mit einer gefleckten Kuhhaut bezogen, die liegende Keule aus Holz.

Ketſchwayo erstand das Zuluvolk zu neuer Furchtbarkeit. Noch ist in aller Erinnerung, wie dieser Heerkönig sogar den englischen Truppen trotz ihrer Hinterlader und Revolverkanonen bei Isandula eine furchtbare Niederlage beibrachte und wie der Sohn des dritten Napoleons von einem Zuluassagaie durchstochen sein Leben verlor. Auf die Dauer konnte allerdings der Fürst der Wilden der europäischen Großmacht nicht widerstehen. Er wurde 1879 gefangen abgeführt. Nun aber kam zu Tage, welche Wohlthat auch bei den

afrikanischen Wilden ein geordnetes Regiment ist. Die kleinen Unterhäuptlinge und Generale waren nun selbständige Könige geworden und hatten natürlich als solche nichts Eiligeres zu thun, als sich untereinander auf Tod und Leben zu befehden und die Kolonisten nach Kräften auszuplündern. Die Zustände wurden bald so unerträglich, daß die Engländer ihren alten Feind, den greisen Ketschwayo, 1883 wieder in seine Würde einsetzten. Aber er hatte sein Ansehen unwiederbringlich verloren. Bei dem Versuche, dasselbe wieder herzustellen, wurde er von seinen früheren Generalen geschlagen, und damit ist es mit der Herrlichkeit des Zuluvolkes vorbei. Die Nation ist aus dem Leime gegangen, alle Ordnung und Zucht hat sich aufgelöst, Viehdiebstahl, Mord und Totschlag ist an der Tagesordnung. Infolgedessen haben die Engländer einen Teil des Landes an sich genommen; in einen andern sind Bauern der südafrikanischen Republik eingedrungen, die Verhältnisse sind auch hier noch ungeregelt.

Trotz der Überlegenheit der europäischen Waffen hat der Kaffer aber sein Selbstbewußtsein, seinen Stammesstolz zu bewahren gewußt. Von unsrer Civilisation haben sie nichts angenommen als die Feuerwaffen, um sie gegen die Civilisatoren zu gebrauchen. Über die bunten Kleider, welche die Engländer ihnen verehrten, lachten sie, trugen sie aber nie. Ihr Geist ist geweckt und begabt; doch was die Kaffern vor Jahrhunderten gewesen, sind sie heute noch, selbst dort, wo sie täglich zum Verkehr mit den Engländern gezwungen sind. In der Gesellschaft der Europäer wissen sich ihre Häuptlinge mit einer ungesuchten Würde zu benehmen und eine Sicherheit des Auftretens zu zeigen, die aus einem überaus regen Selbstgefühl entspringt. Ein Kaffernhäuptling war in England gebildet worden und hatte dort lange nach europäischer Weise gelebt; als er aber in sein schönes Heimatland zurückgekehrt war, da warf er alles Europäische von sich und das gefleckte Leopardenfell kleidete wieder den afrikanischen Fürsten.

Freilich artet oft dieses Selbstgefühl in Unverschämtheit aus, von der besonders die entfernt von größern Ansiedelungen wohnenden Farmer, die auf Kafferarbeiter angewiesen sind, recht zu leiden haben. So erschien einmal ein Trupp auf dem Gute eines Bauern, und der Führer verlangte unter Drohungen von dem Besitzer, daß er sofort das Haus und den Ort räume, der Kaffer wolle von jetzt an darin wohnen. Der Farmer fügte sich endlich, als er sah, daß auf Hilfe nicht zu rechnen sei, lud seine Sachen auf einen Ochsenwagen und machte sich bereit, sein Besitztum zu verlassen. Da rief ihn der Häuptling zurück und erlaubte ihm, dazubleiben: er hätte

nur sehen wollen, ob der Bauer auch thun würde, was er befehle; und die Kaffern halfen dem Gedemütigten nun sogar die Sachen wieder an Ort und Stelle bringen. Während die Bauern die Kaffern stets in straffer Unterordnung und Hörigkeit zu halten suchen, behandeln die Engländer sie als schwarze Europäer und verbieten ihnen aus Humanität nicht einmal die Vielweiberei. Die Herren Kaffern verlassen sich daher nach wie vor auf die Arbeit ihrer Frauen und thun den ganzen Tag nichts als schlafen, trinken, rauchen und schnupfen. Am verhängnisvollsten treten die Folgen der verkehrten Gefühlspolitik in Natal hervor. In diesem herrlichen Lande könnte buchstäblich Milch und Honig fließen; weil die Kaffern aber nicht arbeiten mögen, müssen die kleinen Kinder oft genug mit kondensierter Schweizermilch ernährt werden, denn frische ist nicht zu haben.

Prinzessin Usimbula, Nichte König Ketschwayos.

Unter den Zulus, die vor einiger Zeit in Berlin waren, befand sich auch die nebenstehend abgebildete Nichte des alten Königs Ketschwayo. Sie war in reiche Pelzkleidung gehüllt, von lichtbrauner Farbe und konnte wohl eine Schönheit genannt werden. Ein Hauptvergnügen von ihr war, mit einem kleinen Hornlöffel eine Prise Schnupftabak zur Nase zu führen. Brauchte sie den Löffel nicht, so steckte sie ihn wie eine Nadel durch ihr wolliges Haar. Die erwachsenen Männer erregten Aufsehen durch ihre unerhörte Geschicklichkeit im Werfen des nationalen Wurfassagaies. Sie trafen noch auf 50 Schritt Entfernung das Centrum der Scheibe. Auch das Söhnlein der Prinzessin Usimbula, der kleine Zuluprinz, führte neben seinem Schildchen aus Büffelhaut einen kleinen Assagaie, den er besser zu handhaben wußte, als irgend ein europäischer Junge Flitzbogen und Armbrust.

Kapitel XIII.

Deutsch-Südwestafrika.

An der Westküste des südlichen Afrika, nördlich vom Oranjeflusse, etwa unter 26 Grad südlicher Breite, liegt eine von ihrem Entdecker, Bartholomäus Diaz, „Angra Pequena“ d. h. „kleine Bai“ genannte Bucht. Den Namen trägt sie mit Unrecht; denn sie ist geräumig und tief und vor den brandenden Fluten des Atlantischen Ozean durch mehrere vorgelagerte Inseln trefflich geschützt. Es ist nicht eben ein einladendes Stück Erde, was dem in die Bai Einfahrenden hier entgegentritt. Auf den Inseln bemerkt der Seefahrer ungezählte Scharen fetter Seevögel, Pinguine, die in dem an der Küste entlang nordwärts flutenden kalten Polarstrome eine reiche Ernte schmackhafter Fische finden und dafür auf den Inseln, ihrer Wohn- und Brutstätte, den trefflichsten Guano ablagern. Die ungeheuren Massen dieses wertvollen Düngemittels beweisen schon, daß es selten oder nie hier regnen kann; denn sonst würde der Guano hinabgespült werden. Ein Blick auf den Strand lehrt dasselbe. Riesige Dünen erheben sich hier, unterbrochen von einer etwa 100 Meter hohen Felsenkette, die jedoch ebenfalls von dem massenhaften Flugsande bedeckt ist. Hier ist nichts fest. Der täglich wehende Südwest verändert unaufhörlich die Gestalt der Sandberge; wo heute eine Erhebung war, ist morgen ein Thal und umgekehrt. Nur wenige dürftige Sträucher senken ihre zähen Wurzeln in den Sand und nähren sich kümmerlich von dem starken Tau, welcher allnächtlich fällt und das einzige Süßwasser ist, welches es dort gibt; denn wo der Wind täglich die wohlmeinenden Wolken, die sich jeden Vormittag ansammeln, erbarmungslos nach Osten jagt, kann es auch keine Quellen und Brunnen geben.

Diese wüste afrikanische Streusandbüchse war bis zum Jahre 1884 nur eben den Geographen von Fach bekannt, um dann plötzlich einen Weltruf zu erlangen und für Monate das beliebteste

Gespräch der politischen Kannegießer zu bilden. Angra Pequena ist der Entwickelungskeim der deutschen Kolonien geworden, gerade wie die ehemalige Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches, die Mark Brandenburg, das Samenkorn des neuen Deutschen Reiches gewesen ist.

Im April 1883 fuhr in die Bai ein kleiner deutscher Schoner aus Bremen, einem dortigen Kaufmanne, Namens Lüderitz, gehörig. Dieser energische und unternehmende Mann, in dem ein Stückchen von dem alten Hanseatengeist lebte, hatte bis dahin in der englischen Kolonie Lagos glückliche Handelsunternehmungen betrieben, suchte aber nun nach einem Platze, wo er auf noch freiem Boden eine deutsche Niederlassung begründen könnte. Angra Pequena schien ihm dazu geeignet; denn wenn es auch auf vielen Atlanten mit englischen Farben angestrichen war, so war es thatsächlich doch noch „Niemandsland." Lüderitz' Schoner mit Namen „Tilly" landete also unter Führung des Agenten Vogelsang an der wasserlosen, sandigen Küste und traf nur auf einige elende Hottentotten, welche von der Fischerei lebten. Auf der Robben- und Pinguininsel in der Bucht beschäftigten sich einige Leute mit dem Fange der Pelzrobbe und dem Einsammeln von Guano. Nachdem die ersten Einrichtungen an der Küste getroffen, einige Hottentotten in Dienst genommen und die kleine Kolonie (9 Deutsche, 1 Holländer und 1 Schweizer) militärisch organisiert war, begab sich Herr Vogelsang nach der im Hinterlande liegenden Barmener Missionsstation Bethanien, von wo aus man ihm Führer und Pferde entgegengesandt hatte. Der Zug ging in östlicher Richtung

F. A. E. Lüderitz von Bremen.

meist durch Sandwüsten, bis das Land endlich bergig und wasserreich wurde und auf fetten Grasweiden sich große Pferde- und Rindviehherden zeigten.

Der rheinische Missionar Bam war es, der hier dem Landsmann freundlich die Hände schüttelte und ihm die Wege bahnte, denn seit langem hat hier die rheinische Mission eine großartige Thätigkeit entfaltet, zahlreiche Glaubensboten ausgesandt, die Namahottentotten zum Christentum bekehrt und, soweit es möglich war, Kultur und geordnete Zustände in einem bis dahin durch Kriege zerrütteten Lande eingeführt.

Die Lüderitzsche Niederlassung vom Ankerplatze aus. Aufgenommen an Bord S. M. Kanonenboot „Nautilus."

Die deutschen Missionare, deren Einfluß auf die Namahottentotten und deren Häuptlinge ein bedeutender ist, vermittelten es, daß der Abgesandte des Herrn Lüderitz für diesen das Küstengebiet von Groß-Namaland in der Breite von 20 deutschen Meilen südwärts bis zum Oranjefluß (dem Grenzstrom der britischen Kapkolonie) und nordwärts bis zum 26. Grad südl. Breite von dem Häuptling Joseph Frederiks kaufen konnte.

Die deutsche Reichsregierung, welche nun angegangen wurde, die junge Ansiedelung unter ihren Schutz zu nehmen, sandte vorerst das Kanonenbot „Nautilus" ab, um Angra Pequena zu untersuchen. Am 24. Januar 1884 traf das deutsche Kriegsschiff dort ein und zeigte die deutsche Flagge und deutsche Kanonen an jenem Strande,

der so lange öde und verlassen dagelegen hatte. Der Hafen erwies sich als ein „sehr guter“. Schiffe vom Tiefgang des „Nautilus“ können bequem einlaufen und der Ankergrund ist vortrefflich, so daß hier einer der besten Häfen an der ganzen afrikanischen Südwestküste vorhanden ist.

Im Kapland und in England hatte man anfangs gespöttelt über die Deutschen, die sich ein so elendes Dünenland zur Kolonisation aussuchten. Dann wurde man besorgt und suchte Deutschland das Recht, das Land für sich in Beschlag zu nehmen, streitig zu machen. England sei berechtigt, fremde Mächte dort auszuschließen, „wegen der Nähe seiner Besitzungen“ — ein mehr als lächerlicher Vorwand! Kurz, man sah deutlich, England brauchte das Land nicht selbst, wollte es aber auch uns nicht gönnen, und wollte nicht, daß „die Landratte von Vetter plötzlich zur See ginge“. Daher wallte denn das nationale Blut mächtig bei uns auf. Der portugiesische Name der unbekannten afrikanischen Bai war plötzlich in aller Munde, und die Briefkasten aller Zeitungen enthielten Anfragen, wie das seltsame Wort eigentlich ausgesprochen werde. Wird unsere Regierung — so fragte man sich besorgt — die erste selbständige deutsche Kolonie schützen oder preisgeben? Wird sie, um Freundschaft und Frieden zu wahren, der englischen Überhebung nachgeben oder trotzen? Und wenn letzteres, wie wird England das hinnehmen? Werden nicht ernste Verwickelungen die Folge sein? Noch bewegten diese Fragen alle deutschen Herzen, da kam die erlösende Kunde von jenem schon am 24. April erlassenen Telegramm des Reichskanzlers an den deutschen Konsul in Kapstadt, das in seiner lapidaren Kürze für alle Zeiten den Eckstein der deutschen Kolonialpolitik bilden wird: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen. Bismarck.“

Das war ein deutliches „Hände weg!“ für England. Die erste, die Hauptfrage war gelöst, die deutsche Reichsregierung beschritt den Weg thatkräftiger Kolonialpolitik. Und auch die zweite löste sich bald. England zog die Tatzen ein, erklärte keine Ansprüche auf den Küstenstrich zu besitzen und gratulierte sogar zu der Erwerbung. Der deutsche Reichskanzler erklärte am 26. Juni im Reichstag, er werde nirgends nach französischer Weise von Staats wegen kolonisieren, aber private deutsche Ansiedelungen unter den Schutz des Reiches stellen. Nun wußte die Welt, woran sie war. Deutschland forderte seinen Anteil an der Erde.

Bald darauf wurde das neue deutsche Schutzland, nunmehr „Lüderitzland" genannt, auch äußerlich als solches gekennzeichnet. Am 18. Juli und 6. August erschienen in der Bai von Angra-Pequena 2 stattliche deutsche Kreuzerkorvetten, die „Leipzig" und die „Elisabeth". Die Seeleute sahen von Bord aus auf dem öden Dünenstrande die drei einstöckigen Häuser der Lüderitzschen Ansiedelung, zwei von Holz mit Wellblech gedeckt, eins von Eisen, dahinter einige bienenkorbartige Hottentottenkraale; auf der die Gegend beherrschenden „Nautilusspitze" erhob sich weithin sichtbar ein Kreuz, von Herrn Lüderitz als Wahrzeichen errichtet. Der Kapitän der „Elisabeth", Schering, hatte den Auftrag, das ganze Gebiet feierlich für Deutschland in Besitz zu nehmen. Leider erkrankte er plötzlich und der Kommandant der „Leipzig", Kapitän zur See Herbig, trat für ihn ein. Am 7. August früh morgens um sieben Uhr fuhren die Offiziere und Mannschaften beider Schiffe in 12 großen Booten ans Land. Unter klingendem Spiel ging's dann den Abhang hinter den Gebäuden in die Höhe, wo schon der Flaggenstock errichtet war. Zu beiden Seiten desselben nahm die Mannschaft Aufstellung, hinter ihm, die Front nach dem Meere, Kapitän Herbig, die 9 Beamten des Hauses und etwa 70 Seeoffiziere und Kadetten. Unter präsentiertem Gewehr und lautloser Stille verlas dann der Kapitän das Dekret, welches das Territorium Lüderitz unter kaiserlichen Schutz stellte. Darauf ein donnerndes Hoch auf Kaiser Wilhelm, während die Reichsflagge in die Höhe ging und die schweren Schiffskanonen mit 42 dumpfen Schlägen hineindröhnten. Vor der Flagge wurde dann noch ein schwarz-weiß-roter Pfahl mit einer Tafel errichtet, welche Namen und Ausdehnung des Gebietes angibt.

Da man nun von England erwarten mußte, daß dasselbe durch Inbesitznahme des Hinterlandes und des noch freien Küstenstriches versuchen würde, der jungen deutschen Kolonie die Lebensadern zu unterbinden, so ließ die deutsche Regierung den ganzen Küstenstrich bis an die portugiesische Grenze, nämlich bis zum Kap Frio hinauf unter deutschen Schutz stellen, wovon nur die schon seit längerer Zeit englische „Walfischbai" ausgenommen blieb; diese bildet nun also im deutschen Gebiet eine Enklave. Wer in unkultivierten Ländern die Küste hat, der hat allemal auch das Binnenland. Lüderitz und nun bereits auch andre deutsche Kaufleute gingen rüstig nach dem Innern zu vor, und die deutsche Reichsregierung folgte ihnen. Mit einer ganzen Reihe von Häuptlingen schlossen die Agenten der deutschen Firmen Kaufverträge ab und das deutsche Reich stellte sie und ihre Gebiete dann unter seinen Schutz, so Bethanien, Rehoboth, Berseba,

Aufhissung der deutschen Flagge in Angra Pequena, am 7. August 1884 durch S. M. Schiffe „Elisabeth“ und „Leipzig“. Nach der Skizze eines Augenzeugen vom Bord der „Elisabeth“.

die Topnaars, Zwaartbooïs, das rote Volk von Hoachanas, dessen Gebiet sich ostwärts bis in die Gegend des Ngamisees erstreckt. Am zähesten erwies sich der Oberhäuptling der Herero, Kamaherero genannt, der durch englische Sendlinge gegen Deutschland aufgehetzt war. Lüderitz' erster Versuch, ihn zu gewinnen, mißlang daher. Aber als ihm das Abkommen mit England, wonach das gesamte Gebiet bis zum 20. Grad östlicher Länge dem deutschen Einfluß

Deutsches Schutzgebiet in Südwestafrika.

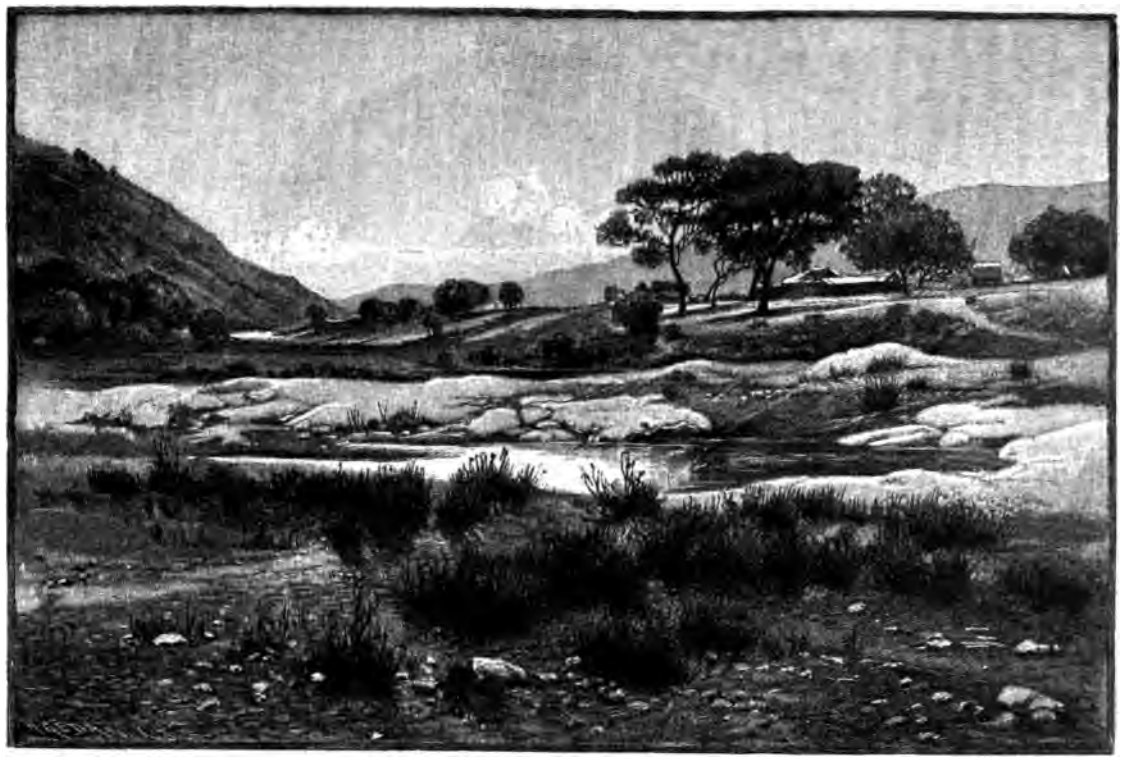
überlassen wurde, bekannt wurde, als er somit sah, daß er sich an England nicht werde anschließen können, widerstrebte auch er nicht länger. Am 21. Oktober 1885 schlossen die Vertreter der Reiches, der kaiserliche Kommissar Dr. Göring und der Missionar Büttner, mit ihm den Schutzvertrag ab. Überhaupt haben die wackeren rheinischen Missionare an der Begründung der deutschen Herrschaft in Südwestafrika den hervorragendsten Anteil genommen. Ihrem Einfluß auf die eingeborne Bevölkerung ist die rasch und verhältnismäßig glatte Abwickelung der Verhandlungen vornehmlich zu danken. Mit Por-

tugal wurde später ein Abkommen getroffen, welches als nördliche Grenze unsrer Kolonie eine Linie vom Kuneneſluß bis zu den Fällen des Sambeſi feſtſetzte. Durch den letzten Vertrag mit England vom 1. Juli 1890 (vergl. S. 172) iſt endlich die Oſtgrenze unſres Gebietes genau beſtimmt und uns auch ein Streifen Land am Sambeſi erhalten geblieben. Die Walfiſchbai dagegen blieb engliſch.

Das iſt in der Kürze die Geſchichte der deutſchen Erwerbung Südweſtafrikas. Es ſind im ganzen etwa 18000 Quadratmeilen, über denen hier die deutſche Flagge weht, alſo ein Gebiet faſt noch

Häuptling Kamaherero, ſein Sohn William, und ſein Feldhauptmann Amadamach.

einmal ſo groß wie das deutſche Reich, ein unendliches, noch faſt ganz jungfräuliches Arbeitsfeld für die deutſche Nation; die Küſtenlänge entſpricht etwa der Oſtſeeküſte von Lübeck bis St. Petersburg. Es iſt zugleich die einzige deutſche Kolonie, welche zum Teil wenigſtens in der gemäßigten Zone liegt. Sie umfaßt im Süden das Nama-, im Norden das Herero- oder Damaraland, wozu dann noch das Ovamboland kommen dürfte. Darüber zu ſpotten als über einen „elenden Haufen Sand und Steine", wie es ſogar im deutſchen Reichstag geſchehen iſt, iſt ganz verkehrt. Man beurteilt dann die ganze ungeheure Landſtrecke einſeitig nach dem Dünengürtel



Charakterlandschaft aus Namaland.

der Küste. Dieser hat eine Breite, die zwischen 1 Kilometer und etwa 5 Meilen schwankt; an der Walfischbai ist er am schmalsten; dieser Hafen ist daher auch die geeignetste und am meisten benutzte Eingangspforte für den nördlichen Teil des Landes; er ist freilich in raschem Versanden begriffen. Hat man die sandbedeckte Wüstenzone überschritten, so wird die Landschaft mit jeder Tagereise nach Osten interessanter und ergiebiger. Wir betreten dann ein sanft und für das Auge unmerklich bis zu einer Höhe von 1300—1600 Metern ansteigendes Plateau, welches die Eingebornen „Namieb" (Ebene) nennen. Im Namalande sind demselben keine eigentlichen Gebirgszüge aufgesetzt; hier ist mehr wellenförmiges Terrain und zwar gehen die Senkungen in der Richtung von Norden nach Süden, so daß das Wasser nach dem Oranjefluß abfließt und der Küstenstrich in einer Breite von 125 Kilometern gar kein Wasser hat. Im Hererolande dagegen erfreut das Auge des Reisenden oft eine großartige und prachtvolle Gebirgsscenerie. Gewaltige, bastionsartige Granitberge und eine Sandsteinformation von ähnlichem grotesken Charakter, wie er der sächsischen Schweiz eigentümlich ist, haben wir hier vor uns. Die große Masse des Erongoberges hebt sich beinahe senkrecht gegen die Umgebung ab. Hinter diesem Gebirge, welches in den Omatakubergen 2000—3700 Meter, also alpine Höhen, erreicht, beginnt ein eintöniger flacher Abstieg nach Osten und wir gelangen unmerklich in die Muldensenkung des Ngamisees.

Das Hereroland ist bedeutend reicher bewässert als das Namaland und zwar fließen hier die Gewässer nach Westen in den Ozean, so daß man schon an der Küste selbst in den Flußbetten Trinkwasser findet, was freilich bei der Nähe des Meeres leicht einen brakigen Geschmack hat. Die Niederschläge werden nach Norden und Osten zu, je weiter man aus dem Bereich des wolkenverscheuchenden Seewindes kommt, immer häufiger. Der Regen tritt höchst unregelmäßig, dann aber immer mit einer Plötzlichkeit und Heftigkeit ein, daß er vielen Schaden im Gefolge hat; oft sind die Reisenden kaum im stande, die Zugtiere so schnell von den Karren abzuspannen und sie aus den bisher ausgetrockneten Wasserläufen zu retten, die sich jetzt plötzlich in reißende Ströme verwandeln. Für gewöhnlich sind die Flußbette trocken; doch sind in ihnen Wasserschätze verborgen, das lehrt uns schon die Umsäumung derselben mit Schilf, Buschwerk und sogar waldartigem Baumwuchs; unter dem letzteren finden wie namentlich dornige Akazienarten. Auf die unterirdisch immer vorhandenen Wassermassen deuten auch die sehr in die Tiefe gehenden langen Wurzeln der Pflanzen hin. Ganz ohne Vegetation ist also

kein Teil, auch nicht die trostlose Küste und die Kalahariwüste; die letztere enthält ebenfalls zeitweise Wasser führende Flüsse, baumartigen Pflanzenwuchs und dorniges Gestrüpp. Sobald hier im Sommer die ersten Regengüsse niederrauschen, ergrünt die ganze Wüste und dann ist sie eben keine Wüste mehr. Üppige Weidetriften dehnen sich dann meilenweit aus, auf denen sich große Antilopenherden tummeln, auch vereinzelten Straußentrupps begegnet man noch hier und da.

Noch im Anfange unsres Jahrhunderts war das weite Gebiet zwischen Oranje- und Kunenefluß ein einziger ungeheurer zoologischer Garten. Da weidete der langgehörnte Gemsbock, der violette Springbock, die gewaltige Elenantilope und das Gnu mit seinem Büffelkopfe und Pferdeschweife, das anmutige Kudu und das tigerartig gestreifte Zebra zu vielen Tausenden die harten kurzen Gräser der Steppe ab, welche Maultier und Pferd verschmähen würden. Scharen von Büffeln, Elefanten und Rhinocerossen bevölkerten die wasserreicheren Thäler des Nordens, das Gebrüll des Löwen ertönte in der Wüste wie im Berglande, vor dem Kraal der Eingebornen, an den Trinkplätzen der Steppentiere. Ihm machten Panther und außerordentlich große Leoparden die Herrschaft streitig. Das heisere Lachen der Hyäne und das Gebell des Schakals thaten kund, wo diese Gebieter im Reiche der Tierwelt ihr Mahl gehalten. An Schnelligkeit mit der Gazelle wetteifernd, an Ausdauer sie übertreffend, durcheilte der Strauß in großen Herden die Ebenen. Sehr zahlreich sind noch jetzt die Eidechsen und Schlangen. Im wilden Geklüft lauert die gewaltige Ondaraschlange (Python natalensis) auf Hasen und Bergkaninchen; mit unglaublicher Schnelligkeit stürzt sich die giftige Cobra di Capello auf die ahnungslose Antilope, welche an ihrem Verstecke grast, und selbst die menschlichen Wohnungen sind vor dem unwillkommenen Besuch solcher unheimlichen Gäste nicht sicher; die träge Puffotter und die schwarze Schlange schleichen sich des Nachts ein, um sich an dem Körper des nichts ahnenden Menschen zu wärmen. Giftige Spinnen und Skorpionen, Heuschrecken und Mücken sind das ganze Jahr hindurch eine entsetzliche Plage; die wunderbar schönen Schmetterlinge des Landes erscheinen aber nur, „wenn im Frühling die Erde sich kleidet neu," und nach der Regenzeit sich das ganze Land in einen großen bunten Blumenteppich verwandelt.

So war dieses menschenleere, armselige Weideland für den Jäger und Zoologen ein wahres Paradies, besonders der nördliche Teil. Allein mit der Einführung des Pferdes und des Feuergewehrs begann jener Vernichtungskampf gegen das Wild, der in noch nicht siebzig Jahren das wertvollere, jagdedle Wild fast ausrottete oder

weit zurückscheuchte in Gegenden, wo noch nicht der verderbliche Schuß der Büchse knallte. So finden wir Elefanten, Rhinocerosse, Löwen nur noch im Ovambolande und den angrenzenden Distrikten der Herero; der Leopard hält sich noch in den wilden Gebirgsgegenden, wo er mit dem ebenfalls dort hausenden, ihm überlegenen Pavian erbitterte Kämpfe zu bestehen hat. Das Zebra und Quagga hat in seinem Felle eine verhängnisvolle Gabe der Natur; dasselbe ist nämlich geröstet von ganz außerordentlichem Wohlgeschmacke; daneben wird es zu Schuhsohlen verwandt, doch zieht der Jäger meistens vor, es aufzuessen und barfuß weiter zu gehen.

Das nächst dem Elefanten wertvollste Jagdtier, der Strauß, ist ebenfalls im Namalande so gut wie verschwunden, im Hererolande dagegen hat er infolge des letzten Krieges zwischen beiden Stämmen, wo die Jagd ruhte, eine fünfjährige Schonzeit genossen und sich infolgedessen stark vermehrt. Die Jagd auf diesen wertvollen Vogel — ein ausgewachsenes männliches Exemplar gilt an Ort und Stelle 500 Mark — ist eine höchst eigentümliche. Man schießt ihn nicht, weil das Blut seine Federn verderben würde, sondern hetzt ihn zu Tode. Am liebsten wählt man zu diesem Geschäft einen recht heißen Tag, weil an einem solchen der Vogel am leichtesten ermattet. Der Jäger jagt mit einem möglichst schnellen und ausdauernden Pferde den Strauß möglichst im Kreise herum, was er dadurch erreicht, daß er ab und zu eine Kugel an ihm vorbeischießt, Liegt das Tier dann kraftlos am Boden, so wird ihm durch einen Schlag auf den Schädel der Garaus gemacht. Noch origineller fangen es die Armseligsten unter den Eingebornen, die sogenannten Bergdamara, die keine Pferde und keine Gewehre besitzen, an, sich der wertvollen Beute zu bemächtigen. Sie spüren ein Nest auf und umgeben es mit spitzen Steinen, scharfen Glasscherben u. dgl., die sie mit ihrem unbedingt todbringenden Pfeilgifte, einem Gemische aus Pflanzen- und Hornschlangengift, bestrichen haben. Der Strauß verletzt sich nun, zu seinem Neste gehend, die Füße und stirbt in kurzer Zeit. Beim Ausnehmen des Nestes lassen übrigens die Eingebornen stets ein Ei zurück, weil sich sonst der Strauß an einem andern Orte ein neues Nest macht.

Anfangs waren es nur die Hottentotten, die den Vertilgungskrieg gegen das Wild führten, bald aber gesellten sich zu ihnen als überlegene Nebenbuhler weiße Jäger. Diese betrieben die Jagd im großen Stile. Der Schwede Anderssson z. B., der von 1851 an ungeheure Verheerungen unter der Tierwelt Südafrikas angerichtet hat, hatte nicht selten mehr als 300 Eingeborne und weiße Jäger

in seinen Diensten und erwarb durch seine großartigen Jagdzüge in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen. Vor den sogenannten „Menschenfressern" unter den Löwen hatte Anderssson einen gewaltigen Respekt. Er nennt sie schlangenartig, feige und heimtückisch heranschleichende, meuchelmörderische Nachtstreifer, Scheusale, deren katzenähnliche Bewegung und verstohlene Annäherung kein menschliches Ohr zu erlauschen vermag, die ganze Buschmannsdörfer überfallen und manchmal bis auf den letzten Mann ausrotten. Die sich mit Wild begnügenden Löwen dagegen gehen dem Menschen am liebsten aus dem Wege und greifen ihn nur dann an, wenn sie von ihm gereizt worden sind. In der Missionsstation Richterfeldt erschien sogar eines Tages ein Löwe in der Kirche. Man machte Lärm und die Herero eilten mit Spießen herbei, erfaßten den Löwen am Schwanze und an den Ohren und zerrten ihn aus dem heiligen Orte hinaus. Das arme Tier war dem Hungertode nahe und leistete fast gar keinen Widerstand.

Die größte Jagdbeute lieferte die Umgebung des Ngamisees, denn dort ist Wasser, an welches die Tiere der Steppe und Wüste des Nachts zur Tränke kommen; dort ist auch Wald, der den Riesendickhäutern als Aufenthalt dient. Westlich von diesem See liegt der Ort Tunobis in einer teilweise mit Wald bestandenen Ebene; in der Nähe desselben befindet sich eine reichlich fließende Quelle, die dem Orte den Ursprung gegeben hat. Hier bot sich nun Anderssson die trefflichste Jagd dar, denn in einer Entfernung von zwei bis drei Tagereisen war kein andres Wasser als diese Quelle zu finden und deshalb war auch die Anzahl der Tiere, die sich jede Nacht hier versammelten, um ihren Durst zu löschen in Wahrheit erstaunlich. In den wenigen Tagen, welche die Expedition in Tunobis zubrachte, wurden nicht weniger als 30 Rhinocerosse geschossen, von Anderssson selbst in einer einzigen Nacht 8 dieser Tiere von 3 verschiedenen Gattungen. Die unversiegbar scheinende Quelle war fast jede Nacht rein ausgetrunken.

Anderssson ging gewöhnlich allein auf die Jagd, obgleich er sich der Gefahren vollkommen bewußt war, die ihm drohten. An keinem Tage seines Lebens war ihm aber das Geschick so günstig, wie am 15. Juli 1853; dreimal war er da in Todesgefahr und entrann nur durch ein Wunder. Anderssson befand sich damals in Kobis, das in der Nähe des Ngamisees liegt und durch seinen Wildreichtum berühmt ist; an dem Abende jenes Tages ging er auf den Anstand und faßte, nachdem er sich einen niedrigen Wall aus Steinen aufgebaut hatte, auf einer schmalen Landenge zwischen zwei Wasser-

tümpeln Posto, versehen mit einer Decke und 2 oder 3 Reservestinten.

„Es war," schreibt er, „eine jener prächtigen tropischen Mondscheinnächte, in welchen ein unbeschreiblich milder und bezaubernder Lichtschimmer über die schlummernde Landschaft ausgebreitet liegt; der Mond war so rein und klar, daß ich in ziemlicher Entfernung selbst ein kleines Tierchen unterscheiden und erkennen konnte. Ich hatte eben meine Anordnungen getroffen, als die Stille durch einen Lärm unterbrochen wurde, den ich nur mit dem Rasseln eines Artillerieparkes vergleichen kann. Ich erhob mich halb in meiner liegenden Stellung und heftete meinen Blick auf das Gebüsch, aus welchem die seltsamen Töne zu mir herdrangen; doch konnte ich eine Zeitlang die Ursache nicht entdecken. Auf einmal löste sich das Rätsel dadurch, daß ein riesiger Elefant sich zeigte, dem unmittelbar andre folgten, so daß in kurzem 18 Elefanten in der Nähe waren. An ihrer großen Gestalt erkannte ich auf den ersten Blick, daß alles Männchen waren.

„Ich beugte mich in meinem ‚Schirm' nieder so viel als möglich und erwartete mit schlagendem Herzen und gezogenem Gewehr das vorausschreitende Männchen, welches, ohne eine Gefahr zu ahnen, gerade auf mein Versteck loskam. Seine Stellung war jedoch nicht so, daß ich einen glücklichen Schuß hoffen konnte und ich wartete daher auf die Gelegenheit, die äußere oder hintere Seite des Schulterblattes in Schußlinie zu bekommen. Es bot sich dieser günstige Augenblick jedoch nicht eher, als bis das Tier unmittelbar neben mir stand, wo es der Terrainbeschaffenheit wegen seine Stellung ändern mußte. Die Folge war, daß, als ich eben die Mündung meines Gewehres über die äußere Kante des Schirmes erhob, der Elefant mich gewahr wurde und ehe ich noch das Gewehr zurückziehen konnte, wie rasend mit emporgehobenem Rüssel und weit abstehenden Ohren auf mich losstürzte. Nun war es zu spät an die Flucht zu denken, geschweige denn das Tier zu töten. Mein eignes Leben war in Gefahr, und als ich sah, daß, wenn ich meine aufrechte Stellung weiter beibehielt, er mich unausbleiblich mit seinem Rüssel erfassen würde, warf ich mich eiligst auf den Rücken, und während der Elefant sich gerade über mir befand, schoß ich ohne zu zielen und rein auf gut Glück ihm in die Brust und stieß dabei das durchdringendste Geschrei aus. In diesem Augenblick senkte das gereizte Tier den Rüssel gerade nach der Stelle, wo ich zuvor auf den Knien lag und wühlte die zum Teil sehr großen Blöcke, welche meinen Schirm bildeten, auf, als wenn es nur kleine Steinchen

wären. Im nächsten Augenblicke hielt der Elefant seine beiden Vorderfüße gerade über meinem Gesichte. Ich erwartete jetzt nichts Geringeres als totgetreten zu werden. Aber man stelle sich meine Freude vor, als der Elefant, statt den Angriff zu erneuern, sich links wandte und eiligst davon lief; glücklicherweise hatte ich nur einige blaue Flecken von den fallenden Steinen bekommen. Nächst der Vorsehung verdanke ich meine Rettung wohl dem Umstande, daß das Tier durch die ihm beigebrachte Wunde verwirrt wurde, sowie meinem Geschrei im gefährlichsten Augenblicke."

Als Anderssson den übrigen Elefanten, die sich ebenfalls in das Dickicht zurückgezogen, nachsah und seinen Schirm wieder in Ordnung brachte, kam ein schwarzes Rhinoceros an das Wasser, um zu trinken. 2 Schüsse verwundeten es, ohne es zu töten. Anderssson geht ihm nach und findet es noch auf den Beinen stehend, aber in einer Stellung, die ihm nicht gestattet aufs neue zu schießen; da wirft er einen Stein nach ihm. „Aber das Rhinoceros fing fürchterlich zu schnauben an, hob den Schwanz in die Höhe, beugte den Kopf zur Erde und stürzte wütend auf mich los, während Wolken von Staub unter seinen Füßen aufwirbelten. Kaum konnte ich das Gewehr anlegen und schießen; als es schon in unmittelbarer Nähe war, und im nächsten Augenblick, als ich mich instinktmäßig umdrehte, um mich zurückzuziehen, riß es mich zu Boden. Der Stoß war so heftig, daß Büchse, Pulverhorn und Kugeltasche, sowie meine Mütze fortflogen und durch die Luft wirbelten; später fand ich, daß die Büchse 10 Fuß fortgeschleudert worden war." Das gewaltige Tier war über Anderssson hinweggestürzt und hatte ihn getreten. Kaum war dieser aber aufgestanden, als das Rhinoceros sich wandte, aufs neue gegen seinen Feind vorging, ihm mit seinem Horne den rechten Schenkel aufschlitzte und mit den Vorderfüßen an die Schulter stieß.

Mit vieler Mühe schleppte sich Anderssson bis zum nächsten Baum; das wilde Tier hatte ihn aber aus dem Gesichte verloren oder seine Rache genügend befriedigt, kurz, als er aus einer kurzen Ohnmacht wieder zur Besinnung kam, war es verschwunden. Am nächsten Morgen hörte Anderssson einen Notruf; er eilte zur Stelle und sah das Rhinoceros auf 3 Beinen vor seinem Diener stehen, der vor Schreck wie angewurzelt stand; Schuß auf Schuß folgte; das Tier brach zusammen; als aber Anderssson sich ihm näherte, um ihm eine Kugel in das Gehirn zu senden, erhob es sich nochmals zum Angriff, und nun begann ein Wettlauf, der erst ein Ende nahm, als das Rhinoceros vom Blutverlust erschöpft zusammenbrach.

Anderſſon unter dem Elefanten.

Südweſtafrika.

Die Bevölkerung unsres südwestafrikanischen Schutzgebietes besteht aus 2 ganz verschiedenen Stämmen, den Herero im Norden, welche wie die Kaffern zu den Bantunegern gehören, und den Nama-Hottentotten im Süden.

Die Herero, d. h. die Lustigen, oder Damara sind nomadisierende Viehzüchter. Der Viehreichtum einzelner Häuptlinge reicht bis an die Tausende, ja Zehntausende Stück Rinder und unzählige Schafe und Ziegen empor; das ist auch das Ein und Alles des Volks gewesen, und neben dem Vieh kam ein Interesse für andre Dinge nicht auf. Die Stammbäume der Ochsen und Kühe sind dem Herero bekannt wie dem Sportsmann die Stammbäume edler Rennpferde. Kein Stück Muttervieh, kein Kalb, kein Lamm wird geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, abgesehen von festlichen Gelegenheiten, Begräbnissen ꝛc. nichts angegriffen. Sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben. Man trinkt sie stets aus derselben Schüssel, die man nicht anders reinigt, als daß man sie durch die Hunde auslecken läßt; dieses infolge von Aberglauben, da man wähnt, die Kuh würde aufhören Milch zu geben, wenn man das Gefäß auswüsche. Das Rindvieh ist schlank, starknochig, mit kleinen harten Klauen und liefert vortreffliche Zug- und Reitochsen. An ihnen sind die Hörner, deren Spitzen 2 Meter voneinander abstehen, das Merkwürdigste und nach der Größe dieser mächtigen Hörner wird der Wert der Tiere bestimmt, die im Range neben Weib und Kind stehen. Die Rinder sind das Lieblingsthema in Gesprächen und Gesängen des Herero. Mit der größten Sicherheit findet er zwischen Hunderten von Ochsen die seinigen heraus, und wäre es auch nur einen einzigen, den er am Tage zuvor gekauft. Kommt seine Herde von 500—700 Stück von der Weide nach Hause, so wird er sofort merken, nicht nur ob ein Ochse überhaupt fehlt, sondern auch welcher ausgeblieben ist. Es fehlt ihm ein bekanntes Gesicht. Die Herden sind es, mit denen die Kosten für Bündnisse, für Heiraten, für Einkäufe und manche religiöse Ceremonie bestritten werden und wer kein Vieh hat, ist eine Null unter seinen Stammesgenossen. Erst in neuster Zeit haben die Herero angefangen, ihre Rinder bei den Händlern gegen europäische Produkte einzutauschen, früher kam das fast nie vor. Die Schafe haben im Hererolande keine Wolle, dagegen dicke Fettschwänze, die ein vortreffliches Schmalz liefern, welches bei den in ihrem Lande wohnenden Europäern die Butter vertritt. Diese Fettschwänze werden bis 5 Kilogramm schwer und behindern die Schafe im Gehen.

In den letzten Jahren haben die Herero auch angefangen, nach

dem Vorbilde der weißen Leute die Flußbette zum Anbau von allerhand Getreide und Gemüse sowie von Tabak zu beackern. Infolgedessen entwickelt sich bei ihnen allmählich ein ihnen bisher unbekannter Rechtsbegriff, der des Grundeigentums.

Schon hieraus ersieht man, daß sie ein gelehriges Volk sind, namentlich sind sie für Sprachen begabt, wie sie denn selbst eine außerordentlich weiche, klangvolle und biegsame Sprache reden. Ihr Gemüt ist ihrem Namen entsprechend offen und fröhlich. Abends

Tracht der Hererofrauen.

sitzen Männer und Frauen zusammen, singen und schwatzen oder tanzen auch wohl im Kreise, wobei sie in die Hände klatschen und allerlei Pantomimen machen. Bemerkenswert ist, daß das weibliche Geschlecht bei ihnen in höherer Achtung steht als sonst bei wilden Völkerschaften. Höchst selten schlägt ein Herero seine Frau, und wenn er es thut, so läuft sie davon. Der englische Reisende Galton erzählt von den in seiner Gesellschaft befindlichen Hererodamen, deren Tracht übrigens durch eine Art Helm mit je 3 ledernen Eselsohren

etwas wahrhaft Groteskes hat, folgendes: „Die Achtung des Mannes vor der Frau war eine große Schwierigkeit in Bezug auf Disziplin, denn ich hatte die Frauen meiner Reisegesellschaft oft zu bestrafen und konnte die Männer nicht dazu bringen, daß sie dieselben für mich prügelten; ich aber war natürlich viel zu galant, als daß ich dieses durch andere Hände hätte thun lassen. Sie ärgerten mich mit ihrem fortwährenden Schwatzen fast zu Tode; ich muß aber zugestehen, daß sie viele gute Eigenschaften haben; sie waren geduldig, wenn auch nicht weiblich nach unsern Ideen."

Ein mit Büffelhörnern geschmücktes Grab bei Okahandja im Hererolande.

Auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist ein schönes, wie man denn auch den Toten pietätvoll reiche Thränen und Opfer spendet. Die Gräber der Häuptlinge stehen meist am Fuße ansehnlicher Bäume. In das enge, aber ziemlich tiefe Grab senkt man die Leichen in sitzender Stellung mit dem Angesichte nach Norden gekehrt. Särge kennt man nicht, dagegen umhüllt man die Leiche mit Fellen. Um das Grab herum macht man Dornenhecken und legt Steine darauf, damit die Hyänen es nicht ausscharren. Eine Menge Rinder, je nach dem Reichtum des Verstorbenen, werden geschlachtet und zum Totenopfer dargebracht. Ihre Hörner befestigt man auf dem Grabe, auf dem man auch Bogen und Pfeile niederlegt. Dagegen scheint man mit altersschwachen Personen kein Mitleid zu haben, ja bisweilen den Tod solcher Unglücklichen durch Aussetzen zu beschleunigen.

Neben Okahandja, dem Residenzkraal Kamahereros, ist Otjimbingue einer der größten Orte des Hererolandes. Hier war der Sitz des deutschen Reichskommissars Dr. Göring, hier gedeiht im Flußbette des Tsoachaob Wein, Obst, Gemüse und Getreide. Hier wird auch häufig großer Markt abgehalten. Mit ganzen Zügen schwerbeladener Ochsenwagen kommen die Händler, zumeist deutscher Abkunft, von der Küste. Auf die Kunde davon strömen von allen Seiten die Eingebornen herbei, um ihren Reichtum, die Rinder, gegen Reis, Kaffee, Zucker, Salz, Mehl, Tabak und — Eau de

Kamahereros Kraal. Nach der Natur.

cologne umzutauschen; letzteres brauchen sie nicht etwa als Parfüm, sondern sie trinken es für Schnaps, dessen Einfuhr glücklicherweise sehr erschwert ist. Haben die Händler in Wochen oder Monaten genug Rinder, oft Tausende, zusammen, so treiben sie sie nach Kimberley (S. 430) und selbst nach Transvaal. Dabei muß die öde Kalahariwüste durchschritten werden, wo es nicht selten auf zwei bis drei Tage gar kein Wasser gibt. Im übrigen müssen es die Händler durch ortskundige Buschmänner mittelst langer Röhren aus dem Boden saugen lassen. Die Buschmänner speien es dann in ein Gefäß und Weiß und Braun trinkt das so wenig appetitlich gewonnene köstliche Naß mit Wonne. Die Händler sprechen von diesen „Durchquerungen" Afrikas, welche sechs bis acht Monate zu dauern pflegen, wie wir von einer

Fußwanderung durch Thüringen. Natürlich erliegen dabei eine Menge Ochsen dem Durste und der Hitze. Dennoch ist der Gewinn des Händlers nicht gering. Denn während ein Schlachtochse in Otjimbingue nur 25—35 Mark in Waren kostet, was für den Händler 10—15 Mark in Geld bedeutet, wird er drüben mit 150—200 Mark bezahlt.

Gänzlich verschieden von den Herero sind ihre feindlichen Nachbarn im Süden, die Nama, welche zu der großen vor der Einwanderung des Bantuvolkes ganz Südafrika beherrschenden, jetzt aber heruntergekommenen und auf den Aussterbeetat gesetzten Hottentottennation gehören. Die Hottentotten sind ein eigentümlich häßliches Volk; jene herkulischen Gestalten von tadellosem Wuchs, welche der Reisende unter den echten Negern und Nubiern zu bewundern so häufige Gelegenheit hat und die sich selbst unter den Kaffern nicht selten finden, fehlen dieser Nation. Daß die Natur diesem Völkerstamme ein überaus stark entwickeltes Sitzfleisch bei einem verhältnismäßig schwachen Körperbau, einen häßlichen Kopf, der für die Hypothese eines affenähnlichen Urvaters des Menschengeschlechts sprechen könnte, und einen äußerst übelriechenden Hautgeruch verliehen hat, ist für den Hottentotten sehr verderblich gewesen; sie wurden von den Europäern gleich in der ersten Zeit des gegenseitigen Verkehrs verachtet, verlacht, gemieden. Der gemeine Mann erkennt denjenigen nicht als gleichberechtigt an, der, wenn er etwas stärker transpiriert, ein Zimmer auf mehrere Stunden verpestet. Ihre Faulheit ist sprichwörtlich geworden; selbst der Hunger, erzählt man, kann sie nicht zur Arbeit zwingen; sie schnallen ihren Schmachtriemen enger, hüllen sich in ihr Schaffell und legen sich in die halbkugelförmige Hütte zum Schlaf nieder, oder sie betäuben das Hungergefühl durch den Branntwein und die Tacha, ihr höchstes Genußmittel, das sie aus einem hohlen Knochen rauchen. Während die Hottentotten der Kapkolonie im allgemeinen als eine verkommene Rasse bezeichnet werden dürfen, sind unsre neuen Landsleute, die Nama, noch voller urwüchsiger Naturkraft, wenn auch ihre Zahl durch die ewigen Kriege, sowie durch ihre Sinnlichkeit und Völlerei bereits auf etwa 60000 zusammengeschmolzen ist. Der junge Nama macht von früh an alle nur möglichen Leibesübungen durch, schwimmt durch die angeschwollenen Regenflüsse, reitet die jungen, unbändigen Ochsen zu und geht sobald als möglich auf die Jagd. Denn während dem Herero seine Ochsen der Gott sind, für den er lebt und stirbt, ist der Nama mit Leidenschaft Jäger. Er besitzt zwar auch seine Viehherden, aber er hegt und pflegt sie nicht, wie der Herero,

selbst; das überläßt er den Frauen und Sklaven. Seine Herrenarbeit ist die Jagd und der Krieg. Viel bequemer dünkt es ihn, dem sorgsamen Nachbarn die wohlgepflegten Ochsen zu rauben, als selbst die Rinderzucht sorgfältig in die Hand zu nehmen. Der Herero verkaufte, bis vor kurzem wenigstens, einen Ochsen höchst selten, eine Kuh nie, der Nama gibt für Branntwein, Tabak und Kaffee selbst das letzte Stück Vieh hin. Hat doch einer bei Bethanien an einem einzigen Tage 60 Schafe vertrunken, natürlich unter getreuem Beistand seiner Nachbarn. Schlachten thun allerdings auch die Nama selten. Geschieht es aber einmal, etwa bei einem Feste, dann beginnt ein Schmausen, das man nur als Fresserei bezeichnen kann. Man fängt wirklich an, an Wunder zu glauben, wenn man sieht, welche Fleischmassen hinuntergeschlungen werden, und es ist ein Rätsel, wo diese Mengen bleiben. Ununterbrochen flammt ein Feuer unter dem brodelnden Kessel; fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen. Ist der Nama gesättigt, so rollt er sich, der Verdauung halber, auf der Erde hin und her, was besonders gern die jungen Mädchen thun. 3 Mann verzehren in einer Nacht einen fetten Hammel oder 5 Mann in anderthalb Tagen ein junges Rind.

Während die Herero Verstandesmenschen sind, gelten die Nama mit Recht als leicht erregbare Gefühlsmenschen. Sie sind rührig, leicht entzündbar, rachsüchtig, doch verflackern die Gefühle ebenso schnell, wie sie entflammt sind. Ihr beständiger Trieb nach großen Unternehmungen und tapferen Thaten artet leicht in Raubsucht aus, der leichte Sinn verwandelt sich in Leichtsinn, die Wandelbarkeit des Charakters ruft alle wilden Eigenschaften wach, als Jähzorn, Zank, Tobsucht, Grausamkeit. Dieser tiefgreifende Unterschied in dem Charakter der beiden unter deutschem Schutze stehenden Völker zeigt sich besonders in ihrem Verhalten gegenüber dem Christentum. Die Herero wollen stets von dem, was ihnen gepredigt wird, mit Vernunftsgründen überzeugt sein. Die Nama dagegen werden schnell und leicht vom Christentum erfaßt. Doch hat die Erfahrung die Missionare gelehrt, in solchen Fällen sehr vorsichtig zu sein, denn dieselben Leute, die unter Bußthränen in Sack und Asche lagen und herzzerreißende Bußpredigten an ihre eignen Landsleute hielten, sind nur zu oft einige Wochen darauf die erbittertsten Feinde und Verfolger der Missionare gewesen. Darum hat auch das Evangelium bei den Herero tiefere Wurzel als bei den Nama gefaßt.

Ein großer Teil der Nama sind immer noch Heiden und glauben an den großen Zauberer Heitsi-Eibib, der zugleich der Mond

ist. Darum erfüllt sie auch eine Mondfinsternis mit Schrecken und hält sie von allen Unternehmungen ab. Auch sonst stecken sie natürlich voll allerhand Aberglauben. Die zu einer Gesellschaft gehörigen Leute dürfen nicht gezählt werden, weil man glaubt, daß einer aus der Schar sterben müsse. Ein Missionar, der einst, unbekannt mit diesem Aberglauben, seine Arbeiter zählte, hätte die Unkenntnis fast mit dem Leben gebüßt. Auf sein Bitten jedoch wartete man erst den Einfluß des Zählens ab und als sich keine verderblichen Folgen zeigten, ließ man ihn frei. Auch haben die Nama Zauberer, die vermöge mancher Erfahrung und Kenntnis der Krankheiten treffliche Heilmittel kennen und oft glückliche Kuren ausführen, aber auch große Schwindeleien verüben. Einst konnte ein Missionar das Zaubertreiben eines solchen Menschen nicht länger mehr ansehen und verlangte von ihm, er solle einmal einen Beweis seiner Zauberkraft ablegen, indem er ein dargebotenes Handtuch hinabschlucke. Alles war sehr gespannt, wie der Mensch seine Aufgabe lösen würde. Kalt lächelnd würgte er zum nicht geringen Erstaunen des Missionars und zur Glaubensstärkung seiner abergläubischen Nama das Handtuch hinunter, so obsiegend. So berichtet der Missionar Th. Hahn, der unter den Nama geboren wurde und aufwuchs.

Namamädchen.

Gegen Fremde sind die Nama sehr gastfrei; sie geben einem solchen bei seiner Ankunft eine Art Mentor bei, der ihm die neugierigen Kinder fernhält, ihn mit allen Notizen versorgt, auch bei ihm schläft und das Feuer brennend erhält. Bezahlung zu fordern fällt keinem ein; und es ist in das Belieben des Fremden gestellt, ob er ein Geschenk machen will. Wunderbar ist eine Begrüßungssitte, die, obgleich sehr unsauber, doch hier erwähnt werden soll, weil sie charakteristisch ist. Der Häuptling befiehlt nämlich — zur Prüfung des Charakters des Fremden, wie es heißt — daß bei

dessen Ankunft sein ganzer Stamm sich Hände und Gesicht mit frischem Kuhdünger bestreicht und so den Fremdling küßt und umarmt. So wurde die Frau des hochverdienten, jetzt verstorbenen Missionars Vollmer in Gegenwart ihres Mannes von sämtlichen Männern eines Namadorfes, die sich auch mit frischem Kuhdünger eingerieben hatten, umhalst und abgeküßt. Obgleich es in Vollmers Brust kochte, zeigte er äußerlich eine kaltblütige Gelassenheit. Die Folge dieses Verhaltens war, daß er später mit großem Segen unter diesem Volke arbeitete.

Berühmt ist die Sprache der Nama. Sie ist wohl so ziemlich die schwierigste der Welt, wenn es auch den deutschen Missionaren gelungen ist, die Bibel in dieselbe zu übertragen. Die Schwierigkeit der Aussprache wird durch die sogenannten Schnalzlaute oder Klicks verursacht, welche durch das Anstoßen der Zunge an den Gaumen in 4 verschiedenen Arten hervorgebracht werden. Unter den Nama steht es als eine ausgemachte Thatsache fest, daß es für jeden, der nicht von Kindesbeinen an unter ihnen gelebt, unmöglich ist, die Sprache richtig reden zu lernen. Diese Erfahrung machen sie an ihren eignen Kindern, die ihre Jugend unter den Kolonisten verlebt und englisch oder holländisch sprechen gelernt haben; kehren diese zu ihrem Volke zurück, so lernen sie nie ordentlich ihre Muttersprache reden. Amraal, einer der angesehensten Namahäuptlinge, konnte nie, obgleich er ein Alter von neunzig Jahren erreichte, seine Muttersprache geläufig reden, weil er in seiner frühesten Jugend nicht zu Hause gewesen war. Vielleicht gerade wegen der Schwierigkeit ihrer eignen Muttersprache lernen sie dagegen fremde Sprachen, ebenso wie die Herero, recht leicht. Manche Nama sprechen deutsch, holländisch und englisch. Weiter ist bemerkenswert ihre Neigung und Befähigung zur Musik. Allgemein in Südafrika ist berühmt der hottentottische Kirchengesang, d. h. da, wo das Christentum bei ihnen bereits zur Geltung gelangte. Bei den reinen, klangvollen Stimmen machen sich zu gleicher Zeit die nach dem Takt ertönenden Schnalzlaute durchaus nicht schlecht, da sie entschieden den Rhythmus des Gesanges heben. Leidenschaftlich gern kaufen sie von den Tauschhändlern allerlei musikalische Instrumente, wie Maultrommeln, Harmonikas, Geigen, in deren Handhabung sie es zu großer Vollkommenheit bringen, ja sie gehen soweit, daß sie nach europäischen Mustern sich selbst Geigen bauen.

Hand in Hand mit der musikalischen geht eine poetische Ader. Sie besingen die Wechselfälle des Lebens, einen Sieg über die Feinde, Freude über einen lieben Gast, eine glückliche Jagd, Streit in der

Ehe, und auch die Liebe. Mütter pflegen die Säuglinge auf den Schoß zu nehmen und zu besingen, etwa wie folgt:

Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du weitsichtiger,
Wie wirst du einst das Wild aufspüren,
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst du sicher schießen und die Herero berauben
Und deiner Mutter ihr fettes Vieh zur Speise bringen.
Du Sohn eines starken Vaters,
Wie wirst du einst starke Ochsen bändigen.

Ein Missionar, der unverheiratet zu den Nama gekommen war, holte sich nach einigen Jahren eine Frau aus der Kapkolonie. Bei der Rückkehr wurde er auch mit einem Liede begrüßt, worin es von seiner Frau hieß:

Die du einhergehst mit langen schwarzen Haaren,
Du Tochter einer weißen Mutter,
Du weiße Frau
Du, deren Gewand nachschleppt,
Daß der Staub gefegt wird
Und hinter dir aufwirbelt.

Die Geschichte der Nama und Herero ist ein wilder Rassenkampf beider Völker, der immer von neuem um die Rinder, Weidegründe und Quellen entbrannte und durch gegenseitigen Haß und forterbende Blutrache seinen unversöhnlichen Charakter bekommen hat. Vor etwa fünfzig Jahren begründete der aus der Kapkolonie eingewanderte Hottentotte Jonker Afrikaner im Namalande eine despotische Herrschaft und führte seine Nama zum Siege und zur Ausplünderung der Herero. Obwohl er in seiner Jugend getauft war und eine gewisse Neigung zur Kultur hatte, auch einmal einen Anfang machte mit der civilisatorischen Reformation seines Landes, kam doch zuletzt die wilde, heidnische Raubsucht bei ihm zum vollen Durchbruch. Die Herero suchte er auf das furchtbarste heim: bis an den Kunenefluß drang er raubend und mordend vor und Tausende von Rindern, die er den Feinden abgenommen, brüllten im Pferche seines Kraales. Ein aus etwa 600 Mann bestehendes, mit Feuerwaffen versehenes Heer umgab ihn, gebildet aus den gefangenen Herero, die mit der größten Mordgier ihre eignen Landsleute überfielen und den größten Teil zu Jonkers kriegerischen Erfolgen beitrugen. Zuletzt konnte er sich mit Fug und Recht den „Oberhäuptling von Groß-Namaland, Hereroland und Ovamboland" nennen. Doch

auch seine letzte Stunde schlug. Zurückgekehrt von einer Heerfahrt starb dieser merkwürdige Häuptling am 18. August 1861, wie seine Krieger sagten, an Gift, das ihm die Feinde unter das Bier gemischt hätten.

Gegen seinen Sohn und Nachfolger Christian erhoben sich die Herero, doch war es eigentlich der uns bekannte Schwede Anderssón, der diesen Krieg führte. Beide Gegner kamen im Verlaufe desselben um. Anderssón starb an einer im Kampfe erhaltenen Wunde und Christian fiel im Gefecht. Seinen Bruder und Nachfolger Jan Jonker, den jetzigen Hauptgegner der Herero, stellt das beigegebene Bildnis dar. Er ist ein talentvoller, auch in der schwersten Zeit nicht verzagender Mann, selbst nicht ungebildet und ein so vorzüglicher Schmied, daß er mit einem Europäer konkurrieren kann. Aber Jan Jonker will die Kultur nur für sich und seine Leute; alle übrigen, besonders seine Feinde, die Herero, sollen nichts von der europäischen Kultur empfangen, damit sie ewig seine und seines Stammes Knechte bleiben. Deshalb paßte ihm auch nicht die Arbeit der Missionare unter den Herero, und er verlangte von ihnen, sie sollten deren Land räumen. Trotzdem hat er die Missionare nicht feindlich behandelt, sondern oft beschützt. Eine rührende Episode erzählt man von ihm aus einem Gefecht im Jahre 1867. Jan Jonker hatte die Station Otjimbingue angegriffen, wo der Missionar Hahn seine kranke Frau in die Kirche bringen ließ, damit sie sicher sei. Aber die feste Kirche wurde der Mittelpunkt des Kampfes und die Kugeln schlugen ins Innere. Man versuchte die kranke Frau herauszutragen, und als Jan Jonker dieses sah, ließ er seine Schützen das Feuer einstellen, bis Frau Hahn in Sicherheit war. Und dabei wußte er ganz gut, daß Missionar Hahn auf der Seite seiner Feinde stand!

Jan Jonker Afrikaner.

Dennoch ehrte er selbst mitten in der Hitze des Gefechts die Frau des Missionars, der einst sein Lehrer gewesen war.

Während dieser Kämpfe ist der jetzige Oberhäuptling der Herero, der schon genannte Kamaherero in die Höhe gekommen. Er mußte wider Willen mit und unter Jan Jonker gegen seine eignen Landsleute fechten, verstand es aber, die Sachlage auszunützen. Eines Tages, als ein Teil der Vornehmen Jonkers auf die Jagd fortgezogen war, erhob sich Kamaherero mit allen Herero und dem ganzen Viehbestand Jonkers, der in seinen Händen war, und ehe noch die Nama recht wußten, was sie unternehmen sollten, war Kamaherero nach Otjimbingue, dem Hauptplatz der Macht Andersſons, gezogen. Nun verkaufte er seine Ochsen an die dort ansässigen Weißen gegen Gewehre und Pulver, so daß nun seine Herero mit einem Male so gut wie ihre früheren Herren, die Nama, ausgerüstet und ihnen in den folgenden Kämpfen gewachsen, ja überlegen waren.

Jan Jonkers Frau.

Gewehre, und zwar leider auch neueſter und beſter Konſtruktion, ſelbſt Repetiergewehre, gibt es längſt im deutſchen Südweſtafrika. Die Kultur hat ſchon ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts ihren Einzug gehalten und zwar auf einem höchſt primitiven und unbequemen Fuhrwerk, dem ſüdafrikaniſchen Ochſenwagen. Es iſt dies ein plumpes, mit den feſteſten Rädern und mit einer doppelten Plane von ſtarkem Segeltuche verſehenes Ding; denn es muß auf den ungebahnten, oft ſteilen Wegen die ſchlimmſten Stöße aushalten und zugleich als Wohnung dienen. 10—12 Ochſen ziehen ihn über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, ohne auf die Stöße und Püffe zu achten, welche die unglücklichen Inſaſſen davontragen. Als die erſten Wagen ins Land kamen, gaben dieſelben zu mancherlei Vermutungen unter den Eingebornen Anlaß, da man die Wagen für lebende große Tiere

Barmer Missionsstation Omaruru im Hererolande. Nach der Natur.

äußerlicher Arbeit. Aber auch bei den Eingebornen selbst war es durchaus nötig, daß ihr geistiges Leben zunächst durch äußerliche Mittel aus seinem Todesschlummer herausgerissen wurde. Geiz, Trägheit und Sinnlichkeit waren die schweren Steine, unter denen jede Erhebung des Geistes von vornherein ersticken mußte.

Da kam der Missionar Hahn auf den richtigen Gedanken, der jetzt zu immer allgemeinerer Anerkennung gelangt, daß der Missionar nicht damit anfangen darf, den Heiden die Lehren der christlichen Religion einzuprägen, sondern damit beginnen muß, ihnen die Wirkungen derselben, wie sie in dem fleißigen, Güter erzeugenden Arbeitsleben des christlichen Kulturmenschen zu Tage treten, handgreiflich vor die Augen zu führen; er muß ihnen zuerst die Anfänge materieller Kultur beigebracht haben, er muß in nützlichen Fertigkeiten und Kenntnissen ihr Vorbild und Lehrer geworden sein, er muß von ihnen als Meister und Wohlthäter angesehen werden, ehe er daran denken darf, die Axt an die Wurzel des Heidentums zu legen.

Der wackere Missionar Hahn war in zwanzigjähriger (1842 bis 1861), mühevoller, aufopfernder und dennoch vergeblicher Thätigkeit unter den Herero zu dieser wertvollen Überzeugung gelangt. Darum gründete er 1864 die Missionskolonie Otjimbingue, in

Deutsche Missionsstation Barmen im Hererolande. Nach der Natur.

welcher neben dem Missionar auch Handwerker, Schmiede, Wagenmacher 2c. arbeiten, und zugleich Handel mit den Eingebornen, natürlich mit Ausschluß des verderblichen Branntweins, betrieben werden sollte. Nachdem mehrere Missionsstationen von dieser Art errichtet waren, nahm das Glaubenswerk einen langsamen, aber gedeihlichen Fortschritt. Immer neue Missionsstationen wurden gegründet; die Eingebornen fingen an, sich mehr und mehr europäisch zu kleiden, auch statt ihrer elenden Hütten neue Häuser nach europäischer Art zu bauen. Die Kirchen, welche errichtet wurden, wurden von den Gemeinden selbst, nur nach Anleitung der Missionare gebaut. Die Gemeinden wurden angeleitet, dabei einander zu helfen, und es entstanden so eine ganze Reihe von Bauten, welche für die Verhältnisse jenes Landes ganz stattlich waren und zu denen Europa nur die Glocken und die Altarausstattung beitrug. Auf den meisten Stationen konnten eingeborne Lehrer angestellt werden, deren Gehalt auf vielen Stationen durch Gemeindeumlagen bestritten wurde — eine neue Einrichtung im Hererolande, welches Steuern bisher nicht gekannt hatte.

Wie sehr die deutschen Missionare im Nama- und Hererolande auch für ihre eigene Nation thätig gewesen sind, wie durch ihre Vermittelung allein die deutsche Besitzergreifung des Landes möglich geworden ist, haben wir oben gesehen. Leider ist es ihnen nicht gelungen, den grimmigen Haß der beiden einheimischen Völker zu bändigen und dem Kriegszustande auf die Dauer ein Ende zu machen. Jahrelang folgten wohl die Eingebornen dem beruhigenden Einflusse ihrer Lehrer, aber seit 1880 ist der Vernichtungskrieg zwischen Nama und Herero geradeso wie früher von neuem entbrannt. Während die Vertreter des deutschen Reiches, Dr. Göring und Missionar Büttner, mit Kamaherero, dem Oberhäuptling der Herero, auf

dessen Residenz Okahandja über den Anschluß an Deutschland verhandelten, wurden sie Zeugen eines blutigen Gefechtes. Die Herero lagerten etwa 1500 Mann stark in Waffen. Plötzlich erscheinen 500—600 Nama, finden die Quelle, aus der sie sich mit Wasser versorgen wollen, im Besitze ihrer Feinde und greifen dieselben trotz ihrer Minderzahl mit dem ihnen eignen Mute sofort an. Der Kampf dauerte von halb zwölf mittags bis abends um neun, da wichen die Nama mit Zurücklassung von 35 Toten, während sie die Verwundeten mitnahmen. Auch die Herero hatten 30 Tote und über 70 teils sehr schwer Verwundete, ein ungeheurer Prozentsatz, welcher von der Größe der Erbitterung wie von der Güte der englischen Repetiergewehre, mit denen beide Teile bewaffnet waren, gleichmäßig Zeugnis ablegt. Während des Kampfes hielt sich der kleine deutsche Trupp (im ganzen 8 Personen) auf einem Hügel am Schlachtfelde auf. Dahin wurden die Verwundeten gebracht, und unsre Landsleute besorgten dieselben, so gut sie es bei dem geringen Vorrat des mitgebrachten Verbandzeuges vermochten; namentlich der kaiserliche Kommissar Dr. Göring war unermüdlich im Kugelausschneiden und Wundenzunähen. Diese Liebesthätigkeit der Deutschen machte bei den Hereros einen großen Eindruck und förderte den Abschluß des Vertrages wesentlich.

Dann erstand unter den Nama ein Prophet, Hendrik Witbooi, Häuptling von Gibeon, welcher vorgibt, Offenbarungen Gottes zu haben, die ihn auffordern, nach Norden in ein gelobtes Land zu ziehen. Die wahre Triebfeder seiner Züge sind natürlich die Rinderherden der Herero. Am 17. April 1886 überfiel er in der Nacht mit 450 Nama Okahandja; doch waren Herero genug darin, den Angriff in einem Gefecht, das den ganzen Tag dauerte, zurückzuschlagen. Die Nama wichen endlich. Da setzten sich die Christen des Ortes, Männer und Jünglinge, zu Pferde und jagten den Fliehenden nach. Zehn Stunden von Okahandja trafen sie einen Trupp derselben, sorglos badend und die Verwundeten waschend. Hier schossen sie noch 21 von den Nama nieder. Es war das erste Mal, daß die Herero einen Sieg über ihren Erbfeind durch energische Verfolgung ausnutzten und sich nicht bloß mit der Beute begnügten, die sie auf dem Schlachtfelde fanden. Riarua, Kamahereros Moltke, ein kluger und tüchtiger Mann, traf bei der Verfolgung auf die Werft des Propheten Hendrik Witbooi (sechs Stunden südlich von Windhoek) und fand, daß die Nama die Frauen, Rinder und 2 Karren soeben weggeflüchtet hatten. Dagegen waren die Kinder, Krüppel, das Kleinvieh und aller Hausrat nebst 8 Wagen zurückgeblieben.

Der Zug Hendriks wurde dann jenseits Rehoboth von den Herero ereilt; die Nama ließen alles im Stich und flohen in die Berge. 10 oder 11 Wagen und 1300 Rinder fielen den Verfolgern in die Hände. Sie ließen aber die Wagen stehen und trieben nur die Rinder weg; wenn die Herero diese haben, kümmern sie sich eben um nichts mehr. Man sollte meinen, Hendriks Räuber- und Prophetenbande sei nun völlig zersprengt und aufgelöst. Allein Hendrik kam bald wieder nach Rehoboth, holte die Wagen zurück und sagte: „Erst müssen die Schlechten aus meinem Gefolge fallen, die Auserwählten werden doch ins gelobte Land, wohin wir ziehen, kommen und allen Verlust doppelt wiederfinden. Gott hat die Herero doch in meine Hände gegeben."

Er hat sein Wort wahr gemacht; sein Ansehen ist wieder rasch gestiegen und die Zahl seiner Überfälle, Kriegszüge und Räubereien in den letzten Jahren ist nicht gering. Ehe dieser Unhold nicht unschädlich gemacht ist, ist an eine ruhige Entwicklung des Landes nicht zu denken.

Außer diesen beiden Hauptvölkern leben im deutschen Südwestafrika noch einige untergeordnete Stämme, die etwas civilisierten Bastards, Mischlinge aus Weißen und Hottentotten, auf Rehoboth, die Buschmänner und die Bergdamara. Die Buschmänner sind die kleinsten Leute, welche man auf Erden kennt, wahrscheinlich die Ureinwohner Südafrikas, aber von Negern und Hottentotten in die ödesten Wüstengegenden des Nordostens und die Steppen der Kalahari gejagt, wo sie mit ihren vergifteten Pfeilen und ihrem Schleuderstocke Kirie ein wahres Jammerleben fristen. Sie leben nur von der Jagd, können unglaublich hungern, wenn sie kein Wild erjagen, und unglaublich fressen, wenn sie einmal eine gute Beute gemacht haben. Daher haben sie fast alle aufgetriebene Bäuche, im übrigen aber abgemagerte Leiber und einen eckigen, unförmlichen Kopf mit häßlichen Gesichtszügen und schmalgeschlitzten Augen. So leben sie im Dornengestrüpp der Wüste, im hohen Steppengras und in dem Geklüft der Berge, scheu und mißtrauisch den Eingebornen wie den Europäer meidend und daher noch wenig bekannt, eine geringzählige, dem Untergang geweihte Schar. Und doch besitzen sie eine Kunst, die ihren Bedrängern fehlt, die Malerei. „Ihre Felsgrotten und Höhlen," sagt Gustav Fritsch, „sind bedeckt mit den geschickt ausgeführten Skizzen von Menschen und Tieren, welche richtiger aufgefaßt und korrekter gezeichnet sind, als manche altägyptische und indische Malereien." So haben sie denn die weißen Wände der Höhlen, in denen sie ihre letzte Zuflucht und oft ihren Tod gefunden

dessen Residenz Okahandja über den Anschluß an Deutschland verhandelten, wurden sie Zeugen eines blutigen Gefechtes. Die Herero lagerten etwa 1500 Mann stark in Waffen. Plötzlich erscheinen 500—600 Nama, finden die Quelle, aus der sie sich mit Wasser versorgen wollen, im Besitze ihrer Feinde und greifen dieselben trotz ihrer Minderzahl mit dem ihnen eignen Mute sofort an. Der Kampf dauerte von halb zwölf mittags bis abends um neun, da wichen die Nama mit Zurücklassung von 35 Toten, während sie die Verwundeten mitnahmen. Auch die Herero hatten 30 Tote und über 70 teils sehr schwer Verwundete, ein ungeheurer Prozentsatz, welcher von der Größe der Erbitterung wie von der Güte der englischen Repetiergewehre, mit denen beide Teile bewaffnet waren, gleichmäßig Zeugnis ablegt. Während des Kampfes hielt sich der kleine deutsche Trupp (im ganzen 8 Personen) auf einem Hügel am Schlachtfelde auf. Dahin wurden die Verwundeten gebracht, und unsre Landsleute besorgten dieselben, so gut sie es bei dem geringen Vorrat des mitgebrachten Verbandzeuges vermochten; namentlich der kaiserliche Kommissar Dr. Göring war unermüdlich im Kugelausschneiden und Wundenzunähen. Diese Liebesthätigkeit der Deutschen machte bei den Hereros einen großen Eindruck und förderte den Abschluß des Vertrages wesentlich.

Dann erstand unter den Nama ein Prophet, Hendrik Witbooi, Häuptling von Gibeon, welcher vorgibt, Offenbarungen Gottes zu haben, die ihn auffordern, nach Norden in ein gelobtes Land zu ziehen. Die wahre Triebfeder seiner Züge sind natürlich die Rinderherden der Herero. Am 17. April 1886 überfiel er in der Nacht mit 450 Nama Okahandja; doch waren Herero genug darin, den Angriff in einem Gefecht, das den ganzen Tag dauerte, zurückzuschlagen. Die Nama wichen endlich. Da setzten sich die Christen des Ortes, Männer und Jünglinge, zu Pferde und jagten den Fliehenden nach. Zehn Stunden von Okahandja trafen sie einen Trupp derselben, sorglos badend und die Verwundeten waschend. Hier schossen sie noch 21 von den Nama nieder. Es war das erste Mal, daß die Herero einen Sieg über ihren Erbfeind durch energische Verfolgung ausnutzten und sich nicht bloß mit der Beute begnügten, die sie auf dem Schlachtfelde fanden. Riarua, Kamahereros Moltke, ein kluger und tüchtiger Mann, traf bei der Verfolgung auf die Werft des Propheten Hendrik Witbooi (sechs Stunden südlich von Windhoek) und fand, daß die Nama die Frauen, Rinder und 2 Karren soeben weggeflüchtet hatten. Dagegen waren die Kinder, Krüppel, das Kleinvieh und aller Hausrat nebst 8 Wagen zurückgeblieben.

Der Zug Hendriks wurde dann jenseits Rehoboth von den Herero ereilt; die Nama ließen alles im Stich und flohen in die Berge. 10 oder 11 Wagen und 1300 Rinder fielen den Verfolgern in die Hände. Sie ließen aber die Wagen stehen und trieben nur die Rinder weg; wenn die Herero diese haben, kümmern sie sich eben um nichts mehr. Man sollte meinen, Hendriks Räuber- und Prophetenbande sei nun völlig zersprengt und aufgelöst. Allein Hendrik kam bald wieder nach Rehoboth, holte die Wagen zurück und sagte: „Erst müssen die Schlechten aus meinem Gefolge fallen, die Auserwählten werden doch ins gelobte Land, wohin wir ziehen, kommen und allen Verlust doppelt wiederfinden. Gott hat die Herero doch in meine Hände gegeben."

Er hat sein Wort wahr gemacht; sein Ansehen ist wieder rasch gestiegen und die Zahl seiner Überfälle, Kriegszüge und Räubereien in den letzten Jahren ist nicht gering. Ehe dieser Unhold nicht unschädlich gemacht ist, ist an eine ruhige Entwicklung des Landes nicht zu denken.

Außer diesen beiden Hauptvölkern leben im deutschen Südwestafrika noch einige untergeordnete Stämme, die etwas civilisierten Bastards, Mischlinge aus Weißen und Hottentotten, auf Rehoboth, die Buschmänner und die Bergdamara. Die Buschmänner sind die kleinsten Leute, welche man auf Erden kennt, wahrscheinlich die Ureinwohner Südafrikas, aber von Negern und Hottentotten in die ödesten Wüstengegenden des Nordostens und die Steppen der Kalahari gejagt, wo sie mit ihren vergifteten Pfeilen und ihrem Schleuderstocke Kirie ein wahres Jammerleben fristen. Sie leben nur von der Jagd, können unglaublich hungern, wenn sie kein Wild erjagen, und unglaublich fressen, wenn sie einmal eine gute Beute gemacht haben. Daher haben sie fast alle aufgetriebene Bäuche, im übrigen aber abgemagerte Leiber und einen eckigen, unförmlichen Kopf mit häßlichen Gesichtszügen und schmalgeschlitzten Augen. So leben sie im Dornengestrüpp der Wüste, im hohen Steppengras und in dem Geklüft der Berge, scheu und mißtrauisch den Eingebornen wie den Europäer meidend und daher noch wenig bekannt, eine geringzählige, dem Untergang geweihte Schar. Und doch besitzen sie eine Kunst, die ihren Bedrängern fehlt, die Malerei. „Ihre Felsgrotten und Höhlen," sagt Gustav Fritsch, „sind bedeckt mit den geschickt ausgeführten Skizzen von Menschen und Tieren, welche richtiger aufgefaßt und korrekter gezeichnet sind, als manche altägyptische und indische Malereien." So haben sie denn die weißen Wände der Höhlen, in denen sie ihre letzte Zuflucht und oft ihren Tod gefunden

Eine Buschmannsmadonna. Nach dem Leben.

haben, mit den Bildern von Antilopen und Straußen, von Affen und Hunden, von Menschen und Haustieren verziert; sie schmückten sich ihr eignes Grab

Ein ähnliches, aber in der Zukunft vielleicht besseres Los ist den Bergdamaras geworden. Sie sind ein merkwürdiges Mittelding zwischen Herero und Nama; ihr ganzer Typus ist negerhaft, ja sie sind meist noch schwärzer als die bräunlichen Herero, ihre Sprache aber ist hottentottisch und dem Nama nahe verwandt. Sie

sind die herrschenden Bewohner des Hererolandes gewesen, bis im vorigen Jahrhundert die Herero von Nordosten und die Nama von Süden erobernd in dasselbe eindrangen und sie vermöge ihrer besseren Bewaffnung entweder vertrieben oder zu Sklaven machten. Verscheucht durch die Assagaien der siegreichen fremden Eindringlinge in die Fels-

Bergdamara. Nach dem Leben photographiert.

schluchten des Gebirges und auf dessen schwer zugängliche Felsplateaus, wie das des schroff abstürzenden, nur an zwei Stellen ersteigbaren Erongo, haben sie seitdem ein kümmerliches Dasein als Viehräuber gefristet, was sie immer von neuem mit den um ihre Verstecke herum das bessere Weideland in Thal und Niederung bewohnenden Herero verfeindet hat. Es ist ein enterbtes Geschlecht, ein „Volk von Sklaven

und Vagabunden". Der mißlingende Viehraub bringt sie natürlich oft genug in die Sklaverei der Herero, gegen deren Rachefehden sie sich übrigens von ihren Felsenhöhen gut mit Herabrollen mächtiger Granitblöcke zu verteidigen wissen. Heuschreckenschwärme senden ihnen ersehnte Kost vom verdunkelten Firmament herab; überhaupt gleichen sie in ihrer nichts weniger als wählerischen Hungerkost den Buschmännern und Australiern: mit zerklopften Baumwurzeln nehmen sie in Zeiten der Not fürlieb, suchen den nagenden Hunger mit dem aus den Akazien quellenden Gummi, mit Bärenraupen, Wespennestern und Wespenmaden zu beschwichtigen und holen den von den Termiten aufgesammelten Grassamen aus deren Bauten. Stolz aber sind gleichwohl auch diese Natursöhne. „Hau-koin", d. h. echte Menschen, nennen sie sich selbst.

Charakteristisch an dem wohlgelungenen Porträt des Bergdamara, welches wir den Lesern vorführen, ist einmal der um den Hals und die Brust geschlungene Schmachtriemen, der als „Hungerstützer" dient, wie man dort sagt, besonders aber die verdrossene Bitterkeit im Antlitz, eine Folge des elenden, gehetzten Daseins.

Diesem jämmerlichen Volksstamm, welcher übrigens ebenso zahlreich ist, wie die stolzen Nama, etwa 60000 Köpfe, ist nun anscheinend eine Zukunft beschieden; der Wahrscheinlichkeit nach werden die Bergdamaras ein leidlich glückliches, wohlhabendes Volk geworden sein, wenn der letzte Nama dahin ist. Der Bergdamara hat nämlich eine Eigenschaft, die ihn über seine derzeitigen Bedränger erhebt, dienstwillige Arbeitsamkeit. Der Herero ist bloß Viehhalter, der Nama arbeitet überhaupt nicht, beide sind für Lohnarbeit viel zu stolz. Der Bergdamara dagegen flüchtet zwar zunächst bei Annäherung von Menschen in die nur ihm bekannten Gebirge; sobald er aber sieht, daß es nicht seine Verfolger und Unterdrücker, die Braunen oder Gelben, sind, sondern weiße Männer, wird er zutraulich, wagt sich an den Fremden heran, tritt gern in seinen Dienst und verrichtet jede ihm aufgetragene Arbeit willig, ohne einen andern Lohn zu verlangen als Essen. Hierin leistet er allerdings Erstaunliches; ein halbes Schaf und dreiviertel Kilo Reis ist kaum im stande, seinen durch den Genuß großer Mengen unzureichender Nahrungsmittel aufgetriebenen Bauch für einen Tag zu füllen.

Das ist das Volk, welches dereinst billige Arbeitskräfte liefern wird für den deutschen Gruben- und Grundbesitzer in Südwestafrika. Denn daß sich aus dem Lande, welches wir geschildert haben, durch vernünftige Ausbeutung und mit einigem Kapital etwas Rechtes machen läßt, unterliegt schon heute trotz allen mehr oder minder

gutmütigen Spottes keinem Zweifel mehr. Vor allem ist Deutsch-Südwestafrika die einzige völlig gesunde und mit Ausnahme unbedeutender Striche im äußersten Norden am Kunenefluß durchaus fieberfreie Kolonie, die wir haben. Der Europäer kann hier nicht nur existieren, sondern auch körperlich arbeiten, und seine Kinder entwickeln sich so gut, wie überhaupt zu erwarten ist. Vom ersten Missionar, der sich im Hererolande niederließ, Schmelen, laufen dort urkräftige Urenkelkinder herum. Zwar ist es um Mittag oft sehr heiß, aber die bedeutende Höhenlage, und die reine, trockene Luft mildern das Lästige der Sonnenglut und die Nächte im kältesten Wintermonat, im Juli, sind oft so frisch, daß mehrzöllige Eisbildung eintritt.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Entwicklung dieses unsres ersten Schutzgebietes bis jetzt noch nicht die Erwartungen erfüllt hat, die man in der ersten Freude über den Erwerb daran knüpfte. Herr Lüderitz konnte sein Unternehmen nicht fortführen. Er veräußerte alle seine Rechte an eine neugebildete „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“ und ertrank bald darauf bei dem Versuche, die Barre des Oranjeflusses in einem kleinen Segelboot zu passieren. Die neue Gesellschaft sandte einige kostspielige Expeditionen in das Innere, welche aber nicht viel Günstiges berichteten. Die beste Zeit für den Handel war schon vorüber, als Lüderitz das Land ankaufte. So lag die Thätigkeit der Gesellschaft bald ziemlich brach.

Da verbreitete sich plötzlich die Kunde, in Deutsch-Südwestafrika sei Gold gefunden. Vor dreißig Jahren, als Kupfergräber in Hererolland arbeiteten, war von einem englischen Bergmann, der mit seinem Sohne dort arbeitete, eine Goldader gefunden. Er hatte seinen Fund verheimlicht, in der Hoffnung, ihn später einmal gut ausnutzen zu können. So war er nach England zurückgegangen, als die Arbeit in jenen Kupferminen aufhören mußte, und es hatte ihm an Gelegenheit gefehlt, an seine Fundstelle zurückzukehren. Später war er mit seinen Söhnen nach Australien gegangen, um dort Gold zu graben.

Und nun, nach dreißig Jahren, kehrt jener Sohn mit seinem Bruder und andern Freunden nach Hereroland zurück. Er bittet um die Erlaubnis, nach Gold suchen zu dürfen, denn, sagt er, er wisse eine Stelle, wo welches liegt. Die Erlaubnis wird ihm gegeben. Er findet auch richtig die Stelle, wo einst die Kupfergräber einen 60 Fuß langen Stollen in den Berg getrieben, und siehe da, oben auf den Felsen schimmert ihm auch bald die Goldader entgegen. Das geschah im August 1887.

Natürlich suchte man weiter und bald wurde auch an mehreren andern Stellen das Vorkommen von Gold gemeldet. Es bildeten sich nun 2 deutsche Gesellschaften zur Hebung dieses südwestafrikanischen Nibelungenhortes, eine kaiserliche Verordnung vom März 1888 regelte den zukünftigen Bergbau, ein deutsches Bergamt mit einem Berghauptmann wurde in Otjimbingue eingesetzt. Kaum aber waren die Goldfunde in der Kapstadt bekannt geworden, so waren auch selbstverständlich schon die Herren Engländer da, um die Minen für sich zu beanspruchen. Ein Herr Lewis erschien bei Kamaherero, dem die deutsche Herrschaft schon anfing lästig zu werden, gewann ihn mit Hilfe seiner reichen Geldmittel für sich und trat nun mit dem Anspruch hervor, nicht nur ältere Rechte an die Minen zu besitzen, sondern sogar Hoheitsrechte über das Hereroland bereits vor den Deutschen erworben zu haben.

Im Oktober 1887 fand eine große Versammlung der Deutschen, Engländer und Herero zu Okahandja statt. Hier sagte sich der wankelmütige Kamaherero von dem mit den Deutschen geschlossenen Freundschaftsvertrag los und erkannte Lewis als Regenten an. Um einer noch schlimmeren Wendung der Dinge, die bei der nun eintretenden feindseligen Haltung der Herero wohl möglich schien, vorzubeugen, verließen die deutschen Beamten das Hererogebiet und gingen nach Walfischbai zurück; Lewis behauptete das Feld.

Der Grund dieser für das deutsche Nationalgefühl recht peinlichen Vorgänge lag in dem Sinken des deutschen Ansehens bei den Herero. Diese hatten von dem großen Kaiser Wilhelm und seinen Siegen durch die Missionare gehört und hofften, daß das deutsche Reich, unter dessen Schutz sie sich gestellt hatten, sie nun vor allen Dingen vor den Raubzügen ihrer Todfeinde, der Nama, schützen würde. Allein das geschah nicht. Statt Soldaten erschien nur ein einzelner Beamte, der höchstens eine moralische Einwirkung ausüben konnte und den zu guter Letzt selbst Pferde und Ochsen geraubt wurden. Es ging also hier ganz ähnlich wie in Ostafrika, wo die anfänglich viel zu unbedeutende Machtentfaltung des Reiches ebenfalls den Aufstand veranlaßte.

Nun entschloß man sich in Deutschland zur Bildung einer kleinen Polizeitruppe; es wurden einige Offiziere und Feldwebel hinausgesandt, welche ganze — 20 Eingeborene einexerzieren sollten. Dieser Versuch mißlang kläglich; es meldeten sich überhaupt nur 10 Bastards, und diese erwiesen sich als ganz unbotmäßig und für militärischen Dienst einfach unbrauchbar. Auch die Lage der rheinischen

Mission wurde allmählich so kritisch, wie sie seit ihrem vierzigjährigen Bestehen nicht gewesen war.

Nun wurde eine zwar immer noch schwache, aber doch wenigstens einigermaßen in Betracht kommende und, wie es scheint, ziemlich ausreichende Schutztruppe für Südwestafrika gebildet. Die beiden Brüder, Hauptmann und Leutnant von François, stehen gegenwärtig mit 50 deutschen, zweckmäßig ausgerüsteten Kavalleristen im Hererolande. Der Hauptmann von François, der sich schon im Togolande bewährt hat, hat ein Fort am Wasserplatz zu Tsaobis, 24 Kilometer von Otjimbingue gebaut und hält dieses mit seiner kleinen Truppe besetzt. Es besteht aus dicken und hohen Mauern, die mit Schießscharten versehen sind, in der Mitte des Vierecks befindet sich noch ein großer, runder Turm, alles ist aus Felssteinen gebaut. Die Wasserstelle kann von da aus unter Feuer genommen werden, und im Notfall gewährt das Fort sämtlichen Bewohnern des Platzes eine Zufluchtsstelle. Die ganze Anlage hat den Namen „Wilhelmsfeste" bekommen. Wo früher ein schmutziges Sumpfloch notdürftig das unentbehrliche Naß darbot, sieht man jetzt reines und klares Wasser in Löchern, die durch Kanäle miteinander verbunden und mit Dornbüschen eingefriedigt sind. Diese ganze Wasseranlage verursachte eine mühevolle Arbeit, und es wird deshalb streng darauf geachtet, daß das durstige Vieh nicht in die Löcher tritt. Auch ist auf Verunreinigung des Wassers strenge Strafe gesetzt, da die lieben Eingebornen sofort nach Vollendung der Anlage wieder ihrer Sitte gemäß ihre schmutzigen Leiber und Kleider darin herumwälzten. Ein Kamel trägt in kleinen Fässern das Trinkwasser von hier zur Festung hinauf. Die Ochsenwagen, die von der Walfischbai kommen, werden hier auf Munition untersucht; denn solche wird nicht in das Innere gelassen. Da die deutsche Besatzung hier Ruhe und Sicherheit verbürgt, so haben sich bereits eine Menge der armen Bergdamaras hier angesiedelt; sie genießen hier das ungewohnte Gefühl sicheren Friedens, und arbeiten und tanzen nach Herzenslust.

Inzwischen war in der Kapstadt ein förmliches Minenfieber ausgebrochen, Minengesellschaften hatten sich gebildet, und Lewis zog in deren Auftrag eine Anzahl Digger ins Land, von denen es heißt, daß sie sich vor Freude über die überreichen Gold-, Silber- und Kupferfunde „nicht zu fassen wissen". Herr Lewis entsandte dann ferner die zur Goldgewinnung nötigen Maschinen nach der Walfischbai und wollte sie nach Otjimbingue transportieren lassen. Allein unterwegs in Tsaobis hielt ihn Hauptmann von François

Natürlich suchte man weiter und bald wurde auch an mehreren andern Stellen das Vorkommen von Gold gemeldet. Es bildeten sich nun 2 deutsche Gesellschaften zur Hebung dieses südwestafrikanischen Nibelungenhortes, eine kaiserliche Verordnung vom März 1888 regelte den zukünftigen Bergbau, ein deutsches Bergamt mit einem Berghauptmann wurde in Otjimbingue eingesetzt. Kaum aber waren die Goldfunde in der Kapstadt bekannt geworden, so waren auch selbstverständlich schon die Herren Engländer da, um die Minen für sich zu beanspruchen. Ein Herr Lewis erschien bei Kamaherero, dem die deutsche Herrschaft schon anfing lästig zu werden, gewann ihn mit Hilfe seiner reichen Geldmittel für sich und trat nun mit dem Anspruch hervor, nicht nur ältere Rechte an die Minen zu besitzen, sondern sogar Hoheitsrechte über das Hereroland bereits vor den Deutschen erworben zu haben.

Im Oktober 1887 fand eine große Versammlung der Deutschen, Engländer und Herero zu Okahandja statt. Hier sagte sich der wankelmütige Kamaherero von dem mit den Deutschen geschlossenen Freundschaftsvertrag los und erkannte Lewis als Regenten an. Um einer noch schlimmeren Wendung der Dinge, die bei der nun eintretenden feindseligen Haltung der Herero wohl möglich schien, vorzubeugen, verließen die deutschen Beamten das Hererogebiet und gingen nach Walfischbai zurück; Lewis behauptete das Feld.

Der Grund dieser für das deutsche Nationalgefühl recht peinlichen Vorgänge lag in dem Sinken des deutschen Ansehens bei den Herero. Diese hatten von dem großen Kaiser Wilhelm und seinen Siegen durch die Missionare gehört und hofften, daß das deutsche Reich, unter dessen Schutz sie sich gestellt hatten, sie nun vor allen Dingen vor den Raubzügen ihrer Todfeinde, der Nama, schützen würde. Allein das geschah nicht. Statt Soldaten erschien nur ein einzelner Beamte, der höchstens eine moralische Einwirkung ausüben konnte und den zu guter Letzt selbst Pferde und Ochsen geraubt wurden. Es ging also hier ganz ähnlich wie in Ostafrika, wo die anfänglich viel zu unbedeutende Machtentfaltung des Reiches ebenfalls den Aufstand veranlaßte.

Nun entschloß man sich in Deutschland zur Bildung einer kleinen Polizeitruppe; es wurden einige Offiziere und Feldwebel hinausgesandt, welche ganze — 20 Eingeborene einexerzieren sollten. Dieser Versuch mißlang kläglich; es meldeten sich überhaupt nur 10 Bastards, und diese erwiesen sich als ganz unbotmäßig und für militärischen Dienst einfach unbrauchbar. Auch die Lage der rheinischen

Mission wurde allmählich so kritisch, wie sie seit ihrem vierzigjährigen Bestehen nicht gewesen war.

Nun wurde eine zwar immer noch schwache, aber doch wenigstens einigermaßen in Betracht kommende und, wie es scheint, ziemlich ausreichende Schutztruppe für Südwestafrika gebildet. Die beiden Brüder, Hauptmann und Leutnant von François, stehen gegenwärtig mit 50 deutschen, zweckmäßig ausgerüsteten Kavalleristen im Hererolande. Der Hauptmann von François, der sich schon im Togolande bewährt hat, hat ein Fort am Wasserplatz zu Tsaobis, 24 Kilometer von Otjimbingue gebaut und hält dieses mit seiner kleinen Truppe besetzt. Es besteht aus dicken und hohen Mauern, die mit Schießscharten versehen sind, in der Mitte des Vierecks befindet sich noch ein großer, runder Turm, alles ist aus Felssteinen gebaut. Die Wasserstelle kann von da aus unter Feuer genommen werden, und im Notfall gewährt das Fort sämtlichen Bewohnern des Platzes eine Zufluchtsstelle. Die ganze Anlage hat den Namen „Wilhelmsfeste" bekommen. Wo früher ein schmutziges Sumpfloch notdürftig das unentbehrliche Naß darbot, sieht man jetzt reines und klares Wasser in Löchern, die durch Kanäle miteinander verbunden und mit Dornbüschen eingefriedigt sind. Diese ganze Wasseranlage verursachte eine mühevolle Arbeit, und es wird deshalb streng darauf geachtet, daß das durstige Vieh nicht in die Löcher tritt. Auch ist auf Verunreinigung des Wassers strenge Strafe gesetzt, da die lieben Eingebornen sofort nach Vollendung der Anlage wieder ihrer Sitte gemäß ihre schmutzigen Leiber und Kleider darin herumwälzten. Ein Kamel trägt in kleinen Fässern das Trinkwasser von hier zur Festung hinauf. Die Ochsenwagen, die von der Walfischbai kommen, werden hier auf Munition untersucht; denn solche wird nicht in das Innere gelassen. Da die deutsche Besatzung hier Ruhe und Sicherheit verbürgt, so haben sich bereits eine Menge der armen Bergdamaras hier angesiedelt; sie genießen hier das ungewohnte Gefühl sicheren Friedens, und arbeiten und tanzen nach Herzenslust.

Inzwischen war in der Kapstadt ein förmliches Minenfieber ausgebrochen, Minengesellschaften hatten sich gebildet, und Lewis zog in deren Auftrag eine Anzahl Digger ins Land, von denen es heißt, daß sie sich vor Freude über die überreichen Gold-, Silber- und Kupferfunde „nicht zu fassen wissen". Herr Lewis entsandte dann ferner die zur Goldgewinnung nötigen Maschinen nach der Walfischbai und wollte sie nach Otjimbingue transportieren lassen. Allein unterwegs in Tsaobis hielt ihn Hauptmann von François

und Nels, der stellvertretende Reichskommissar, an und erklärte ihm, er dürfe mit den Minenarbeiten nicht eher beginnen, als bis er die deutsche Bergbehörde anerkennen und von ihr den gesetzlich erforderlichen Erlaubnisschein beibringe; solange würde man seine Maschinen festhalten. Herr Lewis ging aus Wut hierüber erst nach Kapstadt, und als seine Klagen hier natürlich kein Gehör fanden, nach London, wo er natürlich ebenfalls abgewiesen worden ist.

Das Ansehen der deutschen Regierung ist durch die kleine Schutztruppe überhaupt erhöht worden. Im Mai 1890 hielt der Reichskommissar Dr. Göring in Okahandja eine Versammlung der Hererohäuptlinge ab, an der auch Hauptmann von François teilnahm. Hier ließ Kamaherero im Namen des ganzen Hererovolkes erklären, daß dasselbe an den Verträgen mit Deutschland festhalte und die Deutschen als seine Brüder betrachte. Damit sind die Beschlüsse vom Oktober 1887 aufgehoben und die englischen Ränke vernichtet. Im Sommer 1890 gelang es Dr. Göring weiter, den Häuptling des Namastammes der Bondelzwaarts in Warmbad, der sich bisher andauernd gegen die deutsche Herrschaft gesperrt hatte, zur Anerkennung derselben zu bestimmen. Damit ist das deutsche Schutzgebiet erst wirklich bis zum Oranjefluß ausgedehnt, und die beiden an diesem Flusse gelegenen deutschen Ansiedlungen „Außenkehr" und „Stolzenfels" erfreuen sich nunmehr des deutschen Schutzes. Eine ansehnliche Zahl Weiße und Farbige strömte zur feierlichen Flaggenhissung am 21. August zusammen und die Freude war groß, auch bei den Nachbarn jenseits des Oranjeflusses in der Kapkolonie. Leider wurde sie durch die Nachricht gestört, daß der Räuberhauptmann Hendrik Witbooi durch englische Händler mit Zustimmung der Kapregierung allen Versprechungen zum Trotz mit einem ansehnlichen Vorrat an Schießbedarf versehen sei und sich zu einem neuen Raubzuge, diesmal nach Süden, anschicke. Diesem Störenfried sein verderbliches Handwerk zu legen, wird in der nächsten Zeit die Hauptaufgabe unsrer Regierung sein müssen.

Wie sich der Bergbau entwickeln wird, läßt sich noch gar nicht voraussagen. Die rosigen, goldglänzenden Aspekten der Engländer sind vielleicht stark übertrieben. Wenigstens sehen die Sachverständigen, die von den beiden deutschen Gesellschaften dorthin geschickt sind, Dr. Gürich und Dr. Schwarz, die Sache viel kühler an und behaupten, das Gold komme fast gar nicht in Gängen, sondern zumeist nur nesterartig und auch nur an der Oberfläche vor; der Abbau würde sich kaum lohnen. Freilich mußten sie sich dafür den Vorwurf, sie seien „bebrillte Theoretiker", gefallen lassen. Die

nach Berlin zur amtlichen Untersuchung gesandten Erzstücke sind ja als stark goldhaltig erkannt worden, aber natürlich sendet man zur amtlichen Probe immer die besten Stücke, die sich nur irgend auftreiben lassen.

Gold und Silber hat auch noch kein Land reich gemacht. Kalifornien ist nicht durch seine Bergwerke das blühende Land geworden, das es heute ist, sondern durch den chinesischen Arbeiter mit seiner rastlosen Thätigkeit. Arbeit, harte Arbeit entwickelt die Hilfsquellen eines Landes und schafft keinen plötzlich entstehenden und rasch wieder verwehenden Reichtum, sondern dauernden auf solider Grundlage ruhenden Wohlstand. Und zu solcher Arbeit ist auch in Südwestafrika von den Deutschen der Anfang gemacht worden. Zwar die ehemals Lüderitzschen, jetzt der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gehörigen Faktoreigebäude in Angra Pequena haben wenig Wert mehr; in grausiger Einsamkeit verbringt der dortige Gesellschaftsbeamte seine Tage. Aber in Sandwichhafen südlich von der Wallfischbai erheben sich die Gebäude einer flott betriebenen Exportschlächterei, welche der im Juni 1889 endgültig konstituierten „Deutsch-Westafrikanischen Compagnie“ gehören. Diese benutzt den Viehreichtum des Landes zur Herstellung von Rauch- und Salzfleisch und von Konserven, hat auch, um Preissteigerungen von seiten der Eingebornen vorzubeugen, eigne Viehstationen angelegt, wo die Rinder das ganze Jahr hindurch auf der Weide bleiben. Außerdem werden die zahllosen Fische, welche der kalte Meeresstrom jahraus, jahrein vom Südpol her die Küste hinaufführt, gefangen, getrocknet und zur Herstellung des so geschätzten Fischguano nach Europa gesandt. Handelsfaktoreien besitzt die Gesellschaft in Walfischbai, Otjimbingue und neuerdings auch eine große Filiale in Kapstadt. In Walfischbai ist auch eine Kohlenstation errichtet, welche laut Vertrag für alle jene Küste anlaufenden deutschen Kriegsschiffe die Kohlen zu liefern hat. Für ihre Fleischwaren rechnet die Gesellschaft ganz besonders auf die tropischen Kolonien Westafrikas, nicht bloß die deutschen, die bis jetzt ihre Fleischkonserven aus Europa und Amerika beziehen und hohe Preise dafür zahlen.

Sollten die Goldfunde sich wirklich als abbauwürdig erweisen, so würde der Menschenstrom, der sich dann ins Land ergießt, sehr bald auch andre Gewerbszweige fördern oder hervorrufen, auch der Ackerbau würde dann rasch zunehmen. Da das Land an sich sehr fruchtbar ist und nur aus Mangel an Bewässerung so wenig hervorbringt, so wird sich überall da Acker- oder Plantagenwirtschaft betreiben lassen, wo das vorhandene Wasser zur Berieselung größerer

Flächen ausreicht, vor allem in den Flußbetten. Auf den Missionsstationen erzielen die praktischen und unternehmenden Missionare Gemüse aller Art, Weizen, Feigen, Granaten, Äpfel und kelterbaren Wein. Eine Kunst, die der holländische Bauer im Kapland und den Republiken trefflich versteht, nämlich das zur Regenzeit machtvoll herabströmende Wasser durch Dämme zu fangen und aus den so entstandenen künstlichen Bassins die Umgebung zu bewässern, wird im deutschen Schutzgebiet noch gar nicht geübt. Es läßt sich annehmen, daß durch dieses Mittel noch viel fruchtbares Land dem Ackerbau gewonnen werden kann. Hier können deutsche Bauern und Gutsbesitzer sich ansiedeln, um ihre Bodenerzeugnisse den Händlern und Grubenarbeitern zu verkaufen. Im Norden, wo schon tropisches Klima beginnt, wird bei den billigen Arbeitskräften auch Plantagenbau mit Vorteil betrieben werden können, namentlich im Ovambolande. Schon jetzt kommt daselbst die geschätzte Baumwolle massenhaft wild vor. Auch im fruchtbaren Thal des Oranjeflusses befinden sich bereits einige recht blühende Plantagen.

Südwestafrika ist vorläufig das einzige deutsche überseeische Gebiet, wo Landwirtschaft und Viehzucht nach unserm Stil betrieben werden kann. Darin liegt seine Hauptbedeutung für uns. Lassen wir uns nicht durch die Berichte über Wüste, Wasserarmut und geringen Anbau abschrecken. Hinter dem schlimmen Wüstenrande liegen wertvollere Gefilde. Wir müssen uns nur an die südafrikanische Natur gewöhnen, wir müssen Fühlung mit den uns stammverwandten Buren gewinnen und allmählich versuchen, einen Teil unsrer deutschen Auswanderung nach dem zukunftsreichen, bis jetzt noch so dünn bevölkerten Südafrika zu lenken. Die Grundbedingung aber zu alledem ist, daß das deutsche Reich durch militärische Machtentfaltung dauernd für Ruhe und Frieden sorgt und die wilden Nama zum Aufgeben ihrer Raubzüge und dadurch zu einem seßhaften Leben zwingt. Hoffen wir, daß dies geschehe!

Kapitel XIV.

Aus Onkel Toms Urheimat.

Wer hat nicht in seiner Jugend die rührende Erzählung von Onkel Tom, dem edlen amerikanischen Sklaven, gelesen und die armen Schwarzen bedauert, die soweit von ihrem Vaterlande unter den Peitschenhieben unbarmherziger Aufseher harte Plantagenarbeit verrichten mußten?

Die Urheimat der meisten dieser nach Amerika überführten Schwarzen ist die Küste von Oberguinea von Sierra Leone bis zum Nigerdelta. Seitdem der Papst 1537 zur Eröffnung des Sklavenmarktes in Lissabon seinen Segen gegeben, entwickelte sich der schändliche Menschenhandel mit dem Wachstum der Plantagenansiedlungen im tropischen Amerika reißend schnell. Anfangs nur die Portugiesen, dann auch die Holländer, Engländer und Franzosen bereicherten sich dadurch, die auf ihre Humanität jetzt so stolzen Briten waren sogar die Hauptsklavenhändler des 18. Jahrhunderts.

Im Jahre 1798 wurden von der afrikanischen Westküste nicht weniger als 100000 Sklaven ausgeführt, wovon 55000 auf die Engländer, 25000 auf die Portugiesen und 15000 auf die Amerikaner kamen. — Da erhob sich die öffentliche Meinung zu Gunsten der wie Schlachtvieh, ja schlimmer als dieses behandelten Schwarzen. Die französische Revolution hatte die „allgemeinen Menschenrechte“ proklamiert; jetzt traten ehrenwerte Männer auf, welche forderten, daß auch den Negern ihr Recht zugestanden würde. Die Regierungen mußten dem Drängen der Presse und des Volkes nachgeben, zuerst England, das am meisten gesündigt hatte. Es verbot 1807 den Sklavenhandel und hob 1833 die Sklaverei in seinen Kolonien auf. Die andern dabei beteiligten europäischen Staaten folgten, zuletzt Spanien.

England suchte nun seine früheren Sünden wieder gut zu machen; es schickte Kreuzer an die afrikanischen Küsten, um den Sklaven-

schiffen aufzulauern, und Tausende von Schwarzen hat es aus ihren hölzernen Gefängnissen erlöst und dem Leben und der Freiheit wiedergegeben. Aber erst die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Brasilien hat den westafrikanischen Sklavenhandel wirklich lahm gelegt. In Afrika selbst besteht die Sklaverei als eine uralte, tiefeingewurzelte Einrichtung nach wie vor. Wo Neger wohnen, da ist auch Sklaverei; sie ist der Anfang und das Ende aller Kriege. Alle sozialen Verhältnisse der schwarzen Völker beruhen auf der Sklaverei und der Vielweiberei; diese Thatsache läßt sich nicht so leicht wegschaffen, und unsre Kultur wird nicht im Handumdrehen vernichten können, was seit Jahrtausenden, bedingt durch Eigentümlichkeiten des Ortes, des Klimas und der Menschennatur sich entwickelt hat, auch wenn diese Resultate mit unsern humanen Anschauungen im schroffsten Gegensatze stehen.

Die Küste von Oberguinea hat für den Europäer wenig Einladendes. Wild brandet das Meer an die meist steile Küste; Sandbarren sperren die Einfahrt in die zahlreichen Ströme, welche vom Konggebirge dem Ozean zueilen; Strandlagunen und der mit Pflanzenresten überreich versetzte angeschwemmte Boden verpesten die Luft und ein Volk wohnt hier, das fast alle schlimme Eigenschaften der Negerrasse an sich trägt. Hunderte von Europäern fallen alljährlich dem mörderischen Klima zum Opfer, und trotzdem werden die Faktoreien nicht aufgehoben, welche in der Zeit des Sklavenhandels dort gegründet worden sind. Denn an Stelle des „schwarzen Elfenbeins“ ist jetzt eine andre Ausfuhrware getreten, welche den Handel beherrscht und wenn auch nicht einen gleich großen, so doch einen rechtlichen und immerhin ansehnlichen Gewinn abwirft, das Palmöl.

Ein paar europäische Häuser mit Warenniederlagen, auf dem Felsvorsprung, welcher den Hafen beherrscht, ein Fort mit dem Hause des Gouverneurs und dann die weitläufige Hüttenstadt der Eingebornen, das ist der Charakter der größeren Ortschaften. In allen dominiert der Neger. Wie sich doch die Verhältnisse geändert haben! Aus den Menschenverkäufern sind Philanthropisten und aus den ehemaligen Sklaven unverschämte Burschen geworden, die in zerrissenen Kleidern am Strande umherlungern, betteln oder hausieren und den Weißen verklagen, wenn dieser sie als „Nigger“ bezeichnet. Dieser Name ist ein Schimpfwort geworden. In den englischen Niederlassungen hat der Weiße einen gar schlimmen Stand, denn er bildet eine verschwindende Minorität in der Gesamtbevölkerung. Dort spielen die Neger nun die Herren; aus ihnen werden die

Polizisten gewählt, und da natürlich die englischen Kolonien auch den Segen der Schwurgerichte kennen, so sitzen auch auf der Geschworenenbank fast ausschließlich Schwarze, die ein schauderhaftes Englisch radebrechen, kaum ihren Namen schreiben können und zu Hause ihren Fetisch verehren. Daß nun in einem Prozesse eines Europäers gegen einen Schwarzen letzterer fast immer recht bekommt, ist eine Folge dieser freiheitlichen Institutionen, welche eben nicht für alle Völker und Länder passen.

Der Neger bleibt ein Barbar, auch wenn sein Leib in einem modernen Frack und sein Kopf in einem europäischen Cylinderhut steckt; immer dringt die schwarze Farbe durch den dünn aufgetragenen Civilisationsanstrich durch. Das beweist die Entwicklung der seit 1847 freien Negerrepublik Liberia, wo die Neger sich selbst regieren sollen, aber eine Mißwirtschaft der schlimmsten Art herrscht.

Daß jedoch die Neger, wenn sie sich in den Dienst der Europäer stellen, zu wirklich guten Leistungen befähigt sind, zeigt eben dieses Liberia, wo zugleich derjenige Stamm ansässig ist, der sich bisher von allen Negerstämmen den Europäern und damit der Kultur am nützlichsten erwiesen hat, die Kru. Schon die offenen, regelmäßigen Züge, die kräftigen, wohlproportionierten Gestalten und das ungezwungene Wesen nimmt für diese Leute ein. Ihre Dörfer, deren runde, mit spitzen Dächern versehene Häuser den bekannten Baustil des mittleren Afrika zeigen, sind zwar von blühenden Gärten und Feldern umgeben, aber der Landbau und die Viehzucht beschäftigt nur den älteren Teil der männlichen Bevölkerung und die Weiber; die jungen kräftigen Männer sind draußen auf der See. Sie waren die ersten Neger, welche die ihrer Rasse eigentümliche Scheu vor dem Ozean überwanden und nun als Matrosen und Hafenarbeiter auf europäischen Schiffen dienen. Die weißen Matrosen sind in dem westafrikanischen Klima dem anstrengenden Aus- und Einladen nicht gewachsen. Daher nehmen die deutschen und englischen Kapitäne in Monrovia oder einem andern Hafen Liberias Kruleute für die ganze Dauer der Fahrt in Dienst, die sie erst wieder bei der Heimkehr nach Europa absetzen. Oft sind es 100 und mehr für ein Fahrzeug. Die Leute kennen durch wiederholten Dienst die einzelnen Dampfer und ihre Räume ganz genau, ebenso die Schiffsmannschaft, zu der sie in einem gemütlichen Verhältnisse stehen. Alle tragen die Krumarke, einen blaugrünen Strich über der Nase und als Kleidung die mannigfachsten Lumpen, oft einen einfachen Lendenschurz, daneben aber, wenn irgend möglich, einen alten Cylinderhut. Sie reden alle das sogenannte Pidjen-englisch, ein verballhorntes, mit

romanischen Elementen und Negerworten durchsetztes, aller Flexion bares Englisch, welches aber die allgemeine Verkehrssprache zwischen Negern und Weißen an der afrikanischen Westküste ist; me non sabe heißt in diesem Kauderwelsch z. B. „ich weiß nicht." Viele haben sich von den Matrosen der Woermannschen Dampfer aber auch schon das hamburgische Platt angewöhnt, so daß man als freundschaftlichen Gruß einem Matrosen gegenüber aus Krumunde wohl ein „du Oos" hört. Ihre Namen sind höchst originell. Da gibt es einen „Bierflasche", einen „Theetopf", einen „Affenschwanz", einen „Halb zehn Uhr", ja einen „Bismarck", der seinem europäischen Namensvetter an herkulischem Körperbau recht ähnlich sein soll.

Ihre Hauptgeschicklichkeit, worin es ihnen keiner gleich thut, besteht darin, die Boote mit den Waren und Passagieren durch die furchtbare Brandung, welche die ganze Küste wie ein weißer Schaumpanzer umgibt, sicher an den Strand zu bringen. Hugo Zöller schildert eine derartige Landung folgendermaßen: „Ist man an halsbrecherischer Strickleiter vom Deck zum Boote heruntergeklettert, so setzt man sich neben den am Steuer sitzenden Headman der Kruleute (Hauptmann, wie sich deren ein jeder Trupp selbst wählt). Anfangs ahnt man gar nicht, was kommen wird, und freut sich der Nähe des palmenbestandenen Ufers. Allmählich aber tönt ein unheimliches Rauschen herüber, und es hat den Anschein, als ob in langer Linie ein gewaltiges Spitzentuch über die Wasserfläche ausgebreitet wäre. Das sind die Brecher, gewöhnlich drei hintereinander. Der Hauptmann überblickt prüfend die Örtlichkeit, die Ruderer machen eine kurze Pause und die weißen Passagiere drücken ihre Tropenhelme aus Kork tiefer in den Nacken. Schon aber rollt eine See heran, der Hauptmann ruft etwas in der Krusprache, „pull, pull boys" schreien die Weißen, und während das Boot senkrecht zum Grunde des Meeres hinunter zu stürzen scheint und gleich darauf wieder in entgegengesetzter Richtung emporschnellt, rollt die Welle, die unser Boot in spitzem Winkel getroffen, langsam vorüber. Nun aber braust und zischt es rechts und links, der Hauptmann schreit, die Ruderer schreien, während die Weißen sich hübsch ruhig verhalten, und erst, wenn die Ruder wieder langsamer ins Wasser fallen und die Neger einen vergnügten Gesang anstimmen, merken wir, daß das Schlimmste überstanden, daß wir jenseits der Barre sind." Nicht immer aber geht es ganz glatt ab. Häufig schlagen Sturzseen über die Köpfe der Insassen in das Boot und durchnässen alles; kommt aber das Boot durch Ungeschick des Steuermannes quer an den Brecher, so schlägt es regelmäßig um. Die Kruleute schwimmen

freilich wie die Fische, aber die an den Landungsplätzen häufigen Haifische haben schon manchem bei solchen Gelegenheiten Arm und Bein abgerissen; das Boot selbst und der größte Teil der Ladung geht allemal bei solchem Umschlagen in der Brandung verloren. Da der Strand oft ganz flach verläuft, so müssen die weißen Passagiere dann das letzte Stück auf dem breiten Rücken eines Krumannes reitend zurücklegen, wobei der letztere nicht selten ausglitscht und seinem Herrn ein unfreiwilliges Bad bereitet. Oder aber das Boot läuft auf den Strand, und der Passagier wird, ehe er sich dessen versieht, von den Ruderern herausgerissen und ans Land geschleppt; es stehen ja immer nur wenige Sekunden bis zum nächsten Brecher zur Verfügung. Manche Europäer, namentlich Missionare, haben sich aus Europa Bräute, die sie nie gesehen hatten, herüberschicken lassen. Nun stelle man sich das schöne Bild vor, wenn solch triefende Braut aus den Armen der Schwarzen in diejenigen ihres nie vorhergesehenen Bräutigams sinkt. Den Kruleuten wird in solchen Fällen an einer Puppe genau vordemonstriert, wie sie die weiße Dame zu behandeln haben.

Gibt es keine Waren zu verladen oder im engen Schiffsraum kunstgerecht aufzustapeln, so machen sich die Kruleute in andrer Weise nützlich. Frühmorgens putzen sie das Deck mit Bürste und Seife und polieren alles, was von Messing ist, daß es glänzt, sie wichsen Stiefel, schälen Kartoffeln, mahlen Kaffee und was dergleichen kleine Dienste mehr sind. Nachts legen sie sich auf das harte Schiffsdeck ohne jede Unterlage, allen Regengüssen und Sturzwellen preisgegeben. Geht man dann einmal über Deck, so muß man allenthalben über ihre nackten, schwarzen Leiber hinwegsteigen. Die Nahrung, die sie erhalten, ist ebenso anspruchslos, wie ihr Lager. Sie kochen sich an einem kleinen Herde, den sie irgendwo auf Deck aufstellen dürfen, ihren Reis und bekommen dazu etwas getrockneten Fisch; leider lieben auch sie den Rum und Gin so stark, daß mancher sich zu Tode trinkt, ehe er sich zum Genusse eines behaglichen Daseins in der Heimat emporgearbeitet hat. Der Lohn nämlich, den sie erhalten — täglich eine Mark, der Hauptmann zwei — wird zurückgelegt: ist dann die Fahrt beendet, so begibt sich der Kru mit seinen Ersparnissen in die Heimat, kauft sich eine Frau, der er als Zeichen des Besitzes eine Perlenschnur um den Hals legt, und vermietet sich für eine neue Fahrt. So folgt Hochzeit auf Seedienst und Seedienst auf Hochzeit, bis der Kru genug Weiber hat und nun in seinem Dorfe als Bauer sich niederläßt.

Die Kruneger sind die unentbehrlichen Gehilfen des Weißen;

ohne dieselben könnte der Europäer an der afrikanischen Westküste überhaupt keinen Handel treiben. Sie sind zugleich ein schlagender Beweis dafür, daß der Neger es sehr wohl lernen kann, zu arbeiten und im Dienste des Weißen seine Stelle in der Welt anders auszufüllen als mit süßem Nichtsthun. Sie halten unter allen Umständen fest zum Europäer und fraternisieren nie mit den Eingebornen. Dagegen sind sie trotz ihres langen Verkehrs mit den Europäern eingefleischte Heiden.

Wer den Fetischdienst der Neger in seinen ursprünglichen Formen sehen will, muß die westafrikanischen Stämme besuchen; im Innern des schwarzen Kontinents dringt der Islam immer weiter nach Süden, indem er die Heiden sich unterwirft oder an die Küste drängt; hier können sie dann unbehindert ihre Götzen verehren, denn die Faktoreien der Christen sind eben nur Handelsniederlassungen, in denen ein größeres Interesse für Palmöl als für die Religion herrscht, und der vereinzelte Missionar, dessen Waffe nur das Wort ist, macht geringen Eindruck auf Völker, die zu Überzeugungen gezwungen sein wollen. Der Neger glaubt, daß das höchste Wesen in jedem Dinge wohnen könne, in einem Menschen ebenso gut wie in einem Topf, in der Sonne, wie in einem Baum. Dieses gottbeseelte Ding ist sein Fetisch, den er anbetet, wenn die Gottheit darin wirksam erscheint, und den er prügelt, wenn sie seine Gebete nicht erhört. Die Wahl des Fetisch steht jedem Menschen frei, der eine verehrt einen Klotz, der andre einen Berg, der dritte einen Alligator, der vierte ein Bündel Lumpen. Von dem Augenblicke an, wo er seine Wahl getroffen hat, nimmt er in aller Not seine Zuflucht zu diesem Gotte. Er bringt ihm Spenden von Rum und Palmwein dar, er opfert ihm Geflügel, Ziegen und Schafe und beschmiert ihn mit ihrem Blute. Wie jede Familie einen Hausgott besitzt, so auch jeder Ort und jeder Stamm; die Stammesgötzen sind natürlich die mächtigsten und ihnen sind deshalb auch Priester zugeteilt, welche Orakel sprechen und einen großen Einfluß auf das Volk ausüben, denn in ihren Händen liegt die Gewalt des Gottes.

Kein Küstenstrich Oberguineas war im 17. und 18. Jahrhundert mit so vielen europäischen Forts und Faktoreien besetzt, als die Goldküste. Dänen, Holländer und Briten hatten hier Niederlassungen für den Gold- und Sklavenhandel gegründet, welche allerdings mit dem Verbot der Sklavenausfuhr an Bedeutung verloren und teilweise eingingen, in den letzten Jahrzehnten aber sich wiederum durch den Palmölhandel sehr gehoben haben. Die ganze Küste ge-

hört, nachdem die Besitzungen der übrigen Staaten angekauft worden sind, als „Goldküstenkolonie“ zu England. Früher war Kap Coast die Hauptstadt, jetzt ist es Accra; hier ist der Sitz des Generalgouverneurs. Die großen Hoffnungen indes, die England an dieses Kolonialreich geknüpft hat, haben sich bis jetzt in keiner Weise erfüllt. Obwohl die Kolonie englisch ist, ist doch der Handel größtenteils in deutschen Händen, und die goldführenden Quarzadern, denen das Land seinen Namen verdankt, haben bisher weit mehr den Verlust als den Erwerb großer Vermögen herbeigeführt; zum Glück ist in die Goldlager bloß englisches und kein deutsches Kapital gesteckt worden. Die absolute Gleichstellung der Neger mit den Weißen und das Schwurgerichtsverfahren, welches weiter nichts ist als eine gesetzlich festgestellte Vergewaltigung des Weißen durch den Schwarzen, hemmen eine gedeihliche Entwicklung der Kolonie. Auch unter den an der Goldküste lebenden Europäern hat das deutsche Element das Übergewicht. Ebenso ist die Mission vorwiegend deutsch. Namentlich die Baseler Missionsgesellschaft, welche hauptsächlich mit deutschen Mitteln arbeitet, hat durch vernünftige Erziehung der Neger, durch Gründung von Handwerkerschulen und Anlage von Faktoreien, ohne Schnaps und Pulver, sehr viel Gutes gewirkt. Die englische Truppenmacht besteht seit dem Aschantikrieg von 1873 aus mohammedanischen Haussa vom Nigergebiet. Dieselben sollten während des Krieges nur als Lastträger verwertet werden; bald aber zeigte sich, daß sie tapferer fochten als die westindischen Truppen, die man für den Krieg selbst verwendete. Nur die höheren Offiziere sind Engländer. Für die Eingebornen sind die wilden islamitischen Soldaten eine wahre Plage.

Das Küstengebiet hat der Negerstamm der Fanti inne; nördlich von ihm dehnt sich das große Reich der Aschanti bis an das Konggebirge aus. Die Fanti, ursprünglich ein Binnenvolk, das den Aschantikönigen unterworfen war, entzog sich dieser Herrschaft und wanderte an das Meer, aber immer noch macht der König der Aschanti sein Hoheitsrecht über die Fanti geltend, obgleich diese unter englischen Schutz sich begeben haben Auch die Aschanti sind ursprünglich aus den Ländern östlich vom Konggebirge nach dem Ozean gedrängt worden und würden denselben längst erreicht haben, wenn sich nicht der Wall europäischer Kolonien vorgelegt hätte. Bis jetzt haben die Schiffe, Festungen und Kanonen der Weißen diesem thatkräftigen Volke Halt geboten und ihm durch klare Thatsachen bewiesen, daß eine Handvoll Europäer Hunderttausenden von Negern trotzen kann. Am Anfang der Welt, erzählt eine Sage der Aschanti, schuf Gott

3 weiße und 3 schwarze Männer und ebensoviel Frauen, und ließ ihnen, damit sie sich später nicht beklagen könnten, die Wahl zwischen Gutem und Bösem. Ein schwarzer Flaschenkürbis ward hierauf von Gott auf die Erde gesetzt und daneben ein versiegeltes Papier gelegt. Die Schwarzen, denen die erste Wahl zustand, nahmen den Kürbis, weil sie glaubten, derselbe enthalte alles; beim Öffnen fanden sie nur ein Stück Eisen, etwas Gold und andre ihnen unbekannte Metalle. Als die Weißen aber das versiegelte Papier öffneten, fanden sie in demselben Belehrung über alle Dinge. Da führte Gott nun die Neger in das Gebüsch und die Weißen an das Meer und lehrte sie Schiffe bauen. Ohne diese unglückliche Wahl wären die Schwarzen sicher das herrschende Volk der Erde geworden.

Der Neger will despotisch regiert sein, und daß die Aschanti die Segnungen dieser Regierungsform im vollsten Maße genießen, dafür sorgt ihr König. Menschen und Land sind sein Eigentum; sein Wille ist Gesetz und das ganze Reich zittert vor seinen Worten. Er ist der reichste Mann des Landes; die Bergwerke gehören der Krone, alles Gold, welches zu Schmucksachen verarbeitet wird, trägt 20 Prozent Steuern; beträchtlich sind die Abgaben der Kaufleute, der Tribut der Provinzen, die Geldstrafen für die Verbrechen. Als einmal eine englische Gesandtschaft vor dieser schwarzen Majestät erschien, saß der König auf einem mit massivem Golde bedeckten Throne, während sein Körper in die reichsten und kostbarsten Seidenstoffe gehüllt und Hals, Arme, Gelenke, Finger, Knöchel und Zehen mit allerlei Schmucksachen überladen waren. Noch größer war der Prunk seiner Hofleute und Minister an Gürteln und Säbeln mit goldenen Gefäßen; Wagschalen und Gewichte, Hörner, Teller und unzählige andre Gegenstände bestanden aus reinem Golde und gehörten sämtlich zum königlichen Schatze.

Hunderte von Spionen sind über das Land zerstreut, um dieses despotische System zu stützen; wer sich der unbedeutendsten Widersetzlichkeit oder Lässigkeit gegen die Befehle des Königs schuldig erweist, kann wegen Hochverrats mit dem Tode bestraft werden. Und was wird nicht alles im Aschantilande unter den Begriff des Hochverrats und der Majestätsbeleidigung gestellt! Eine einzige von den 3333 Frauen des Königs gesehen zu haben, gilt als Kapitalverbrechen; selbst den weiblichen Verwandten des Königs ist es nur gestattet, mit den Mitgliedern dieses Riesenharems durch Bambuswände zu verkehren, und wenn diese Weiber in unendlicher Prozession durch die Straßen der Hauptstadt ziehen, dann gehen ihnen

Knaben voraus, welche das Volk ermahnen, sich in die Häuser zurückzuziehen, und eine allgemeine Furcht bewirken, weil jeder für seinen Kopf fürchtet. Wer von diesem Frauenheere überrascht wird, muß sich platt auf den Boden werfen und das Angesicht verbergen, bis der Zug vorüber gegangen. Trotz dieser 3333 Frauen ist der Aschantikönig noch eifersüchtig auf den weiblichen Besitz seiner Unterthanen; obgleich diesen keine bestimmte Anzahl von Frauen vorgeschrieben ist, so müssen sie sich doch hüten, die Zahl derselben allzusehr zu vermehren, um nicht den Neid ihres Herrschers zu erregen. Stirbt der Fürst, dann werden viele Sklaven getötet, damit sie ihn als Gefolge in das jenseitige Leben begleiten, und um die Totenfeier noch großartiger zu machen, werden Verbrecher massenhaft hingerichtet. Blutige Menschenopfer finden unter entsetzlichen Grausamkeiten alljährlich zu Ehren der königlichen Ahnen statt. Aber im Grunde sind die Aschanti doch ein ehrliebendes, mutiges und fleißiges Volk, das auf eine nicht uninteressante Geschichte zurückblicken kann.

Von Zeit zu Zeit erhebt sich im heidnischen Afrika ein gewaltiger Krieger, der mit Thatkraft, Mut und Glück ein Reich sich zusammenerobert, das meteorgleich entsteht und ebenso schnell wieder verschwindet, um andern Staatenbildungen Platz zu machen. So erhob sich auch im vorigen Jahrhundert im Hinterland der Goldküste ein kühner Häuptling mit Namen Saï Tutu, welcher alle seine Nachbarn unterwarf und sich zum Alleinherrscher über ein weites Gebiet machte. Er war ein glänzender Krieger, ein großer Eroberer, vor dem alles erzitterte und der sein Werk durch die Erbauung der Stadt Kumassi krönte. Sie wurde die Residenz des von nun an mächtig dastehenden Heidenreiches Aschanti, das es verstanden hat, im Verlauf einer nun mehr als hundertjährigen Existenz sich aller Angriffe der Europäer zu erwehren und seine Unabhängigkeit im großen und ganzen zu bewahren. Freilich zerbröckelt jetzt das einst so einheitliche Despotenreich, und die Zeit ist nicht fern, wo es auf friedlichem Wege in englischen Besitz übergehen wird. Wie der ganze Verlauf der Beziehungen zwischen den Aschanti und den Engländern gezeigt hat, sind die erstern ein keineswegs zu verachtender Gegner, dessen Hauptstärke in der Unzugänglichkeit des Landes liegt. Unermeßlich sind die Urwälder, die das Land bedecken; hier treffen wir den echten afrikanischen Urwald, den Tropenwald, dessen von undurchdringlichen Pflanzenwänden eingefaßte Pfade kaum ein Ausweichen der sich Begegnenden gestatten, und der selbst die Ortschaften so dicht umschließt, daß man sie nicht von außen

umgehen kann, sondern dem Wege durch den Ort folgen muß. Die wenigen Flüsse, welche den Urwald durchbrechen, wie der Busempra, sind in ihrem mittleren und obern Laufe nicht schiffbar, wenigstens nicht in der trockenen Jahreszeit, und an ihren Mündungen liegen starke Sandbarren, welche das Eindringen größerer Schiffe verhindern. So vereinigt sich alles, um Aschanti zu einer großen natürlichen Festung zu machen, die auch durch das den Weißen mörderische Klima gewaltig geschützt ist.

Wir können hier nicht die vielen Kriege und Fehden einzeln aufführen, welche nach und nach zwischen Aschanti und Engländern stattfanden; letztere zogen meist den kürzeren, schickten Gesandtschaften nach Kumassi, beschenkten die dortigen Könige und suchten Friedens- und Freundschaftsverträge zu schließen, die nie von langer Dauer waren.

Als 1863 die Aschanti wieder einmal gegen die Küste rückten, war der Herzog von Newcastle Kolonialminister, ein Mann, der von der Goldküste außerordentlich wenig wußte. Als er hörte, daß die schwarzen Wilden sich erfrecht, gegen die britischen Besitzungen anzustürmen, gab er den Befehl, in deren Land vorzugehen und dort sie zu schlagen. Das war gewissenlos, ein selbstmörderisches Beginnen, und eine fürchterliche Tragödie begann, die sich die Engländer stets vor Augen halten sollten.

Aus Westindien wurden Truppen nach der Goldküste geschickt, denen der dortige Gouverneur Pine eine pompöse Ansprache hielt, in welcher von Siegen oder Sterben, Niederwerfung des Feindes und dergleichen Sachen die Rede war. Dann schickte er die Soldaten, Schwarze und Weiße, in den „Busch", das heißt den dichten Urwald, in dem sie hart an der Grenze Aschantis lagern mußten. Als echter afrikanischer Wald erwies er sich für das Corps als undurchdringlich. Man mußte, um mit den Kanonen und Raketenbatterien hindurch zu kommen, erst Pfade hauen, und dies geschah, als die verderbliche Regenzeit heranrückte. In diesem ungesunden Landstriche nun, bei fürchterlicher Hitze und im Moraste liegend, vom Fieber geschüttelt, von der Dysenterie geschwächt, starben Weiße und Schwarze wie die Fliegen. Gesund war niemand, und die grauenvollste Verzweiflung riß ein, zumal man keinen Feind zu Gesicht bekam.

Die Folgen dieses Krieges ergaben sich von selbst; er kostete den Engländern über 2 Millionen Mark, und dabei hatte man keinen Aschantikrieger zu Gesicht bekommen; von den weißen Truppen starben 45 Prozent an Fieber und Dysenterie, und wären damals

die tapferen, streitbaren, nicht schlecht ausgerüsteten Aschanti herangerückt, es wäre wohl kaum ein Engländer an die Küste zurückgekommen; denn infolge des Regens waren ihre Waffen so verrostet, daß sie kaum zu brauchen waren; das Pulver war breiartig geworden, die Kanonen steckten zwischen Urwaldbäumen im Sumpfe fest, und die Offiziere lagen buchstäblich alle fieberkrank in ihren Zelten. Als nun diese Jammerberichte durch einige mit Mühe und Not dem Tode entronnene Offiziere nach London gelangten, da befahl man im Mai 1864 die Feindseligkeiten einzustellen. Aschanti aber stand ungebrochen, stolzer als je da, und sein König hatte recht, als er sagte: „Der Busch ist stärker als die Kanonen."

Wie kam es nun, daß 1873 abermals ein Krieg mit Aschanti ausbrach? Im Jahre zuvor verkauften die Holländer ihre Besitzungen an der Goldküste an England, darunter namentlich Elmina, Tschama und Axim. Diese holländischen Faktoreien lagen mitten zwischen den britischen, und nur weil England seine Besitzungen abrunden wollte, kaufte es jene niederländischen Faktoreien, ohne indessen damit großen materiellen Gewinn zu erzielen.

Die niederländischen Besitzungen waren aber für England ein Danaergeschenk, durch das es wieder mit seinen alten Feinden, den Aschanti, zu thun bekam. Die Holländer hatten nämlich mit den Aschanti in freundlichen Beziehungen gestanden und alljährlich sogar im Interesse des Friedens eine Art Tribut an die schwarze Majestät in Kumassi gezahlt. Elmina und die übrigen Faktoreien Hollands betrachtete der König von Aschanti als seine Häfen, die Holländer als seine Vasallen, an die er außerdem seine Kriegsgefangenen verkaufte. Denn nicht viel anders als ein Sklavenhandel war der Schacher, den Niederland an der Goldküste bis zum Jahre 1872 noch betrieb; gegen ein Kopfgeld sandte ihm der schwarze König seine Gefangenen, die einexerziert und in die holländischen Regimenter in Indien gesteckt wurden. Als nun England zur Herrschaft kam, kaufte es keine Sklaven mehr, es stellte die Tributzahlungen ein und kümmerte sich um die Oberhoheit des Königs von Aschanti nicht im geringsten.

Da schäumte der schwarze Herrscher vor Wut auf und schwur bei seinen 3333 Frauen — diese Zahl steht nach der Hofetikette fest — die Engländer ins Meer zu jagen. Koffi-Kallkali, so hieß der Fürst, setzte sich selbst an die Spitze seiner tüchtigen Armee, für deren Bewaffnung außer den Franzosen in Assinie noch — Birminghamer Handelshäuser sorgten, die auf Umwegen den Feinden ihres Landes alte Feuersteingewehre zukommen ließen. An der Spitze eines

mindestens 30 000 Mann starken Heeres rückte der Aschantikönig über den Busempra und zog in das Land der unter britischem Schutze stehenden Fanti; er raubte und plünderte alles aus, ein Dorf nach dem andern ging in Flammen auf, und erst im Februar 1873 rafften die Fanti sich auf, stellten ein Heer und zogen dem Feinde entgegen, wurden aber nach neunstündigem Kampfe gründlich geschlagen; am 7. April und am 14. April erlitten sie abermals große Niederlagen, wiewohl englische Offiziere und schwarze englische Polizisten (Haussas) auf ihrer Seite stritten. Von da ab waren die Engländer nur auf ihre Forts und die Kriegsschiffe auf dem Meere beschränkt; Kap Coast-Castle und Elmina waren förmlich belagert, und jeder Versuch, gegen die Aschanti vorzugehen, endigte lange Zeit mit einer Schlappe für die an Zahl schwachen Engländer; die Folge war, daß viele Stämme, wie namentlich die Ahanta, sich gegen die Briten empörten und den Aschanti anschlossen, deren Feldhauptmann, Assa Moquanta, sogar von den Engländern als „schwarzer Moltke" gekennzeichnet wird. Die Einäscherung der rebellischen Städte Elmina und Tschama durch britische Kriegsschiffe hatte den Mut der Aschanti keineswegs gebeugt.

Nach diesen Niederlagen hatte die englische Geduld ein Ende, und man beschloß nun, energisch vorzugehen. Sir Garnet Wolseley, ein noch junger General, wurde zum Befehlshaber einer ansehnlichen Truppenmacht ernannt und nach der Goldküste geschickt und in einem langwierigen Feldzuge, der vielen Engländern das Leben kostete, gelang es ihm auch, die Hauptstadt Kumassi zu erobern und zu zerstören und eine Kriegsentschädigung zu erhalten. Gleichzeitig befreite er die vom König gefangen gehaltenen deutschen Missionare, welche in Aschanti eine schwere Leidenszeit durchgemacht hatten.

Ruhig und friedlich hatte in dem Aschanti benachbarten Kripilande zu Anum der Baseler Missionar Ramseyer sein Glaubenswerk betrieben, als im Jahre 1868 die Aschanti über das friedliche Land hereinbrachen. Es war am 12. Juni, Frau Ramseyer stand auf der Galerie des Missionshauses und hing Wäsche zum Trocknen auf, als sie über den Spitzen des mannshohen Grases Flintenläufe erblickte. Etwa 20 bewaffnete Schwarze erschienen und richteten ihre Gewehrläufe gegen das Haus. Frau Ramseyer grüßte sie in der Landessprache und eilte dann zurück zu ihrem Manne. Die beiden Missionare, Kühne und Ramseyer, traten nun heraus und fragten die Schwarzen, ob sie Aschanti seien, und als dies bejaht wurde, bemerkten die Missionare, daß sie friedliche Leute seien, die mit

niemand im Kriege lebten. Man reichte sich gegenseitig die Hände, und auf Verlangen des Führers der Truppe mußten die Missionare von ihrem Berge herabkommen, um den Aschantigeneral in Anum zu begrüßen. Flüchtig kleideten sie sich an; Frau Ramseyer nahm ihr zehn Monate altes Kindchen auf den Arm, dann befahlen sie ihre Seelen Gott und schritten, eskortiert von den Schwarzen, den Hügel hinab. Anum besteht aus 3 aneinander gereihten Ortschaften. In der ersten angelangt, sagte man ihnen, der General befinde sich in der zweiten, und hier verwies man sie nach der dritten Stadt. In der letzteren bezeichnete man ein benachbartes Dorf als des Generals Hauptquartier. So schickte man sie den ganzen Tag über weiter und weiter, bis die Nacht hereinbrach und sie einsahen, daß man Böses mit ihnen im Schilde führe.

Am nächsten Morgen begannen sie ihren trübseligen Marsch von neuem; Frau Ramseyer verlor einen Schuh, der im Sumpfe stecken blieb, durfte aber keine Minute zögern, um ihn zu suchen, sondern mußte barfuß weiter wandern, bis ihr die Füße bluteten. Missionar Kühne begann zu ermüden und langsam zu gehen — man drohte ihm mit der Peitsche. Vom Himmel sandte die glühende afrikanische Sonne ihre versengenden Strahlen herab, keinerlei Erquickung wurde den armen Gefangenen zu teil, und um ihnen den letzten Schutz zu rauben, nahm man ihnen ihre Sonnenschirme fort.

Nachdem sie wieder eine Strecke weit gewandert, hörten sie plötzlich schießen. In der Nähe wurde eine Schlacht zwischen den Kripi und den Aschanti ausgefochten; verschiedene Verwundete zogen an ihnen vorüber; sie schossen wütende Blicke auf die Gefangenen, drohten ihnen mit Gebärden und riefen aus: „Ihr seid es, die jenen das Fechten gelehrt haben; doch wir Aschanti können auch Weiße fressen!“ Dann kamen sie hinter der kämpfenden Aschantiarmee vorbei. Polizisten rannten hin und wieder, um die Marodeure und Feiglinge mit furchtbaren Peitschen aus Nilpferdhaut in die Schlacht zurückzutreiben; Tausende von Lastträgern, der Troß des Heeres, standen in einer langen Linie aufmarschiert, und jeder von ihnen schlug auf ein kleines Kissen mit der Hand, wodurch ein Geräusch wie das Pfeifen der Kugeln entstand, so daß die Missionare sich unwillkürlich duckten, als wollten sie den sausenden Geschossen entgehen. Weiter geführt passierten sie ein Dorf, in welchem die Toten lagen, umgeben von heulenden Weibern, welche die Leichname in Körbe verpackten. Noch eine Anzahl andrer Schreckensscenen mußten sie erleben, bis die Nacht hereinbrach und sie im Hauptlager der Aschanti anlangten. Hier führte man sie zu

einem Gegenstande, den sie zuerst für ein Zelt ansahen, der sich aber bei näherer Betrachtung als ein ungeheurer Schirm erwies, unter dem ein ganz in weiße Gewänder gehüllter Mann saß. Es war Adu Buffo, der Aschantiobergeneral. Die Schwarzen von der Eskorte knieten vor ihm nieder und stellten ihm die Gefangenen vor, die nun in eiserne Fesseln gelegt, gestoßen und voneinander getrennt wurden. Jetzt glaubten sie, ihre letzte Stunde habe geschlagen; sie nahmen Abschied voneinander, suchten sich zu trösten, und weinend zeigte Frau Ramseyer ihrem Manne nochmals ihr Kindchen, das auf dem beschwerlichen Marsche sanft an der Mutterbrust geruht hatte. Es war der Mutter eine süße Bürde gewesen, und so schwer ihr auch der Weg mit ihren wunden Füßen geworden, sie hatte ihr Teuerstes doch gern getragen.

Wieder brach ein Tag heran, wie die Missionare glaubten, ihr letzter. Doch obwohl ihrer Habe völlig beraubt und in Eisen gefesselt, behandelte man sie von nun an nicht mehr schlecht, ja Adu Buffo verkündigte ihnen sogar mit freundlicher Miene, er werde sie zu ihren Brüdern zurückschicken, wünsche jedoch zuvor, daß sie sich in einer ruhigen Stadt ein wenig von ihren Strapazen erholen möchten. Eitel Lug und Trug! Bald wurden die Missionare gewahr, daß der alte Häuptling, dem sie übergeben waren, sie direkt nach Kumassi, der Hauptstadt der Aschanti führe. Sie kreuzten den Voltafluß, von wo sie in gerader Linie mindestens 24 deutsche Meilen bis Kumassi zu marschieren hatten, und dieses in der ungesunden Jahreszeit. Zunächst kamen sie in die „Wildnis", eine unbewohnte Prärie mit wenig Wasserläufen; nach fünftägigem Marsche war das Quowland erreicht, wo der dichte Wald beginnt, der sich ununterbrochen bis Kumassi erstreckt.

Als die Missionare ihre Station in Anum verlassen mußten, hatte Frau Ramseyer vorsichtigerweise und in mütterlicher Sorgsamkeit eine Blechdose mit kondensierter Milch eingesteckt, mit der sie ihr weinendes Kindchen ernährte. Aber der kleine Vorrat war bald zu Ende und verzweifelt schaute das gepeinigte Mutterherz sich nach neuer Nahrung für den Liebling um. Betraten sie ein Dorf, dann gingen alle drei betteln von Hütte zu Hütte, um einige Eier aufzutreiben. Manchmal reichte man sie ihnen gern, oft aber baten sie vergebens, und dann litt das Kindchen Hunger. Zusehends magerte es ab, es wurde schwächer und schwächer und starb endlich in den Armen der Mutter.

Man stelle sich die Lage der unglücklichen Gefangenen vor. In eisernen Fesseln werden sie einem ungewissen Schicksale entgegen-

getrieben, sie entbehren alles, was zur Bequemlichkeit gehört, Lumpen decken notdürftig ihre Blöße, glühend brennt die Tropensonne herab, und nur Gottvertrauen erhält sie noch aufrecht. Der Verlust des Kindes war aber der härteste Schlag, und kaum hatten sie dasselbe in die heiße afrikanische Erde gebettet und Thränen an dem kleinen Grabe geweint, da traf der Botschafter des Königs bei ihnen ein, der ihnen Geschenke überbrachte und sie ermutigte, guter Dinge zu sein.

Jetzt wurden sie in der That besser behandelt, wenn sie auch alle Nächte in Eisen gelegt wurden, und am 9. August, am 57. Tage ihrer Gefangenschaft, trafen sie in einem kleinen Dorfe bei Kumassi ein, wo man sie vorläufig unterbrachte. Hier fanden sie einen Leidensgefährten, einen Franzosen, Namens Bonnat, welchen die Aschanti auf einem ihrer Streifzüge gefangen genommen und hierher geschleppt hatten. Nachdem die Missionare, völlig ungewiß über ihr Schicksal, längere Zeit in dem Dorfe zugebracht, erlaubte man ihnen, die Hauptstadt Kumassi zu betreten und dort im Missionshause der Wesleyaner ihren Aufenthalt zu nehmen; der Vorstand desselben, Watts mit Namen, wurde auch bereits seit sieben Jahren wie ein Gefangener behandelt.

Vor den König gebracht, erklärte dieser den Missionaren, er würde sie mit dem größten Vergnügen frei lassen; da sie jedoch von Adu Buffo gefangen genommen seien, so müsse er dessen Rückkehr aus dem Kriege erst abwarten. Diese Rückkehr erfolgte, aber Adu Buffo war schlechter Laune, der Krieg war nicht günstig ausgefallen, und um nicht mit leeren Händen zu kommen, trieb er ein paar tausend Sklaven in die Stadt hinein, die er im befreundeten Lande zusammengerafft, da er dem Feinde keine Gefangenen abnehmen konnte. Als Adu Buffo mit den Missionaren zusammentraf, erwähnte er mit keiner Silbe deren Freilassung, sondern sagte nur: „Ich brauche Geld.“

Nach Aschantibegriffen ging es den Gefangenen in Kumassi nicht schlecht. Der König setzte ihnen ein Monatsgehalt aus, für das sie sich Nahrung kaufen konnten; auch beschenkte er sie gelegentlich recht reichlich. Von ihrer Missionsgesellschaft erhielten sie einige Kisten mit Kleidern gesandt, die ihnen uneröffnet ausgeliefert wurden, und die englische Regierung an der Goldküste bemühte sich auf „diplomatischem Wege“ für sie, soweit dies einem barbarischen Fürsten gegenüber möglich ist.

Am 17. Februar 1872, nach fast dreijähriger Gefangenschaft, begann der König die Entlassung der Missionare endlich in Er-

wägung zu ziehen. Ein großes Palaver wurde veranstaltet, in dem alle Häuptlinge und auch die Gefangenen erschienen. „Meine Freunde," so begann die schwarze Majestät von neuem, „soeben sendet mir der englische Gouverneur von der Küste einen Brief, in dem er die Freigebung der Gefangenen verlangt. Ich für meine Person habe nichts dagegen einzuwenden, was aber meint ihr?" Da erhob sich Adu Buffo, der Mann mit dem teuflisch verschmitzten Gesichte, der Feind der Weißen, und sprach: „Die weißen Männer haben uns nur Böses erzeigt; sie sind in unser Land gekommen, sie haben Denkira und Assin, Wassaw und Akim von uns genommen — darum dürfen wir auch jenen keine Gnade erweisen. Mögen sie Gefangene bleiben." Adu Buffos Rede machte gewaltigen Eindruck. Sie verdunkelte die Worte des Königs, der nun zur Abstimmung schreiten ließ. Die Mehrheit schloß sich Adu Buffo an und gab nur zu, daß gegen 800 Periguins (150 000 Mark) die Befreiung der Missionare erfolgen könne. Mit dieser Antwort wurde ein Bote an die Küste gesandt.

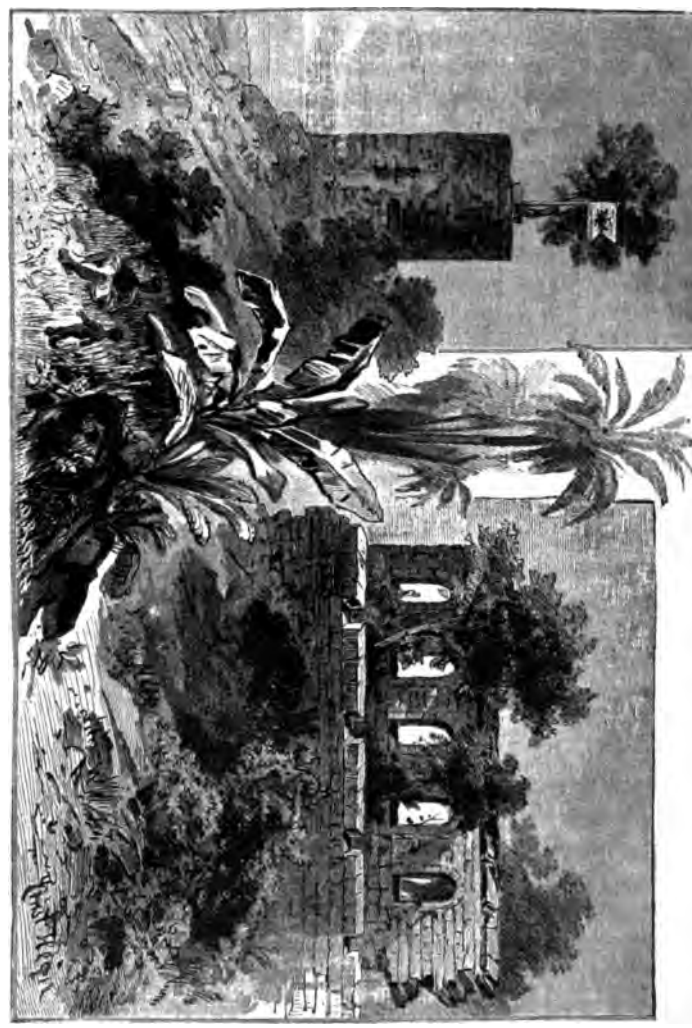
Man kann sich wohl vorstellen, daß die Baseler Missionsgesellschaft nicht 150 000 Mark bereit liegen hatte, um ihre Brüder sofort zu befreien, aber sie bot 21 000 Mark. Ein schwarzer Christ, Namens Plange, wurde nun von der Küste mit diesem Angebot nach Kumassi gesandt. Wieder wurde ein großes Palaver gehalten, in welchem der König Plange fragte: „Was wird denn aber geschehen, wenn ich die weißen Männer nicht frei gebe?" Etwas voreilig erwiderte Plange: „Dann gibt es Krieg." Kaum war dies Wort gefallen, das den Aschantistolz aufs höchste entflammte, so erhob sich ein unbeschreiblicher Aufruhr unter den Großen. Alle Hörner bliesen, Schwerter, Federn und Elefantenschwänze wurden in die Luft geschwenkt, die Trommeln wirbelten und ein furchtbares Geheul durchdröhnte die Luft. Da erhob sich die Königinmutter von ihrem Sitze, und sofort trat eine beängstigende, lautlose Stille ein. Sie sprach: „Sehet her, dies ist meine linke Hand, mit ihr allein kann ich die Feinde schlagen!" und der Häuptling von Fomana, einer der kleinsten im Lande, vermaß sich dasselbe zu thun. Nun war wieder die Reihe an Plange zu reden, der all diesen Aufruhr hervorgerufen, und er zog sich schlau genug aus der Schlinge. „Was ich gesagt," so lauteten seine Worte, „war nur meine Privatansicht. Im Briefe steht kein Wort von Krieg."

Da ward die Stimmung wieder friedlicher, und man beschloß, sich mit den 21 000 Mark zu begnügen. Unterhandlungen wurden eingeleitet, aber der unterdessen ausgebrochene Krieg zwischen den

Aschanti und Engländern zerschlug die Sache wieder. So mußten die armen Hartgeprüften, oft Enttäuschten, sich abermals in ihr Schicksal fügen. Eine Befreiung schien weiter denn je in die Ferne gerückt, und als im Anfange die Aschanti Sieg auf Sieg erfochten, da stieg der Übermut der schwarzen Fetischanbeter aufs höchste. Der König tanzte vor den Gefangenen, schwang sein Schwert und erklärte, alle Weißen niedersäbeln zu wollen. Als aber die ersten Nachrichten von den englischen Erfolgen eintrafen, da tanzte Se. Majestät Koffi-Kallkali nicht mehr. Die Engländer marschierten über den Grenzfluß Prah, und eine Katastrophe schien unvermeidlich. Palaver auf Palaver wird zu Kumassi gehalten und in einem derselben erklärt die einflußreiche Königinmutter: „Bisher haben die Aschanti stets gesiegt, denn sie verfochten eine gerechte Sache. Dieser Krieg aber ist ein ungerechter. Laßt die Weißen gehen, wir haben es ihnen versprochen, aber unser Wort nicht gehalten." — Tiefe Stille folgte diesen Worten. Alle Häuptlinge, die einst den Mund so voll genommen, waren niedergeschlagen, und der König ließ die Gefangenen rufen: „Geht," so sprach er, „ihr seid frei; helft mir den Frieden vermitteln. Aber um eins bitte ich euch noch. Geht nur bei Nacht aus der Stadt, damit euch niemand sieht und das Volk nicht sagt: der König fürchtet sich." So erhielten die Gefangenen ihre Freiheit wieder. Sie haben viel erduldet in vierundeinhalb Jahren und verdienen unser Mitleid im höchsten Grade.

Als die Niederländer im Jahre 1872 ihre Besitzungen an der Goldküste an England verkauften, gingen damit zugleich die ehemals brandenburgischen Faktoreien und Forts in englischen Besitz über. Da wo auf den Karten unsern dem Kap der drei Spitzen „Ruinen von Großfriedrichsburg" verzeichnet steht, hatte der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit seinem weiten Blick, um seinem aufstrebenden Volke von vornherein einen Platz im Welthandel zu sichern, die erste überseeische Kolonie angelegt. Auf einer in das Meer vorspringenden bergigen Landzunge hißte am 1. Januar 1683 der brandenburgische Bevollmächtigte, Major von der Gröben, unter dem Schall der Pauken und „Schallmeyen" die kurbrandenburgische Flagge. Donnernd wurde der im weißen Felde flatternde rote Adler von den Geschützen der beiden brandenburgischen Kriegsfregatten „Kurprinz" und „Mohrian" begrüßt. Rüstig schritt die Anlage der Forts und der Faktorei vorwärts; auch 3 andre Forts wurden an derselben Küste angelegt, deren eines der Kurfürstin zu Ehren den Namen „Dorotheenschanze" erhielt. Gleich von Anfang an suchten die neidischen Holländer das entstehende Werk zu ver-

nichten. Der Angriff des von ihnen aufgehetzten Negerstammes wurde indessen von der etwa 90 Mann starken brandenburgischen Besatzung blutig zurückgeschlagen; „denn die Mohren," schreibt Gröben,



Ruinen des Forts Großfriedrichsburg. Wachtturm und Aufsicht der Seefront.

„können nichts weniger als das schwere Geschütz vertragen." Der Handel, der von einer durch kurfürstliche Privilegien geschützten „afrikanischen Gesellschaft" betrieben wurde, entwickelte sich recht günstig. Die Berliner sahen staunend Goldstaub, Elfenbein und Neger

in ihren Mauern; ein schwarzer Fürst mit dem fast berlinisch klingenden Namen „Janke" huldigte seinem brandenburgischen Landesherrn sogar persönlich in der Landeshauptstadt.

Gegen Ende der Regierung des großen Kurfürsten gelang es indessen den Holländern, durch Verrat und Gewalt die Dorotheenschanze und noch ein zweites Fort zu nehmen, während die Hauptfeste Großfriedrichsburg sich wacker hielt, auch während der Regierung Friedrichs I., wo die Kolonie neun Jahre lang von 1700 bis 1708 sich ohne alle Verbindung mit der Heimat und ohne alle Zufuhr von dort her befand; denn die nachgesandten Verstärkungen gingen unglücklicherweise alle verloren, teils durch Schiffbruch, teils fielen sie den Gegnern (Franzosen, Engländern, Holländern) in die Hände. Daß die schwache Besatzung während dieser Zeit

Gesamtansicht des Forts Großfriedrichsburg.

dem Ansturm der von den feindlichen Nachbarforts aufgehetzten „Mohren" nicht erlag, verdankte sie allein der Tapferkeit eines „preußischen Negerfürsten", Jan Cuny. Dieser schlug alle Angriffe siegreich ab und verschwur sich, Seiner Majestät in Preußen die Festung zu erhalten.

Der sparsame, nüchterne König Friedrich Wilhelm I. brachte in seinem unmittelbar auf das Nützliche gerichteten Sinn einem Unternehmen, das erst nach geraumer Zeit etwas abwerfen konnte, keine Sympathie entgegen. Für 6000 Dukaten und 12 Negerknaben, wovon 6 mit goldenen Ketten, verkaufte er die preußischen Besitzungen an der Goldküste an die westindische Gesellschaft zu Amsterdam. Jan Cuny indessen wollte an die Abtretung nicht glauben, da ihm von preußischer Seite keine Mitteilung darüber gemacht worden war. Er behauptete noch sieben Jahre lang auf eigene Faust die Festung für den König von Preußen gegen die holländische Über-

macht; unterworfen hat er sich überhaupt den Holländern nie. Er verschwand in den Wäldern seiner Heimat als der letzte preußische Negerfürst der Guineaküste.

Im Februar 1884 erschien die deutsche Korvette „Sophie" an der Goldküste. Sie hatte den Auftrag, die Ruinen von Großfriedrichsburg zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. Der Kapitän Stubenrauch landete mit 3 Offizieren und wurde vor den Häuptling des benachbarten Dorfes geführt, welcher ihn auf seinem Throne, einem schaffellbekleideten Holzklotz, feierlich empfing und dann selber den Führer durch die Ruinen machte. Man fand dieselben ganz und gar von der tropischen Vegetation überwuchert; Bananen, Mais, Palmen und Schlingpflanzen aller Art bedeckten die ehemaligen Bastionen und Mauern so dicht, daß die Besucher öfter auf Händen und Füßen durchkriechen mußten. In dem Schutte fanden sich noch 6 gußeiserne, rostzerfressene Kanonenrohre, deren eines der Kapitän gegen einige Flaschen Rum eintauschte und an Bord schleifen ließ, um es als Andenken mit nach Deutschland zu nehmen; der brandenburgische Adler und das FW des großen Kurfürsten sind auf demselben nicht mehr erkennbar. Das alte ehrwürdige Geschützrohr ist in der Ruhmeshalle zu Berlin aufgestellt worden — ein Ereignis von symbolischer Bedeutung. Denn so, wie dieses Rohr, sollte auch die deutsche See- und Kolonialmacht aus Schutt und Moder zu neuem Ruhme erstehen. Der deutsche Kaiser Wilhelm I. hat, als man ihm eine Dankesadresse überreichte wegen der energisch betriebenen Kolonialpolitik, nicht umsonst das Wort gesprochen: „Ich würde es mir nicht haben vergeben können, wenn ich das Werk des alten Herrn auf der Kurfürstenbrücke nicht wieder aufgenommen und vollendet hätte." So wirkt der Anstoß, den die Ahnen gegeben haben, in den Enkeln fort.

An die englische Goldküstenkolonie grenzt die Sklavenküste. Dieselbe beginnt jetzt östlich von Quitta mit deutschem Gebiet. Hier liegt das Togoland mit den Ortschaften Bey Beach, Bagida, Porto Seguro, Klein- und Groß-Popo. Auch hier hat der deutsche Handel vor dem englischen das Übergewicht, aber die Engländer trachteten bereits nach dem Besitz dieses Streifens, weil er die Umgehung ihrer hohen Zölle ermöglichte und gerade dadurch den Handel auf sich zog. Der englische Beamte Firminger in Quitta dachte diesen Lorbeer noch kurz vor seinem nahe bevorstehenden Weggang zu pflücken. Er bereiste den Küstenstrich, und da die Schwarzen zu klug waren, ihr Land den Engländern abzutreten, hetzte er die Togoneger auf zur Vertreibung der Weißen. Diese ließen den

deutschen Firmen in Bey Beach und Bagida erklären, in sieben Tagen würden sie kommen zu sengen und zu brennen, falls die Küste nicht bis dahin von den Kaufleuten geräumt sei.

Dies war die Lage der Dinge, da traf am 15. Juli die auf der Reise nach Kamerun begriffene „Möwe" mit dem deutschen Generalkonsul Nachtigal an Bord an der Küste des Togolandes ein. Nachdem Nachtigal sich über die englischen Umtriebe und die drohende Haltung der Schwarzen vergewissert hatte, ließ er sofort aus eigner Initiative die deutsche Flagge an den wichtigsten Punkten der Togoküste aufziehen — ein Schritt, den die Reichsregierung nachträglich bestätigte. Durch Vertrag mit Frankreich ist später Klein-Popo, der volkreichste und für den Handel wichtigste Punkt zwischen Quitta und Lagos, hinzugekommen, so daß jetzt ein etwa 50 Kilometer langer Küstenstreif dem deutschen Reiche untersteht. Auch die Westgrenze gegen die englische Goldküstenkolonie ist durch den Vertrag vom 1. Juli 1890 bestimmt worden. Durch die neue Grenzlinie ist das deutsche Hinterland bedeutend breiter geworden als der Küstenstreifen es ist; Deutschland kann mit dieser Abgrenzung wohl zufrieden sein.

Als die Deutschen das Land in Besitz nahmen, war nicht nur das Innere, sondern auch die Küste so gut wie unbekannt. An der öden, sandigen Küste hatten sich einige Hamburger und Bremer Kaufleute niedergelassen. Ihre Faktoreien, in denen übrigens ein recht schwungvolles Geschäft betrieben wird, liegen auf einer Nehrung, die durch eine schilfreiche, öde Lagune vom Hinterlande getrennt ist. Das Klima an der ganzen Küste war so verrufen, daß man von den benachbarten Gebieten, wie Lagos, sagte, England habe dafür stets 2 Gouverneure, einen lebenden auf der Reise dahin und einen toten auf der Rückreise. In den letzten Jahren ist aber von den Deutschen sehr viel geschehen, das Land zu erforschen und hat sich dabei als weit wertvoller und gesünder herausgestellt, als man anfänglich annahm.

Zuerst bereiste der uns schon von Kamerun her bekannte Hugo Zöller das Land, dann im Sommer 1887 unternahm Dr. Henrici mit dem Regierungskommissar Grade eine Reise, die ihn über das bis zu 7000 Fuß hohe Agomegebirge führte. Dann sandte die Regierung die beiden ehemaligen Genossen Wissmanns, Hauptmann François (S. 350 und 485) und Stabsarzt Wolf, zur Erforschung des Hinterlandes aus. François besuchte zweimal im Februar 1888 und 1889 die im Innern gelegene große, bereits mohammedanische Handelsstadt Salaga, die in 22 Marschtagen von Klein-Popo aus

zu erreichen ist. Es ist eine enge, winklige, schmutzige Stadt, in der sich nicht selten eine Marktbevölkerung von über 10000 Menschen aufhält; selbst Vollblutaraber kommen von Nubien und dem Ost-Sudan bis hierher. Stabsarzt Wolf zog im März 1888 in das „verschriene Fetischland" Adeli. Der Häuptling des Landes und der Oberfetischpriester befragten bei Ankunft dieses ersten Weißen in Gegenwart des gesamten Volkes die Götter des Landes, Neijo, Frikko und Nikkola, ob der Weiße als Freund oder Feind käme. Der anwesende Dolmetscher Wolfs mußte als Vertreter des Weißen in den geöffneten Schnabel eines Huhns spucken, um dem Tiere dadurch seine Ansichten mitzuteilen. Dann wurde dem Huhne feierlich die Kehle fast durchgeschnitten und dasselbe zappelnd und mit den Füßen schlagend weit weg zu Boden geworfen. Zum Glück verendete es nun auf dem Rücken liegend, woraus man tiefsinnig schloß, daß, wie die Brust des Huhnes frei daliege, so auch die des Weißen frei von Hintergedanken sei. Sehr bald gewann Wolf das Zutrauen der Adelileute völlig durch einige glückliche Kuren und konnte bald mit seinem Begleiter, dem uns ebenfalls von Wissmanns Reise her bekannten Schiffszimmermann Bugslag (S. 350), an die Anlage einer Station gehen. Das geschah bei Jege, dem Hauptort des Landes auf dem 700 Meter hohen dominierenden Hügel Adadó, 14 Tagemärsche von Klein-Popo. Der Name der neuen Station, auf der außer verschiedenartigem Gemüse auch Baumwolle, Kaffee, Reis gebaut wird, ist Bismarcksburg; ihr Hauptwert liegt darin, daß es geglückt ist, sie im Rücken derjenigen Stämme anzulegen, welche den Handel nach dem Innern zu mit List und Gewalt zu hindern suchen. Zugleich liegt Bismarcksburg auf dem Wege von der Küste nach Salaga und bildet somit eine Etappe nach dieser wichtigen Handelsmetropole hin.

Diese so günstig wie nur möglich gelegene Station wurde nun natürlich zum Ausgangs- und Stützpunkt weiterer Reisen, die unsre geographische Kenntnis des Landes wesentlich erweitert haben. Leider fand auf einer derselben der thatkräftige und umsichtige Begründer von Bismarcksburg sein Ende. Dieser reiste 1889 nach Osten, umging das berüchtigte Negerreich Dahome nördlich und drang so in das Hinterland von Lagos ein. Am 11. Juni stürzte er mit seinem Pferde über einen den Weg sperrenden Baumstamm. Er verletzte sich am rechten Arme und blieb eine Zeitlang ohnmächtig. Häufige Fieberanfälle waren die Folge. Dennoch reiste er weiter, blieb aber endlich in dem Dorfe Ndali als Sterbender liegen. Er übergab seine Aufzeichnungen seinem Dolmetscher und

verschied am 26. Juni. Seine schwarzen Begleiter bestatteten ihn in einem Sarge aus Palmrippen und trieben sich dann fünf Monate herum, so daß die Nachricht von seinem Tode erst Ende November zur Station gelangte.

Im Togolande befindet sich seit 1888 auch ein deutsches Gericht, sowie eine schwarze Polizeitruppe, die von einem preußischen Feldwebel befehligt wird. Die Einfuhrzölle betragen etwa 90000 Mark — ein Beweis, wie rasch sich der Handel unter der deutschen Herrschaft entwickelt hat — und decken reichlich die Kosten der Verwaltung.

Wie sieht es denn nun im Togolande aus und was für Leute wohnen dort? Die Strandlagune hat zuerst Hugo Zöller befahren und ihr den Namen Togosee beigelegt. An vielen Punkten fand er die Lagune mit Fischzäunen gesperrt, welche seine Bootsleute zum Ärger der Schwarzen durchbrechen mußten, um mit ihren Bambusstangen das Schiffchen durch Röhricht und Buschwerk weiter treiben zu können. Die Neger treiben mit Netzen die Fische in das Reisig der Zäune hinein und heben dann ganze Körbe wohlschmeckender Fastenspeise heraus. Auch badende Mädchen, welche sich mit im Lande selbst fabrizierter Seife wuschen, wurden nicht selten von ihm und seinen Begleitern überrascht. Laut aufkreischend entflohen sie in das Buschwerk, weniger aus Sittsamkeit als aus Schrecken über das unvermutete Erscheinen der weißen Männer. Daß das Bewußtsein, nackt zu sein, sie nicht gerade aufschrecken machte, beweist, daß sie auch am Lande bloß mit einem fingerbreiten Bande, welches vorn einen kleinen Lappen trägt, gehen. Die Kaufleute an der Küste haben dieser denkbar dürftigsten Gewandung den bezeichnenden Namen „Schlips“ gegeben.

Auch die große Fetischstadt Be besuchte Zöller auf seinen Fahrten. Hier stellte man an ihn das Ansinnen, sich vor der Stadt zu entkleiden und nur nach einem langen Palaver (öffentliche Verhandlung) wurde ihm ausnahmsweise gestattet, wenigstens die Hosen anzubehalten. In der Stadt thront nämlich der Kriegsgott der Togoneger, den sich dieselben bekleidet wie einen Europäer und auf seinem Rosse sitzend vorstellen; er ist aber ein neidischer Herr und will keinen in gleichem Aufzuge, wie sich selbst, sehen; daher die lästige Ceremonie. Europäische Damen würden also noch für längere Zeit die Fetischstadt Be zu meiden haben. Im Hauptorte Togo wünschte Zöller den König Mlapa zu besuchen, mit welchem Dr. Nachtigal den Vertrag geschlossen hatte. Allein derselbe war schon vor dem Abschluß des Vertrages, unter welchem sein Name steht, verstorben, und nur weil die Staatssatzung es erheischt, daß der verstorbene König noch ein

Jahr lang als fortregierend gedacht wird, erscheint sein Name in dem Vertrag.

Man darf sich unsre neuen Landsleute im Togolande, die zumeist dem Stamme der Ewe angehören, keineswegs als „Wilde" vorstellen. Sie haben es vielmehr aus sich heraus zu einer ganz respektablen Kultur gebracht, und zwar nimmt dieselbe, wie in ganz Westafrika, von der Küste aus nach dem Innern zu. Während die Küstenorte oft von Schmutz und Unrat starren, ist die Reinlichkeit der Dörfer im Innern eine überraschende. Aller Kehricht und Schmutz wird in Löcher gethan, welche man in den roten Thonboden gräbt und wenn sie voll sind, einfach wieder zuschüttet. Die Straßen sind sauberer gekehrt als in Berlin. Die Häuser sind aus demselben roten Thon gebaut, aus dem der Boden besteht, solid, rechteckig, auf der einen Seite mit einer Veranda versehen, unter der auf niedrigem Schemel der Hausherr sitzt. Das Innere wird nur als Schlafraum benutzt, man lebt auf dem Gehöft oder in den engen Gassen. Die Tempel und Gerichtsstätten sind an den höchsten und schönsten Aussichtspunkten der Dörfer erbaut und sogar mit Fresken bemalt, unter denen rohgezeichnete Pferdebilder am meisten hervortreten; dies Tier imponiert nämlich, als im Lande unbekannt, den Schwarzen am meisten und ist ihnen eine ans Wunder grenzende Erscheinung. Auch verfertigen sie hübsche Gewebe, Waffen und Thonwaren, wobei sie sich der Drehscheibe bedienen. Sie formen sogar Götterstatuen wie die alten Griechen und man sagt, daß die Gesichtszüge eine große Naturwahrheit erreichen. An der Küste hat indessen, wie fast überall in Afrika, der altväterische Fleiß durch die Berührung mit den Weißen gelitten; die heimische Gewerbethätigkeit, obwohl sie dauerhaftere Sachen lieferte als die dorthin gelangende europäische Schundware ist, ist durch die massenhafte Einfuhr billiger und hübsch in die Augen fallender Artikel aus Europa vernichtet worden.

Unbegreiflich lang sind die Begrüßungsceremonien, worin die Neger anscheinend ihr Hauptvergnügen finden. Dabei wird Mittelfinger an Mittelfinger gehalten, Handfläche an Handfläche, es entwickelt sich ein Frage- und Antwortspiel mit der größten Höflichkeit. Zuerst fragt der Schwarze den Fremden: hometale (wie geht's zu Hause?), devale (wie geht's den Leuten?) slongale (wie geht's der Frau?) wievale (wie geht's den Kindern?). Auf jedes einzelne erwidert der Fremde: „es geht gut, ich danke dir", und fängt dann seinerseits mit denselben Fragen an, wozu noch nach Bedürfnis ein „wie geht's den Hühnern, den Schweinen?" u. s. w. oder ein „wie bist du aufgewacht?" hinzugefügt werden kann. Ein Weißer kann

sich der ganzen langweiligen und zeitraubenden Ceremonie durch die vorweg abgegebene Erklärung entziehen, daß es allerseits gut gehe, ein Schwarzer dagegen, etwa der Dolmetscher, muß alle diese Formen peinlich beobachten. Natürlich findet sich dabei viel Gelegenheit zu Scherz und Spaß, wozu die Neger überhaupt stets so geneigt sind.

Eine europäische Faktorei ist ein ziemlich umfangreiches Grundstück, von einem soliden Bretterzaun nebst stachliger Kaktushecke umgeben. Die Gebäude liegen alle an der Außenseite, damit der Hof leicht übersehbar bleibt. Wir finden da die Magazine für Öl und Palmkerne, ein Pulverhaus, die Küche, sowie eine Anzahl von Taubenschlägen, Affenhäusern, Hühnerstiegen. Der Hof ist mit knietiefem Sande bedeckt, welcher den Verkehr außerordentlich erschwert und noch dazu meist von den kleinen, erst im vorigen Jahrzehnt aus Brasilien eingeschleppten Sandflöhen wimmelt. Diese tückischen Insekten bohren sich unter die Nägel der Zehen ein und verraten sich durch einen schwarzen Punkt und ein juckendes Gefühl. Dann wird ein schwarzer Hausknabe herbeigerufen, welcher das Tier mit der Nadel herauszieht und Tabaksasche zur Vernichtung der etwa hinterlassenen Eier in die kleine Wunde reibt. Einigermaßen Schatten erhält der Hof durch die angepflanzten Kokospalmen, und Leben und Bewegung durch eine Menge fliegendes, hüpfendes, kletterndes und laufendes Getier. Das Wohngebäude der Faktorei ist meist zweistöckig. Im unteren Stockwerk ist der Laden, das Comptoir und die Vorratsräume für die besseren Waren; hier findet sich alles vor, vom Anker bis zur Stecknadel, wonach das Herz eines Negers nur Verlangen tragen kann. Das erste Stockwerk, um welches rund herum eine Veranda läuft, enthält ein Wohn- und 2—3 Schlafzimmer. Sind Gäste da — und das ist bei dem Mangel an Gasthöfen nicht selten der Fall, jeder Landsmann wird gern aufgenommen — so schlafen wohl 3—4 Personen in einem Zimmer. Zur Ausstattung gehören Rohrmöbel aus Madeira und die besonders wichtigen Moskitonetze; denn das fürchterlichste Tier Afrikas ist nicht der Löwe, nicht der Elefant, sondern — die Mücke.

Jeden Morgen um halb sechs mahnt ein Glockenschlag die in irgend einem leeren Magazin schlafenden Kruleute zur Arbeit. Der Vorsteher der Faktorei nimmt schnell eine Tasse Kaffee, weist dann den Leuten ihre Arbeit an und setzt sich gegen acht Uhr zum Frühstück nieder. Von zwölf bis zwei ist zweites Frühstück nebst einer kleinen Mittagsruhe. Dann wird bis fünf oder sechs wieder auf dem Hofe oder im Laden gearbeitet. Das Handeln und Feilschen mit den von den Buschmärkten des Innern in Kalabassen und Krügen

ihr Palmöl herantragenden Weibern, das ewige Messen, Befühlen, Wägen und mißtrauische Probieren seitens der Neger erfordert eine wahre Riesengeduld; am liebsten überläßt man diesen unangenehmsten Teil der Arbeit einem eingebornen Commis. Um einer Kleinigkeit, etwa um ein wenig Rum mehr oder weniger, willen kann sich bei der Zähigkeit des Negers leicht ein ganzer Handel zerschlagen. Eine gründliche Warenkenntnis und unerschöpfliche Geduld ist erforderlich,

Westafrikanischer Tauschhandel.

wenn man von den „harmlosen Naturmenschen" Afrikas nicht ganz böse übers Ohr gehauen werden will. Von allen Nationen Europas versteht es der Portugiese noch am besten, sich mit dem Neger abzugeben und gewissermaßen auf sein Niveau hinabzusteigen. Um halb sieben folgt dann die Hauptmahlzeit, bestehend aus europäischen Konserven, durch einheimische Zuthaten vermehrt und oft sehr schmackhaft, aber nicht sehr abwechslungsreich, und dann beginnt die Zeit der Geselligkeit, soweit von einer solchen hier die Rede sein kann. Man macht einen

Besuch auf einer benachbarten Faktorei und bespricht bei einem Glase leichten Bieres oder Rotwein mit Wasser die Tagesneuigkeiten, die fast ausschließlich in den neusten Kunststücken des täppischen schwarzen Koches bestehen. Auch das Kegel- und Skatspiel hat sich auf deutschen Faktoreien bereits eingebürgert. Wo aber nur wenige oder gar nur ein Weißer lebt, füllt ein träumerisches Nichtsthun die spärlichen Freistunden aus. In das Innere des Landes kommen die Kaufleute nie; die meisten sind nicht einen Kilometer tief von der Küste hineingekommen. Die Küstenneger, welche den Zwischenhandel mit dem Innern in den Händen haben, sind auf dieses ihr gewinnbringendes Monopol höchst eifersüchtig und wachen darüber, daß niemand bis zu den Händlern des zweiten Ringes oder gar bis an die Quellen selbst vordringt. Im Togolande ist uns dies nun aber doch glücklich gelungen (S. 510).

Während der Nacht brennt fortwährend eine große Lampe auf dem Hofe, und der Kruwächter ist angewiesen, bei seinen Rundgängen beständig auf eine leere Blechkiste zu klopfen. Stockt das Geräusch, so wacht der Verwalter der Faktorei sofort auf und stürzt hinaus. Einige Abwechselung bringt in dieses einförmige Leben die Ankunft eines Schiffes. Aller Augen sind darauf eingeübt, am Horizonte das geringste Pünktchen eines Mastes zu entdecken. Erschallt der Ruf: „ein Schiff", so stürzen alle Weißen in fieberhafter Eile mit ihren Ferngläsern auf die Veranda und dann geht das Vermuten los, ob es ein Segelkasten, ein Dampfer oder am Ende gar ein Kriegsschiff ist. Hat man den Rauch entdeckt, so fragt man sich weiter, ob es ein ganz gemeiner Wochen-Engländer ist oder der nur alle Monate erscheinende vornehmere Landsmann der Woermannschen Linie. Währenddessen schieben die Krutrupps die für gewöhnlich umgekehrt mit dem Kiele nach oben liegenden Boote ans Wasser und ergehen sich dabei in geistreichen Vermutungen in ihrem Pidjen-Englisch, wie: „der Dampfer will hier schlafen" oder „der Dampfer ist gar zu hungrig" oder „sein Bauch ist voll".

Ein Teil der längere Zeit da draußen lebenden Kaufleute ist mit eingebornen Frauen verheiratet. Der Heiratslustige kauft die schwarze Schöne ihren Eltern für etwa 100 Mark ab und betrachtet sie als sein rechtmäßiges, wenn auch nur auf Zeit ihm verbundenes Weib. Das Verhältnis hat in den Augen der Bevölkerung nicht nur nichts Entehrendes, sondern es treiben sogar die ersten Familien des Landes ihre Töchter dazu an; diese genießen dann bei ihren Volksgenossen eine ganz besondere Achtung, wie sie denn auch in ihrer Kleidung einen gewissen Luxus entfalten. Den Tag über

bringen diese schwarzen Frauen in ihrem Dorfe zu, um erst abends zu ihrem Gemahl in die Faktorei zurückzukehren. Gemeinsam speisen thun sie mit ihm nur dann, wenn er fieberkrank ist und sich von ihnen verpflegen läßt. Hierbei entfalten diese anfänglich wie wilde Tigerkatzen sich gebärdenden Negermädchen oft eine rührende Anhänglichkeit und Treue und leisten in Nachtwachen und Aufopferung aller Art nicht weniger als ihre weißen Schwestern. Auch in gesunden Tagen bereiten sie ihrem Gatten durch harmlosen Scherz und Spaß manche heitere Stunde, wenn sie ihn auch wohl nie eigentlich lieben — dazu ist sein innerstes Wesen ihnen zu fremd und seine Haut zu blaß.

Unter den von den Schwarzen eingehandelten Waren spielen Elfenbein, Orseille, Kopalharz und auch der Kautschuk nur eine untergeordnete Rolle, wenn auch der letztere bei verständiger Behandlung und Züchtung der wertvollen Kautschuk-Liane, welche an manchen Plätzen durch unverständiges Abhauen fast vernichtet ist, eine ganz andre Stellung im Handel gewinnen würde. Die herrschende Ware, um derentwillen die Faktoreien eigentlich allein gehalten werden, ist das Palmöl und daneben die Palmkerne. Beides sind Produkte der Ölpalme, welche überall 20—30 Kilometer von der Küste entfernt bleibt; deshalb wird alles Öl, was in die Faktoreien kommt, auf den Köpfen der Marktweiber in thönernen oder Kürbisflaschen oft tagereisenweit dorthin getragen. Die rotschwarzen Palmnüsse werden von den Schwarzen gekocht und dadurch so weich, daß sie ausgekeltert werden können, was meistens in alten Lagunenkähnen mit den Füßen geschieht. Schon die Hersteller fälschen das Öl mit Wasser und Erde. Deshalb muß es in den Faktoreien erst durch Kochen wieder gereinigt werden; dann wird es teils flüssig, teils — je nach der Sorte — zu einer Art Butter erstarrt in die grellweiß angestrichenen Ölfässer gefüllt und seiner Bestimmung in Europa zugeführt, wo es zur Fabrikation von Seife, Parfümerien, Stearin u. dergl. verwandt wird. Das Öl der Palmkerne ist wertvoller als das aus den fleischigen Teilen der Ölnuß gewonnene. Da jedoch in Afrika die zum Auspressen der Kerne nötigen Einrichtungen fehlen, so trocknet man dieselben bloß in den Faktoreien, reinigt sie von den betrügerischerweise beigemengten Schalen und Steinen und sendet sie dann in alten Säcken nach Europa. Hier haben sie in neuster Zeit einen erhöhten Wert dadurch gewonnen, daß eine Magdeburger Fabrik ihre Rückstände nach dem Auspressen zu sogenannten Palmkuchen verarbeitet, welche als Viehfutter dienen. Deutsche Ochsen profitieren also bereits von unsern Ansiedlungen in Westafrika.

Jetzt weiß man, daß das Hinterland unsrer Kolonie an der Sklavenküste freies Gebiet ist und keinem größeren Staatsgebilde zugehört. Aber noch zur Zeit der deutschen Besitzergreifung glaubte man, daß hinter dem Togo- und Popolande das Aschantireich mit einem zweiten afrikanischen Despotenstaate zusammenstoße, mit dem Königreich von Dahome. Dieses Wort bezeichnet nicht bloß das Land, sondern auch seinen Herrscher und heißt wörtlich „Bauch der Schlange". Nirgends in Afrika ist ein so systematischer Despotismus zu finden wie hier. Der König regiert wie ein Halbgott von seiner jetzt vielleicht 20000 Einwohner zählenden Hauptstadt Abome aus. Diese liegt 120 Kilometer vom Meere entfernt, ringsum von Sümpfen und Wasserläufen umgeben. Die „durch Thore geschlossene Stadt" — das soll nämlich das Wort Abome bedeuten — ist gegen Angriffe durch einen sie umgebenden Erdwall geschützt, der nur 2 Eingänge enthält, von denen der eine ausschließlich für den König und sein Gefolge, der andre für das Volk bestimmt ist. Beständig schweben über diesem unheimlichen Orte, wo sich zum Vergnügen des Herrschers die schrecklichsten Massenhinrichtungen immer wiederholen, unzählige Scharen von Raben und Geiern, die sich mit wildem Geschrei die Überreste der unglücklichen Opfer dieser tyrannischen Willkür und Mordlust streitig machen. Ihnen allein ist es zu verdanken, daß die Luft der Umgegend nicht beständig verpestet ist.

Der König von Dahome besitzt über seine Unterthanen eine Gewalt, die in jeder Beziehung unumschränkt ist. Über ihr Leben und Eigentum kann er ganz nach seinen Launen verfügen, und so tief hat sich die blinde Unterwürfigkeit unter einen Willen bei diesem Volke in den öffentlichen Geist eingegraben, daß von irgend welchem Widerstand selbst gegen die willkürlichste Bethätigung desselben keine Rede sein kann. Unter den hohen Beamten, welchen die Verwaltung des Königreichs obliegt, muß an erster Stelle der Mehu, der Premierminister, genannt werden. Er zieht die Steuern und Zölle ein, die Weißen können nur durch seine Vermittlung zum König gelangen, nur durch ihn spricht der Herrscher zu seinem Volke. Der zweite Minister, Minghan genannt, ist der oberste Richter und zugleich auch der oberste Vollstrecker aller Todesurteile. Der erste Eunuch und Mundschenk, welcher den Titel Totonu führt, hat die Oberaufsicht über die Frauen seines Gebieters.

„Die Etikette" — so erzählt ein französischer Reisender —, „welche über die Maßen kleinlich ist, verlangt, daß kein Wort ohne einen Vermittler, dessen Wohlwollen man zuvor erkaufen muß, zum Throne dringe. Der Mehu, der hauptsächlichste Schauspieler

in den Komödien der Audienzen, welche der König den Fremden gewährt, wird von der Wahrheit seinem Gebieter nur das berichten, was er für passend hält. Die ganze Wahrheit würde ihm vielleicht seinen Kopf kosten. Alle sind aufeinander eifersüchtig, belauern sich gegenseitig und blicken gierig nach des Nächsten Gut. Die kleinen Leute verbergen sich vor den Boten, welche der König ausschickt, um ihnen unter dem Namen von Steuern das nehmen zu lassen, was ihm des Nehmens wert erscheint. Die Reichen verheimlichen ihren wahren Vermögensstand, um nicht die Habsucht solcher zu erregen, die mächtiger sind als sie. Derart ist das Mißtrauen des Despoten, daß niemand es wagen würde, es ihm an Kleidung, Wohnung und Prachtentfaltung gleich zu thun. Man bleibt arm, oder gibt sich den Anschein, es zu sein, um sein Gut und sein Leben nicht in Gefahr zu bringen. Alle schleichen dahin in Furcht und Kriecherei und Neid und argwöhnischem Schrecken vor Fallen und Spionen, die überall auf den Wegen lauern."

Allein so mächtig der König ist, so ist er doch durch Überlieferungen gebunden, welche von den alten Häuptlingsfamilien und den Fetischpriestern aufrecht erhalten werden. Damit er z. B. nicht unter den Einfluß der Weißen gerate, besteht ebenso wie an andern Punkten Westafrikas, z. B. am Kamerungebirge, die Bestimmung, daß der König bei sofortiger Todesstrafe nicht das Meer sehen oder auch nur das Geräusch der Brandung hören darf.

Zu den Pflichten des Königs gehört es, alljährlich im ersten Halbjahr einen Kriegszug und im zweiten große Festlichkeiten, die in militärischen Aufzügen, Tänzen, Gesängen und Massenabschlachtungen gipfeln, zu veranstalten. Die Kriegszüge werden jetzt hauptsächlich nach den nördlichen dichtbevölkerten Jorubaländern gerichtet. Begleitet von seiner Amazonengarde und einer mit Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren bewaffneten, wohlgedrillten Armee überfällt der König irgend eine nichtsahnende Ortschaft und schleppt alle Einwohner hinweg. Erst seit der im Anfang der sechziger Jahre vollendeten Beseitigung der Sklavenausfuhr hat sich der Gebrauch, einen Teil dieser Kriegsgefangenen abzuschlachten, zu größerer Ausdehnung entwickelt. Seitdem geht kein öffentliches Fest ohne Menschenopfer vorüber; an bestimmten Tagen des Jahres werden die „kleinen Zölle" abgehalten, bei denen jedesmal etwa 80 Verbrecher und Kriegsgefangene, die zur Sklaverei unbrauchbar sind, abgeschlachtet werden; gegen 500 entsendet aber dieser Landesvater außerdem noch jedes Jahr in das Jenseits, um der andern Welt Kunde von seiner Macht und Größe und seinen Vorfahren Nachricht

über sein Thun und Treiben zukommen zu lassen, und stirbt er, so erfolgen die „großen Zölle", welche fast 2000 Menschenleben kosten. Ein protestantischer Missionar, der in der Küstenstadt Weida ansässig war, hatte Gelegenheit, im Jahre 1860 diesen „großen Zöllen" in Abome beizuwohnen. „Am 11. Juli," erzählt er, „erhielt ich die Erlaubnis, von Weida nach Abome zu kommen. Unterwegs begegnete mir ein Mann, der in einer Hängematte lag und durch einen gewaltigen Schirm vor den Sonnenstrahlen geschützt wurde. Er trug Matrosenkleidung und wurde von einem großen Gefolge begleitet. Seine Bestimmung war, in Weida in die See geworfen zu werden, und 2 Hafenwärter sollten zugleich mit ihm den Tod in den Wellen finden. Weshalb? Um bei dem verstorbenen König zu sein, falls es diesem einfalle, ein Seebad zu nehmen. In der Hauptstadt angelangt, hieß uns der neue König Platz nehmen und wies dann auf einen Menschen, der mit gebundenen Händen und geknebeltem Munde dastand. Dieser war ein Bote, welchen er ins Jenseits befördern wollte, um seinem Vater Nachricht zu bringen. Er wurde bald nachher auf dem Grabe des Verstorbenen hingeschlachtet. Bald darauf führte man in unsrer Gegenwart dem Könige 4 andre Männer, einen Hirsch, einen Affen und einen Vogel vor; alle wurden enthauptet, mit Ausnahme des letzteren. Sie hatten Auftrag, dem Könige im Schattenreiche zu melden, daß sein Sohn Anstalten getroffen habe, große Feste zum Andenken an den Vater zu veranstalten. Insbesondere sollte der eine Mann dieses allen Geistern verkünden, welche die Märkte im Lande besuchen, der zweite sollte es allen Tieren sagen, welche im Wasser leben, der dritte den Geistern, welche auf den großen Straßen reisen, und der vierte war beauftragt, sämtlichen Bewohnern am Firmamente Mitteilung zu machen. Der Hirsch hatte es den Tieren des Waldes, der Affe den Tieren auf den Bäumen zu sagen. Den Vogel ließ man fliegen; sein Auftrag lautete an alle Bewohner der Luft. Jetzt erhob sich der König auf seinem Thron, zog den Säbel und verkündete: „Nun, da ich Herrscher dieses Landes bin, will ich alle Feinde des verstorbenen Königs unter meine Füße treten."

Am 17. Juli ließ der König die Pauken rühren und dem Volke verkünden, daß nun bald die großen Zölle stattfinden würden. Die in Abome verweilenden Europäer hätten sich dem gräßlichen Schauspiele gern entzogen; der König ließ sie aber nicht fort. Das Gemetzel begann am 22. Juli 1860. Bald nach Tagesanbruch wurden etwa 100 Männer und ebensoviel Frauen geschlachtet, alle im Innern des Palastes. Dann trat der König heraus, und die Krieger und

Amazonen feuerten ihre Musketen ab. 90 Offiziere und 120 Prinzen und Prinzessinnen begrüßten den Herrscher, und jeder bot demselben 2—4 Sklaven, die zu Ehren des Verstorbenen geopfert werden sollten. Auch einige Portugiesen boten ihm 20 menschliche Schlachtopfer dar; dazu dann noch Ochsen, Schafe, Ziegen, Geflügel, Kaurimuscheln, Silber und Rum. Die übrigen Europäer hüteten sich natürlich ein Gleiches zu thun. Als der König am 1. August persönlich bei den Trauerfestlichkeiten zugegen war, begrub man 60 Menschen, 50 Schafe, ebensoviel Ziegen und 40 Hähne. Auch warf man eine Menge Kaurimuscheln in das Gewölbe. Während der König um seinen Palast herumging, wurde unaufhörlich geschossen, und als er seinen Rundgang vollendet, wurden abermals 50 Sklaven geopfert. Indes war der Herrscher gut gelaunt gewesen, denn er hatte 10 andern Gnade angedeihen lassen. Am 2. August ließ er Kauris und Baumwollenzeug auswerfen und sah mit Vergnügen zu, wie das Volk sich darum riß und balgte.

„Volle drei Wochen lang dauerte die Festlichkeit, und wir konnten keine Erlaubnis zur Abreise erhalten. Mir wurde endlich am 1. September gestattet, nach Weida zu gehen, aber erst nachdem ich versprochen hatte, am 1. Oktober wieder in Abome einzutreffen. Ich hielt mein Wort, kam zur verabredeten Zeit und wurde sogleich zum Könige beschieden. Vor dem Palastthore zählten wir 90 Menschenköpfe, die erst an demselben Morgen abgeschnitten worden waren. Das Blut floß noch in Menge herab. Der König zeigte uns dann die Geschenke, welche er seinem verstorbenen Vater zusenden wollte: 2 Wagen, einige Räder, 3 Schüsseln, 2 Theekannen und einen Topf mit Butter. Die Geräte waren sämtlich von Silber.

„Drei Tage nachher wurden wir wieder in den Palast entboten, um zu sehen, daß abermals 60 frisch abgeschnittene Köpfe zu beiden Seiten des Thores aufgehängt waren, und wieder drei Tage später betrug die Zahl der Opfer 36. Der König hatte auf dem Marktplatze 4 große Gerüste aufschlagen lassen, von welchen herab er Kaurimuscheln unter das Volk warf. Auf diesen Gerüsten wurden 60 Menschen abgeschlachtet. Infolge aller dieser Abscheulichkeiten wurde ich krank und war damit sehr zufrieden, denn nun konnte ich ungehindert die Stadt verlassen, in welcher das Morden noch fortwährte."

So wie dieser Missionar sind schon viele Europäer wider ihren Willen in Abome festgehalten worden. Man kann wohl voraus bestimmen, wann man dorthin reisen, aber nie, wann man wieder zurückkehren werde. Hat man das Unglück, durch irgend etwas den

König zu interessieren, so kann der unfreiwillige Aufenthalt wohl Monate währen.

Der König ist, wie der der Aschanti, Eigentümer seines Landes und dessen Bewohner; selbst die höchsten Würdenträger des Reiches nähern sich ihm nur wie Schlangen kriechend oder auf den Knien rutschend, die sich infolge dessen mit einer harten Haut überzogen haben. Von allen Unterthanen ohne Unterschied wird der König dadurch begrüßt, daß man sich mit dem Kopf auf die Erde wirft, Backen und Mund im Sande reibt, den Staub küßt und hierauf sich mit beiden Händen den Staub über Kopf und Kleider schaufelt. Europäer dagegen brauchen bloß eine Verbeugung vor dem Herrscher zu machen. Weil nun des Königs Eigentumsrecht sich auch auf die Frauen seines Reiches erstreckt, so kann kein Mann heiraten, ohne sich von seinem Fürsten seine zukünftige Gemahlin erkauft zu haben; er selbst hat gegen 3000 Weiber, die in den Hütten seiner Residenz verstreut wohnen, und von denen ein guter Teil beim Tode des Königs zu dessen Ehren hingeschlachtet wird.

Die kräftigsten Frauen des Landes bilden die königliche Garde, die sich durch ungewöhnliche Tapferkeit auszeichnet und in der That eine Macht im Staate bildet, obgleich ihre Zahl kaum 3000 übersteigen kann. Hugo Zöller lernte das aus 60 „Mann" bestehende Amazonencorps des Schascha (Gouverneur) von Stadt-Weida kennen, welches demselben aus dem Corps von Abome zuerteilt worden ist, und entwirft davon folgende Schilderung: „Man denke sich 60 junge, schlanke und ausgesucht kräftige Frauen von 18 bis 25 Jahren, die, von Jugend auf zu Kriegerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen erzogen, ohne unweiblich zu werden, einen unbezweifelt kriegerischen Eindruck hervorrufen. Ihre Uniformierung könnten unsre Theaterdirektoren behufs Ballettaufführungen zum Muster nehmen. Unter einer weißen, schirmlosen, mit schwarzgestickten Eidechsen und Vögeln geschmückten Kappe lugen die frischen, jugendlichen Gesichter recht freundlich hervor. Die Füße sind nackt, aber die Beine mit kurzen, bis oberhalb der Knie reichenden grünen, gelben oder roten Höschen bekleidet. Eine in allen Farben des Regenbogens gestreifte, die Arme und den Hals unbedeckt lassende Tunika von Seide oder Samt umschließt den von einem Korsett gestützten Oberkörper. Der schlanke Wuchs wird noch ganz besonders durch einen ebenfalls vielfarbig gestreiften Gürtel hervorgehoben, in welchem an der linken Seite das kurze Schwert steckt, und an dem vorn die schwarzlederne Patronentasche befestigt ist. Eine weißseidene oder hellgrüne Schärpe wird in ähnlicher Weise getragen, wie bei

unsrer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Kein Corps de ballet tanzt so exakt wie diese Kriegerinnen, bald in nachgeahmtem Angriff sich auf die Zuschauer losstürzend, bald abschwenkend, sich zerstreuend und wieder vereinigend. Und das alles mit halb kriegerischen, halb kokett-graziösen Bewegungen, bei denen das anmutige Spiel der nackten, gerundeten Arme an die klassischen Statuen des Altertums erinnern konnte. Die Gesänge, die mit auffallender Reinheit der Kehlen vorgetragen wurden, besaßen verschiedene aufregende und an die Marseillaise erinnernde Rhythmen. Trotz der nach unsern Begriffen ungeheuren Anstrengung schienen doch selbst nach mehreren Stunden weder die Muskeln zu ermüden noch die Kehlen heiser zu werden." Diese seltsame Einrichtung einer weiblichen Armee hat ihren Grund wohl in der körperlichen Überlegenheit der Frauen über die Männer, viele von jenen könnten dem Aussehen nach für Männer gelten; sie verrichten nicht allein alle schwere Arbeit im Hause und werden wie Lasttiere benutzt, sondern übertreffen die Männer auch im Kriege an Ehrgeiz und Entschlossenheit.

Trotz aller den Europäer empörenden Grausamkeit steckt in der Regierung und Verwaltung des Reiches Dahome nach Zöllers Urteil mehr Leben, Thatkraft und Weisheit als in der ganzen englischen Goldküstenkolonie; jedenfalls erfreut sich der Fremde daselbst der größten persönlichen Sicherheit, ganz anders als in den kleinen Duodezoligarchien, welche sonst die herrschende Staatsform in Afrika bilden, die er nur aufsuchen kann, in der einen Hand eine gute Waffe, in der andern reiche Geschenke. Sehr bezeichnend sagte im September 1886 auf der Naturforscherversammlung zu Berlin unser bekannter Afrikareisender Schweinfurth hierüber: „Ruhe und Ordnung, gleichviel mit welchen Opfern erkauft, hat in Afrika bisher überall für das Gedeihen der Menschen sofortige Früchte getragen. In Afrika hat der Grundsatz wenig Geltung, daß die absolute Regierungsform nur da vortrefflich ist, wo auch der Herrscher ein vortrefflicher Mensch ist. Hier hat man bisher nur die Wahl gehabt zwischen dem absoluten Staat und gar keinem Staat. Selbst da, wo die Greuel der Tyrannei an der Tagesordnung sind, herrscht Sicherheit der Besitzes und soziale Ordnung. Von Dahomes Vorzügen in dieser Beziehung wissen alle Besucher nicht genug Rühmens zu machen."

In Weida, dem Haupthandelsplatz des Landes mit etwa 20000 Einwohnern, ist eine deutsche Firma die bedeutendste. Die Kaufleute müssen jeden Abend bei Einbruch der Dunkelheit ihre Faktoreien in Strand-Weida verlassen und nach Stadt-Weida hinauf-

gehen; das gebietet ein aufs strengste aufrecht erhaltenes Landesgesetz. Der Weg führt sie dann jedesmal zuerst über die einen Kilometer breite Nehrung, dann durch die einen halben Kilometer breite Lagune, welche von den Trägern der Hängematten durchschritten werden muß, dann noch 2 Kilometer abwechselnd über festen Boden und durch Sumpf. Da diese tägliche Hin- und Herreise äußerst beschwerlich, ja bei Anwesenheit von Alligatoren in der Lagune sogar gefährlich ist, haben die Kaufleute öfter um Herstellung eines gangbaren Weges nachgesucht. Darauf geht aber die Regierung nicht ein, weil sie die Lagune und die Sümpfe mit Recht als das beste Schutzmittel gegen eine europäische Invasion ansieht. Übrigens werden während der Nacht die Magazine am Strande sorgfältig von „Königsleuten" bewacht, und wird dennoch etwas gestohlen, so bestraft die Regierung den Dieb an Leib und Leben und ersetzt den Schaden.

In der Stadt Weida befinden sich die alten, jetzt verfallenen Sklavenpalaste der Portugiesen, welche in der schönen Zeit der noch blühenden Sklavenausfuhr die Stätten waren, aus denen so ungeheure Reichtümer hervorgingen. Der Hof eines solchen Sklavengebäudes ist auf drei Seiten von Gebäuden umschlossen, deren Erdgeschoß aus Galerien besteht, welche mit schweren Eisenstangen vergittert sind. Hinter diesen Gittern, welche lebhaft an unsre Raubtierzwinger gemahnen, hausten die Sklaven und konnten von außen her von den Kaufluſtigen auf das ungenierteste besichtigt werden. Die Wohnräume der Sklavenhändler befanden sich hinter und über diesen Galerien.

Während der Dahome-Neger sich um seinen guten Gott Mahu gar nicht kümmert, weil derselbe ohnehin nichts Böses thut, opfert er dem bösen Legba um so eifriger; dessen abscheuliche Thonfetischbilder sind auf allen öffentlichen Plätzen und Scheidewegen zu finden. Natürlich spielen die Fetischpriester die erste Rolle im Lande. Wenn großer Fetisch „gemacht" werden soll, ergeht vorher eine Benachrichtigung an die Weißen, daß sie sich unter keinen Umständen auf der Straße zeigen dürfen. Es geschieht dies lediglich um ihrer selbst willen, weil sie sonst unwissentlich Handlungen begehen würden, die von den Fetischpriestern als schwere Versündigung aufgefaßt werden müßten. Es würde z. B. höchst gefährlich sein, ein Fetischmädchen auf der Straße im Vorbeigehen zu berühren. Dasselbe würde sich sofort auf die Erde werfen und Krämpfe bekommen.

Als ein ganz eigentümlicher Kult herrscht in Dahome die Schlangenverehrung; alle nicht giftigen Schlangen, namentlich die große Boa-Constriktor, sind Fetisch. Wer eine derselben tötete,

würde es mit dem Tode zu büßen haben. Zöller gelang es, durch Bestechung des Priesters Eintritt in den großen Schlangentempel zu Weida zu erhalten. Hier hausen über 1000 dieser abscheulichen Bestien. Namentlich auf einem rings um die Wand laufenden Absatz unter dem Dache lagen sie zusammengerollt oder ließen ihre Riesenleiber herunterhängen; auch die Außenseite des Gebäudes war dicht unter dem Dache mit Schlangen gespickt. Trotz reichlicher Fütterung, bei der freilich die Priester die besten der gespendeten Opfergaben für sich behalten sollen, machen diese unheimlichen Reptile nicht selten Streifzüge in die Stadt, so daß fast stündlich solche Tiere, die in den Straßen und Wohnhäusern aufgefangen sind, wieder in den Tempel zurückgebracht werden. Die ganz großen steckt man bei solchem Transport, damit sie nicht schaden, in einen Sack, die kleinen trägt man auf dem Arm. Auch in den Faktoreien finden sich diese Bestien häufig ein; Zöller fand eine in seinem Badezimmer; nachts darf man nicht einmal über den Hof ohne Laterne gehen, weil man sonst auf eine Schlange treten könnte. Wenn ein Schwarzer unabsichtlich, etwa bei der Feldarbeit, eine Schlange tötet, meldet er sich beim Schlangenpriester, der ihn als unrein und ausgestoßen äußerlich kennzeichnet. Alle Jahre einmal wird dann für alle diese Leute in einem großen Generalakt die Reinigung vollzogen. Alle zusammen werden zugleich mit Schweinen und Hühnern in ein Haus eingesperrt, an das man Feuer legt. Sobald die Zerstörung des Hauses so weit vorgeschritten ist, daß die Ausgestoßenen hindurchbrechen können, rennen sie, von den Umstehenden mit Prügeln empfangen, zur Lagune, um sich hineinstürzend ihre halbverbrannte Haut zu kühlen, also eine Art von afrikanischem Fegefeuer!

Übrigens hat das alte Reich Dahome jetzt auch die längste Zeit bestanden. Noch steht es da als ein Denkmal uralter afrikanischer Barbarei und — Civilisation, wie ein alter rissig gewordener und zerbröckelnder Turm, aber es wird nicht mehr lange dauern, so wird es sich unter dem Hauche europäischer Aufklärung aufgelöst haben. Die Portugiesen besitzen ein bedeutendes Stück seiner Küste und die Franzosen sind gegenwärtig im Kriege mit ihm begriffen. Lange wird es den friedlichen und kriegerischen Einwirkungen der Europäer keinesfalls Widerstand leisten, und dann wird es an diesen sein, neues Leben aus den Ruinen zu schaffen.

Kapitel XV.

Der Niger und sein Gebiet.

Mungo Park. Barth. Lenz. Flegel.

Die Araber haben im Mittelalter die erste Kunde von reichbevölkerten Ländern und blühenden Städten südwärts von der großen Wüste nach Europa gebracht. Ihnen verdankt die Erdkunde auch die erste Kenntnis des Niger, jenes gewaltigen Stromes, welcher für das Innere und den Westen Afrikas keine geringere Bedeutung hat, als der Nil für den Osten. Den „Nil von Ghana" nennen ihn die arabischen Geographen. Indem sie aber diesen Namen erfanden, erzeugten sie zugleich eine falsche Vorstellung von der Entwicklung dieses Stromsystems; nach ihrer Auffassung stand der Nil von Ghana mit dem ägyptischen Nil durch einen gemeinsamen Quellsee in Verbindung, aus dem nach Westen und Osten, zum Atlantischen Ozean und zum Mittelländischen Meere, die Gewässer abflössen; und noch jetzt sind die arabischen Handelsleute des Sudan der Meinung, daß diese beiden Riesenströme quer durch den Kontinent eine ununterbrochene Wasserstraße bilden.

Erst unser Jahrhundert hat dieses arabische Phantasiegemälde vollständig vernichtet und wenn auch die Nigerquelle selbst erst im Jahre 1879 durch den Schweizer Zweifel aufgefunden worden ist, so ist die Lage derselben doch schon längere Zeit ziemlich genau bestimmt gewesen und der seltsame Lauf dieses Riesenstromes mit Ausnahme unbedeutender Strecken von wissenschaftlichen Reisenden festgestellt worden.

Das Resultat dieser Entdeckungsreisen ist die Gewißheit, daß es ein und derselbe Strom ist, welcher in der Nähe der Senegalquellen im Lomagebirge entspringt, bei Timbuktu den südlichen Rand der Sahara berührt und im Meerbusen von Guinea in den Atlantischen Ozean einströmt. Nur 250 Meilen liegt die Quelle in gerader Linie von der Mündung und doch muß der Niger fast 700 Meilen

zurücklegen, um das Meer zu erreichen. Im Quellgebiete des Niger nach Westen liegt ein herrliches Hochland, bewohnt von den Mandingo, die sich für die glücklichsten Menschen halten; und doch konnte der reizende Wechsel von reich angebauten Hochebenen mit wilden Gebirgslandschaften, von tosenden Wasserfällen und stillen Alpenseen, welche Hunderte von Schildkröten und Fischen belebten, von Urwald und Bambusdickicht, von Mungo Park, dem ersten europäischen Reisenden in diesen westafrikanischen Alpenlande, nicht mit jener Ruhe des Gemütes genossen werden, welche notwendig ist, wenn die Natur den Menschen erfreuen soll. Ihm war die Reise kein gemächlicher Genuß, sondern ein harter Kampf, und der Anblick jener großartigen Landschaften mußte in seinem Innern die Gedanken an Mühen und Gefahren erwecken. Oft zerstreute sich die Karawane in dieser weglosen Wildnis; Kranke blieben zurück als Beute der Wölfe und Löwen; Lasttiere stürzten in die Schluchten und ertranken in den brausenden Gebirgsströmen; in bewohnten Gegenden bedrohten Räuber Eigentum und Leben und zu den unerhörten Anstrengungen des Marsches kamen die Fieberkrankheiten, welche die unaufhörlich herabströmenden Regen begünstigten. Von 40 Europäern welche den Gambia verlassen hatten, erreichten nur 11 am 19. August 1805 den großen Strom.

Hier herrscht noch jetzt das Volk der Mandingo, ein verhältnismäßig reich begabter Negerstamm, der vor fünf Jahrhunderten sein Gebiet bis über Timbuktu ausgedehnt hatte, jetzt aber durch die Fellata sehr eingeengt worden ist. Offen und heiter ist das Wesen der Mandingo, ihr Benehmen gewandt, ihr Geist geweckt, Gastlichkeit eine ihrer schönsten Tugenden. Welche uneigennützige Freundschaft hat Park in seinen Leiden unter diesen Negern gefunden, von dem mächtigsten Fürsten herab bis zum ärmsten Weibe; wie wohl that es ihm, nach den Mühseligkeiten der Bergwanderung in den Hütten dieser Schwarzen ausruhen zu können, er, der „Kaffir", der Ungläubige unter den begeisterten Anhängern Mohammeds, dessen Lehren in zahlreichen Schulen, selbst in entlegenen Dörfern gelehrt werden. Rühmend hebt dieser große Reisende die Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit der Mandingo hervor, eine seltene Erscheinung in dem schwarzen Erdteil, wo den Kindern schon die Sucht zur Lüge und zum Diebstahl angeboren zu sein scheint; er erzählt, daß die Mütter ihren Kindern früh die Achtung vor der Wahrheit einprägen und daß es der einzige Trost eines Mandingoweibes gewesen sei, als sie den Tod ihres ermordeten Sohnes erfahren habe, daß nie eine Lüge über dessen Lippen gekommen sei.

Der Islam hat unter diesem merkwürdigen Bergvolk eine gewisse allgemeine Volksbildung hervorgerufen und die Sittlichkeit befördert. Die ungläubigen Mandingo berauschen sich in Bier und Met, die Mohammedaner verabscheuen alle geistigen Getränke; jene leben in unbeschränkter Polygamie, diese nehmen höchstens 4 Frauen. In jedem größeren mohammedanischen Orte befindet sich sogar eine Schule. Park lernte in der Stadt Kamalia einen liebenswürdigen Schulmeister, Namens Fankuma, kennen, dem Unterricht und Erziehung Herzenssache war. Vor Sonnenuntergang kamen die Mädchen des Ortes zu ihm, um die Sprüche des Koran zu lernen, und abends bei flackerndem Feuer stellten sich die Knaben ein, welche während des Tages das Feld des Lehrers hatten bestellen müssen. Da wurden aber nicht bloß die heiligen Geschichten und Lehren des Islam vorgetragen, sondern nebenbei auch in arabischer Sprache die Psalmen, das Buch des Propheten Jesaias und die fünf Bücher Mosis gelesen. Gewiß eine anerkennenswerte Toleranz von einem mohammedanischen Neger. Die öffentlichen Prüfungen waren ein Fest für die Jugend und ihren würdigen Lehrer; Park wohnte dreimal einem solchen Examen bei und war erstaunt über die Fassungsgabe und die Kenntnisse dieser Schüler.

Weit und breit haben die Mandingo sich als Handelsleute niedergelassen, denn dieses Volk ist nicht durch den Krieg, sondern durch die Künste des Friedens groß geworden; vom Niger bis zum Westmeer sind sie die unternehmendsten und reichsten Kaufleute, Sklaven, Gold, Elfenbein, Häute, Honig, Wachs, Gummi und Farbhölzer bringen sie in die volkreichen Städte am Strom und am Meer; überall wissen sie sich festzusetzen, Reichtümer zu erwerben und den Islam zu verbreiten. Ihre Karawanen durchziehen die Steppen des Sudan und die wilden Pässe des Konggebirges; wohin sie kommen, da sind sie die Gäste der Vornehmen, denn viele von ihnen sind als heilige Männer hoch geehrt und gern gesehen. Ihren Wirten aber lassen diese „Mullahs" als Entgelt einen Zettel zurück, auf den sie einen Koranvers geschrieben haben, denn dieser wird als Amulett von den Negern sehr geschätzt. Als treffliche Redner haben sie manchen Kampf verhindert, indem sie sich zwischen die gerüsteten Parteien stellten und in eindringlicher Rede, welche selbst ein König zu achten hat, zum Frieden mahnten.

Die belebteste Karawanenstraße, welche vom Senegal zum Niger führt, erreicht diesen Strom südlich von der volkreichen Stadt Segu, der Hauptstadt von Bambarra, dem größten Negerstaate am oberen Niger. Auf diesem Wege kam Mungo Park von Norden,

als er 1796 den großen Fluß des Westens suchte; ein armer, ausgeplünderter Mann trieb er sein ermattetes Pferd über den sumpfigen Boden; da rief einer der Neger, welche ihn begleiteten: „Ces affili“ (da ist das Wasser!). „Als ich nun vor mich sah,“ erzählt Park selbst, „erblickte ich mit dem größten Entzücken den großen Gegenstand meiner Sendung. Der lange vergeblich gesuchte majestätische Nigerstrom glänzte in der Morgensonne breit wie die Themse bei Westminster und sanft strömend gegen den Aufgang. Ich eilte zu seinem Ufer, trank von seinem Wasser und sandte meinen Dank im Gebete dem Lenker aller Dinge, daß er mein Bemühen mit Erfolg gekrönt hatte.“ An beiden Ufern des Stromes lag die große Stadt Segu, von Lehmmauern umgeben; sie mochte wohl 30000 Einwohner zählen, denn weithin dehnten sich die graubraunen, meist einstöckigen, mit flachen Dächern bedeckten Häuser, über welche die Kuppeln zahlreicher Moscheen ragten und eine unendliche Menge von Kähnen vermittelte den Verkehr zwischen den beiden Stadtteilen. In Betrachtungen versunken saß hier der arme weiße Mann wohl zwei Stunden lang, die Volksmenge betrachtend und die reiche Kultur der Umgegend bewundernd, welche in seinem Geiste die Erinnerung an die Heimat wachrief. Ohne Genehmigung des Königs durfte er nicht übersetzen, sondern mußte in einem benachbarten Dorfe ein Nachtquartier suchen. Von Hütte zu Hütte zog er, um Aufnahme bittend; überall wurde er abgewiesen. Da fand den Trostlosen eine von der Feldarbeit heimkehrende Frau, welche ihm in ihrer Wohnung Unterkunft und Speise bot. Und während Park auf der Matte ruhte, da sammelten sich in dem engen Gemache die Hausgenossinnen, um zu spinnen und zu singen. Sein eignes Schicksal war der Gegenstand dieser rührenden Lieder und zu Thränen wurde er gerührt, als er die Worte vernahm:

Der Sturmwind heulte, der Regen floß,
Der arme weiße Mann kam matt und traurig;
Er setzte sich an unserm Baume hin.
Er hat ja keine Mutter, die ihm Milch reicht;
Er hat ja kein Weib, das ihm Mais mahlt.

Segu durfte Park nicht betreten, denn der ausgeraubte Reisende konnte den Eintritt durch kein Geschenk erkaufen, sondern mußte seine Weiterreise unverzüglich antreten. Nach Park ist diese Stadt von dem Franzosen Mage besucht worden, welcher, vom Senegal kommend, im Februar 1864 den Niger bei Yamina erreichte und die Wasserstraße bis Segu benutzte. Als er bei Segu-Kura, d. h. Neusegu, einem der vier Stadtteile, gelandet war und dem Könige seine Ankunft hatte melden lassen, kam ihm ein Schwarzer entgegen,

welcher im besten Französisch erklärte, daß der Sultan die Europäer erwarte. Dieser Mann, der längere Zeit in St. Louis gelebt hatte, war Oberingenieur des Reiches. Die Soldaten trieben die Menschenmassen auseinander, die zusammengeströmt waren, um die Weißen zu sehen, und so ging der Zug durch das stark befestigte Thor der doppelten Stadtmauer, durch enge, gewundene Gassen auf einen freien Platz, wo der burgähnliche Palast des Fürsten stand. Die ganze Stadt machte den Eindruck einer starken, nach dem Muster eines französischen Forts angelegten Festung, in welche nur mit Kanonen der Einzug erzwungen werden könnte. Der Sultan Ahmadu empfing den Reisenden in einem Hofraum, auf einer Ziegenhaut sitzend und umgeben von etwa 50 bewaffneten Sklaven. Er war damals etwa dreißig Jahre alt, hoch und regelmäßig gewachsen, sein Gesichtsausdruck war sanft und doch dabei klug, die Farbe seiner Haut mehr braun als schwarz.

Mage war als Abgesandter der französischen Regierung gekommen, um mit dem König von Segu einen Vertrag abzuschließen, welcher dessen Reich den Kaufleuten des französischen Senegambiens erschließen sollte. Die Unterhandlungen aber schleppten sich von Monat zu Monat hin, und die große Hitze, wie die trotz der freundlichen Aufnahme einförmige und langweilige Lebensweise in Segu vermehrten die Unannehmlichkeiten eines Aufenthaltes, der länger als ein Jahr dauerte. Ahmadus Herrschaft stand selbst auf thönernen Füßen, denn wiederum hatten sich die heidnischen Bambarra unter Mari, einem Abkömmling ihrer alten Könige, erhoben, um die Gewalt des Islam und der Fellatanation zu brechen, und zogen schon gegen die Hauptstadt des Landes heran. Ein Heer Ahmadus war geschlagen worden, und der Sultan, der bisher in seinem Harem die Berichte über die Kriegsoperationen gelesen hatte, mußte sich nun selbst an die Spitze seiner Truppen stellen. Mage, der sich sagte, daß er selbst in einem fliehenden Heere sicherer sei, als in einer schlechtbesetzten Stadt, nahm am Feldzuge teil und stellte seine mit Feuergewehren bewaffneten Begleiter Ahmadu zur Verfügung. In den ersten Tagen des Jahres 1865 erfolgte der Aufbruch. Etwa 4000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk rückten gegen die Stadt Togu vor, die den Kernpunkt der feindlichen Aufstellung bildete. Das Glaubenswort des Koran: „Gott ist groß und Mohammed sein Prophet“ war der Schlachtruf der Fellata, welche mit solchem Ungestüm gegen die Bambarrascharen anstürmten, daß diese bald wichen und in regelloser Flucht sich in die Straßen der Stadt ergossen. Dort ward die Metzelei fortgesetzt, man warf Feuer in die

Häuser und schoß alles nieder, was sich blicken ließ. Noch am folgenden Tage wurde eine Menge Gefangener in dem benachbarten Gestrüppwald gemacht und alle hingerichtet. Die Schlachtopfer wurden mit gebundenen Armen in einen Kreis geführt, in dessen Mitte der Henker stand; einer nach dem andern mußte vor diesem vorbeigehen und empfing den Todesstreich. Es mochten etwa 2500 Bambarra gefallen sein; vor dem einen Stadtthor lagen nicht weniger als 500 Leichen, ungezählte Hunderte waren unter den Trümmern der zusammengestürzten Häuser begraben.

In langsamem Zuge ging es nach Segu zurück, ein jeder Krieger schleppte seine Beute und 3500 gefangene Frauen und Kinder wurden in die Sklaverei getrieben. In der Hauptstadt aber war alles vor Freude außer sich. Auf den Straßen sangen und tanzten die Sklaven und klatschten in die Hände, und das Abfeuern von blinden Schüssen wollte kein Ende nehmen. Dennoch aber waren die Bambarra durch diese eine Niederlage nicht entmutigt; der Kampf dauerte noch fort, als Mage endlich seinen Zweck erreicht hatte und am 7. Mai 1867 von Segu nach St. Louis aufbrach, das er nach dreiwöchentlicher Reise glücklich erreichte.

Der Niger ist bei Segu vollständig in die Ebene eingetreten, die er in der Regenzeit meilenweit überschwemmt. Nehmen die Gewässer ab, so bleiben doch viele Tümpel, Moräste und tote Flußarme zurück, welche, überwuchert von Schilf und großblätterigen Wasserpflanzen, unzähligen Krokodilen als Aufenthaltsort dienen und mit ihren Ausdünstungen die Luft verpesten. Dennoch ist diese Gegend am Niger wohl bevölkert; große Dörfer und Städte liegen inmitten der Reisfelder und die ruhige Oberfläche des breiten Stromes beleben viele Kähne. Manche Gegend Deutschlands würde dieses Nigerland an Dichtigkeit der Bevölkerung übertreffen, und es würde die geistige und materielle Kultur seiner schwarzen Bewohner auf einer noch viel höheren Stufe stehen, wenn die menschlichen Kräfte sich in einem geordneten Staatswesen hätten sicher und ruhig entwickeln können und wenn nicht fortwährende Kriege, Raubzüge und Erpressungen den größten Teil des Arbeitsertrages verschlängen. Die Negerrasse ist außerordentlich fruchtbar. Der Kinderreichtum in den Negerdörfern hat manchen europäischen Reisenden schon in Erstaunen gesetzt. Seit dem zwölften Jahrhundert sind aus dem Sudan Tausende und Abertausende schwarzer Sklaven nach dem Norden geführt, ganze Dörfer bei den Sklavenjagden niedergebrannt und ihrer Bevölkerung beraubt worden, und dennoch macht dieses Land den Eindruck eines gesegneten Wohlstandes; nur die Grenzen

der einzelnen Staaten sind dünner bevölkert als die Mitte, denn hier ist die Unsicherheit stärker und der Mensch eine leichtere Beute des feindlichen Nachbarn.

Vom 14. Breitengrade an teilt sich der Niger in eine große Anzahl von Armen, welche wiederum stagnierende Zweige meilenweit in das Binnenland aussenden. Dieses Gewirr von Wasseradern, Flüssen, Seen, Inseln und Sümpfen wird um so breiter, je mehr man sich Timbuktu, der großen Handelsstadt, nähert. Gras überzieht diese stillen Gewässer häufig so vollständig, daß das Boot auf einer Wiese dahinzugleiten scheint, weiße Wasserlilien bilden an offeneren Stellen eine schwimmende Decke, mannshohes Rohr steht in undurchdringlichem Dickicht zusammen, durch welches nur der gewaltige Fuß des Nilpferdes einen breiten Weg gebahnt hat, Krokodile sonnen sich auf den trockenen Stellen und Millionen von Insekten fliegen in der Luft, schwimmen in dem Wasser und kriechen auf den Pflanzen umher. Auf den grasigen Inseln und am trockenen Ufer weiden die großen Herden der Fellata das saftige Grün ab und suchen Schutz vor den glühenden Strahlen der tropischen Sonne unter den verstreuten Tamarindenbäumen, deren dichtbelaubte Kronen Hunderten von Vögeln ein Nachtquartier bieten. Nur selten durchschneidet ein Boot die stillen Wasser dieser Nebenarme; zahlreich aber werden die Flußschiffe in der Nähe von Kabara, dem Hafenplatze Timbuktus, wo die verschiedenen Äste des Stromes sich wieder vereinigt haben und dieser nun in einem meilenbreiten Bette ruhig nach Osten gleitet.

Timbuktu liegt für den Handel des Sudan überaus günstig; hier bringt der Niger am weitesten nach Norden, und macht, indem er in der Hauptrichtung nach Südost weiterfließt, ein gewaltiges Knie, welches den gelben Sand der Wüste Sahara berührt. Jener Punkt nun, an welchem diese gewaltige Wasserstraße sich dem Mittelländischen Meere am meisten nähert und von dem aus nach allen Himmelsgegenden, nach Westen zu den Ländern am Senegal und Gambia, nach Osten in die reichbevölkerten Staaten am Tsadsee, nach Süden in das Land Songhay bequeme Straßen sich öffnen, mußte eine große Anziehungskraft auf die nordafrikanischen Karawanen ausüben und früh sich zu einem wichtigen Handelsplatz emporschwingen, auf dem die Produkte Centralafrikas ausgetauscht wurden gegen die Handelsartikel der Küstenländer. Fünf Stunden vom Strome entfernt ist Timbuktu schon eine Wüstenstadt; Sand, Felsgestein und verkrüppeltes Strauchwerk bedeckt den Boden, zwischen ihr und dem Ufer des Niger, wie in der Wüste selbst, müssen

die Karawanen, welche die Waren zum Hafenplatze bringen, sich durch Bedeckung gegen die Überfälle der räuberischen Tuareg sichern. Der Hafenplatz Kabara liegt malerisch an dem Abhange eines Hügels und besteht aus etwa 200 Rohrhütten und Thonhäusern, die meist den Kaufleuten als Magazine dienen. Wenn der Strom im Januar seinen höchsten Wasserstand erreicht hat, ragt der Berg von Kabara wie eine Insel aus dem Wasser, das auch einen Teil der nördlich gelegenen Wüstenei überschwemmt und sich Timbuktu selbst nähert.

Wir können nicht von Timbuktu sprechen, ohne des großen deutschen Afrikareisenden Heinrich Barth zu gedenken, der hier vom 7. September 1853 bis zum 18. März 1854 in fortwährender Todesgefahr gelebt und der Wissenschaft zuerst eingehende und sichere Nachrichten über die politischen, Handels- und geschichtlichen Verhältnisse dieser altberühmten Stadt geliefert hat. Heinrich Barth (geb. am 16. Februar 1821) stammte aus Hamburg und schloß sich im Jahre 1850 der großen Expedition des Engländers Richardson an, welcher von der englischen Regierung den Auftrag hatte, Handelsverbindungen mit dem Sudan anzuknüpfen. Von Tripolis aus ging es durch die große Wüste auf Pfaden, welche noch kein Europäer betreten, bis Kuka am Tsadsee, von wo aus Barth am 18. Juni 1851 den Benue, den größten Nebenfluß des Niger, entdeckte. Da Richardson dem afrikanischen Klima erlegen war, so war jetzt Barth der Führer der Expedition. Im November 1851 trat er von Kuka aus seine Reise nach Westen an; über Kano und Sokoto erreichte er den Niger bei Sjai und Timbuktu auf dem Landwege durch Songhay am 7. September 1852. Nach einem Aufenthalt von acht Monaten zog er wieder nach Südosten am Niger hin bis Sjai und auf der alten Route über Kano, in dessen Nähe er mit dem nachgesandten Dr. Vogel zusammentraf, nach Kuka, um von da im Mai 1855 die Rückreise durch die Wüste nach Tripolis und Europa anzutreten. Ihm verdankt die Erdkunde die Erforschung von fast 200000 Quadratmeilen vollständig unbekannten afrikanischen Bodens.

Doch zurück nach Timbuktu. Dort ist das ganze Leben auf den Handel basiert und die Stadt gleich einem großen Bazar, wenn die Karawanen von Marokko und Ghadames mit Tabak, Datteln Salz und europäischen Waren, wie Tuch, Spiegeln, Messern und Thee und die Schiffe den Niger abwärts kommen, welche Getreide, Kolanüsse, Gold und Felle bringen; dann vermehrt sich die Zahl der Einwohner, welche etwa 10000 beträgt, durch den Zufluß der Fremden um mehrere Tausende, und auch die Umgegend wird volk-

reicher, denn der anarchische Zustand des Landes zieht aus dem Innern der Wüste Tuareg heran, welche die Karawanen oft in unmittelbarer Nähe der Stadt überfallen und die reich beladenen Kamele als willkommene Beute hinwegtreiben. Die vorgeschobene Lage und die Handelsbedeutung hat Timbuktu seit Jahrhunderten zu einem Streitobjekt der umliegenden Staaten und Völker gemacht. Weil die nächste Umgebung der Stadt kein andres Lebensmittel als etwas Reis in den sumpfigen Niederungen in der Nähe des Stromes hervorbringt, so sind die Bewohner gezwungen, die Herrschaft der Fellata, insbesondere des Sultans von Massina anzuerkennen, weil dieser Fürst durch ein Verbot der Kornausfuhr sofort eine Hungersnot erzeugen kann. Die Regierung der Stadt, oder vielmehr die Polizei liegt in den Händen von Songhayleuten, und so möchte es scheinen, als ob Timbuktu zu diesem im Südosten gelegenen Reiche gehöre. Daneben kommen aber auch von Norden die Häuptlinge verschiedener Tuaregstämme häufig mit bewaffneten Reiterscharen in die schlecht befestigte Stadt, pochen an die Thüren der Reichen und fordern einen willkürlichen, aber um so drückenderen Tribut ein. „Das ist," sagt Barth, „der verwahrloste Zustand der Stadt Timbuktu in gegenwärtiger Zeit, und ihm kann nicht eher abgeholfen werden, als bis sich eine starke und einsichtsvolle Macht am oberen Lauf des Niger wieder festgesetzt hat, um die vortreffliche Lage zum Handel völlig auszubeuten."

Die Unsicherheit läßt Timbuktu zu keiner gedeihlichen Entwicklung gelangen; die Glanzperiode dieser Stadt liegt weit hinter der Gegenwart; jetzt umgeben statt eines Erdwalles nur Schutthaufen die Stadt, und die große Moschee, die einst in der Mitte sich erhob, steht jetzt am Westende. Die Straßen sind eng und krumm, eingeschlossen von zusammenhängenden Häusern, die aus Thonklumpen erbaut sind und vollständig platte Dächer tragen. Zwischen diesen viereckigen, meist in gutem Zustande befindlichen Gebäuden, liegen in und außer der Stadt mehrere hundert Mattenhütten von jener backofenförmigen Bauart, welche über den ganzen Sudan verbreitet ist. Die einzigen öffentlichen Gebäude sind die 3 Moscheen, von denen die größte, obgleich ebenfalls nur aus Thonklumpen aufgeführt, dennoch einen stattlichen und würdigen Eindruck macht. Der Umfang der Stadt beträgt etwas mehr als $2^1/_2$ Meilen.

Heinrich Barth kam als Christ in diese Stadt, die als Burg des Islam gilt; er wußte, welchen Gefahren er sich aussetzte und dennoch entschloß er sich nicht, den Glauben Mohammeds zu erheucheln, in fester Zuversicht auf sein Glück und auf el Bakay, den

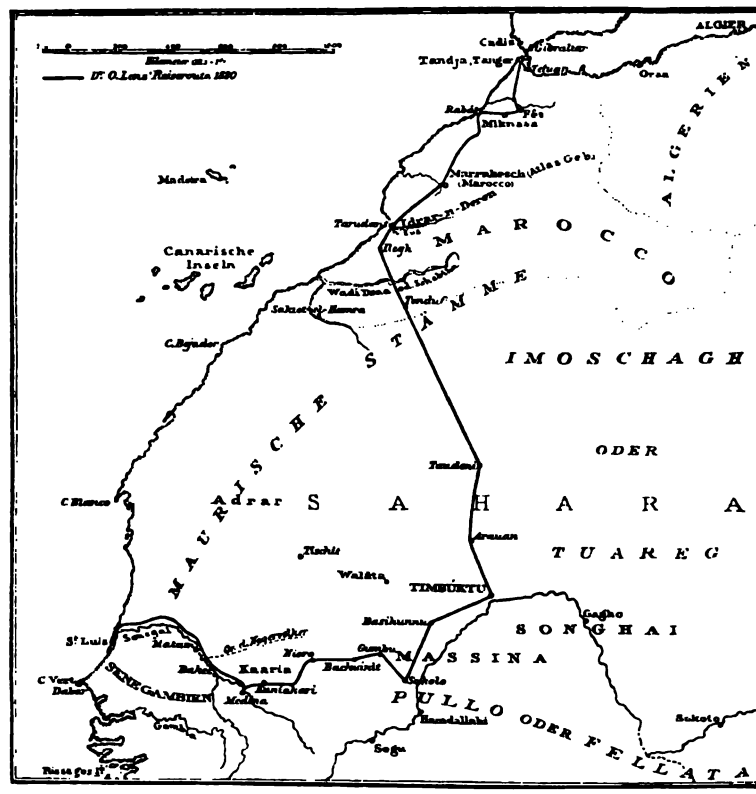
großen Häuptling, an welchen er empfohlen war. Das Gerücht, daß ein Christ in den Mauern der heiligen Stadt weile, verbreitete sich aber schnell, und die Partei der Fellata, an ihrer Spitze Hammadi, ein persönlicher Feind und Nebenbuhler el Bakays, beschloß sofort den Tod des Weißen. Barths Hoffnung täuschte ihn nicht. Es war eine Ehrensache für den edlen Songhayhäuptling, seinem Gast Schutz zu gewähren, denn in diesem Falle galt es, den Fellata zu zeigen, daß die Songhay eine festbegründete Macht in Timbuktu besäßen. Ahmadu, der Sultan des Fellatastaates Massina, befahl die Ausweisung Barths, das hieß seinen Untergang. El Bakay weigerte sich, diesen Befehl zu vollziehen, und als von der mohammedanischen Partei ein Angriff auf die Wohnung des deutschen Reisenden geplant wurde, bezog der Häuptling mit seinem Schutzbefohlenen ein Zeltlager in der Wüste, deren gesunde Luft bald einen stärkenden Einfluß auf den fiebergeschwächten Körper Barths ausübte. Die Tuareg, die Feinde der Fellata, waren die Freunde el Bakays und Barths; sie beschützten beide sowohl draußen im Lager als in der Stadt. Erst als die Regenzeit vorübergegangen war und die Aufregung in Timbuktu sich einigermaßen gelegt hatte, konnte die Abreise angetreten werden.

Über ein Vierteljahrhundert war darüber vergangen, seit Barth als der letzte weiße Mann durch die Straßen Timbuktus gewandelt war. Um so mehr Aufsehen mußte es daher erregen, als die überraschende Kunde zu uns gelangte, daß es wieder einem Deutschen gelungen sei, durch die Wüste von Norden her zu ihr vorzudringen. Der kühne Mann, dem dieses gelang, war Oskar Lenz, kein Neuling auf dem Gebiete afrikanischer Forschung. Er hatte bereits in den Jahren 1874—76 den etwa unter dem Äquator strömenden Ogowe befahren und erhielt dann von der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland den Auftrag, in Marokko geologische Untersuchungen anzustellen.

Mit geringen Mitteln ausgerüstet, verließ Dr. Lenz im Oktober 1879 Europa und begab sich nach Marokko. Als sich ihm hier nun die günstige Gelegenheit bot, seine Kräfte an einem der schwierigsten und gefahrvollsten Probleme zu versuchen, welches Afrika den Pionierreisenden überhaupt noch bietet, an dem vor ihm so viele kühne Männer gescheitert sind, griff er rasch entschlossen zu, und mit einem Erfolge ersten Ranges gekrönt kehrte er ruhmbedeckt in die deutsche Heimat zurück. Durch ihn haben wir zum erstenmale sichere Nachrichten über die ganze weite Sahara zwischen

Marokko und dem Niger erhalten, durch ihn haben wir erfahren, daß eine vermutete Einsenkung unter den Meeresspiegel hier nicht existiert.

Nachdem Lenz am 13. November 1879 in Tanger an der Straße von Gibraltar gelandet war, drang er auf verschiedenen Umwegen nach der Hauptstadt Marrakesch (Marokko) vor, wo er



Reise des Dr. O. Lenz von Marokko über Timbuktu nach Senegambien.

seine kleine Reisegesellschaft organisierte. Sie bestand aus folgenden Personen: Sidi Hadsch Ali, Dolmetscher; Christoval Benitez, ein Spanier aus Tetuan, erster Diener, der unter der Maske eines Arabers reiste und Abdullah gerufen wurde. Von Wichtigkeit war der dritte, ein Scherif (d. h. Nachkomme Mohammeds) mit Namen Muley Achmid, der aus bloser Reiselust sich Lenz anschloß und durch seinen heiligen Charakter von Vorteil für ihn wurde. Dazu kamen

noch ein Koch und 5 Diener. Das Gepäck war auf 2 Kamele, 2 Pferde, ein Maultier und 2 Esel verteilt. Das Ganze bildete also eine sehr bescheidene Karawane. Alle waren stark bewaffnet, denn höchst unsichere Gegenden waren schon im südlichen Marokko zu passieren. Am 7. März 1880 stand der Reisende am Fuß des hohen Atlas und begann den Aufstieg ins Gebirge; wundervolle Landschaften mit alten „Römerkastellen" wurden passiert, die hohen schneebedeckten Bergriesen schauten auf die kleine Schar herab, welche am 14. März den Abstieg nach Süden begann, „der ungemein schwierig ist, so daß wir von großem Glück sagen konnten, daß er ohne Unfall gelang. Von der 1200 Meter hohen Wasserscheide führt ein schmaler, ungemein steiler Weg in zahllosen Windungen und Zickzacklinien hinunter, an tiefen Abgründen vorüber, wobei man nur die Sicherheit der Lasttiere bewundern muß."

In Tenduf in Südmarokko begann die eigentliche Wüstenreise. Das nötige Wasser wurde in Lederschläuchen von 9 Kamelen getragen und als Führer diente ein alter Mann, welcher die kleine Karawane für den Preis von 600 Frank bis Arauan, wo die Wüste endet, bringen wollte. Diese Reise durch die Sahara dauerte dreiundvierzig Tage, und dabei konnte nur alle acht bis neun Tage einmal Wasser eingenommen werden; solange hielten die Kamele aus ohne zu trinken. Die Temperatur war nicht übermäßig hoch, im Durchschnitt nur 35 Grad Celsius, doch stieg sie auch bis 45 Grad Celsius. Den Tag über rastete die Karawane in Zelten und nur von abends sechs Uhr bis morgens sieben Uhr wurde gereist, wodurch man weit schneller vorwärts kam, als die gewöhnlichen Handelskarawanen, die von Marokko bis Timbuktu ein Vierteljahr gebrauchen. Trotz aller Vorsicht verlor Lenz auf dieser Wüstenreise 2 Diener, die sich verliefen und wohl elend verdurstet sind. Einförmig und traurig zog die Karawane in südöstlicher Richtung ihren Weg; auf einem Teil der Reise stürmten ihr die „Edrasch" genannten heißen Südwinde entgegen, mit ihrer Glut die Ermatteten fast erstickend. Abwechslung in den sich gleichenden, aber unter der Windwirkung stets verändernden Sanddünen, deren Gebiet unter dem Namen Igidi bekannt ist, brachte das merkwürdige Phänomen des tönenden Sandes. Alles ist still. Da hört man ein leises Knistern und plötzlich geht dasselbe in einen dumpfen, trompetenartigen Ton über, der aus dem Innern der Dünen kommt. Wieder eine Pause, dann nochmals das Tönen von andrer Stelle — ein unheimliches Geräusch in der toten, menschenleeren Wüste, hervorgebracht durch die Reibung der heißen, locker aufgehäuften Quarzkörnchen. Man kann sich denken, welchen Ein-

druck es auf den Reisenden machte, als er nach der heißen Wüstenreise, aber immer noch im Gebiete derselben in der Oasenlandschaft El Eglab am 18. Mai Regen spürte und sogar einen Regenbogen sah. Gazellen und Antilopen belebten die Gegend und elf Tage später waren die berühmten Steinsalzminen von Taudeni erreicht, von wo aus alljährlich Tausende von Kamelladungen von Salz nach Timbuktu befördert werden.

Sehr wichtig sind die von Lenz ausgeführten Höhenmessungen in der Sahara. Dieselbe liegt auf der von ihm zurückgelegten Strecke 250—300 Meter über dem Meere; nur bei Taudeni befindet sich eine Bodensenkung, die aber immer noch 148 Meter hoch ist. Die angenommene Senkung unter den Spiegel des Atlantischen Meeres, die man sogar zu einer Unterwassersetzung der Sahara benutzen wollte, existiert nicht.

Arauan, das nächste Reiseziel, wurde am 9. Juni erreicht. Trostlos einsam liegt es inmitten massenhafter Sanddünen. Da aber hier zahlreiche Brunnen sind, so ist es der Knotenpunkt aller von Norden kommenden Karawanen. Hier verabschiedete Lenz seinen alten Führer, verkaufte die Wüstenkamele und setzte sich am 26. Juni nach Timbuktu in Bewegung, das er, große Mimosenwälder durchziehend, am 1. Juli glücklich erreichte, als der vierte Europäer, der je die merkwürdige Stadt sah. Doch was war aus der ehemaligen Königin der Wüste im Laufe der Zeit geworden? Weite Trümmerstätten, Ruinen aller Art ringsum deuteten die alte Größe an. Beim Stadtoberhaupte, welches den Titel Kahia führt, fand Lenz eine gastfreundliche Aufnahme und während seines ganzen zwanzig Tage währenden Aufenthaltes hatte er nicht die geringste Unannehmlichkeit zu erdulden. Von allen Seiten kamen die Einwohner zu ihm geströmt, die einen, um mit seinem Dolmetscher über den Koran sich zu unterhalten, die andern, um ärztlichen Rat von unserm Landsmann zu erbitten. So ward er ein angesehener Mann, und als er abreiste, gaben ihm über 1000 Personen das Geleite. Lenz vermied die Route am Niger aufwärts und wandte sich gleich nach Westen durch die Negerländer über Gambu und Nioro, wobei es ihm noch wiederholt schlecht ging und seine geringen Vorräte ihm geraubt wurden. Endlich, am 2. November 1880, nachdem er gerade ein Jahr unterwegs gewesen, erreichte er in Medina den äußersten senegambischen Militärposten der Franzosen, und wurde von dem Kommandaten Pol auf das herzlichste willkommen geheißen.

Die Franzosen sind jetzt die Herren des obern Nigergebietes. Mit rastloser Energie sind sie den Senegal aufwärts vorgedrungen,

haben die dort wohnenden Negerstämme unterworfen und an einer langen Strecke des obern Niger festen Fuß gefaßt. Es wird nicht lange mehr dauern und französische Kanonenboote erscheinen bei Timbuktu. Das Ziel ist, eine Verbindung mit Algier durch die Wüste herzustellen und so ein ungeheures nordafrikanisches Kolonialreich zu schaffen. Schon sind sogar die Vorarbeiten zu einer Eisenbahn von Algier durch die Wüste gemacht worden.

Auch unter den Eingebornen vollziehen sich im Sudan fortdauernd große Völkerbewegungen. Die Landschaften am Niger sind der Schauplatz gewaltiger politischer und nationaler Umwälzungen. Den obern und untern Lauf dieses Stromes haben die Fellata besetzt. Sie bilden einen der stärksten und intelligentesten Stämme Afrikas. Indem sie von den Ufern des Senegal nach Osten in die Ebenen am Niger zogen, zuerst als friedliche Rinderhirten, vor drei Jahrhunderten aber in einer wirklichen Völkerwanderung und seit dem Anfang dieses Jahrhunderts als politische und religiöse Reformatoren, zerstörten sie am obern und untern Niger die alten Reiche und setzten an die Stelle des Fetischdienstes den Glauben Mohammeds. Am obern Niger gründeten sie das Reich Massina, welches sich fast von Segu bis Timbuktu erstreckt; am Unterlaufe des Stromes und nördlich vom Benue bis Bornu bildeten sich die Haussastaaten, und ziemlich bis an die Deltateilung des Niger schieben sich die äußeren Vorposten dieser gewaltigen Nation vor. Entweder erscheinen die Fellata als Krieger, welche mit den Waffen in der Hand die früheren Könige entthronen und die Völker durch Verwüstungen schrecken, oder sie kommen in großen Zügen, scheinbar friedlich, bauen befestigte Städte, untergraben nach und nach die Macht der Eingebornen, denen sie geistig überlegen sind, und machen sich endlich unabhängig oder sogar zu Herren des Landes. So haben sich die Fellata von den Küsten des Atlantischen Ozeans bis an die Ufer des Nils verbreitet; ihre Hütten liegen vor der Mauer von Kuka, dessen Bewohner sie mit Milch versorgen, und selbst in Darfur stehen sie als Geisterbeschwörer, Zauberer und Metallarbeiter in hohem Ansehen. Wer reine Fellata sehen will, muß in die Berglandschaften des oberen Gambia hinaufsteigen; dort findet er ein bronzefarbenes Volk hamitischer Rasse, groß und wohlgebildet, mit fast europäischen Lippen, schönen Augen und mit langen Lidern und seidenartigem, nicht wolligem Haar. Je weiter dieser Stamm sich aber von seinen Ursitzen entfernt hat, desto mehr sind seine Rasseneigentümlichkeiten verwischt worden; sie haben sich vielfach mit den schwarzen Negervölkern vermischt und von diesen das wollige Haar, die platte Nase

und die dunklere Farbe angenommen; so bilden sich hier am Niger neue Mischnationen. Wo Vieh am untern Niger weidet, da sind auch Fellata angesiedelt; sie sind fast die einzigen Hirten in jenen Ländern, wo die Menschen sich fast ausschließlich vom Landbau nähren. Doch sind sie auch sorgsame Ackerbauer und wissen das Feld viel besser zu bestellen als die Schwarzen; ferner verstehen sie auch dauerhafte Gewebe aus Baumwolle zu bereiten und sind tüchtige Gerber, Schmiede und Färber. Kein Fellata geht unbekleidet, sondern Ober- und Unterkörper ist mit baumwollenen Gewändern bedeckt. Der hervorstechende Zug in ihrem Charakter ist ihr fanatischer Mohammedanismus, welcher sie Musik und Tanz, Tabak und Bier verabscheuen läßt. Indem sie die Heidenvölker bekriegen, erfüllen sie die Gebote des Propheten und verehren in ihren Fürsten auch die obersten Priester. Bogen und Pfeile sind ihre Hauptwaffen; in einzelnen Staaten besteht auch eine treffliche Reiterei, deren Pferde durch Panzer geschützt sind.

Am mittlern Lauf schiebt sich in die Fellata wie ein Keil das große Volk der Tuareg hinein, jener berberische Wüstenstamm, der aus den Sandflächen und Bergen der Sahara weit nach Süden in die fruchtbareren Landstriche am Tsadsee und Niger vorgedrungen ist. Die Tuareg sind Berber, verwandt mit den Stämmen des Atlas, aus welchen die Franzosen ihre Turkoregimenter formieren. Eine gerade Linie auf der Karte von Tripolis nach Kuka am Tsadsee gezogen, bildet ungefähr die Grenze zwischen den Tebu, welche den östlichen Teil der Sahara bewohnen, und dem großen westlichen Volke der Tuareg. Dem Äußern nach sind letztere ein edler und schöner Stamm, dessen zurücktretende Stirn, schmale Nase, langes Haar und helle Hautfarbe einen fast europäischen Charakter zeigen; und daß dieser schönen Entwicklung des Körpers auch ein reich begabter Geist entspricht, dafür liefert die Thatsache den Beweis, daß die Tuareg das einzige afrikanische Volk gewesen sind, welches neben den Ägyptern ein selbständiges Schriftsystem erfunden hat. Wie die Fellata sind sie aber bei allen anwohnenden Völkern gefürchtet wegen ihres Mutes und ihrer Raubsucht. Sie sind die Flibustier der Wüste, treffliche Reiter und geübt im Schleudern der Wurfspieße. Ihr ritterlicher Sinn sieht im Gebrauch der Feuergewehrs eine Feigheit.

Der eine Teil dieses Volkes ist in den Oasen seßhaft, treibt Kamelzucht, pflanzt Getreide, erntet Datteln und gräbt nach Salz; andre Stämme sind Nomaden, welche bald mit ihren Herden friedlich von einem Weideplatz zum andern ziehen, bald in das Gebiet der Neger einfallen, um Sklaven zu rauben, die sie auf den Märkten

der Nordküste verkaufen. Ihre Zelte bestehen aus Fellen, die über Stangen gespannt sind; in denselben befinden sich gewöhnlich 2 Ruhestätten, Diwane, aus feinem Rohr gearbeitet, und der kleine Hausrat dieser Wüstenkinder, einige hölzerne Schüsseln und Schalen, Krüge und geschmackvolle Lederschläuche, die ebensowohl zum Transport von Wasser wie der Kleidungsstücke und Mundvorräte dienen. Ihre Religion ist der Islam. Die Tuareg reichen am Niger abwärts so weit als die Wüste und Steppe, d. h. etwa bis zum 14. Breitengrad.

Zwischen Timbuktu und der stromabwärts gelegenen Stadt Sinder wohnt das Volk der Songhay, das in Timbuktu selbst den Hauptbestandteil der Bevölkerung bildet. Vor drei Jahrhunderten regierte über dieses Land Mohammed Askia, einer der größten Fürsten, die je über ein Negerland geherrscht haben, welcher seine Eroberungen bis an den Atlantischen Ozean ausdehnte und tief in die Wüste hinein seine siegreichen Waffen trug. Das Heidentum, dem vor ihm der größte Teil seiner Unterthanen ergeben war, verdrängte jetzt islamitische Bildung; Wohlstand breitete sich aus und Gerechtigkeit herrschte in diesem Reiche, wo sonst nur die Macht des Stärkeren gegolten hatte. Hundert Jahre später begann der Verfall Songhays mit dem Vordringen der Fellata, und jetzt ist die Größe dieses Volkes dahin, das seine älteste Kultur von den Ägyptern empfangen hatte. In den nördlichen Gegenden hat es sich vermischt mit den Tuareg und Fellata und nur in den südlichen Teilen eine gewisse Selbständigkeit und nationale Unabhängigkeit bewahrt. Gogo, die einstige Residenz Askias, die Hauptstadt seines großen Reiches, ist gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf, welches aus wenigen ärmlichen Mattenhütten besteht; nur der große, von Palmen und Sykomoren umgebene Turm der Moschee Djingere-ber und die Grabstätte des großen Eroberers Askia, eine terrassenförmige Pyramide ohne Spitze, sind die geringen Überreste der vergangenen Herrlichkeit und Macht. Der schöne Fluß ist verwaist; als Barth auf seiner Rückreise diese Stätte einer großen Geschichte betrat, fand er hier nur einen einzigen alten Mann, welcher von der Vergangenheit Gogos etwas wußte, und dieser Greis war — irrsinnig. Bei Gogo endet die große Wüste, die felsigen Ufer treten weiter zurück und mit der größeren Fruchtbarkeit des Stromthales beginnt auch eine stärkere Bevölkerung.

Südlich von Sai bis Gomba ist der Niger nur zum kleinsten Teile erforscht und aufgenommen worden; die Karten zeigen da noch eine punktierte Linie als Stromlauf, und nur geringe Nachrichten sind uns über die Natur und die Ortschaften der anliegenden Land-

schaften von Eingebornen zugekommen. Um so mehr müssen wir den Verlust der Reiseaufzeichnungen Mungo Parks bedauern. Dieser große Mann hatte im Jahre 1805 seine zweite Reise auf dem Niger unternommen und war, nachdem er von Sansanding aus unter vielen Gefahren und Entbehrungen auf einem geräumigen Boote stromabwärts gefahren war, bei Bussang unterhalb Ssai getötet worden. Schon oberhalb Timbuktu hatte sich unter den Eingebornen eine sehr gereizte Stimmung gegen die Weißen gezeigt; am Dibbiesee und bei Kabara kam es zu offenem Kampfe mit feindlichen Kähnen; weiter südlich wurde das einzige Boot der Expedition, welche schließlich nur noch 7 Europäer zählte, einmal von 7, ein andermal von 60 Negerbooten angegriffen, der Kampf aber durch die Feuerwaffen und den Mut der Weißen zu deren Gunsten entschieden. Bei Jauri sandte Park einen Dolmetscher an das Land mit Geschenken an den König, der dieselben mit Reis, 3 Näpfen Honig, einem Schafe und einem Rinde erwiderte, zugleich aber auch fragen ließ, ob die Weißen wiederkehren würden. Park war unvorsichtig genug, dies zu verneinen, und diese Antwort scheint ihm den Tod gebracht zu haben; denn seine letzten Geschenke wurden von dem Ortsvorsteher, welchem dieselben übergeben worden waren, unterschlagen, und der König, erzürnt über die plötzliche Abreise der Fremden, gab Befehl, dem Boote nachzusetzen. Bei Bussang, wo hohe Felsklippen wie ein Thor den Strom einengen und die Fahrt erschweren, wurde das Schiff von den Schwarzen mit Lanzen, Pfeilen und Steinen überschüttet. 2 Sklaven an der Spitze des Bootes fielen, und nach langem, ermüdendem Kampfe suchte Park mit einigen seiner Gefährten schwimmend das andre Ufer zu erreichen. Es gelang ihnen nicht; die reißende Strömung war mächtiger als ihr Arm; alle ertranken.

Die Mündung des Niger ist seltsamerweise viel längere Zeit unbekannt geblieben, als sein Quellgebiet. Dieses hatte Mungo Park erforscht; wo aber dieser große Strom, der von West nach Ost fließt, das Meer erreicht, blieb nach ihm lange ein Geheimnis: selbst Karl Ritter, der Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde, glaubte in dem Kongostrom seinen Unterlauf erkennen zu müssen. Da gingen die Brüder Lander, Richard und John, am 9. Januar 1830 zu Portsmouth unter Segel, um dieses geographische Rätsel zu lösen. Am 19. März landeten sie bei Badagry im Meerbusen von Benin, durchzogen die große Küstenebene und das Hochland von Joruba und erblickten bei Bussang den Niger. Richard Lander kannte diesen Ort schon, denn er hatte ihn wenige Jahre vorher in Begleitung des Engländers Klapperton besucht und dort von der reichen Witwe

Zuma einen Heiratsantrag erhalten. Die schwarze Dame lebte noch, als die Landers nach Bussang kamen; sie schien sich aber die Heiratsgedanken aus dem Kopf geschlagen zu haben, denn sie hatte mit den Jahren an Körperumfang zugenommen, ihre einstige Schönheit aber und auch den größten Teil ihres bedeutenden Vermögens verloren. Damals herrschten noch nicht die Fellata über Bussang; ein Angriff von ihnen war kurz vor Landers Ankunft abgeschlagen worden und so fanden diese Reisenden das Land friedlich und eine zuvorkommende Aufnahme bei dem Könige, welcher in der liebenswürdigsten Weise für das Wohlergehen seiner Gäste sorgte.

Von Bussang aus begannen die Brüder Lander die Thalfahrt auf den Niger, zuerst in 2 Kähnen, die freilich so leck waren, daß 3 Mann immer Wasser ausschöpfen mußten, später in einem großen dauerhaften Boote, das sie gegen jene Kähne und 10000 Kaurimuscheln eintauschten. Wenn die Ruderer Bier trinken konnten, ging die Fahrt schnell vorwärts, meist zwischen Dörfern und Städten und herrlichen Getreidefeldern hindurch, die sich an beiden Seiten des stundenbreiten Flusses ausdehnten. Zahlreiche Inseln teilten den Niger in mehrere Arme, und gerade diese waren bewohnt von den glücklichsten und freundlichsten Menschen, denn sie lagen sicher vor den Angriffen der Fellata, welche sich damals in wildem Kampfe mit den Negerstaaten am mittleren Niger befanden. Wohin dieses Volk noch nicht gekommen war, da konnten die Weißen auf die freundlichste Aufnahme rechnen; da wurden ihnen Gurunüsse und Yams gebracht, und die alten Häuptlinge tanzten mit ihren Unterthanen um die Wette zu Ehren der Fremdlinge. Bei Kirrie aber, dort wo die Ölpalmenkultur anfängt, der Niger in das Mündungstiefland eintritt und die Deltabildung beginnt, mußten die Engländer sich zum Kampfe bereit machen. Vor der Stadt Kirrie, einem bedeutenden Handelsplatze, lag eine große Menge Kähne von Eingebornen. Die Engländer fuhren an ihnen vorbei, ohne Notiz von diesen Handelsbarken zu nehmen, als plötzlich über 50 stark besetzte Kriegsfahrzeuge den Fluß aufwärts sich ihnen näherten. Mit Entzücken sahen die Weißen über vielen derselben die englische Flagge an Bambusstangen wehen. Da fuhr das erste der Fahrzeuge plötzlich auf das Schiff Richards los und auf allen andern erblickten sie Flinten, Drehbassen, Säbel und Enterhaken. Richards Boot ward angehalten, die Waren geraubt und ehe es zum Kampfe kam, war das feindliche Schiff auf und davon. Unterdessen war das Boot John Landers von einer andern der Kriegsbarken überfahren worden. Richard sah, wie sein Bruder mit den Wellen kämpfte, doch keiner

ute wollte hinaufrudern, um dem Armen Beistand zu leisten, entspann sich dort eine wilde Jagd um das Gepäck, welches Wasser schwamm, und mehrere der feindlichen Kähne waren Hast umgeschlagen. John wurde, als er dem Ertrinken nahe icklich von einem starken Neger ergriffen, über die Wellen und in ein Boot geworfen. Beide Brüder wurden darauf Negerbooten auf eine Insel gebracht, in Kirrie aber eine ntersuchung über diesen Vorfall angestellt.

hrend die Reisenden das Gewühl auf dem am Ufer ge- Marktplatz dieser großen Stadt, die Menge von Fahrzeugen, Waren beladen den Fluß belebten, und die Menschenmassen, uf- und abwogten und neugierig zu den Weißen herüber- etrachteten, wurde drüben am Ufer vom Häuptling von ..ne Untersuchung dieses Überfalls veranstaltet, welche unerwartet zu Gunsten der Brüder Lander ausschlug. Die Räuber waren nämlich Leute aus Ebo, einer südlich gelegenen Uferstadt gewesen, die sich der englischen Flagge bedient hatten, um desto sicherer ihr Raubhandwerk zu betreiben. Einen solchen Eingriff in seine eignen Souveränitätsrechte durfte sich der Fürst von Kirrie nicht gefallen lassen; die Verbrecher wurden deshalb verurteilt, alles Geraubte den Reisenden zurückzustellen. Leider aber war viel von dem Gepäck im Flusse untergesunken, manches Stück wurde zurückbehalten, und es war ein kleiner Trost, daß der Anführer der Eboleute in doppelte Ketten gelegt wurde, um zu seiner endgültigen Verurteilung in seine Heimat zurückgebracht zu werden.

Geleitet von 6 Kriegsfahrzeugen fuhren die Engländer von Kirrie nach Ebo. Auf dieser Fahrt erhob sich eines Tages ein so dichter Nebel, daß die Fahrzeuge aneinander gebunden werden und die Weißen sich flach auf den Boden legen mußten, denn die Neger sagten, der Fluß habe noch keinen Weißen gesehen und mache deshalb Nebel. Als dieser sich verzogen hatte, konnten sie sich wieder erheben und sie erblickten nun einen unermeßlichen Wasserspiegel, der sich wie ein See ausbreitete und nach Südost und West Arme ausschickte. Sie waren im Delta des Niger. In Ebo fanden sie die entgegengesetzte Aufnahme, als sie erwartet hatten. Der Häuptling erklärte die ganze Gesellschaft für sein Eigentum und gestattete erst die Weiterfahrt, als der König Boy aus Braß, einem Negerdorfe am Meere, sich für das Lösegeld verbürgte, weil die Landers ihm versprochen hatten, daß er die Auslagen und reiche Geschenke erhalten werde, wenn er sie bis zum englischen Schiff „Thomas" brächte, das, befehligt vom Kapitän Lake, in der Braßmündung vor

Zuma einen Heiratsantrag erhalten. Die schwarze Dame lebte noch, als die Landers nach Bussang kamen; sie schien sich aber die Heiratsgedanken aus dem Kopf geschlagen zu haben, denn sie hatte mit den Jahren an Körperumfang zugenommen, ihre einstige Schönheit aber und auch den größten Teil ihres bedeutenden Vermögens verloren. Damals herrschten noch nicht die Fellata über Bussang; ein Angriff von ihnen war kurz vor Landers Ankunft abgeschlagen worden und so fanden diese Reisenden das Land friedlich und eine zuvorkommende Aufnahme bei dem Könige, welcher in der liebenswürdigsten Weise für das Wohlergehen seiner Gäste sorgte.

Von Bussang aus begannen die Brüder Lander die Thalfahrt auf den Niger, zuerst in 2 Kähnen, die freilich so leck waren, daß 3 Mann immer Wasser ausschöpfen mußten, später in einem großen dauerhaften Boote, das sie gegen jene Kähne und 10000 Kaurimuscheln eintauschten. Wenn die Ruderer Bier trinken konnten, ging die Fahrt schnell vorwärts, meist zwischen Dörfern und Städten und herrlichen Getreidefeldern hindurch, die sich an beiden Seiten des stundenbreiten Flusses ausdehnten. Zahlreiche Inseln teilten den Niger in mehrere Arme, und gerade diese waren bewohnt von den glücklichsten und freundlichsten Menschen, denn sie lagen sicher vor den Angriffen der Fellata, welche sich damals in wildem Kampfe mit den Negerstaaten am mittleren Niger befanden. Wohin dieses Volk noch nicht gekommen war, da konnten die Weißen auf die freundlichste Aufnahme rechnen; da wurden ihnen Gurunüsse und Yams gebracht, und die alten Häuptlinge tanzten mit ihren Unterthanen um die Wette zu Ehren der Fremdlinge. Bei Kirrie aber, dort wo die Ölpalmenkultur anfängt, der Niger in das Mündungstiefland eintritt und die Deltabildung beginnt, mußten die Engländer sich zum Kampfe bereit machen. Vor der Stadt Kirrie, einem bedeutenden Handelsplatze, lag eine große Menge Kähne von Eingebornen. Die Engländer fuhren an ihnen vorbei, ohne Notiz von diesen Handelsbarken zu nehmen, als plötzlich über 50 stark besetzte Kriegsfahrzeuge den Fluß aufwärts sich ihnen näherten. Mit Entzücken sahen die Weißen über vielen derselben die englische Flagge an Bambusstangen wehen. Da fuhr das erste der Fahrzeuge plötzlich auf das Schiff Richards los und auf allen andern erblickten sie Flinten, Drehbassen, Säbel und Enterhaken. Richards Boot ward angehalten, die Waren geraubt und ehe es zum Kampfe kam, war das feindliche Schiff auf und davon. Unterdessen war das Boot John Landers von einer andern der Kriegsbarken überfahren worden. Richard sah, wie sein Bruder mit den Wellen kämpfte, doch keiner

seiner Leute wollte hinaufrudern, um dem Armen Beistand zu leisten, denn es entspann sich dort eine wilde Jagd um das Gepäck, welches auf dem Wasser schwamm, und mehrere der feindlichen Kähne waren in ihrer Hast umgeschlagen. John wurde, als er dem Ertrinken nahe war, glücklich von einem starken Neger ergriffen, über die Wellen gehoben und in ein Boot geworfen. Beide Brüder wurden darauf von den Negerbooten auf eine Insel gebracht, in Kirrie aber eine große Untersuchung über diesen Vorfall angestellt.

Während die Reisenden das Gewühl auf dem am Ufer gelegenen Marktplatz dieser großen Stadt, die Menge von Fahrzeugen, die mit Waren beladen den Fluß belebten, und die Menschenmassen, welche auf- und abwogten und neugierig zu den Weißen herübersahen, betrachteten, wurde drüben am Ufer vom Häuptling von Kirrie eine Untersuchung dieses Überfalls veranstaltet, welche unerwartet zu Gunsten der Brüder Lander ausschlug. Die Räuber waren nämlich Leute aus Ebo, einer südlich gelegenen Uferstadt gewesen, die sich der englischen Flagge bedient hatten, um desto sicherer ihr Raubhandwerk zu betreiben. Einen solchen Eingriff in seine eignen Souveränitätsrechte durfte sich der Fürst von Kirrie nicht gefallen lassen; die Verbrecher wurden deshalb verurteilt, alles Geraubte den Reisenden zurückzustellen. Leider aber war viel von dem Gepäck im Flusse untergesunken, manches Stück wurde zurückbehalten, und es war ein kleiner Trost, daß der Anführer der Eboleute in doppelte Ketten gelegt wurde, um zu seiner endgültigen Verurteilung in seine Heimat zurückgebracht zu werden.

Geleitet von 6 Kriegsfahrzeugen fuhren die Engländer von Kirrie nach Ebo. Auf dieser Fahrt erhob sich eines Tages ein so dichter Nebel, daß die Fahrzeuge aneinander gebunden werden und die Weißen sich flach auf den Boden legen mußten, denn die Neger sagten, der Fluß habe noch keinen Weißen gesehen und mache deshalb Nebel. Als dieser sich verzogen hatte, konnten sie sich wieder erheben und sie erblickten nun einen unermeßlichen Wasserspiegel, der sich wie ein See ausbreitete und nach Südost und West Arme ausschickte. Sie waren im Delta des Niger. In Ebo fanden sie die entgegengesetzte Aufnahme, als sie erwartet hatten. Der Häuptling erklärte die ganze Gesellschaft für sein Eigentum und gestattete erst die Weiterfahrt, als der König Boy aus Braß, einem Negerdorfe am Meere, sich für das Lösegeld verbürgte, weil die Landers ihm versprochen hatten, daß er die Auslagen und reiche Geschenke erhalten werde, wenn er sie bis zum englischen Schiff „Thomas" brächte, das, befehligt vom Kapitän Lake, in der Braßmündung vor

Anker läge. Boy brachte unsre Reisenden durch das vielverschlungene Mündungsnetz des Niger glücklich an das Meer; oft waren die Kanäle so schmal, daß die Mangrovegebüsche über denselben ein undurchdringliches Laubdach bildeten, doch fanden die Reisenden auch hier zahlreiche Dörfer und Felder auf dem fruchtbaren, angeschwemmten Lande. In Braß aber weigerte sich der Kapitän Lake, seine Landsleute gegen eine Anweisung an die Regierung auszulösen, und unsre Reisenden mußten beschämt sich von dem ehrlichen Negerhäuptling Boy sagen lassen, daß sie sich von ihm hätten erretten lassen, um ihn zu betrügen. Nur dazu verstand sich der Kapitän, sie nach Fernando Po zu bringen, wo die Brigg bei Clarence vor Anker ging. Am 22. Januar 1831 schifften sie sich nach Rio Janeiro ein und am 9. Juni landeten sie in Portsmouth. Die englische Regierung aber entschädigte den Häuptling bei Gelegenheit einer zweiten Expedition nach dem Niger im nächsten Jahre. Richard Lander begleitete auch diese, fuhr mit seinem Schiffe den Benue einige Meilen aufwärts, kam aber am Niger mit den Eingebornen in Kampf und erhielt eine Wunde, an welcher er in Fernando Po starb.

Der größte Nebenfluß des Niger ist der Benue, dessen Breite bei seiner Vereinigung mit dem Niger nicht viel geringer ist, als die des letzteren Stromes, und wie dieser als der „Vater der Gewässer" von den Negerstämmen bezeichnet wird, so der Benue als „die Mutter des Flusses".

Der Benue fließt in einem ziemlich breiten Thale, welches von 60—100 Meter hohen Hügeln eingefaßt ist. Diese Erhebungen zeigen den Abfall einer Hochebene, welche sich südlich und nördlich vom Strome weiter erstreckt; bedeutende Berge treten an den Benue erst in den Reichen Fumbina und Adamaua, wo der Alantikaberg eine Höhe von mehr als 3000 Meter erreicht. Während oben auf den Hochebenen wenige Wochen nach dem Ende der Regenzeit die Brunnen versiegen, ist im Flußthale das ganze Jahr hindurch in geringer Tiefe unter der Oberfläche des Bodens Wasser zu finden. Eine Menge Termitenhügel, dann Getreidefelder, zuletzt unten am Flusse eine sumpfige Ebene — das sind die 3 Regionen, welche derjenige durchschreitet, welcher von der Höhe zum Flußufer herabsteigt. Zwei Monate ist das Thal des Benue mit den trüben, schlammigen Gewässern angefüllt, die der Strom aus dem Innern des Erdteils bringt; dann ist er wohl 16 und mehr Meter über seinen gewöhnlichen Stand gestiegen und aus dem zum See gewordenen Flusse ragen nur die auf Hügeln erbauten Dörfer der

Eingebornen heraus. Ja, die Wurbs errichten zur Zeit des Hochwassers ihre Wohnungen schwebend über der Wasserfläche auf Brücken von Baum zu Baum und hausen daselbst mit Kind und Kegel mindestens vier Monate lang. Ist aber der Fluß zurückgetreten, was im November geschieht, dann grünt und sproßt es auf den weiten, schlammgedüngten Savannen, welche sich an seinen Ufern ausdehnen, und die Fellata lassen ihre Herden auf diesen herrlichen Weideplätzen grasen.

Ehemals bildete der Benue die Grenze ihrer Staaten, aber in unserm Jahrzehnt haben sie denselben bereits an mehreren Punkten überschritten und dringen erobernd immer weiter nach Süden vor. Die Reste der Urbevölkerung, die ehemals in den Thälern des Benue und Faro ansässig war, weichen teils in die unzugänglichen Berge, teils nach Süden zu aus, ihren uralten Fetischdienst mit sich nehmend. Wenn Schießgewehre erst zahlreicher eingeführt sind, so werden auch diese bald als Sklaven nach dem Norden wandern, darum ist es hohe Zeit für den Forscher, die eigentümlichen Sitten und Sprachen dieser Urbevölkerung festzustellen, ehe dieselben ganz vor dem siegreichen Islam dahingeschwunden sind.

Während die Schiffahrt auf dem Mittellaufe des Niger durch mehrere Stromschnellen gehemmt ist und erst auf dem Oberlaufe wieder Bedeutung gewinnt, bildet der Unterlauf dieses Stromes mit dem Benue eine ununterbrochene Fahrstraße, welche in das Herz des westlichen Sudan hineinführt. Es ist überhaupt der einzige, kataraktfreie, weitreichende Flußweg in das afrikanische Innere. Man sollte meinen, daß diese bequeme Wasserstraße längst den Europäern dazu gedient hätte, bis an die Quellen des Benue vorzudringen. Dennoch sind dieselben bis in unser Jahrzehnt hinein unbekannt geblieben; erst vor wenig Jahren sind sie durch einen Deutschen aufgefunden worden.

Heinrich Barth war im Juni 1851 von Bornu aus nach Jola, der Hauptstadt des am oberen Benue gelegenen Landes Adamaua gelangt, hatte aber auf Befehl des dort residierenden Statthalters die Stadt nach viertägigem Aufenthalte nordwärts räumen müssen, weil er keinen Empfehlungsbrief von dem Landesherrn, dem Sultan des großen Sokotoreiches, mitgebracht habe. Als auf diese Weise die Kunde von dem großen schiffbaren Nebenfluß des Niger nach Europa gekommen war, rüstete zu dessen Erforschung die englische Regierung den Dampfer „Plejade“ aus. Diese fuhr ihn 1854 unter Dr. Baikies Leitung gegen 150 Meilen bis in die Nähe von Adamaua hinauf, stellte die Vorzüglichkeit der Wasserstraße fest und kehrte nur deshalb

um, weil es an den zum Schlagen des Brennholzes für die Maschine nötigen Werkzeugen fehlte.

Trotz dieses günstigen Ergebnisses und trotzdem, daß das gefürchtete Klima keine Opfer gefordert hatte, dauerte es fünfundzwanzig Jahre, bis ein zweiter Dampfer dem ersten folgte. Erst 1870 fuhr der „Henry Venn", der englischen Kirchenmissionsgesellschaft gehörig, unter Leitung des Engländers Ashkroft wiederum den Benue hinauf. An Bord desselben befand sich der zukünftige Entdecker der Benuequellen, der Erforscher des Landes Adamaua, Eduard Robert Flegel.

Eduard Robert Flegel.

Eduard Robert Flegel wurde 1855 zu Wilna geboren, stammt aber von deutschen Eltern. Seit 1869 lernte er in Riga den Buchhandel, fand aber keine innere Befriedigung bei diesem Geschäfte. Es zog ihn in die Ferne und er befriedigte diese Sehnsucht zunächst durch weite Fußwanderungen mit seinem Bruder in Deutschland. Seit 1872 bildete er sich auf der Handelsschule zu München zum Kaufmann aus und bekam dann in einer Hamburger Tabakshandlung eine einträgliche Stellung. Aber seine Neigung trieb ihn, einzudringen in das afrikanische Innere. Ein Wort Heinrich Barths, des Entdeckers des Benue: „daß nämlich auf jener herrlichen Wasserstraße die rüstigen Kräfte des Nordens Eingang finden werden in das Herz des tropischen Afrikas," war blitzartig zündend eingeschlagen in seine begeisterte Seele. Er gab die gute Stelle preis, packte seine geringen Habseligkeiten zusammen und ging nach Lagos, wo er in den Dienst der Hamburger Firma Gaiser trat. Hier machte er mit der ihm eignen Energie 3 afrikanische Lehrjahre durch, stärkte durch systematisch gesteigerte Märsche und Ritte in der Tropenhitze seinen von Natur schwächlichen Körper und lernte Handelsbetrieb, Sitte und Sprache der Neger.

Dennoch hätte seine Sehnsucht nach dem Innern des dunkeln Erdteils, den er in einem Briefe seine „schwarze Geliebte“ nennt, ewig unbefriedigt bleiben müssen, weil es ihm an Mitteln und Verbindungen fehlte, wenn er nicht für einen erkrankten „Clerk“ eine Stelle auf dem „Henry Venn“ erhalten hätte. Dieser Missionsdampfer ging damals zunächst nach Kamerun, um zu untersuchen, ob sich auf den Höhen des mächtigen Gebirgsstocks nicht eine englische Gesundheitsstation anlegen ließe. Flegel bestieg damals (Februar 1879) den Götterberg und empfahl auf Grund seiner damals erworbenen Landeskenntnis die Anlage einer deutschen Kolonie Kamerun. Er ist der erste gewesen, der diesen Gedanken gefaßt und ausgesprochen hat (in der Aprilsitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde im Jahre 1880); das darf ihm Deutschland nie vergessen.

Die dann folgende Fahrt mit dem „Henry Venn“, welche am 8. Juli 1879 von der Missionsstation Lokoja gegenüber der Benuemündung aus angetreten wurde, war seine erste Benuereise. Er befand sich auf dem Schiffe zwar nur als einfacher „Clerk“ oder Commis, war aber durch seine Studien auch zu wissenschaftlichen Beobachtungen befähigt, und so verdanken wir ihm die geographische Aufnahme der ganzen durchfahrenen Strecke. Der Dampfer gelangte noch 230 Kilometer über den fernsten von der „Plejade“ erreichten Punkt hinaus bis tief in das nördliche Adamaua hinein. Erst bei Ribago wurde die Rückfahrt angetreten. Die Quellen des Benue waren also noch nicht gefunden worden. Auch hatten die Reisenden nirgends tiefer in das Land eindringen können, nicht einmal Jola durften sie betreten; es fehlte wieder an dem Empfehlungsschreiben des Sultans von Sokoto.

Schon nach dieser ersten Reise hat Flegel den großen Gedanken seines Lebens zum erstenmal ausgesprochen; er schloß den eben erwähnten Vortrag in Berlin mit den uns jetzt fast prophetisch anmutenden Worten: „Die reichen Gebiete südlich vom Benue auszubeuten, dem Vordringen der Fellata ein Ziel zu setzen und die volkreichen Gegenden vor allmählicher Entvölkerung durch blutige Kriege zu bewahren, die Menschen daselbst zur Arbeit heranzuziehen, und dies alles nicht bloß aus philanthropischer Absicht, sondern zum eignen Nutzen nicht minder wie zu dem des Vaterlandes, das wäre eine Aufgabe, würdig für Männer unsrer Tage. Ein solches Unternehmen könnte freilich nur von einem Volke durchgeführt werden, welches feste Rückhalte in blühenden Kolonien an der Westküste Afrikas besäße.“

Die Deutsche Afrikanische Gesellschaft bewilligte ihm in Aner-

kennung der guten Karte, die er aufgenommen hatte, bescheidene Mittel für eine zweite Reise zum Zwecke der Auffindung der Benuequellen in Adamaua. Diesmal wollte er aber, durch die frühere Erfahrung gewitzigt, dort nicht wieder ohne einen Brief des Sultans von Sokoto erscheinen. Um zu diesem zu gelangen, mußte er den Niger möglichst weit hinauffahren und sich dann ostwärts nach der Stadt Sokoto wenden. Zur Fahrt auf dem Niger aber bedurfte er die Erlaubnis und Unterstützung des Sultans von Nupe, welcher sich gerade auf einem Kriegszuge gegen die Akoko befand. Von Eggang am Niger reiste also Flegel am 31. August 1880 südwestwärts ab. Alle Lebensmittel hatte er durch die in jener Gegend als Münze gangbaren Kaurimuscheln zu erkaufen; die Überfahrt über den Kempe kostete ihn z. B. 1000 Muscheln. Sein elendes Pferd mußte er ängstlich schonen und meistens zu Fuß nebenher gehen; denn wäre er ohne ein solches beim Sultan erschienen, so hätte ihn dieser über die Achsel angesehen. Am 9. September erreichte er das Kriegslager des Sultans, empfing nach Austausch der Geschenke einen Empfehlungsbrief von ihm zur Reise durch sein Gebiet und einen Geleitsmann, der ihm alles Nötige zur Fahrt den Niger aufwärts besorgte. Diese ging nun von Eggang aus glücklich von statten, und zwar befuhr Flegel auch die bis dahin noch unbekannte Strecke von Bussang bis Gombe. Gern wäre er noch weiter gefahren bis Say, wodurch er den letzten noch unbekannten Rest des Niger erforscht hätte, allein seine Ruderer weigerten sich entschieden, ihn über Gombe hinaus zu bringen, da jenseits nur das Leben zu verlieren sei. So befuhr er denn statt des Niger dessen bedeutenden linken Nebenfluß Gulbin-Gindi, um dann zu Lande nach Sokoto zu reisen. Mancherlei Wunderbares begegnete unserm Reisenden auch auf dieser Tour. Er sah die auch schon von Nachtigal beschriebenen Wattenreiter, eine eigene Art von Kriegern, die samt ihren Pferden im Kampfe dicke Wattenpanzer tragen, sich infolgedessen kaum bewegen können und noch obendrein ein Gefäß mit Wasser aufs Pferd nehmen müssen, um die auf sie abgeschossenen glühenden Pfeile auszulöschen, eine recht „leichte" Kavallerie! Auch hörte er, daß ein kriegführender König die benachbarten Stämme zur Schlacht lud, nicht etwa um mitzukämpfen, sondern um die gefallenen Feinde zu verzehren. Diese Kannibalen übernahmen die Rolle der Geier und Hyänen und beobachteten stillvergnügt und des Mahles harrend vom nächsten Hügel aus den Ausgang der Schlacht. In Sokoto erhielt er leicht den gewünschten Empfehlungsbrief für Adamaua, aber nun waren seine geringen Mittel erschöpft. Er

mußte bis Akassa an der Nigermündung zurück, wo er Gelder aus Deutschland erwartete. Diese ließen indessen lange auf sich warten. Erst im Dezember 1881 empfing er von der Afrikanischen Gesellschaft die sehnlichst erwarteten 15000 Mark und konnte nun endlich seine zweite Adamauafahrt antreten.

Diesmal ging es zu Lande, immer der aufsteigenden Sonne entgegen, ein Bild, das ihn an jedem Morgen in dem Glauben an seinen guten Stern befestigte. In Maidugu Mohamman, „dem Besitzer des Schnauzbartes" hatte er einen trefflichen Führer gefunden, einen Elfenbeinhändler, der zum dreiundzwanzigstenmale nach Adamaua ging und sich treuherzig und wacker erwies, wie Flegel noch keinen Haussa gefunden hatte.

Endlich betrat er im Juni 1882 Jola, die gefürchtete Hauptstadt des Landes, wo er beim Statthalter die vortrefflichste Aufnahme fand und sein Empfehlungsbrief aus Sokoto die gewünschte Wirkung that, so daß selbst die Elfenbeinhändler, die in ihm einen Konkurrenten erblickten, sich still verhalten mußten. So konnte denn Flegel schreiben: „Jola, 24. Juni 1882. Ein denkwürdiges Datum! An diesem Tage vor einunddreißig Jahren verließ Barth, krank und elend, ausgewiesen durch den Herrn Adamauas, Jola, wo ich Glücklicher mit vieler Liebenswürdigkeit aufgenommen bin!" Die Großen des Reichs schildert Flegel als „gebildete Menschen," die Herzens- wie Geistesbildung besitzen. Der König, der sehr reich von dem Reisenden beschenkt worden war, wünschte dringend die Anbahnung eines direkten Handels mit den Weißen und bot Flegel das Monopol des Elfenbeinhandels an. Doch dieser, um seine Stellung als wissenschaftlicher Reisender zu wahren, schlug alle Anerbietungen aus, obwohl er in kurzer Zeit aus der Reise hätte Gold schlagen können.

Aber immer mächtiger wurde in dem Reisenden der Gedanke, daß es an der Zeit sei, für Deutschland den Weg einer thatkräftigen Kolonisation in Afrika zu betreten. Kein andres Gebiet erschien ihm hierzu so geeignet als das des Niger-Benue, wo sich leicht ein ungeheures Absatzgebiet für die sich immer mehr entwickelnde deutsche Industrie gewinnen lasse. Schon sah er französische und englische Handelscompagnien ihre gewinnbringende Thätigkeit an den Ufern dieser Ströme entfalten und meinte, daß die nächste Zukunft über den Besitz dieser majestätischen Handelsstraße entscheiden werde. „Warum sind" — so schrieb er am 24. Juni 1882 von Jola aus — „Deutsche nicht schon längst am Niger thätig? Warum fanden Barths Worte betreffs des Benue nur in England Gehör? Ich hege die feste Überzeugung, die deutsche Flagge mit der Zeit noch in diesen

Gewässern zu sehen, die allein einen großen Verkehr mit Centralafrika ermöglichen."

Flegel ist wohl der erste deutsche Afrikareisende gewesen, der diesen Gedanken der deutschen Kolonisation nachdrücklich vertreten hat. Ihm kam es nicht bloß auf die wissenschaftliche Erforschung des Landes, sondern auch auf die praktische Ausbeutung desselben zum Wohle des Vaterlandes an. Er ist nicht müde geworden, schriftlich und mündlich immer wieder das Interesse der Reichsregierung und des Großkaufmannsstandes für die wirtschaftliche Bearbeitung der von ihm bereisten Gegenden wach zu rufen, bis er endlich sein Streben von Erfolg gekrönt sah. Doch kehren wir vorerst zu ihm nach Adamaua zurück.

Von Jola aus konnte er nun wirklich den Vorstoß nach Süden zur Entdeckung der Benuequellen wagen. Unter fortwährenden Regengüssen zog er ein in das schluchtenreiche Hochland, welches eine mittlere Höhe von 4—5000 Fuß hat. In Wolken und über tief unter ihm dahinziehenden Wolken reitend überschritt er die Quellbäche des Benue, passierte die Wasserscheide zum Lagonefluß, welcher bereits dem Gebiete des Tsadsees angehört, und gelangte im September 1882 nach Ngaundere, seinem südlichsten Punkte. Von hier aus schilderte er in einem Briefe an Dr. Behm das Land, während ein Leopard gemütlich auf seinem Dache umherschritt und ihn nötigte, während des Schreibens seinen Revolver abzuschießen. Er stand hier in einem Gebiete, dessen Gewässer teils zum Niger, teils zum Tsadsee, teils zum Kongo, Alt-Kalabar und Kamerun abströmen. Wie verlockend für ihn, von hier aus direkt zum Kamerun oder Kongo vorzudringen! Aber die Mittel waren ihm ausgegangen. Unmutig schrieb er: „Kann nur England Dampferexpeditionen ausrüsten, die englische Regierung allein große Gedanken zum Wohle ihres Landes, zum Besten der Wissenschaft und Humanität kräftig mit Geldmitteln unterstützen?" Er hatte im ganzen 21000 Mark empfangen; davon hatte er die Überfahrt nach Afrika und die Instrumente bezahlt und war dann noch fast drei Jahre lang in Afrika herumgereist — eine hervorragende Leistung, die von der weisen Sparsamkeit des Reisenden Zeugnis ablegt. Nun aber war es zu Ende. Nach viermonatlichem Warten mußte er sich schweren Herzens benueabwärts nach Lagos an der Küste zurückbegeben, wo er im März 1883 eintraf, mit dem Entschlusse, das nächste Mal neben der Forschung zugleich zum Besten der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft Handel zu treiben; er hoffte, dann seine Pläne viel leichter durchführen zu können und zugleich viel billiger zu reisen.

Indessen war er weit davon entfernt, jetzt sich etwa in Europa der verdienten Ruhe hinzugeben. Er blieb vielmehr zunächst in Lagos und trat von hier aus in einem offenen Schreiben nochmals energisch für seinen Gedanken deutscher Stationsanlagen im Benuegebiete ein. „Ich glaube — heißt es da — meinen Posten noch nicht verlassen zu dürfen, wenn auch mein physischer Zustand vielleicht mehr denn je dies erheischt. Ich gebe die Hoffnung so leicht nicht auf, die deutschen Farben auf dem Niger-Benue entfaltet zu sehen, zu ehrendem Angedenken unsres großen Entdeckers Barth, wie zum Ruhm und Nutzen unsres gesamten Vaterlandes." Er empfiehlt dann dringend das Kamerungebirge und das Bergland von Adamaua, als dessen Vorzüge er hervorhebt: die geordneten staatlichen Zustände, die tolerante mohammedanische Bevölkerung, die Bildung der herrschenden Klassen, die gute gesunde Nahrung (Fleisch, Butter, Milch, Honig, Weizen, Reis, Datteln), den hohen Wert europäischer Industrieerzeugnisse, die Möglichkeit, im Anschluß an Kriegszüge oder Handelskarawanen weit in das Innere vorzudringen, den Reichtum an Elfenbein. Das bemerkenswerte Schreiben schließt endlich mit folgenden warmempfundenen Worten: „Wenn die deutsche Regierng nicht bald damit beginnt, die Entdeckungen deutscher Forscher praktisch auszunutzen, wenn die deutsche Kaufmannschaft und Industrie nicht mehr Teilnahme und zwar werkthätige Teilnahme der deutschen Forschung zuwendet, wenn endlich die deutsche Forschung selbst in Zukunft nicht mehr Interesse zeigt, praktische Erfolge zu erzielen, so werden wir fortfahren, Opfer an Kapital und wertvollen Menschenleben zum Besten andrer Nationen, die uns das wenig Dank wissen, zu bringen, wie wir es leider seither gethan haben." In der Hoffnung, daß man endlich in Deutschland Verständnis für seine Absichten gewinnen würde, erbat er von Lagos aus neue Geldmittel direkt vom Reichskanzleramte, gewann aber zugleich in Lagos selbst die Vertreter mehrerer deutscher Handelshäuser für seine Pläne, die ihm durch ihre hochherzige Unterstützung wenigstens eine kleinere Reise bis zum Niger ermöglichten, wo er den zwar schon befahrenen, aber noch nicht wissenschaftlich erforschten Amambarakreek, einen Deltanebenfluß des Niger, aufnahm. Dann kehrte er nach Akassa an die Küste zurück und empfing hier die Summe, die ihm von der Reichsregierung durch Vermittlung der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft bewilligt war mit der Bestimmung, von Adamaua aus nach dem Kongogebiete vorzudringen.

Diese dritte Adamauafahrt führte ihn nach Bagnio südwestlich von Ngaundere, wo er die Wasserscheide untersuchte, die er bis zu

1500 Meter Paßhöhe und 3000 Meter Gipfelhöhe ansteigend fand. Allein das Glück war ihm nicht hold. Kriegerische Verwicklungen verhinderten das beabsichtigte Vordringen nach dem Kongo; im Sommer 1884 kehrte er unverrichteter Sache nach der Küste zurück. Hier erfuhr er zu seiner freudigen Überraschung, daß sein heißester Wunsch erfüllt war: über Kamerun, sowie an andern Punkten der westafrikanischen Küste wehte die deutsche Flagge. Im August begrüßte er in Lagos an Bord der „Möwe" den deutschen Generalkonsul Dr. Nachtigal, und machte sich dann auf, in der Heimat seine angegriffene Gesundheit zu befestigen. Er reiste aber nicht allein; es begleiteten ihn seine treuen Gefährten Maidugu Mohamman dan Mohamman mai gasin baki (Prinz Mohammed, der Sohn Mohammeds, der Besitzer des Schnauzbarts) und Mohamman dan Abubekr dan Tambari.

Flegels Reisebegleiter: Maidugu Mohamman dan Mohamman mai gasin baki.

Mit diesen kam er am 1. Oktober in Hamburg an und hielt nun einen förmlichen Triumphzug durch Deutschland; von den geographischen und kolonialen Gesellschaften zu Hamburg, Berlin, Frankfurt wurde ihm festlicher Willkomm und andre Ehren zu teil. Auch vom Kaiser Wilhelm I. wurde er samt seinen beiden schwarzen Begleitern empfangen; ja, sie wurden am 5. Februar zu einem von

den kronprinzlichen Herrschaften im königlichen Schlosse gegebenen Hofballe befohlen.

In ihre weißen Gewänder gehüllt, schauten die schwarzen Männer aufmerksam und mit unzerstörbarem Ernst in das Gewühl, und nur wenn eine durchaus fremdartige Erscheinung, wie z. B. die der Chinesen von der Gesandtschaft, sichtbar wurde, konnten sie sich eines Lächelns nicht erwehren. Als dann der Kaiser seinen Umgang hielt und sich seinen schwarzen Gästen zuwandte, sanken diese vor ihm nieder und berührten mit der Stirn den Boden. Als der Kaiser ihnen dann die Hände entgegenstreckte, um sie aufzurichten, küßten sie dieselben ehrfurchtsvoll.

Mohamman dan Abubekr dan Tambari.

Wichtiger als diese Ehrenbezeugungen wäre eine thatkräftige Förderung der Pläne des tüchtigen und bescheidenen Mannes seitens der deutschen Handels- und Geschäftswelt gewesen, aber damit sah es anfangs trübe aus. Flegels Versuch, in Hamburg eine deutsche Benuecompagnie mit bedeutendem Kapitale zu stande zu bringen, scheiterte an der Ängstlichkeit und Zurückhaltung der interessierten Kreise. Zum Glücke war wenigstens die Deutsche Afrikanische Gesellschaft entschlossen, eine neue Reise Flegels mit allen Kräften vorzubereiten. Das Reich bewilligte dafür 40000 Mark mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß damit nicht allein wissenschaftlichen Zwecken, sondern auch den wirtschaftlichen Interessen des Vaterlandes gedient sein solle. Ferner wurde für Flegel ein eigner kleiner Flußdampfer, der zu Ehren des großen Entdeckers „Heinrich Barth“ getauft wurde, und ein zerlegbares Boot beschafft und ihm 2 wissenschaftliche Begleiter, die

Doktoren Semon und Gürich, beigegeben. Auch Geschenke des Kaisers an den Sultan von Sokoto sollte Flegel mitnehmen. Seine Hauptaufgabe sollte darin bestehen, von Adamaua aus nach Kamerun vorzudringen, von wo aus ihm Dr. Bernhard Schwarz entgegengehen sollte. Das Land sollte aber nicht im Fluge durcheilt werden, sondern es sollte auf Landerwerb, Gründung von Handelsfaktoreien verbunden mit wissenschaftlichen Stationen, Abschluß von Handelsverträgen u. dgl. Bedacht genommen werden.

So konnte denn der wackere Vorkämpfer deutscher Kolonisation am 12. April mit besten Hoffnungen und fröhlichem Mute von Hamburg aus die wissenschaftlich, kommerziell und politisch gleich wichtige Reise antreten. Bis zur Schiffstreppe geleiteten ihn die gerade in Hamburg versammelten Vertreter der geographischen Wissenschaft aus allen Teilen des Vaterlandes, ihm die wärmsten Segenswünsche zuwinkend. „Ernsten Antlitzes" — so berichtet ein Augenzeuge — „standen die beiden weißbeturbanten Braunen in ihren blauen, morgenländischen Gewändern am Deck, mohammedanische Gebete leise vor sich hinsprechend; Flegel, gar nicht angethan wie ein Bramarbas von Afrikareisendem in modernem Sportsgeschmack, hielt einen zum Abschied ihm überreichten Blumenstrauß in der Hand; er sah recht unscheinbar aus im schlichten Reiserocke bei seiner kleinen Gestalt, den bequemen breitkrempigen Filzhut auf dem Kopfe. Doch zuversichtlich schaute er drein — feste Energie war stets der bezeichnendste Ausdruck der sonst fast weiblich zarten Züge seines schmalen blassen Gesichtes —, fröhlich winkte er uns mit Hut und Tuch seine Grüße noch lange nach dem Ankerlichten zu." Es sollten seine letzten sein an Deutschland!

Die ersten Nachrichten von der Expedition lauteten im ganzen befriedigend. Am 19. Mai war die Expedition in Braß an der Nigermündung angelangt, schon am 22. ging es stromaufwärts dem Benue zu, die Schiffahrt war durch sogenannte „Snags" (versandete Baumstämme unter Wasser) sehr erschwert, und der Benue hatte noch zu tiefen Wasserstand für den „Heinrich Barth". Darum teilte Flegel in Lokodja an der Benuemündung die Expedition; seine Begleiter sollten mit dem Boote Benue aufwärts nach Loko gehen, er selbst fuhr mit dem Dampfer nach Braß zurück, um den Rest der Waren und die kaiserlichen Geschenke für den Sultan nachzuholen und Ende Juli wieder zu den Genossen zu stoßen. Leider erkrankten diese beide so heftig am Fieber, daß sie nach Europa zurückkehren mußten; an ihre Stelle konnten zum Glück 2 Herren treten, die sich als Freiwillige der Expedition angeschlossen hatten, Hartert und

Staudinger. Auf dem Niger verunglückte in einem Wirbelsturm ein mit wertvollen Ausrüstungsgegenständen beladenes Fahrzeug, ein andres mit Brennmaterial ging durch Schuld der eingebornen Besatzung unter. Am 27. Juli wollte dann die neuergänzte Expedition definitiv zum obern Benue aufbrechen. Die Hauptsache, das Entgegenkommen der Eingebornen, ließ nichts zu wünschen übrig. Überall am untern Niger lud man den Deutschen ein, Hütten zu bauen und den Handel zu eröffnen. Auf dem Niger-Benue wurde nämlich bis Flegels Ankunft der gesamte Handel ausschließlich von einer großen englischen Handelsgesellschaft beherrscht, der National African Compagny, mit welcher sich die kleineren französischen Gesellschaften vereinigt hatten. Diese besaß also ein vollständiges Handelsmonopol, welches allmählich anfing, drückend auf den Eingebornen zu lasten. Daher die freudige Begrüßung des deutschen Konkurrenzversuches.

In Deutschland erkannte man inzwischen in immer weiteren Kreisen die Bedeutsamkeit des Flegelschen Unternehmens. Der „deutsche Kolonialverein" nahm sich desselben thatkräftig an, erließ einen Aufruf an seine 12000 Mitglieder zur Zeichnung von Beiträgen für einen „Flegelfonds" und traf mit der Afrikanischen Gesellschaft ein Abkommen, wonach gegen Erlegung der Kosten die von Flegel gegründeten oder zu gründenden Handelsfaktoreien in den Besitz des Vereins übergehen sollten. Die Sammlung hatte indessen ein für uns beschämendes Resultat. Statt der erstrebten 150000 Mark kamen mit Not und Mühe 30000 zusammen! Hiervon wurde die Hälfte zum Zwecke des Landerwerbs sofort an Flegel übermittelt.

Dieser stieß unterdessen auf ernste Schwierigkeiten seitens der großen englischen Gesellschaft. Derselben mußte natürlich die so plötzlich auftauchende gefährliche deutsche Konkurrenz ein wahrer Dorn im Auge sein. Nun ist aber die Schiffahrt auf dem Niger-Benue durch die afrikanische Konferenz in Berlin für unbedingt frei erklärt worden; außerdem hatte sich England daselbst verpflichtet, den fremden Kaufleuten auf dem Niger und seinen Nebenflüssen denselben Schutz zu gewähren, wie den eignen Unterthanen. Mit Zöllen und politischen Chicanen ließ sich also dem jungen deutschen Unternehmen nicht beikommen. Darum versuchte die Compagnie sich durch Kauf in den privatrechtlichen Besitz des gesamten für die Einrichtung von Handelsstationen geeigneten Ufergebietes am untern Niger zu setzen, damit dem deutschen Handel hier die nötigen Stützpunkte (wie Landungs- und Stapelplätze) entzogen würden. Zum Glück war Flegel den Engländern hier wenigstens zuvorgekommen, indem er die für ihn

geeigneten und notwendigen Uferstellen bereits erworben hatte. Anders scheint es am Benue gegangen zu sein. Hier hatte die englische Gesellschaft die Zeit seit dem Bekanntwerden der Flegelschen Pläne vortrefflich benutzt. Man las in den Zeitungen, daß die Compagnie das gesamte Ufergebiet des Flusses bis Jola hinauf durch mehrere hundert Verträge mit den Eingebornen an sich gebracht habe, daß Flegels Schiff bei einem Landungsversuch geradezu in den Fluß zurückgestoßen sei, man sprach von einem vollständigen Fiasko Flegels, ja man fürchtete bereits, daß Adamaua und damit das natürliche Hinterland von Kamerun für Deutschland verloren sei. Man schob voll Unmuts die Schuld des Mißlingens auf das vorzeitige Ausschreien von Flegels Reiseplänen, aber selbst wenn wir politisch den Engländern zuvorgekommen wären, würden wir wohl im Ernste mit ihnen haben konkurrieren können? Die englische Compagnie verfügt über ein Kapital von 20 Millionen Mark, wir bringen nicht einmal entfernt die für ein solches Unternehmen lächerlich geringe Summe von 150000 Mark auf! Es wäre der Kampf eines Pygmäen gegen einen Riesen gewesen.

Unsre bewährte Diplomatie hat wenigstens teilweise wieder gut gemacht, was wir selbst verschuldet. Nach dem im August 1886 veröffentlichen Abkommen mit England ist die Grenze zwischen dem englischen Niger- und dem deutschen Kamerungebiete nach Nordosten bis an den Benue verlängert worden und zwar bis zu einem dem praktischen Bedürfnisse entsprechenden, noch näher zu vereinbarenden Punkte östlich von Jola, jedoch in unmittelbarer Nähe der Stadt. Somit fällt allerdings die Hauptstadt von Adamaua England anheim, aber der bei weitem größte Teil des Landes samt dem Faro, dem bedeutendsten Nebenfluß des Benue in jener Gegend, doch Deutschland. Da außerdem vollkommene Verkehrs- und Handelsfreiheit für Angehörige beider Nationen im beiderseitigen Gebiete von neuem festgesetzt ist, so sollte die große Wasserstraße ebensogut von uns benutzt werden können, wie von den englischen Händlern. Leider steht diese Festsetzung bisher lediglich auf dem Papier; thatsächlich hat die englische Nigergesellschaft den Handel auf dem Flusse monopolisiert und schließt durch ungesetzliche Zölle die Angehörigen aller andern Nationen aus. Diplomatische Verhandlungen sind darüber im Gange, nehmen aber einen schleppenden Verlauf.

Ein ungeheures Gebiet ist damit unserm Wirtschaftsleben geöffnet worden. Wir brauchen uns nur thatsächlich in den Besitz der uns formell nunmehr gehörenden reichen Sudanländer bis zum Tsadsee hin zu setzen. Insbesondere ist das herrliche Hochland von

Adamaua mit seinem gesunden Klima, seinem Elfenbein, Kautschuk, Tabak, Kaffee, Kakao, Kokosnüssen, Palmöl, Gewürzen und Farbstoffen nun unser. Wir können von dort bequem herniedersteigen in das Stromgebiet des Niger, des Tsadsees, des Kongo, der Kamerunflüsse, denn inmitten all dieser großen Handelsgebiete liegt Adamaua in beherrschender, centraler Lage. Sehr wichtig wird es sein, zwischen diesem und unsrer Kolonie Kamerun die Verbindung herzustellen. Flegel meinte, es werde dies nur möglich sein von Adamaua aus mit Hilfe der dortigen staatlich organisierten, mohammedanischen Stämme. Aber der Dr. Zintgraff hat es Ende 1889, wie wir sehen werden, ermöglicht, umgekehrt von Kamerun nach Adamaua zu gelangen. Damit ist das Eis gebrochen, und diese geheimnisvolle und größte Lücke unsrer Afrikakunde wird nun wohl bald ausgefüllt werden; ist doch die Entfernung vom Kamerunberge bis Adamaua nicht einmal so groß, wie die von Wien nach Berlin.

Im September 1886 kam die schmerzliche Kunde nach Deutschland, daß Eduard Robert Flegel, seinem Herzens- und Schicksalsberufe getreu, zu Braß an der Mündung des Niger plötzlich aus der vollsten Thätigkeit heraus dahingerafft sei. Seine letzten Briefe lauteten fast verzweifelt. Er schreibt unter anderm: „Es haben sich mir viele Hindernisse in den Weg gestellt — vielleicht nicht mehr als früher auch, aber ich empfinde sie tausendfach, denn ich habe den Glauben an meine Sache verloren. Früher konnte mich nichts glücklicher machen, als ein noch so kleiner Schritt vorwärts in unbekannte Gebiete, jeder noch so kleine Erfolg nach monatelangem, geduldigem Warten. Heute, wo ich die englische Fahne überall sehe, wo man mir Verträge entgegenhält, die jeden fußbreit Landes als Eigentum der englischen Compagnie verschreiben, teils ohne daß die Eingebornen eine Ahnung davon haben, wo man mir freche Ausweisungsbefehle zuschickt — die sonst freilich keinen Zweck haben als das Blut in Wallung zu bringen — wo man aber doch durch Intriguen und Geschenke manches erreicht nach und nach, heute ist mir meine Arbeit zuwider, wie sie mir ehemals lieb war.“ Und zum Schluß die ahnungsvollen, fast prophetischen Worte: „Meine Kräfte sind sehr erschöpft, ich werde bald einer längeren Erholung bedürfen. Wer soll dann hier die Station beaufsichtigen?“ Hat der edle Mann wohl auf dem Sterbelager noch die frohe Botschaft vernommen, daß er doch nicht vergebens für unsre gute Sache gekämpft hat, daß wenigstens ostwärts von Jola das Wasser deutsch ist, aus dem er einst frohlockend einen Becher vollschöpfte und ihn auf Deutschlands Wohl leerte?

DAS
KAMERUN-GEBIET.
Maſsstab 1:2 500 000.
Kilometer
Englisches
Gebiet
Deutsches
Gebiet
BATOM
Dikumi
Ikorofiong
Creek Town
Ndian
Duke Town
Tom Shot Town
Alt Calabar Fluss
Ndobe
Djanga
Barombi Station
BAKUNDU
Ndobo Pinda Bge.
Bakossi Bge.
Jabassi
BUDIMAN
Bakundu-ba-Nambele
Rumbi Sp.
Bibundi
Kap Debunscha
Victoria
Ambas Bai
Bimbia
Kap Bullen
Punta Hermosa
Kap Vidal
FERNANDO PO
Kap Badgley
Kap Barrow
Sannaga Fl.
Malimba
Pungo Sungo
BAKOKO
Kl. Batanga
Panavia Bai
Plantation Loge
Gr. Batanga
Batanga
BANOKO
Lualari
Campo Bai
Pilato
Kap Batta
Französisches Gebiet
Batta Bai
Östl. Länge v. Greenwich.

Kapitel XVI.

Kamerun.

Kein Name in all den weiten Gebieten, die wir in Afrika und Australien erworben, hat auch nur annähernd die gleiche Volkstümlichkeit erlangt, wie Kamerun.*) Er ist für weite Kreise unsres Volkes gleichsam das Stichwort der neuen deutschen Kolonialpolitik geworden, wird in scherzhaft spottendem Tone von allerlei Ungewöhnlichem und Bizarrem gebraucht, dient als gutmütiges Schimpfwort auf den Straßen, lockt und schreckt zugleich und regt die Phantasie des deutschen Volkes nach den verschiedensten Richtungen hin an. Kein Wunder! Ein gewaltiger, bis zur Höhe der Berner Alpen emporsteigender Gebirgsstock fast unter dem Äquator, an seinem Fuße tropischer Urwald, auf seinem Haupte nicht selten Schnee, der ein vielleicht noch nicht einmal erloschener Vulkan ist mit nackten, noch nicht pflanzenbekleideten Lavaströmen, und dann wieder das ausgebreitete Flußdelta in der Tiefe mit seinen spinnenartig nach allen Richtungen hin ausstrahlenden Flußläufen, seinen unzähligen, das Land nach allen Seiten durchziehenden Wasseradern, seinem dichten, unzugänglichen Buschwerk, welches die fiebererzeugenden Miasmen ausatmet, während die hohen Uferränder mit Pflanzungen und Dörfern bedeckt sind, in denen ein begabtes, halbkultiviertes, aber naiv-anspruchvolles Volk wimmelt, welches dem seit Jahren dort Handel treibenden Kaufmann vielen Gewinn und unendlichen Ärger bereitet, endlich die erste deutsche Waffenthat seit dem großen französischen Kriege, ausgeführt von dem Schoßkind unsrer Nation, der jungen, so kräftig aufstrebenden Flotte — wie sollte das alles nicht auf Einbildungskraft, Gemüt und nationales Bewußtsein des deutschen Volkes mächtig einwirken? Versuchen wir uns nun ein Bild von

*) Der Name stammt vom portugiesischen camarao, was einen kleinen Seekrebs bezeichnet, der noch jetzt daselbst massenhaft vorkommt.

der Kolonie, und zwar zunächst von dem Kamerun-Niederlande, dem Flußdelta und seiner Umgebung, zu machen.

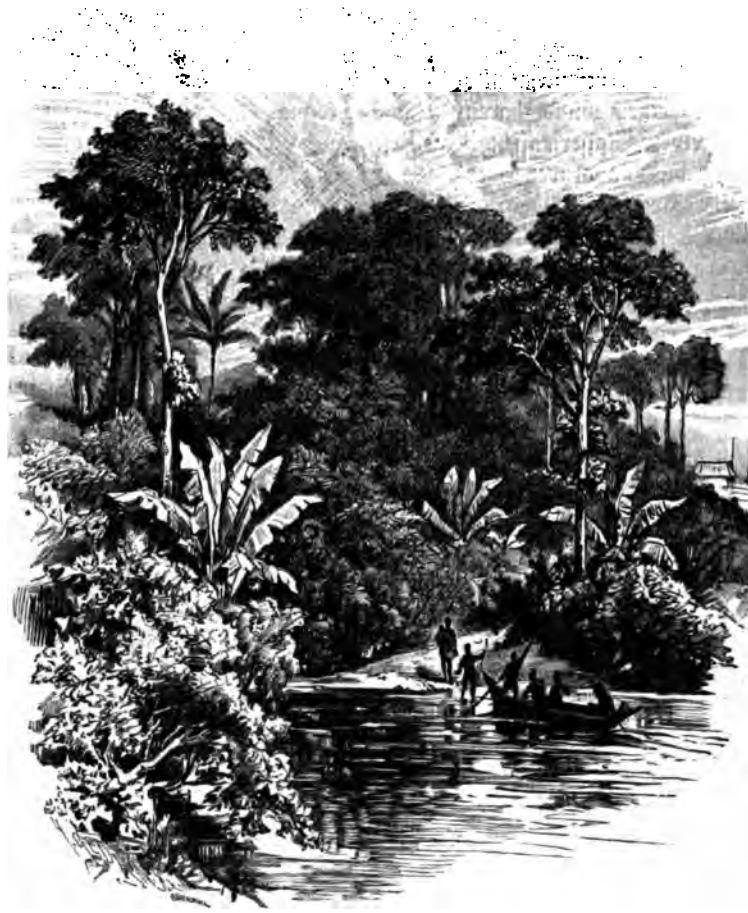
Der Reisende ist an der spanischen Insel Fernando Po vorübergefahren und nähert sich nun der mehrere Kilometer breiten Einfahrt des Kamerundeltas. Links sieht er die Buschmassen des sogenannten Kap Kamerun, rechts eine weit vorspringende schmale, sandige Landzunge, das Kap Suellaba. Hier treten die Mangrovewälder etwas zurück und auf dem freien Terrain im Vordergrund erheben sich die weißglänzenden Häuschen des „Kaiser-Wilhelmsbades". Der deutsche Gouverneur, Freiherr von Soden, erkannte nämlich diesen Platz als geeignet für eine Art Gesundheitsstation und Seebad. Die Luft ist in dem Schoße fast unübersehbarer Wasserflächen ungleich reiner und gesunder als weiter oberhalb in Kamerun, und fast stets weht hier ein kühler, erfrischender Seewind. Ein Ingenieur Schrahn, der früher im Dienste der Kongoassociation den Dampfer über die Kataraktе nach Stanley-Pool geschafft und dabei mit Stanley recht üble Erfahrungen gemacht hatte, hat hier zunächst ein kleines Holzhaus für sich errichtet, welches er aber das ganze Jahr voll seeluftthungriger Gäste hat, so daß er viele abweisen muß. Deshalb will er nun außer einer Villa für den Gouverneur auch noch ein größeres Gasthaus erbauen, womit er unzweifelhaft gute Geschäfte machen wird. Alles heimelt hier in diesem ersten deutsch-afrikanischen Seebade den Europäer an. Auf grasiger Fläche, gegen welche die schaumbedeckten Wogen des Atlantischen Ozeans in nie gestörter Regelmäßigkeit tosend heranrollen, tummeln sich Ziegen und Schafe, auf deren Rücken häufig Fischreiher stehen, um die dort einquartierten Insekten zu vertilgen; auch an Schweinen und Hühnern ist kein Mangel. All diesen Haustieren sagt sonst das Tropenklima wenig zu, hier aber gedeihen sie. Hinter dem Hause ist der sich anschließende Urwald mit unsäglicher Mühe durch Anlage von breiten Promenadenwegen, Ruheplätzen mit Bänken, Aussichtspunkten mit vollem Meeresblick bis weit hinein in einen Park verwandelt worden. Auch ein kleiner Gemüsegarten fehlt nicht, wo unter dem Schatten von Palmen und Bananen Radieschen, Mohrrüben und andre deutsche Küchengewächse gedeihen. Hier kann man das ganze Jahr Seebäder ohne Kurtaxe und vom stärksten Wellenschlage nehmen, man kann in der innern stillen Hafenbucht dem Segelsporte obliegen und jagen und angeln nach Herzenslust.

Hier in Kaiser-Wilhelmsbad ist auch die Lotsenstation. Zwei Lotsen sind offiziell angestellt. Sie sind durchaus notwendig; denn das Fahrwasser ist sehr gefährlich und dabei noch recht veränder-

lich. Untiefen und Sandbänke sind bald auf diesem, bald auf jenem Ufer, und bald hier bald da rennt sich ein Baumstamm im Flusse fest und droht heimtückisch unter der Oberfläche lauernd dem nichtsahnenden Schiffer Verderben. Haben wir die Einfahrt mit Hilfe eines solchen schwarzen Lotsen passiert, so befinden wir uns in dem seeartig erweiterten, kaum noch übersehbaren unteren Teile des Kamerunflusses. Die größeren Seedampfer bleiben hier gewöhnlich liegen. Wir besteigen also einen kleinern Flußdampfer und fahren nun an einem wunderbaren Gelände entlang. Rechts und links von den gelben Wassermassen des Riesenstromes dehnen sich nur dunkle, blaugraue Mangrovewälder aus, zwischen denen sich hie und da ein breiter, träg fließender Kreek (Nebenarm), der in den Hauptstrom mündet, Bahn bricht. Wir haben auf beiden Seiten Dutzende von Inseln und Inselchen, alle bedeckt mit den seltsamen Mangrovebäumen, welche, auf Stelzwurzeln sich erhebend, zur Ebbezeit gespensterhaft über dem Schlamme emporragen, zur Flutzeit dagegen unmittelbar auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Sie gedeihen ausschließlich im halbsalzigen Brackwasser und helfen alltäglich das Land auf Kosten des Meeres erweitern; sie wirken durch ihr labyrinthisches Wurzelwerk nämlich als Schlickfänger, wenn täglich zweimal sechs Stunden lang die Flut die feinen Sinkstoffe gegen die Küste staut, wie sie 4 hier nahe bei einander mündende Flüsse liefern. Die ganze weite Küstenebene ist folglich ein von diesen Flüssen gemeinschaftlich geformtes Delta, welches immer noch weiter nach der Mündung zu wächst. Nirgends eine Spur von einer menschlichen Ansiedlung, alles starr und öde, bei hellerem Wetter schaut links aus nebeliger Ferne das Riesenhaupt des Kamerungebirges herein, meist ist es aber von Wolken und Nebelschleiern verhüllt.

So fährt man von der Mündung (gewöhnlich Barre genannt) zwei bis drei Stunden; denn von dort bis zu den Kamerundörfern sind nicht weniger als 5 deutsche Meilen. Erst jenseit des sogenannten Doktorkreeks ändert sich rechts von dem Reisenden die Scenerie. Von hier an besteht das linke Flußufer aus einem 20—30 Meter hohen, steilen, aus rotem Laterit bestehenden Walle. An Stelle des matten Mangroven-Blaugrüns tritt jetzt das schöne Hellgrün des festen Landes. Oben auf der Plattform liegt unter üppigen Palmen, Bananen und Baumwollbäumen ein Dorf der Dualla neben dem andern. Da sehen wir der Reihe nach Joß-Dorf, König-Bell-Dorf, dann das schloßartige Gebäude der englischen Mission, König-Aqua-Dorf, Dido-Dorf und viele kleinere, hier und da durch tief eingeschnittene Wasserläufe voneinander getrennt. Dar-

unter am flachen Strande zieht sich die lange Reihe der europäischen Faktoreien, von Höfen und Gärten umgebene Gebäude, dahin. Auf dem Flusse selbst liegt noch ein halbes Dutzend sogenannter „Hulks", das sind alte, abgetakelte Schiffe, die, mit einem Schutzdach versehen,

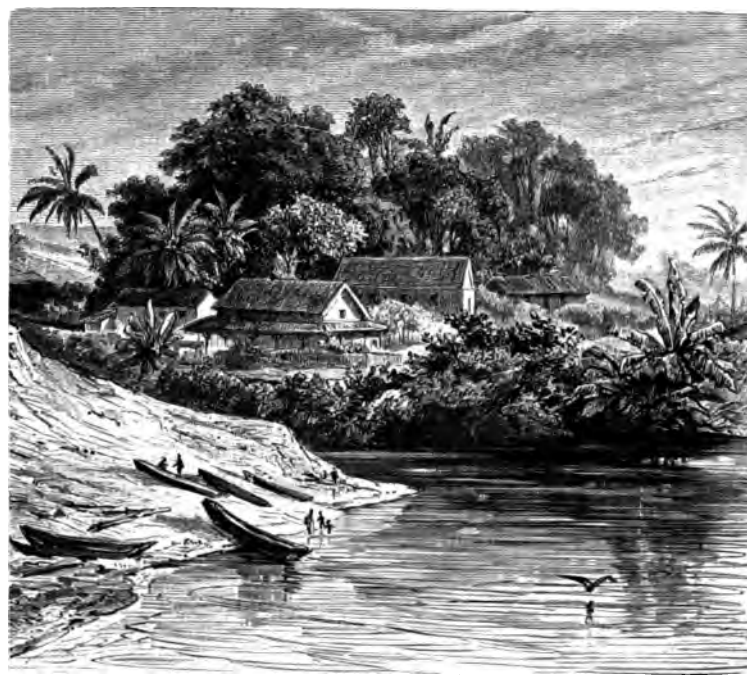


Uferlandschaft am Kamerun. Nach Naturphotographie.

nun als Handelshäuser dienen. Sie drehen sich frei um ihre Ankerkette und zeigen daher bei Flut, die übrigens den Fluß sehr weit hinaufgeht, mit dem Bugspriet stromauf, bei Ebbe stromab. Von den beiden deutschen Firmen hat nur noch die eine, Jantzen und Thormählen, eine Hulk auf dem Wasser, die Firma Woermann

betreibt das ganze Geschäft vom Lande aus; ihre Hauptfaktorei ist das ansehnlichste Besitztum von allen; hier gibt es sogar einen, von Südgewächsen überschatteten, vielbenutzten Kegelschub.

Der Fluß selbst ist hier sehr belebt. Kähne mit Elefantenzähnen oder mit Ölfässern, oder auch mit Schafen und Ziegen, welche für die Tafel der Hulkbewohner bestimmt sind, fahren hin und her, dazwischen etwa die bequem ausgepolsterte Jolle eines



Landschaft mit Faktorei am Kamerunfluss. Nach Naturphotographie.

Europäers mit ihrem weißgekleideten, korkhelmbewehrten Besitzer. Wahrhaft imponierend sind die Kriegskähne der Dualla. Dieselben sind schmal, rot und weiß bemalt und bis zu 17 Meter lang, von vorzüglicher, fast künstlerischer Bauart. Von 50—60 wohlgeschulten Ruderern getrieben, nehmen sie es an Schnelligkeit mit jedem Dampfschiff auf. Der Führer steht hochaufgerichtet unter einem Sonnenschirm mit Gewehr und Kriegshelm in der Mitte; letzterer ist regelmäßig mit einem schwarzen Affenfell überzogen und sieht fast aus wie ein bairischer Raupenhelm. Bei feierlichen Gelegenheiten ist

das Bugspriet eines solchen Kriegskahnes mit schöngeschnitzten und buntbemalten Menschen- und Tierfiguren geschmückt.

Schon hieraus läßt sich erkennen, daß den Dualla eine gewisse Kultur keineswegs abgeht, daß sie also durchaus nicht als „Wilde" bezeichnet werden dürfen. Auch ihre Kleidung zeugt von einer gewissen Geschmacksverfeinerung. Alle Leute von Ansehen tragen z. B. über dem Handgelenk breite, bis zu mehreren Pfund schwere Manschetten aus Elfenbein, Häuptlinge lassen entweder an diesen oder am Hute oder auf einem vorn auf der Brust baumelnden Messingschilde ihren Namen in großen Lettern prangen. Die Häuser sind aus den Blattstielen der Raphia-Palme geschickt erbaut und ruhen auf kleinen Plattformen aus Lehm. In ihnen findet man hübsch geschnitzte Schemel, sehr viel irdenes Geschirr, welches ohne Drehscheibe von den Frauen recht brauchbar gefertigt wird, während die einheimische Weberei seit Einführung der europäischen Stoffe zu Grunde gegangen ist; bei den Reicheren sieht man auch billige Koffer zur Aufbewahrung der zusammengewürfelten Schätze, außerdem noch allerhand europäischen Krimskrams, in neuster Zeit sogar schon Lampen und Teppiche. Der größte Reichtum eines Dualla besteht in den Frauen, die sein Kapital repräsentieren. Die Häuptlinge haben deren 50—60. Sie werden aber rein als Sache angesehen. Von Liebe und Zuneigung ist keine Rede, und doch wird der Ehebruch streng bestraft, weil er als Sachbeschädigung betrachtet wird. Auf Reinheit der Rasse wird deswegen so streng gehalten, daß alle Mischlinge nach der Geburt sofort getötet werden. Die Sklaven wohnen in gesonderten Ortschaften und liefern ihren Herren einen Teil der gebauten Feldfrüchte ab, gerade wie es die spartanischen Periöken thaten. Auf das Leben eines Sklaven wird wenig Wert gelegt; Tötung eines solchen kann leicht durch Vermögensbuße gesühnt werden, während auf den Mord eines Freien in der Regel Krieg folgt.

Typus eines Dualla. Nach einer Photographie von Fleuriot de Langle.

Die höchste geistige Leistung der Dualla, ja, wie Zöller meint, vielleicht der Negerrasse überhaupt ist die Ausbildung der Trommelsprache. Die Trommeln der Dualla sind nicht mit einem Fell überzogen, sondern ähneln einem Fäßchen von Holz, welches auf dem oberen Deckel ein längliches Loch mit ein paar übergelegten Querleisten hat. Darauf trommeln sie mit großer Gewandtheit und entlocken dem Instrumente helle und dumpfe, laute und leise Töne. Mittels dieser Sprache teilen sie sich nicht etwa bloß, wie es bei unsern militärischen Signalen geschieht, einzelne bestimmte Weisungen mit, sondern sie erzählen sich durch dieselbe alles und jedes. Als z. B. unsre Marineboote zum Angriffe den Fluß in die Höhe fuhren, erfuhren die Eingebornen schon vor deren Erscheinen selbst durch diese von Dorf zu Dorf weiter tönenden Trommeln, ganz genau die Zahl und Bemannung der Boote und konnten sich danach einrichten. Natürlich gehört zum Erlernen dieser Trommelsprache ein äußerst feines Gehör und ein bedeutendes Gedächtnis, da die Worte meistens sehr lang sind. Deshalb wird dieselbe auch nicht von allen, wohl aber von den meisten Männern gelernt, während die Frauen sich nur selten darauf verstehen. Übrigens kann sie auch mit dem Munde nachgeahmt werden. Zöller teilt als ein Beispiel dieser Trommelsprache mit, daß Wasser, welches sonst madiba heißt, in dieser Trommelsprache wie to-ku-lo-o-ku klingt.

Eine Schönheit von Kamerun. Nach Fleuriot de Langle.

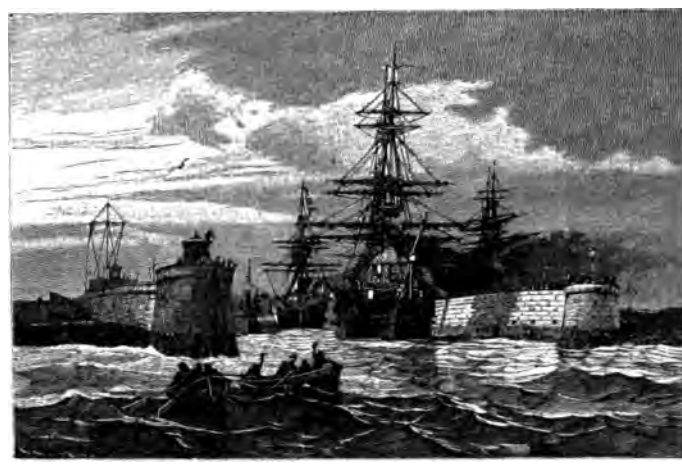
Bei der nicht unbedeutenden Begabung, die sich in all diesen Leistungen ausspricht, ist der Charakter des Duallavolkes wohl der schlechteste, den man überhaupt bei irgend einem Negerstamme der Westküste vorfindet. Sie sind eitel, faul, habgierig und unverschämt, dabei von leicht erregbarer, fast jähzorniger Sinnesart und im Handel so betrügerisch und raffiniert, wie man es sonst bloß von Griechen und Armeniern erwartet. Alle schon von Natur im Neger liegenden bösen Eigenschaften sind durch

den schacherartig betriebenen Handel zu einer so bedenklichen Höhe emporgeschraubt und durch die englische Baptistenmission eher verschlimmert als verbessert worden.

Der durch spanische Unduldsamkeit von Fernando Po vertriebene englische Missionar Saker siedelte 1858 mitsamt seiner ganzen, aus allen Teilen Westafrikas zusammengewürfelten Gemeinde nach dem Festlande über, erkaufte für einen Spottpreis ein hübsches Stück Land am Fuße des Kamerunberges und gründete daselbst die Missionsstation Viktoria. Er selbst war ein äußerst tüchtiger Mann, das wahre Muster eines Missionars; er brachte den Eingebornen allerhand nützliche Fertigkeiten bei, hob ihren Ackerbau, heilte ihre Krankheiten und erzog so ihren ganzen innern und äußeren Menschen allmählich für die Heilslehren der Religion. Wie anders seine Nachfahren in Viktoria und der Zweigstation am Kamerunflusse! Mit Hilfe der reichen aus England gesandten Geldmittel führten Missionare und Missionarinnen ein faules und bisweilen geradezu anstößiges Leben. Niemals seit Sakers Ableben wurde auch nur der leiseste Versuch gemacht, die Eingebornen zu nützlicher Thätigkeit, zu einer sittlich höheren Stellung heranzuziehen. Das einzige, was sie unter dem Einflusse der Baptistenmission gelernt haben, ist, Hymnen abzuplärren und sich für vorzügliche, den Weißen absolut gleichstehende Wesen zu halten. So verband dieses faule, ränkevolle und heuchlerische Missionsgesindel von Viktoria die Niederträchtigkeiten der schwarzen mit denen der weißen Rasse und fand bei Weißen wie bei unverdorbenen Schwarzen nichts als Verachtung, war aber dennoch auf die dahinter im Gebirge wohnenden Bakwiristämme, denen der schauderhafte Civilisationsfirnis von Viktoria schon als etwas Besonderes erscheint, von nicht geringem Einflusse. Jetzt ist an Stelle dieser baptistischen Aftermission die deutsche Baseler Mission getreten und hat den Kampf mit der Unordnung und Zuchtlosigkeit der früheren baptistischen Gemeinden rüstig aufgenommen.

„William Wilson", ein Stutzer von Hickory Town. Nach einer Photographie von Fleuriot de Langle.

Der mit Leidenschaft und größtem Talente betriebene Handel ist es, welcher die Kamerunneger physisch ernährt und sittlich verdirbt. Vom sogenannten „König“ an bis zum Sklaven schachert alles, die Könige bilden zugleich die Hauptfirmen und senden ihre Händler bis weit in das Innere hinein. Auf Borg entnehmen diese von den europäischen Faktoreien Waren und bringen dafür Öl und Elfenbein — denn namentlich am Mungo, einem Nebenflusse des Kamerun, wimmelt es noch von Elefanten —, nicht ohne bisweilen mit den entliehenen Waren einfach durchzubrennen. Fast die ganze Bevölkerung ist durch den Handel ohne Mühe und Arbeit zu einer



Die Schiffe des deutschen westafrikanischen Geschwaders „Ariadne“ und „Bismarck“ in den Molen von Wilhelmshaven.

verhältnismäßigen Wohlhabenheit gelangt. Der Fortbestand desselben beruht nun aber darauf, daß die Küstenneger den Zwischenhandel in der Hand behalten und daß die Europäer nicht mit den Stämmen des Innern in unmittelbaren Verkehr treten, sie halten daher die ersteren von dem Binnenlande und die letzteren von der Küste fern. Diese Binnenbewohner müssen die europäischen Waren natürlich viel teurer bezahlen, als wenn sie dieselben direkt von den Europäern eintauschten, und drängen deswegen nach der Küste zu. Es scheint, daß diese den Küstennegern drohende Gefahr uns den Besitz von Kamerun verschafft hat.

Die Kamerunleute sahen sich nämlich 1883 nach europäischem Schutz um und wandten sich zunächst an England. Dies ließ sie aber ohne Antwort, und nun überzeugten die deutschen Kaufleute

die Negerkönige, daß sie unter deutschem Schutze besser fahren würden. Der Kriegsruhm der Deutschen war nämlich auch bis hierher gedrungen, und zudem fürchteten die Häuptlinge die erdrückenden englischen Zölle. So unterzeichneten die Häuptlinge Bell, Aqua, Dido und andre eine Eingabe, worin sie um deutschen Schutz nachsuchten. Es war auch hier, wie im Togolande, die höchste Zeit; die Gegenumtriebe der Engländer fingen an, Erfolg zu haben. Schon hatten die deutschen Kaufleute beschlossen, auf eigene Faust die deutsche Fahne zu hissen, da lief unter unendlichem Jubel der Deutschen das heißersehnte Kanonenboot „Möwe" in den Hafen ein und am 14. Juli 1884 entfaltete Nachtigal die deutsche Flagge. Bald darauf geschah dasselbe in Bimbia und dem südlich gelegenen Batanga.

Admiral Knorr,
Chef des westafrikanischen Geschwaders.

So leichten Kaufes sollten wir aber bei dieser Erwerbung nicht davon kommen. Die englischen Firmen, 6 an der Zahl, welche indessen noch nicht einmal den gleichen Anteil am Handel haben, wie die beiden deutschen, und wohl auch die durchaus englisch gesinnten Missionszöglinge begannen die mißvergnügten Elemente unter der einheimischen Bevölkerung gegen die neuen Herren aufzuhetzen. Schon hatte man davon gehört, daß in Wilhelmshaven ein westafrikanisches Geschwader gebildet und ausgelaufen sei. In der That hatte die Reichsregierung in richtiger Erkenntnis der Sachlage eine größere Machtentfaltung an der westafrikanischen Küste beschlossen und die 4 großen Kreuzerkorvetten „Bismarck", „Olga", „Gneisenau" und „Ariadne" unter Admiral Knorr als Geschwaderchef befanden sich bereits unterwegs. Die „Ariadne" wurde unterwegs bei St. Vincent zurückgelassen. „Gneisenau" mit Gerhard Rohlfs als deutschem Konsul an Bord hatte einen besonderen Auftrag und ging zunächst nach Kapstadt, dann nach Sansibar. „Bismarck" und „Olga" aber steuerten direkt nach Kamerun. Sollte also ein Streich gegen die deutsche Herrschaft ausgeführt werden, so galt es gleich zu handeln.

Es gelang sehr bald, die alten Feinde des deutschfreundlichen Königs Bell, die Häuptlinge von Joß- und Hickory-Stadt durch allerhand Vorspiegelungen zu gewinnen. Diese benutzten eine

längere Abwesenheit Bells und seiner waffenfähigen Leute zur Ausführung ihrer Pläne. Am 15. Dezember wurde Bells Stadt von den Joß-Leuten niedergebrannt und den machtlosen deutschen Kaufleuten höhnend zugerufen: „da brennt eure deutsche Stadt!“ Auch die deutsche Flagge wurde heruntergerissen und beschimpft. Zum Glück erschien drei Tage darauf das sehnlichst erwartete Geschwader vor der Flußbarre. Eine Beratung der deutschen Kaufleute mit dem Admiral veranlaßte den Befehl zur Ausschiffung von 330 Mann und 4 Geschützen.

Die Landungscorps des „Bismarck“ und der „Olga“ dampften also am 20. Dezember stromaufwärts, alle in weiße Jacken und Hosen gekleidet, den breiten Strohhut mit dem Nackenschleier auf dem Kopfe. Beide Abteilungen operierten getrennt und nahmen zunächst mit leichter Mühe Ekre-Stadt. Hierbei erfuhren die im südlichen Stadtteil vordringenden Olgaleute durch eine vom andern Flußufer herüberfahrende Gig, daß der Häuptling der Joß-Leute den Vorsteher der dortigen Woermannschen Faktorei, einen Herrn Pantaenius, hinterlistig gefangen und weggeführt habe. Kapitänleutnant Riedel, der Befehlshaber des Olgacorps, beschloß sofort, mit seiner Handvoll Leute die Rettung des Gefangenen zu versuchen. So landeten denn gegen Mittag die 60 Mann von der „Olga“ drüben dicht bei Joß-Stadt. Ein heftiges Feuer aus Sniderbüchsen und alten Steinschloßgewehren empfing sie. Trotzdem wurde der etwa 100 Fuß hohe Abhang mit Sturm genommen. Auf dem Plateau konnte aber die kleine Schar nicht weiter vordringen und mußte nun zwei volle Stunden in der Tropenmittagssonne aushalten. Brennender Durst quälte sie. Allgemach begann auch die Munition auszugehen, und schon waren 9 Mann verwundet, ungerechnet die

Landung der Mannschaften von der „Olga“ in Joß-Stadt am 20. Dezember 1884.

Schrammen. Alles schaut mit Verlangen nach den längst benachrichtigten Kameraden vom „Bismarck“ aus. Endlich, endlich, da fahren sie über den Fluß, da landen sie. Und nun geht's den Berg hinan. „Hurra Bismarck!“ „hurra Olga!“ schallt es von rechts und links. Alles stürmt auf Joß-Stadt los. Im Nu ist der die Stadt umgebende Zaun niedergerissen oder überklettert. Die kleinen Bambushäuser stehen alle einzeln, dazwischen hohes Gras, Bananen, Palmen. Aus manchen der Häuser fallen Schüsse, aus andern brechen, ihre Gewehre schwingend, schwarze Gestalten hervor und rennen davon auf Leben und Tod. Nun wurde das ganze Dorf abgesucht und alle Thüren mit Kolben oder Axt eingeschlagen, man fand nur einen Schwarzen noch im Ort, aber auch nichts von Pantaenius. Den Unglücklichen hatten die Schwarzen an den Strand geschleppt und geschlachtet, seinen Leichnam aber in zwei Stücke geschnitten und in den Strom geworfen. Die Stadt wurde darauf niedergebrannt, wobei jedes Haus einzeln angezündet werden mußte. Prachtvoll leuchtete das Feuer der brennenden Häuser in das Dunkel der nun rasch anbrechenden Nacht hinein.

Am 22. wurde dann Hickory-Stadt durch die Kanonen der „Olga“ eingeschossen. Ein so großes Kriegsschiff war noch nie den Kamerunfluß hinaufgefahren, und Hunderte von Schwarzen bedeckten die Uferabhänge, um das Ungeheuer anzustaunen, waren aber wenige Sekunden, nachdem der erste Schuß aus dem schwersten Geschütz der „Olga“ gefallen war, wie weggeblasen. Und nun schlugen die gewaltigen Schiffsgranaten Schlag auf Schlag in die einzelnen Hütten der Stadt, die der Reihe nach in Flammen aufgingen. Die Joß-Leute lieferten später den Mörder des Pantaenius aus, der dann unter den Büchsen deutscher Matrosen seinen verdienten Lohn fand.

Haben wir bisher nur das Kamerun-Niederland betrachtet, so müssen wir nun das Kamerun-Hochland, jenen gewaltigen Gebirgsstock, welcher die höchste Bodenerhebung am Atlantischen Ozean überhaupt einschließlich Amerikas darstellt, ins Auge fassen.

Bestiegen ist das Kamerungebirge bis jetzt viermal, 1861 von dem Engländer Burton und dem deutschen Botaniker Mann; am 19. Dezember brachen diese auf und kehrten, nachdem sie allein fünf Wochen bei Manns Quelle verweilt hatten, erst am 2. Februar 1862 nach Viktoria zurück. Dieser Expedition verdanken wir die unserm Texte eingefügte Abbildung (S. 575). Im April 1877 will dann der englische Missionar Comber den Gipfel erreicht haben, doch ist das sehr zweifelhaft; auch hat er nichts Näheres

darüber veröffentlicht. Die dritte Besteigung ist diejenige unsres Freundes Eduard Robert Flegel zusammen mit dem Engländer Kirk vom Jahre 1879, welche dreizehn Tage in Anspruch nahm (S. 547). Wir begleiten dagegen den letzten der Kamerunbergbesteiger, den nun schon oft erwähnten Hugo Zöller, der uns von seiner Bergbesteigung und von seinem darauf folgenden friedlichen Eroberungszuge durch das Kamerun-Hochland eine interessante Beschreibung geliefert hat.

Hugo Zöller.

Hugo Zöller ist am 12. Januar 1852 bei Schleiden in der Eifel als der jüngste Sohn eines Fabrikbesitzers geboren worden. Zwar studierte er in Berlin und Bonn Jura, aber ein Lungenleiden nötigte ihn, statt in den Staatsdienst zu treten, in milderem Klima Heilung zu suchen. Der Zufall verschlug ihn 1872 von Spanien nach Marokko und Algerien, wo er an einem kleinen Feldzuge der Franzosen teil nahm. Wieder nach Spanien zurückgekehrt, machte er den Kommuneaufstand in Cadiz und die Erstürmung Sevillas mit und schrieb „aus Scherz" einige Berichte darüber an die „Kölnische Zeitung", welche eine Woche später zu seinem Erstaunen in allen Kaffeehäusern lebhaft besprochen wurden. Das war der Anfang seiner journalistischen Laufbahn. Nachdem er noch ein Jahr lang

das Becken des Mittelmeeres bereist hatte, rief ihn ein Machtwort seines Vaters zur Thätigkeit in der Fabrik in die Heimat zurück. Aber da duldete es ihn nicht lange. Er trug vielmehr persönlich dem Chefredakteur der „Kölnischen Zeitung" seine Dienste an. Die Antwort auf Zöllers Anfrage lautete, wie leicht erklärlich, verneinend und ablehnend. Aber als Zöller, bereits im Weggehen und ganz zufällig seine Berichte aus Spanien erwähnte, stutzte der Redakteur und bat ihn zu bleiben. „Sie haben diese Aufsätze geschrieben? Seltsam!" — „Und doch ist es so." — „Wie alt sind sie denn?" — „Zweiundzwanzig Jahre." — Einige Wochen später gehörte der Zweiundzwanzigjährige einem Redaktionskollegium an, das außer ihm größtenteils im journalistischen Dienst ergraute und in der deutschen Litteratur mit Anerkennung genannte Personen umfaßte.

Von der „Kölnischen Zeitung" wurde er nun 1878 zur Pariser Weltausstellung, dann zum Berliner Kongresse, dann Anfang 1879 zu einer zweijährigen Reise um die Erde, und Anfang 1881 wieder nach Südamerika und Westindien entsandt. Seine Beobachtnngen legte er teils in Zeitungsberichten, teils in eignen Werken nieder, die sämtlich als von einem scharf beobachtenden und mit glücklichem Darstellungstalent begabten Manne herrührend hohes Interesse erregten und noch erregen. Sein Ideal war in journalistischer Beziehung statt grübelnder Leitartikel Thatsachen und mit großen Mitteln durchgeführte, schnelle Berichterstattung, in politischer statt allgemeiner Menschenliebe scharf begrenzte nationale Politik und besonders Pflege der überseeischen Interessen Deutschlands. Diesen letzteren war seine Reise nach Südamerika ausschließlich gewidmet gewesen; man fühlt, wenn er das Leben der deutschen Kolonisten im südbrasilianischen Urwald schildert, bei aller Objektivität der Darstellung den warmen Herzschlag für diese zukunftsreiche deutsche Sache hindurch.

So wurde er zum bekannten und vielgelesenen Reiseschriftsteller. Seine nächste Aufgabe war, den englischen Feldzug in Ägypten mitzumachen und zu schildern. Zehn Tage, nachdem er den Auftrag von seinem Vorgesetzten bekommen, war er schon bei einem Gefecht in der Nähe von Alexandrien zugegen. Bei diesem Feldzuge zeigte sich, daß aus dem zarten Jünglinge durch das mehrjährige, ununterbrochene Reiseleben ein wetter- und klimafester Mann geworden war. Am Tage von Teb-el-Kebir geriet er in der Dunkelheit unter feindliche Reiter und verdankte, scharf verfolgt, nur der Schnelligkeit seines arabischen Hengstes die Rettung. Dann sollte er an der ägyptisch-englischen Expedition gegen den Machdi unter General Hicks teilnehmen, aber der Khediw wies ihn ungnädig ab; sonst

wäre er mit dem gesamten Heere dem Tode verfallen gewesen (vgl. S. 82).

Im Jahre 1883 begleitete er mit noch zwei andern bevorzugten Journalisten den deutschen Kronprinzen auf seiner Reise nach Spanien und Rom und zeichnete sich durch glänzende und überraschend schnelle Berichterstattung aus. Was um vier Uhr nachmittags in den päpstlichen Gemächern sich ereignet hatte, wurde schon um neun Uhr abends von Köln aus ausführlich dargestellt in alle Welt versandt.

Im Sommer 1884 war Zöller gerade auf einer Erholungsreise begriffen, da traf ihn die telegraphische Anfrage, ob er eine Expedition nach Westafrika unternehmen wolle. Da der nächste Woermannsche Dampfer schon in einigen Tagen abfahren sollte, war eine derartige Eile geboten, daß astronomische Instrumente, Waffen, Tropenkleider, Chemikalien ꝛc. im buntesten Wirrwarr in die Reisekoffer und Kisten hineingesteckt werden mußten. Im Togolande haben wir ihn bereits angetroffen (S. 511), folgen wir ihm jetzt nach Kamerun.

Von der spanischen Insel Fernando Po fuhr Zöller auf einem kleinen, von einem schwarzen Kapitän gesteuerten Segelschiffe nach der Ambasbai, an welcher Viktoria liegt, hinüber. Zum Begleiter hatte er einen gewissen Rogozinski, einen Polen, der seinen deutschen Vaternamen „Scholz“ so umgetauft hatte. Derselbe war den Geographen bereits durch einige, freilich wenig zuverlässige Berichte über Reisen im Kamerungebiete bekannt geworden. Zöller hatte ihn zufällig in Klein-Popo kennen gelernt als einen gebildeten und persönlich liebenswürdigen Mann und mit ihm eine gemeinsame Besteigung des Kamerungebirges verabredet. Während der gemeinsamen Fahrt in der engen Kajüte merkte Zöller bald, daß Rogozinski ein fanatischer Pole war und es darauf abgesehen hatte, das ganze Kamerungebirge den Deutschen zu entziehen und England in die Hände zu spielen. Schon war ihm dies durch eine Reihe von Verträgen mit Dorfkönigen des West- und Südabhanges gelungen. Triumphierend wies der Pole auf den Gipfel des Kamerunberges und sagte: „das ist englisch.“ Bald darauf brach ein tropischer Wirbelsturm (Tornado) mit all seiner Furchtbarkeit, aber auch seiner erhabenen Schönheit über das Schifflein herein. Als derselbe überstanden, trat Zöller hinaus auf das niedrige Deck in die frische, gekühlte Luft. Das Ungewitter hatte sich geteilt; die eine Hälfte zog weit draußen auf dem Meere wetterleuchtend dahin, die andre umhüllte den Gipfel des Götterberges, welcher, in der einen Sekunde von schwärzester Finsternis umhüllt, schon in der nächsten vom Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortrat.

Dieses seltsam fremdartige, wunderbar ergreifende Bild regte Zöllers Seele in ihrer Tiefe auf; er legte in jener Stunde sich selbst das Gelübde ab, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Teil desselben für sein Vaterland zu retten. Von dem Augenblicke an, wo er das feste Land betrat, hat er keine Stunde unnütz verstreichen lassen und mit wahrer Hast und Wut sich selbst und die andern vorwärts getrieben, um sein Gelübde einzulösen.

Denn ehe er an diese Sache gehen konnte, mußte er sein dem Polen gegebenes Wort, mit ihm den Götterberg zu besteigen, erfüllen. Während dieser gemeinsamen Unternehmung, so waren sie übereingekommen, sollte keiner irgendwelche politische Abmachungen treffen dürfen. Jetzt erklärte Zöller seinem Reisegenossen und politischen Gegner, daß er, sobald sie sich getrennt, alles thun werde, dessen Vorgehen lahm zu legen und Deutschlands Einfluß zur Geltung zu bringen. Rogozinski erwiderte mit vergnügtem Lächeln, daß von deutscher Seite überhaupt nichts mehr gethan werden könne; es sei zu spät.

Vor der Ambasbai liegen mehrere kleine Inseln, die unbewohnte Ambasinsel, deren Bewohner sich infolge von Hexenprozessen teils gegenseitig vergiftet, teils von der als behext geltenden Insel geflüchtet haben, und die Insel Mondoleh, wo Rogozinski ein freilich längst seinen Gläubigern verfallenes Häuschen besitzt. Wie dieser auf dem Schiffe Zöllers Gast, so sollte jetzt Zöller auf der Insel für eine Nacht Rogozinskis Gast sein. Am Abend landeten bei noch aufgeregter See beide unter Lebensgefahr in halsbrecherischen Kähnen. Am Morgen darauf sah Zöller das schönste Panorama, welches es in Westafrika, und eins der schönsten, welches es überhaupt auf der Welt gibt. Wahrhaft märchenhaft ist der Blick auf alle die herrlich bewaldeten, in unendlicher Mannigfaltigkeit der Umrisse sich abzeichnenden Berge, hinter denen der langgezogene Wall des Kamerungebirges emporsteigt, die Seiten bekleidet mit dem dunkeln Grün tropischen Wachstums, am Gipfel dagegen grau, nackt und kahl. Unten heben sich jenseits der Bai die weißen Häuser von Viktoria malerisch vom grünen Hintergrunde ab; links begrenzen braune Negerhütten, rechts das mittelhohe Wald- und Bergland von Bimbia das herrliche Bild. Vor dem Beschauer leuchtet das blaue Meer, nach links hin durchzogen von einem Dutzend steil aufsteigender Felseneilande, die teils von Bäumen bestanden und von Fischern bewohnt, teils pflanzen- und menschenlos sind. Das ist die berühmte Rundsicht von Viktoria, von welcher ein Reisender sagt: „Der Erdball hat nichts Schöneres aufzuweisen.“

Blick vom Helenenberge auf die Kamerungruppe. Nach den Originalaufnahmen der Mann-Burtonschen Expedition.

Die Besteigung des Kamerunberges ist mit keiner europäischen Bergtour auch nur entfernt zu vergleichen. Es ist eine gewaltige Leistung, die nicht nur große körperliche Festigkeit, sondern auch viel Geduld und Umsicht erfordert. Man denke sich, was es heißen würde, in Treibhaustemperatur das Finsteraarhorn zu ersteigen, dabei nicht nur die Lebensmittel, sondern auch das Wasser mit zu schleppen und ewig mit der Unbotmäßigkeit und Ungezogenheit der Träger, mit der Habsucht und Gaunerei der Gebirgsbewohner und mit den unausgesetzten Angriffen der Sandfliegen, Ameisen und Skorpione zu thun zu haben.

Die Ausrüstung unsrer Expedition bestand in europäischen Fleischkonserven, Biskuits und Wein (in einem großen 17 Flaschen enthaltenden Gefäße); zu Geschenken für die Eingebornen wurden Zeuge oder Blättertabak mitgenommen und als Nahrung für die 10 Träger 120 Pfund Reis und etwas Rum; schwierig war es gewesen, die zum Schutze der nackten Träger nötigen Wolldecken aufzutreiben. Das gesamte Gepäck wog beim Aufbruch 600 Pfund, so daß auf den Mann 60 Pfund Traglast kamen.

Am Morgen des 8. Dezember 1884 ruderten unsre Reisenden, zu denen sich als dritter noch ein Pole, Namens Janikowski, gesellt hatte, nach dem Negerdorfe Bota hinüber; denn von hier aus sollte die Besteigung unternommen werden, während die drei Vorgänger Zöllers von Viktoria aus aufgebrochen waren. Nachdem in Bota die Kruleute mit Alpenstöcken versehen waren, ging es am ersten Tage bis Boando auf geschlängeltem, kaum fußbreitem Negerpfade durch ein wahres Meer von Vegetation, entweder Schilfgras oder Buschwerk oder von den Bäumen herunterhängende Lianen, die, wenn sie zerhauen wurden, den kostbaren milchweißen Kautschuksaft hervorquellen ließen. Da die das Gebirge bewohnenden, den Dualla nahe verwandten Bakwiri ihre Lasten nicht wie die Kru auf dem Kopfe, sondern auf dem Rücken zu tragen pflegen, so war der vegetationsfreie Raum für die Kru viel zu niedrig, und der Weg mußte erst mit Buschmessern freigemacht werden. Hierbei machte Zöller die Erfahrung, daß die Weißen, solange sie am Schlusse der langgezogenen Kolonne marschierten, oft von den Kru zum Narren gehalten wurden. Die hintersten machten Halt unter dem Vorwande, daß erst ein Weg durchgehauen werden müßte, und die vordersten legten die Lasten ab und rauchten ruhig ihr Pfeifchen. Darum begab sich Zöller an die Spitze; seitdem ging es noch einmal so schnell. Im Hause des Königs von Boando wurde die erste Nacht zugebracht. Das Quartier war höchst ungemütlich; die Weißen mußten den

einzigen Raum mit der zahlreichen Familie des Häuptlings, den Kruleuten, Haustieren, Hühnern und zahllosen Ratten teilen und sich außerdem vor den Augen einiger Dutzend unverschämter Bakwiriweiber, welche eigens zu diesem Zwecke von dem freundlichen Wirte geladen waren, entkleiden und umziehen. In der Nacht erwachte Zöller oft davon, daß eilfertige Ratten ihre langen Schwänze über sein Gesicht gleiten ließen.

Da am andern Morgen der von Viktoria mitgenommene Führer erklärte, er wisse den Weg nicht genau, so mietete man 4 Hilfsführer, zugleich als Pfadbahner durch den Urwald. Dieser war am zweiten Marschtage so feucht, daß den Reisenden bisweilen zu Mute war, als zögen sie durch die Tangvegetation des Meeresgrundes. Das Gehen war ein fortwährendes Stolpern über die von verwesenden Pflanzenresten bedeckten Baumwurzeln, wobei noch alle Augenblicke umgestürzte Stämme überklettert werden mußten. Palmen und Bananen hörten nun allmählich auf; dagegen erblickten die Reisenden häufig die roten Beeren des wildwachsenden Kaffeestrauches — eine gute Vorbedeutung für künftige Plantagen. Zöllers bequeme Zeugstiefel waren bald durchnäßt und hingen später in Fetzen vom Fuße herunter. An diesem Tage wurde mit Abrechnung der zahllosen Aufenthalte nur drei Stunden marschiert, was hier eine ebensolche Anstrengung erforderte, wie bei uns ein acht- bis zehnstündiger Marsch. An einem Orte, wo eine Höhle ist, der deshalb Issuma (Loch) von den Eingebornen genannt wird, blieb man die zweite Nacht, die nackten Neger in der Höhle, die Europäer unter einem mitgenommenen Zelte. Sandfliegen und Moskito gab es hier nicht mehr, desto lästiger wurden die wilden Bienen und die großen Treiberameisen, deren Biß recht schmerzlich ist.

Am dritten Tage stieß einer der Häuptlinge von Boando mit 7 Leuten und einer Lebensmittel tragenden Frau zu den Marschierenden unter dem Vorwand, den Busch lichten zu helfen; natürlich wollte er ein seine Dienste weit übersteigendes Geschenk erpressen. Auch brachte er ein junges, leidlich hübsches Mädchen mit, dem einer der Polen, als sie in Boando Palmwein verkaufte, freundlich zugelächelt hatte; er hoffte wahrscheinlich, sie nach Landesgebrauch für schwere Zahlung an diesen als Frau absetzen zu können. Schon fingen die Kruleute an, bisweilen über Kälte zu klagen; je höher man kam, um so mehr sank ihre Energie, während die der Weißen in gleichem Verhältnis zunahm. Von der erwarteten schönen Aussicht auf das Meer und das Stromgebiet war wegen des Nebels und der alles überragenden Vegetation nichts zu sehen. Gegen

Abend gelangte man plötzlich an den Rand des so scharf wie mit einem Messer abgeschnittenen Urwaldes; vor sich sahen die Reisenden eine endlos ansteigende, mit Gras bewachsene Bergfläche. Eine so scharfe, übergangslose Trennung zwischen Wald- und Grasgebiet, wie hier, findet sich wohl auf keinem andern Berge der Erde; allerdings gab es auch weiter aufwärts noch in Thalmulden und an andern geschützten Stellen Bäume. Das Ziel dieses Tages war die von Burtons Begleiter den Namen tragende Manns-Quelle; ein Umweg mußte dabei allerdings gemacht werden, aber ein unvermeidlicher, weil an keinem Orte von gleicher Höhe auf dieser Seite des Gebirges Wasser zu finden ist.

Hier an dieser Manns-Quelle, 2200 Meter hoch, hatten sich zu Anfang des Jahres 1884 vier Schweden, die Herren Knutson und Waldau nebst je einem Begleiter, als Gebirgsjäger niedergelassen. Sie erbauten einige Hütten, legten einen Garten an und schossen Antilopen. Allein der gehoffte Tierreichtum fand sich nicht, statt dessen eine Überfülle klimatischer Unbilden. Halb erfroren und verhungert zogen sie südostwärts hinab nach dem immer noch bis 660 Meter hohen Mapanja, wo sie die Elefantenjagd nur noch nebenbei betrieben, in der Hauptsache aber sich auf den Handel legten. Sie leisteten in dieser Beschäftigung für die Kultur mehr als die ganze englische Baptistenmission in Jahrzehnten; denn sie brachten den Bakwiri bei, daß hier Kautschuk sei und wie derselbe bereitet werden müsse. Bernhard Schwarz, der sie ein Jahr darauf besuchte, schildert sie als „echte Germanen, hochgewachsen, muskelstark, anspruchslos und unerschrocken, mit blauen Augen und treuen Herzen." Er fand ihr Geschäft, welches sich auf die deutsche Faktorei in Viktoria stützt, in hoher Blüte. Sie haben einen Jahresumsatz von 20000 Mark mit gutem Gewinn. So lohnt sich auf Afrikas jungfräulichem Boden jede echt kulturelle That. Auch Zöller ist, wie wir sehen werden, hernach in nahe und kameradschaftliche Berührung mit den wackeren Nordländern gekommen.

Vor der Hand aber machte er nur die Bekanntschaft ihrer leichten Blattstielhütten, ihrer darin zurückgelassenen Pritschen und der in ihrem Garten wachsenden Küchengewächse. An der Manns-Quelle mußte sich die Expedition mit Trinkwasser für den ganzen weiteren Marsch bis wieder zu der Quelle zurück versorgen. Hier wurden auch die Boandoleute mit Zeug und Tabak bezahlt und zogen lustig ihre Alphörner blasend bergabwärts.

Die drei Reisegenossen dagegen marschierten am folgenden Tage weiter bergauf über erstarrte Lavaströme hinweg bei kühlem, er-

frischendem Lufthauch, der den Kruleuten aber recht ungemütlich vorkam. Während Nebel und phantastisch geformte Wolkengebilde durch die Thäler aufwärts getrieben wurden, sahen die Marschierenden nichts als aufsteigende Bergkegel, Kraterwälle und bräunliche, grasbewachsene Kuppen. Links von sich hatten sie einen gigantischen Bergwall, nämlich den west-östlich laufenden Hauptwall des ganzen Kamerungebirges, auf welchem verschiedene vulkanische Bergriesen, unter ihnen der große Kamerunberg, aufsitzen. Mitten in dieser baumlosen, vulkanischen Bergwelt haben kühne, schwarze Jäger aus Bea (Buea) aus Ästen und Reisig ein primitives Bauwerk hergestellt, die sogenannte Jägerhütte. Hier wurde die nächste Nacht zugebracht. Man befand sich hier wieder, obwohl die Jägerhütte über 2800 Meter hoch liegt, unter Bäumen, weil der Ort geschützt war, und bald flackerte, von trockenem Reisig genährt, ein lustiges Feuer zum Himmel empor, während sich in der Atmosphäre der Duft von kochendem Reis, Corned-Beef und Thee verbreitete. Das Unangenehmste eines Nachtlagers im Tropenwalde ist die ungeheure Menge von Feuchtigkeit, die sich weder durch das Zelt noch durch Decken abhalten läßt, weil sie als feiner Tau durch jedes Ritzchen eindringt. Einige Stunden vor Sonnenaufgang erwacht man jedesmal mit Zähneklappern und bemerkt mit Erstaunen, daß die Decke, auf der man liegt, die, mit der man sich zugedeckt hat, sowie Bart und Haar, alles gleichmäßig naß ist. Anderseits ist die Poesie einer solchen Tropenwaldnacht eine nicht geringe.

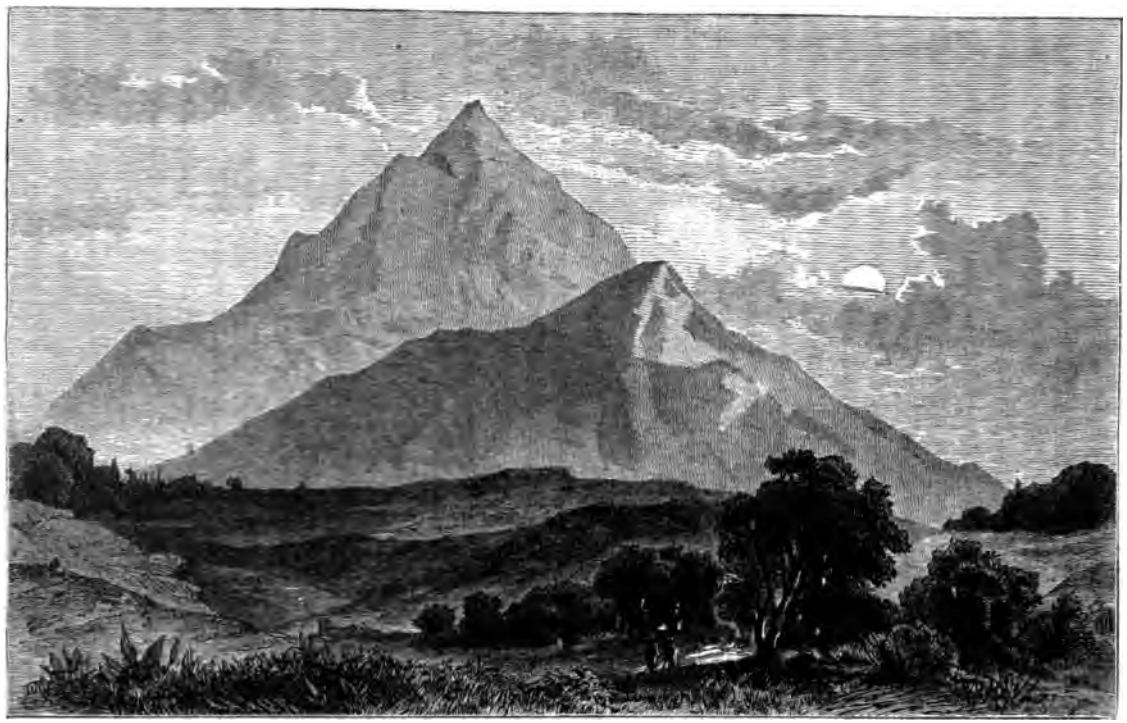
Von der Jägerhütte aus wurden bloß noch 5 Kruleute mit dem nötigsten Gepäck, den Lebensmitteln und dem Wasser mitgenommen; die andern blieben daselbst zurück. Es ging nun den obenerwähnten Hauptwall des Kamerungebirges hinan, von welchem vor Zeiten Dutzende von Lavaströme heruntergeflossen sind. Ein eisig kalter Sturmwind umsauste die mühsam steil bergan Klimmenden, ihre Lungen wurden arg mitgenommen. Zu ihren Füßen lagen alle jene Bergriesen, wie der kleine Kamerunberg, der Helenenberg und andre, die ihnen von unten aus so imposant erschienen waren. Noch tiefer abwärts schwebte ein in fast unheimlicher Weise durcheinander gewirbeltes Wolkenmeer; auch über ihren Köpfen jagten Wolken über Wolken dahin, bloß ab und zu den Sonnenstrahlen freie Bahn lassend. Reisig gab es hier immer noch, nämlich gelbblühende, unserm Ginster gleichende, vom Winde zerzauste Büsche: die Farbe des Grases war gelb und demgemäß auch die der Berge gelb, mit grauschwarz untermischt. Nicht eben zaghafte Antilopen kreuzten öfter den Weg. Als ein dichter Nebel über die Keuchenden dahinzog,

wurde die Kälte so groß, daß die Kruleute zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Man befand sich jetzt auf dem Kamme einer ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf.

Auf einem ungeheuern, einer sturmbewegten See gleichenden Lavafelde wurde Halt gemacht und hinter einem einigermaßen Schutz gegen den eisigen Wind gewährenden Lavawalle das Lager aufgeschlagen. An der vor dem Wind geschützten Seite kamen auch hier noch Gras, Blumen und Moose vor, wo der Wind hin konnte, war alles kahl. Die Richtung nach dem Götterberg ließ sich des Nebels wegen nicht feststellen. Es ist hier große Aufmerksamkeit nötig; dem Engländer Thomson war es in Begleitung desselben Führers, den Zöller hatte, widerfahren, daß er einen viel niedrigern Berg bestieg und bis der Nebel sich lichtete, fest überzeugt war, auf dem großen Kamerunberg zu sein.

Erst nach anderthalbstündiger Rast, als der Nebel zerriß, traten die drei Weißen, bloß von dem Führer begleitet, den letzten, entscheidenden Marsch an. Da sie nach einer starken Stunde noch einige hübsche, vor dem Winde geschützte Kessel antrafen, so sandten sie den Führer zurück, um die Träger nebst dem Gepäck bis dahin nachzubeordern. Um dreiviertel zwei standen die drei Europäer, nunmehr ganz ohne eingeborne Begleitung, am Fuße der letzten, in unheimlicher Steilheit vor ihnen aufsteigenden, 600 Meter hohen Bergmasse. Sollten sie noch zu so später Stunde das Wagnis unternehmen? Nur wenige Minuten schwankten sie; dann hieß es: vorwärts. Aber welche Riesenarbeit war dieser letzte Anstieg! Bald mußten sie über Lavablöcke, bald über fein zermahlenen, vulkanischen Sand bergan klettern; in letzterem rutschte man bei drei Schritten allemal zwei zurück. Die Steilheit des Berges wurde, je weiter sie gelangten, immer größer; ab und zu erfolgte auch eine unfreiwillige Rutschpartie; Zöller wurde immer heiserer, bis er zuletzt völlig die Sprache verlor. Sei zweites Paar Stiefel, diesmal aus festem Leder, war von der scharfkantigen Lava längst zu Fetzen zerschnitten.

Endlich, um dreiviertel vier, standen die drei Weißen auf der stolzesten Höhe Westafrikas, aber es fehlte jedes, auch das kleinste zum Ausruhen einladende Plateau. Die drei Kuppen (gewöhnlich die drei Schwestern genannt), von denen die mittelste und höchste der eigentliche Götterberg ist, liegen in einer Kammlinie, welche sich als der zackige Rand eines Kraters erweist, dessen Nordhälfte abgesprengt und hinuntergestürzt ist. „Auf der einen Seite — so berichtet Zöller — ein grauenhafter, senkrechter Absturz von rotem Gestein, auf der



Der kleine Kamerun. Nach der Originalaufnahme der Mann-Burtonschen Expedition.

andern ein steiles, mit kümmerlichen Moosen bestandenes Gehänge, auf welchem man mit großer Vorsicht einherschreiten muß, wenn man nicht von dem rasenden Sturmwind über jenen Kamm geschleudert werden will, hinter dem sich der Abgrund eröffnet. Es schauderte mir, als ich vorsichtig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterblickte. Als vom Sturme gerüttelt der dichte Wolkenschleier sich lichtete, war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unnennbar, namenlos großartig."

Vom Sturmwind umheult legten sich die drei Männer nieder, um, obwohl die erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über die erfolgreiche Besteigung abzufassen. Da der Deutsche den Gebrauch des Polnischen und die beiden Polen den des Deutschen nicht gern gesehen hätten, so einigte man sich auf Latein. Ein in dieser Sprache abgefaßtes Schriftstück wurde in eine Flasche gesteckt, und diese dann zwischen Steinblöcken festgeklemmt.

Schwarze Jäger sollen ihre Streifzüge ab und zu bis zum Fuße des großen Kamerunberges ausdehnen; zum Gipfel steigen sie nie empor; denn dort hausen nach ihrer Meinung unheimliche göttliche Wesen. Darum nennen sie den Gipfel Mongo-ma-Loba, d. i. Götterberg. Was aber wollen eigentlich die weißen Männer dort oben, wo nichts wächst und nichts zu holen ist? Die Bakwiri meinen, sie holten dort eine Medizin, die sie noch stärker und klüger mache, als sie ohnehin schon seien. Die etwas mehr gewitzigten Kruleute sagen, es sei book-palaver (eine Bücherſache).

Wegen der Kälte und weil die Zeit drängte, blieben die von Erfolg gekrönten Bergsteiger nur vierzig Minuten auf der sturmumsausten Höhe. Als sie nach anderthalb Stunden bei ihren Kruleuten, die ihnen durch Rauch die Richtung angezeigt hatten, wieder ankamen, begrüßten diese sie zwar mit aufrichtiger Freude, hatten aber das Wasser bis zum letzten Tropfen ausgetrunken, so daß die Überdurstigen mit dem Trinken bis zum folgenden Tage, wo sie im Hauptquartier an der Jägerhütte ankamen, warten mußten.

Auf demselben Wege ging es dann wieder bergab; bei Manns-Quelle und in Boando wurde noch einmal genächtigt, und am Abend des achten Reisetages brachten 6 Kähne die Weißen und die Kruleute nach der Insel Mondoleh zurück.

Als Hugo Zöller auf dem Gipfel des Götterberges stand, besaßen die Deutschen vom ganzen Kamerungebirge bloß das eine

Küstendörfchen Bimbia, von wo aus nicht einmal Straßen ins Innere führen. Zwei Monate später war die Hälfte des Kamerungebirges mit Einschluß der Hälfte des Gipfels deutsches Kolonialgebiet. Daß dieses geschehen, war das Werk eben unsres Hugo Zöller, der auf seine Bergbesteigung einen politischen Eroberungszug durch das Kamerungebirge folgen ließ. Bei jener war der Pole Rogozinski sein Freund und Kamerad gewesen, bei diesem wurde er sein erbittertster Gegner, der ihm sogar mit den Waffen in der Hand gegenübertrat. Zwischen beide Unternehmungen fällt die Ankunft des deutschen Geschwaders und die oben geschilderten Kämpfe am Kamerunflusse.

Am 3. Januar schiffte Zöller, vom deutschen Generalkonsul Nachtigal mit der Vollmacht, Verträge abzuschließen, versehen, von Kamerun nach Bimbia. 5 auserlesene, herkulisch gebaute Kruleute und eine Unzahl Gepäckstücke begleiteten ihn. Am folgenden Tage warf er vor Viktoria Anker und begab sich so schnell als möglich, um kein Aufsehen zu erregen, zum Agenten der Woermannschen Firma daselbst, einem Herrn Stehr. Kaum saß er mit diesem bei einer Flasche Bier, als auch schon Abgesandte der schwarzen Kolonialregierung erschienen, um zu spionieren. Die gelungene Bergbesteigung hatte Zöller plötzlich zu einer Persönlichkeit gemacht, die man fürchtete. Die Abgesandten erkundigten sich nach seinem Befinden und fragten, ob er diesmal wiederum den Pik besteigen oder bloß Antilopen jagen wolle. Lachend erwiderte er, diesmal sei es ihm mehr um Elefanten zu thun! Diese Antwort mußte wohl nicht ganz befriedigen, denn die Notablen des Ortes hielten bis tief in die Nacht hinein eine geheime Beratung ab.

Zöller konnte es unmöglich allein, ohne einen landeskundigen Bundesgenossen, der auch seinerseits den Eingebornen bekannt war, mit dem seit mehreren Jahren im Lande lebenden Rogozinski und den im Lande gebornen, mit der Sprache und den Sitten der Gebirgsbewohner bekannten Viktorianern aufnehmen. Er hatte daher auf die Begleitung eines deutschen Landsmannes von den Faktoreien gerechnet; allein obwohl alle reges Interesse für die Sache zeigten, lehnten sie doch ab, Zöller zu begleiten, weil sie näher liegende Pflichten zu erfüllen hatten. So stand er im letzten, entscheidenden Augenblicke allein da und wäre fast von der ganzen Sache zurückgetreten, wenn er sich nicht an jenen Schwur erinnert hätte, den er vor sich selbst auf dem Meere angesichts des blitzumleuchteten Berges abgelegt hatte. Er beschloß nun, die ihm persönlich vollständig fremden Schweden für sich und sein Unternehmen zu gewinnen.

Deswegen besprach er sich mit Herrn Stehr in der Faktorei zu Viktoria; er bat denselben, ihn nach Mapanja hinauf zu begleiten und den schwedischen Herren vorzustellen, damit ihn diese nicht von vornherein mit Argwohn empfingen. „Aber wenn inzwischen meine Faktorei von den Viktorianern niedergebrannt würde.“ „So werde ich den Schaden tragen.“ „Gut, ich werde mit Ihnen gehen, aber auf Ihre Verantwortung hin.“ „Auf meine Verantwortung.“

Am 5. Januar früh um sieben rückte die kleine Kolonne ab, zog aber, um alles Aufsehen zu vermeiden, nicht durch den Ort Viktoria, sondern einen längeren Weg, auf welchem sie schon nach wenig Minuten den Urwald erreichten. Nach sechsstündigem Marsche kam man nach Mapanja hinauf. Die Schweden bewohnen ganz oben am äußersten Ende des wie alle Bakwiridörfer unendlich langgedehnten Ortes eine Anzahl kleiner Häuser, über denen an hohem Maste die blaugelbe Flagge wehte. Vor dem Wohnhause waren Antilopen- und Buschkatzenfelle zum Trocknen aufgehängt, in der Thür stand ein rotwangiger junger Mann, mit dem Putzen einer riesigen Elefantenbüchse beschäftigt. Es war Gustavsohn, der Begleiter des einen; der des andern war kurz vorher gestorben. Die beiden Herren waren zu einem mehrtägigen Jagdzug abwesend, wurden aber baldigst zurückerwartet. Im Innern des Hauses starrt es von Jagdtrophäen, Hörnern, Fellen und dergleichen, sowie von Gewehren jeder Art. Ein urwüchsiger Tisch, Koffer und Kisten, mit Decken belegte Schlafpritschen bilden das Meublement. In einem Seitenzimmer ist das kleine Warenlager, aus welchem heraus durch ein mit einem Tisch versehenes Fensterchen mit den Kautschuk anbietenden Eingebornen Handel getrieben wird. Possierliche Bakwiri-Knaben springen wie Affen umher und verrichten Aufwärterdienste.

Bereits saßen die beiden Deutschen mit ihrem freundlichen Wirte an der aus Palmölsuppe und einigen Konserven bestehenden Mittagstafel, da kehrten bie beiden Herren Knutson und Waldau zurück. Da sie in Schweiß gebadet und übermüde waren, verschob Zöller nach der Vorstellung und ersten Begrüßung alles Weitere bis auf den Abend. Als die Dämmerung Kühlung brachte, hatten die Schweden sich erholt und brachten schwedischen Punsch zum gemeinsamen Männertrunke herbei. Nun eröffnete ihnen Zöller langsam und vorsichtig seine Pläne und Wünsche, während die Schweden sich ab und zu behufs privater Besprechung in das Nebenzimmer zurückzogen. Als es schon Mitternacht vorüber war, traten alle noch einmal in die sternenfunkelnde Nacht hinaus. Das Bündnis, welches beiden Teilen gleich große Vorteile verhieß, war abgeschlossen und

durch Handschlag und Manneswort besiegelt. Die Bakwiri, so meinten die Schweden, würden jede Gelegenheit ergreifen, um die Gefahr, unter die Gerichtsbarkeit der gefürchteten schwarzen Spitzbuben von Viktoria zu geraten, von sich abzulenken.

Die Feindseligkeit dieser letzteren zeigte sich bald. Zöller hatte Gustavsohn zur Faktorei nach Viktoria geschickt, um noch für mehrere tausend Mark Waren zu holen. Diese Karawane hatte man nicht zurücklassen wollen, und nur der Entschlossenheit und List des braven Schweden war es zu danken, daß sie dennoch durchkam. Sie lieferte die Mittel zur Gewinnung der schwarzen Dorfhäuptlinge. Dann erschienen am Nachmittag des 7. Januar ein paar europäisch gekleidete Gentlemen von Viktoria und überreichten Herrn Knutson ein riesiges Papier, auf welchem zu lesen stand, daß dieser sich verpflichtete, in keiner Weise den Deutschen zur Erwerbung von Hoheitsrechten im Kamerungebirge behilflich zu sein. Statt zu unterzeichnen, warf der stolze Schwede den Kopf in den Nacken und sagte bloß: „Melden Sie der Regierung von Viktoria, daß wir solches Ansinnen mit Entrüstung zurückweisen."

Als die beiden Unglücksraben außer Sicht waren, berief Zöller eine Versammlung des Volkes von Mapanja, hielt demselben eine deutsche Ansprache, welche erst ins Englische und dann ins Bakwiri verdolmetscht wurde, und legte den Ortshäuptlingen den deutschen Schutzvertrag zur Unterschreibung vor. Die Kerle malten, wie Zöller sagt, mit Gesichtern, die vor innerem Vergnügen platzen zu wollen schienen, an ihren Unterschriften herum. Bei andern Gelegenheiten und namentlich in von der europäischen Kultur noch weniger berührten Orten machte Zöller gerade die entgegengesetzte Erfahrung, daß nämlich die Negerfürsten sich ängstlich scheuen, etwas Schriftliches von sich zu geben, weil sie es als Fetisch ansehen, am wenigsten aber die Feder direkt aus der Hand des Weißen, viel eher aus der des schwarzen Dolmetschers nehmen.

Träger für unbestimmte Zeit und Entfernung in Mapanja zu werben, war fast unmöglich. Man fürchtete außer allen möglichen andern Schrecknissen besonders das kürzlich vernommene Brüllen des großen Gottes (den Geschützdonner). Zöller atmete nach all diesen Schwierigkeiten ordentlich auf, als sich am Morgen des 8. Januar seine aus 22 Negern bestehende Kolonne wirklich in Bewegung setzte. Knutson und Waldau gingen als treue Bundesgenossen mit. Über schönbewaldete, aber sehr schwer zu passierende, verwitterte Lavafelder marschierte die Kolonne nach Lekumbi. Hier stieß man aber bereits auf Rogozinski. Er stand in der jenseitigen Hälfte des

Dorfes, die durch eine tiefe Schlucht von der diesseitigen getrennt war, und hatte sich erdreistet, dort den Union-Jack zu hissen, eine englische Flagge, welche bloß von den Gouverneuren englischer Kolonien geführt werden darf. Der ganze Ort war in Aufregung, die Schwarzen wollten die Flagge herunterreißen, die Schweden waren ebenfalls recht kampflustig und der Sieg wäre keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, wo drei Weiße gegen einen standen. Zöllers Ruhe allein verhinderte den Kampf. Auch Rogozinski hatte zwar eine Verteidigungsstellung eingenommen, scheute sich aber doch, den ersten Schuß zu thun. Zöller setzte nun einen schriftlichen Protest gegen die polnisch-englische, widerrechtliche Flaggenhissung auf; doch unterzeichneten denselben nur wenige von den schwarzen Dorfhäuptlingen, während sie mündlich so laut wie nur möglich protestieren zu wollen erklärten. Der alte Oberhäuptling des Orts sprang sogar, als ihm Zöller die Feder reichte, unter dem Schreckensrufe: „Hexerei" auf Nimmerwiedersehen ins Gebüsch.

Ganz dicht an Rogozinskis Stellung vorüber marschierten Zöller und die Schweden dann weiter nach Buassa. Hier verbrachten sie eine höchst ungemütliche Nacht. Anfangs gab es eine große Prügelei der Träger mit den Ortseinwohnern wegen ein paar zufällig zerbrochener Eier, dann kam ein Gewitter und Regengüsse, welche sich in das Innere der unsoliden Negerhütte, in welcher das Nachtquartier sich befand, Bahn brachen und die drei Reisegefährten zwangen, den Rest der Nacht unter Regenschirmen, Palmwein trinkend, zuzubringen. Am andern Morgen war die Aussicht zwar wunderschön; denn der Götterberg war infolge des Gewitters über und über mit Schnee bedeckt. Aber gerade dieser Umstand, daß „der Große Gott weiße Gewänder angezogen habe", schob den für den Tag beabsichtigten Abschluß des Vertrages hinaus. Es gelang endlich mit Mühe, den furchtsamen König zu beschwichtigen, und der Vertrag wurde glücklich unterzeichnet.

Dann ging es über das kleine Mimbia nach Bea (auch Buea geschrieben). Dieser Ort ist ein herrliches Alpendorf mit krystallklarem, gesundem, kühlem Bergwasser, in welchem zu baden eine wahre Erquickung ist. Da die Hütten auf grasiger Halde weit zerstreut liegen, nimmt der Ort wohl einen Flächenraum von der Größe der Stadt Köln ein. Hier gibt es schöne, wohlgenährte, glatte Kühe, wie sie Zöller nirgends sonst in Afrika sah, die Einwohner sind vortreffliche Viehzüchter und zugleich berühmte Jäger, die allenthalben im Gebirge durch ihre Jägerhütten für nächtliche Unterkunft gesorgt haben. Sie haben durch dieses Herumstreifen im Gebirge eine ge-

wisse spartanische Kraft und Tüchtigkeit gewonnen. Anfangs ließ sich alles hier ebenso gut an, wie in Buassa. Der König Letongo war höflich, schien aber zugleich stolz und listig zu sein, so daß Zöller zunächst bloß sein und des Volkes Zuneigung zu gewinnen suchte und alles andre bis zur Volksversammlung am andern Morgen verschob. Es sollte freilich anders kommen, als er gehofft hatte.

Der Abend verlief in der fröhlichsten Weise. Man wird an Schilderungen des Homer erinnert, wenn man von den Kampfspielen liest, die Zöller hier veranstaltete. Er setzte aus Zeug bestehende Kampfpreise aus und wollte die Bea-Leute die imponierende Kraft seiner Kru-Begleiter sehen lassen. Das gelang ihm freilich nur sehr unvollkommen; denn gerade seine beiden stärksten Herkulesse wurden von den schmächtigeren, aber gewandteren Gebirgsbewohnern unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung nach allen Regeln der Kunst in den Sand gelegt. Gewaltigen Eindruck machte dagegen auf die Einheimischen die Treffsicherheit Knutsons, der, ohne eigentlich zu zielen, einen mächtigen Geier hoch aus der Luft herunterholte. Unter solchen Scherzen, wobei natürlich auch die Revolver und Repetiergewehre den staunenden Ortsbewohnern vorgeführt wurden, war es dunkel geworden. Herr Waldau nahm bei „Großkönig" Letongo Quartier, die beiden andern Weißen beim zweiten König in einer Hütte für sich allein, die schwarzen Träger in einer andern etwa 40 Schritte von jener entfernten Hütte.

Diese Trennung war unvorsichtig. Bald sollten unsre Freunde in ernste Gefahr kommen. Noch saßen zwei Boten des Königs lachend und plaudernd in der Hütte der Weißen, da erschien ein wildaussehender Mann am Eingang derselben und rief ihnen einige Worte zu. Ohne auch nur Abschied zu nehmen eilten sie davon. Zugleich fiel den beiden Weißen verworrenes Stimmengewirr, welches aus der Ferne herüberschallte, und die völlige Verödung des sonst so lebhaften Platzes vor ihrer Hütte unangenehm auf. Sie gingen in das Quartier ihrer Leute hinüber und fanden sie in einer Ecke schweigend und offenbar bedrückt zusammengedrängt. Der Dolmetscher fehlte. Als die beiden wieder in ihre Hütte zurückkehrten, überfiel Knutson heftiges Frösteln und Zittern. Er hatte das Fieber. Zöller gab ihm Chinin und breitete alle vorhandenen Decken über ihn. Dann schliefen beide auf kurze Zeit ein. Aber bald wurde Zöller wieder durch Knutson geweckt, der ihn auf einen entfernten Trommellärm aufmerksam machte und ihm mitteilte, daß dies der Kriegsalarmruf sei. Zöller trat nun, um seine Leute heranzuholen, heraus, da sah er, wie etwa 100 bewaffnete Männer die Hütte so ziemlich

umstellt und die beiden Weißen also von ihren Leuten abgeschnitten hatten. Die nun folgende Nacht war fürchterlich. Die Hütte hatte nur unten eine Thür, durch die obere Hälfte des Eingangs schauten die Sterne herein. Da sah Zöller zuweilen dunkle Gestalten, die Gewehre schwingend, vorbeieilen, Gesichter blickten über die Halbthür herein, eilig zurückprallend beim Anblick des bereit gehaltenen Gewehres. Gegen eine andre Seite der Hütte wurden wuchtige Schläge geführt und das Stimmengewirr kam immer näher und wurde immer drohender. Zöller saß drinnen, in der gespanntesten Aufmerksamkeit und, wie er sich ausdrückt, die Theekanne für den Kranken in der einen, das Gewehr für die Feinde in der andern Hand.

Am andern Morgen war Knutson zum Glück leidlich wiederhergestellt, aber um den vereinsamten Waldau hegte man die größte Besorgnis. Wie froh waren seine Gefährten, als er endlich unversehrt erschien. Letongo kam mit ihm, eine Volksversammlung wurde berufen; man verhandelte eben über den Preis des Vertrages, da stob plötzlich auf eine Zöller unverständliche Botschaft hin die ganze Versammlung auseinander. Letongo blieb in der Thüre stehen und forderte Zöller wiederholt auf, die Flagge zu hissen; zuletzt rief er ihm fast höhnisch zu: „So hisse denn deine Flagge, wenn du eine hast.“ In seiner peinlichen Beschämung mußte Zöller gestehen, daß er keine habe. Vergebens hatte er vor seiner Abreise abermals und abermals darum gebeten; sein Wunsch war, weil man befürchtete, daß durch das Hissen einer Flagge Verwicklungen entstehen könnten, nicht berücksichtigt worden. So sind wir Deutsche! Der vaterlandslose Pole hißt, mit oder ohne Vertrag, wo er hinkommt, die ihm nicht zustehende englische Kriegsflagge, unser Landsmann bekommt nur die Erlaubnis, teuere Verträge zu schließen, darf aber nicht einmal einen schwarz-weiß-roten Wimpel, geschweige denn die deutsche Kriegsflagge, mitnehmen.

Nun war alles verloren. Die ganze Sache hing wahrscheinlich so zusammen. In der Nacht waren Agenten der Viktorianer erschienen und hatten die Bea-Leute zu einem Angriff auf den Deutschen und seine Begleiter zu bewegen gesucht. Aber ein Teil des Volkes hatte dessen Partei ergriffen. So war der Angriff unterblieben, aber die Furcht vor den Engländern und Viktorianern war viel zu groß, als daß das Volk von Bea nun noch einen Vertrag mit dem Deutschen hätte abschließen mögen. Dagegen hätten die Leute das Hissen der deutschen Flagge ohne ihr Zuthun vielleicht nicht ungern gesehen, da sie wohl annehmen konnten, daß dieselbe ihnen gegen die Viktorianer Schutz gewähren würde. Da Zöller nun keine

Flagge mit sich führte, glaubten sie, er könne sie nicht schützen, und wollten nun nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Zöller mußte also Bea aufgeben und schickte sich an, nach Sopo zu marschieren. Dieser Ort liegt in Luftlinie nur 2—3 Kilometer von Bea und beherrscht die große Handelsstraße von Kamerun nach Bakundu. Deshalb wollte es Zöller, wenn irgend möglich, noch vor Rogozinski erreichen und für Deutschland gewinnen. Allein trotz der kurzen Strecke weigerten sich die Träger entschieden, noch weiter zu gehen. Sie gehorchten dem Befehl, aufzustehen und die Lasten aufzunehmen, einfach nicht, und als der Vorderste von Zöller einen Puff mit dem Gewehrkolben erhielt, fingen einige an davonzulaufen. Zöller brachte sie zwar durch lauten Zuruf und die Drohung, er werde schießen, zum stehen, aber die Leute aus Mapanja blieben dabei, sie würden nicht gehen, und wenn er sie zur Hälfte niederschösse. Dazu kam, daß jetzt auch seine Genossen, die Schweden, erklärten, sie würden ihn nicht weiter begleiten, da ein Marsch nach Sopo den Erfahrungen der letzten Nacht zufolge den sicheren Untergang bedeuten würde. Zöllers Autorität war auch bei diesen beiden Biedermännern erschüttert; sie glaubten ihn wohl, weil er keine Fahne hatte, von seinen Landsleuten nicht genügend anerkannt und unterstützt. Erst, als am folgenden Tage alle drei zusammen an Bord der „Möwe" mit dem deutschen Offiziercorps tafelten, wurde sein Ansehen wieder voll hergestellt, da sie die bereitwillige Förderung sahen, welche der Kapitän des Schiffes Zöllers weiterem Unternehmen angedeihen ließ.

Zöller war außer sich, aber er mußte sich fügen. Nach einigen Stunden fieberhaften Nachdenkens beschloß er, schnell nach Bimbia zurückzukehren und dem Wasserwege bis Mbinga folgend noch einmal von dieser Seite her einen Vorstoß nach Sopo zu versuchen. Er setzte nun trotz allgemeinen Widerspruchs einen Gewaltmarsch zurück nach Mapanja durch. Es ging 20 Kilometer weit über scharfes Lavagestein, welches die Füße der Leute vollständig zerfetzte; allein es half nichts, sollte Zöllers Plan noch gelingen, so mußte Mapanja noch diesen Abend erreicht werden. Wer zurückblieb und die Last niedersetzte, erhielt einen Stoß mit dem Gewehrkolben, daß er es nicht zum zweitenmale versuchte. Auf diesem Rückmarsche begegnete Zöller hinter Buassa Rogozinskis Zuge und wechselte mit dem Polen einige Worte — ein merkwürdiges Zusammentreffen der beiden persönlichen Freunde und politischen Feinde.

Am 11. Januar marschierte dann die kleine Kolonne mit schußbereitem Gewehr stolz durch das feindliche Viktoria. Dann ging's

auf dem Ruderboote nach Bimbia, wo die „Möwe“ ankerte. Kapitän Hoffmann und das ganze Offiziercorps empfing die Landstreichern ähnelnde, abgerissene kleine Schar auf das herzlichste; die Schweden mußten trotz der Löcher und Dornen in ihren Kleidern mit an der Offizierstafel teilnehmen und das beste Verhältnis war bald allseitig wiederhergestellt. Für die folgende Expedition nach Sopo stellte der Kapitän nicht nur eine Anzahl deutscher Flaggen, sondern auch die Dampfpinasse bis Mbinga-Markt zur Verfügung, ja er selbst begleitete noch über Mbinga-Markt hinaus den rastlosen Landsmann zu Lande. Stürmisch drang dieser nach Sopo vor; einer nach dem andern von seinen Leuten brach zusammen; zuletzt hielten nur noch Herr Knutson und drei Schwarze bei ihm aus. Der Erfolg war, daß er noch in einer ganzen Reihe von Ortschaften (im ganzen acht) Verträge zustande brachte, aber freilich, als er am zweiten Tage nach Sopo kam, wehte dort schon die — engliche Kriegsflagge. Rogozinski hatte sie, bequem auf gerader Straße marschierend und von zahlreichen Dolmetschern aus Viktoria überall unterstützt, entfaltet. Bea, das Alpendorf, indessen hatte auch ihm widerstanden.

Nach Mbinga zurückgekehrt traf er dort ganz unerwartet mit dem kaiserlichen Generalkonsul Dr. Nachtigal zusammen, der gemütlich rauchend hinter einem Topf Palmwein auf einem niedrigen Negerschemel saß und den total zerlumpten Landsmann auf das freundlichste begrüßte. Er erkannte dessen aufopfernde Thätigkeit lobend an und brach gleich am andern Tage nochmals mit ihm auf, um die Verträge, die Zöller mitgebracht hatte, zu bestätigen und an all den erworbenen Orten die deutsche Kriegsflagge zu hissen. Zöller spricht sich in begeisterten Worten über diesen ebenso liebenswürdigen wie energischen, ebenso gütigen wie würdevollen Mann aus, dessen vorzeitigen Verlust die deutsche Nation nicht genug beklagen kann.

Zum Glück sind alle Machinationen Rogozinskis und der Viktorianer vergeblich gewesen. Durch diplomatische Verhandlungen mit England und Frankreich ist als Grenze des deutschen Gebietes nördlich der Rio del Rey, südlich der Campofluß festgesetzt worden, wofür den genannten Staaten allerdings auf andern Gebieten Afrikas wesentliche Zugeständnisse gemacht worden sind. Das ganze Kamerungebirge ist nun ebenso wie das Flußgebiet unser Besitz; auch das anfangs noch englische Viktoria ist, nachdem die Baseler Mission die den englischen Baptisten gehörigen Grundstücke und Gebäude im September 1888 gekauft hatte, der deutschen Herrschaft unterstellt worden; die Viktorianer haben sich in ihr Geschick finden müssen.

Seitdem ist in der Kolonie Kamerun recht Erfreuliches geleistet worden. Das neuerbaute, massive Regierungsgebäude auf der sogenannten Joß-Platte ziemlich hoch gelegen gewährt mit seinem ausgedehnten, gutgepflegten Parke einen sehr stattlichen Anblick. Ein breiter, chaussierter Weg führt von da durch die Dörfer Joß, Bell und Aqua und überschreitet auf Brücken die ihn kreuzenden toten Flußarme. Die Bevölkerung hat gehorchen gelernt, der Handel ist zum Teil frei gemacht worden und das Innere ist nach allen Richtungen hin durchreist und erforscht worden. Das Hauptverdienst an all diesen Fortschritten gebührt dem kaiserlichen Gouverneur, Freiherrn von Soden, der mit einer unermüdlichen Arbeitskraft nach dem

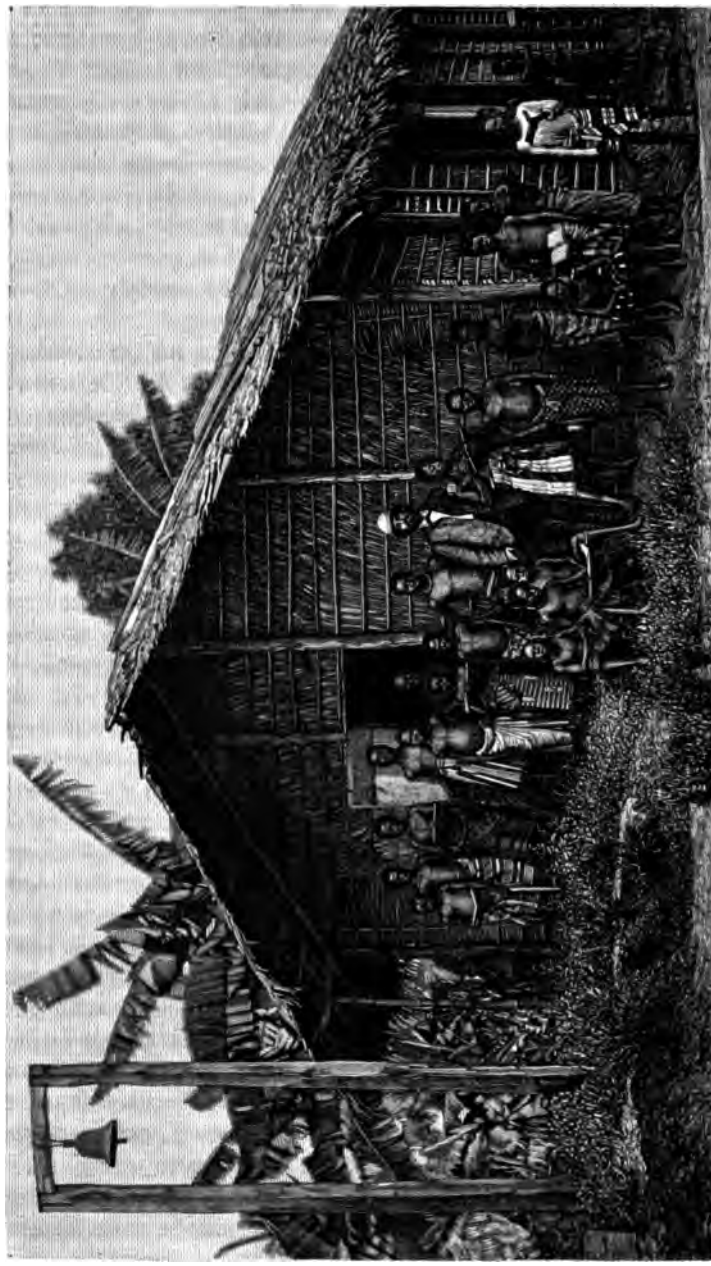
Das deutsche Regierungsgebäude in Kamerun.

Zeugnisse des uns bekannten Schweden Waldau die schwere Kunst verbindet, immer das richtige Maß zu finden, und die wahre Natur des Negers mit sicherem Blicke erkannt hat. Er gebietet über eine schwarze Polizeitruppe, über einen Flußdampfer „Nachtigal" und hat außerdem die in Kamerun stationierten Kriegsschiffe zur Verfügung, von denen er öfter hat Gebrauch machen müssen, um Unbotmäßigkeiten einzelner Ortschaften zu dämpfen. Die Hulks im Flusse, in denen früher die Kaufleute wohnten, werden allmählich verlassen und dafür feste Faktoreien am Lande erbaut. Für die Beamten ist ein gemeinsames Speisehaus mit vielen Annehmlichkeiten errichtet, für den Arzt ist eine Wohnung gebaut, ein deutscher Lehrer ist angestellt und eine Schule gegründet.

Sie wurde von dem württembergischen Lehrer Christaller, Sohn des bekannten Missionars, am 27. Februar 1887 mit 32 Schülern eröffnet. Als Schulbuch dient die von demselben verfaßte „Fibel für die Volksschulen in Kamerun". Die Unterrichtssprache ist Deutsch und Dualla; auch in Viktoria, wo sich die Herrschaften bisher unendlich viel auf ihr schlechtes Englisch einbildeten, ist neuerdings das Dualla als Schulsprache eingeführt worden. Fleiß, Eifer und Betragen der schwarzen Jungen ist im allgemeinen zufriedenstellend. Als Zuchtmittel genügt das Entziehen der „Striche", nach welchen alle Monate der Rang bestimmt wird. „König" Bell geruht nicht selten, mit seinem Gefolge die Schule zu besichtigen und sich von den Fortschritten seiner Söhne und Enkel in höchsteigner Person zu überzeugen. Das Schulgebäude ist, wie die Abbildung S. 593 zeigt, recht luftig gebaut, liegt auf derselben Höhe wie das Regierungsgebäude und gewährt eine schöne Aussicht über das weite Mündungsgebiet der Flüsse bis hinaus auf das Meer.

Zur wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes hat sich schon 1885 eine „Kameruner Land- und Plantagengesellschaft" gebildet, eine zweite Gesellschaft ist speziell für den Tabaksbau gegründet worden. Schon sind eine Reihe vielversprechender Plantagen angelegt worden. Die bedeutendste ist die große Kakaopflanzung südlich von Viktoria, wo bereits 100 000 Kakaobäumchen fröhlich aufwachsen. Der im Süden des Gebietes auf der Plantage bei Groß-Batanga gezogene Tabak brachte ein seidenartiges Blatt und in Hamburg einen Preis von 3 Mark das Pfund. Aber auch Vanille, Indigo, Reis wird probeweise gebaut und solchen Versuchen wird in dem vom Gouverneur zu Viktoria angelegten botanischen Garten kräftig vorgearbeitet. Als Arbeiter dienen wenigstens auf der großen Kakaoplantage zumeist geschickte und fleißige Accraleute, die mit erstaunlicher Schnelligkeit unter kraftvollen Axthieben selbst den mächtigsten Baumriesen zu Falle bringen.

Die Hauptsache ist die geographische und wirtschaftliche Erschließung des bis vor kurzem noch ganz unbekannten Hinterlandes und die Beseitigung des Zwischenhandels der Küstenstämme. Wir sahen schon oben, daß dieser Zwischenhandel das Lebenselement der Dualla ist, dem sie ihre Wohlhabenheit, aber auch ihre Nichtswürdigkeit, Faulheit und Unverschämtheit verdanken. „Das Treiben in einer Faktorei — schreibt Buchner — nimmt gewöhnlich den Charakter einer vielstimmigen, wüsten Zänkerei an, die jeden Augenblick in Thätlichkeiten auszuarten droht, und was sich der weiße Händler hier manchmal des lieben Geldes wegen gefallen lassen muß, streift hart



Reichsschule in Kamerun. Nach der Photographie eines Schwarzen.

an die äußersten Grenzen des Erträglichen." Nach dem Innern zu gibt es nun noch mehrere solcher Handelsbarrieren, deren jede die Waren verteuert. Erhält z. B. der Produzent im Innern für eine bestimmte Menge Palmöl eine Mark, so zahlt der europäische Kaufmann an der Küste schließlich 5 Mark dafür. Natürlich wachen die Händler eifersüchtig darüber, daß niemand weder von Innen noch von Außen her ihre Zone überschreite; ja, obwohl sie von Hause aus feige und unkriegerisch sind, widersetzen sie sich jedem solchen Versuche mit Waffengewalt und nicht ohne eine gewisse Tapferkeit. Das sollten mehrere der deutschen Expeditionen zu ihrem Schaden erfahren.

Die deutsche Reichsregierung nämlich verfolgt mit großer Energie das Ziel, den Zwischenhandel zu durchbrechen, den Verkehr mit dem Hinterlande selbst zu eröffnen und dieses nach allen Richtungen hin zu erschließen. Bedeutende Mittel stehen ihr dazu nicht zu Gebote, aber die vorhandenen sind gut angewandt worden, und ein gewisser Erfolg ist bereits — freilich nicht ohne Kämpfe und Verluste — erreicht worden.

Schon im Jahre 1885 unternahm Dr. Bernhard Schwarz im Auftrage der Regierung eine Reise in das Hinterland von Kamerun. Er sollte bis zum Calabarfluß vordringen und dort oder jenseits desselben womöglich dem von Adamaua herabkommenden Flegel die Hand reichen. Allerdings vermochte er sein Ziel nicht zu erreichen. 500 wohlbewaffnete und fast militärisch organisierte Sklaven sperrten ihm hinter Kimendi den Weg. Wahrscheinlich hatte er dies unüberwindliche Hindernis dem „König" Bell zu verdanken, welcher den Handel am oberen Mungo beherrscht und unmöglich wünschen kann, daß die Weißen ihn dort selbst in die Hand nehmen. Immerhin gelangte Schwarz in Gegenden, welche noch keines Weißen Fuß betreten hatte; er erstieg die vordersten Terrassen des innerafrikanischen Hochlandes und stellte fest, daß hier die Kultur noch viel bedeutender ist als an der Küste. Stundenlang ausgedehnte, trefflich gepflegte Pflanzungen von Palmen, Bananen, Bohnen, Mais ꝛc., volkreiche Orte, ein ziemlich entwickeltes Handgewerbe, bedeutende Viehzucht, alles das fand er zu seinem Erstaunen bei den hinter den Bakundu im Terrassenlande wohnenden Bafarami.

Sodann wurden die beiden schon am Kongo (S. 369) bewährten Leutnants Kund und Tappenbeck von der Reichsregierung zu einer größeren Expedition engagiert. Sie brachen am 7. November 1887 von der Mündung des Kribi auf, um das südliche Kamerungebiet, das Hinterland von Batanga und Malimba zu erforschen. Mitte

Dezember, 40 deutsche Meilen von der Küste, wurden sie in die ersten Kämpfe verwickelt. Der Stamm der Jonguana wollte sie nicht über den kleinen Ndjong lassen. Kunds Kahn bekam beim Übersetzen einen Schuß und sank, Kund versuchte schwimmend das feindliche Ufer zu erreichen. Seine Leute folgten ihm in 2 andern Kähnen, zogen ihn aus dem Wasser und stürmten dann zu zehn das von einer ungeheuren Überzahl verteidigte Ufer, während Tappenbeck vom andern Ufer her durch Schießen die Feinde einschüchterte. Dann zogen sie durch ein Land mit zahlreicher, friedlicher Bevölkerung, welche noch keinen Weißen gesehen hatte. Zu Hunderten folgten die Leute dem Zuge, befühlten die Haut der Weißen und schrien vor Erstaunen jedesmal laut auf, wenn sie den Ärmel zurückstreifen durften und sahen, daß die Weißen wirklich am ganzen Leibe weiß waren. Für solche Belästigung erhielten diese wenigstens schöne Lebensmittel für ganz billiges Geld, ein Huhn z. B. für Knöpfe im Wert von 5 Pfennigen.

Die Expedition wollte nun einen Weg rückwärts nach Kamerun finden, geriet dabei aber plötzlich unter Sudanneger, Völkerschaften, gänzlich verschieden von allen, die sie bisher kennen gelernt hatten, deren Sprache niemand kannte. Sie konstatierten damit die überraschende Thatsache, daß die Sudanneger, welche den Bantu in jeder Beziehung überlegen sind, schon soweit nach Süden vorgedrungen sind. Freilich sitzen ihnen bereits die mohammedanischen Neger mit ihren Sklavenjagden auf den Fersen. Für Sklavenjäger sahen diese Neger offenbar auch die Reisenden an und setzten sich nach einigen Tagen friedlichen Entgegenkommens plötzlich zur Wehre. Es mußte ein großes verpallisadiertes Dorf gestürmt werden, wobei Tappenbeck als der erste über die Pallisaden kletterte und Kund einen Pfeilschuß in das Knie bekam, der eine mehrere Tage währende Entzündung verursachte.

Von einem Weitermarsche im Gebiete der Sudanneger konnte nun keine Rede sein. Die Expedition ging zurück und befand sich etwa noch 7 Tagemärsche von der Küste, da wurde sie am 9. Februar 1888 ganz unvermutet von den Bakokos überfallen. Sie zog auf einem einzigen schmalen Pfade „teils vor-, teils hintereinander" durch drei Männer hohes schilfartiges Gras, als sie plötzlich von rechts und links beschossen wurde. Die Eingebornen steckten teils mit Gewehren teils mit Bogen bewaffnet in den schmalen Elefantenwegen, die den Pfad der Karawane überall kreuzten, sie folgten von hinten in großer Menge und suchten selbst von vorn den Weg zu sperren. Die Verwundungen mehrten sich schnell, Tappenbeck erhielt einen Pfeilschuß

gegen das Ohr, der ihn bewußtlos hinstreckte, Kund erst einen Streifschuß an der Stirn, dann einen Schuß in das Gelenk des linken Armes, einen dritten in die Achsel und zuletzt noch einen in die rechte Hand. Er konnte nun seine Arme nicht mehr gebrauchen und sich nur noch langsam vorwärts bewegen, Tappenbeck mußte getragen werden. Die verwundeten Schwarzen mußten ihre Lasten wegwerfen, vernichteten sie jedoch so viel als möglich vorher. Die Karawane konnte sich nur dadurch verteidigen, daß sie aufs Geratewohl ins Gras schoß, dahin wo der Rauch eines feindlichen Schusses aufstieg, brachte aber trotzdem dem Feinde einen Verlust von 20 Toten bei. Wäre nicht der Dr. Weißenborn unverletzt geblieben, der den Marsch leiten und die Verwundeten besorgen konnte, so wäre die Karawane sicherlich zersprengt und aufgerieben worden. Das Schlimmste war, daß der Mann zuletzt nur noch 3 Patronen hatte. Zum Glück wußten dies die Bakoko nicht und ließen, durch die eignen Verluste gewitzigt, in den nächsten Tagen etwas mit ihren Angriffen nach.

Vierzehn Tage lang schlug sich so die schwer mitgenommene Expedition durch das Land unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten. Zuletzt mußte sie eine Urwaldregion durchschreiten von sieben Tagemärsche Breite, wo sie keine Lebensmittel fand als einige erbärmliche Baumfrüchte, von denen sich die Affen nähren. Es waren Leute an die Küste vorausgeschickt worden mit einem Briefe, in welchem Kund bat, ihm Lebensmittel entgegenzusenden; diese kamen aber lange Zeit nicht an. „Es waren — so schrieb Kund an seine Schwester — die elendesten Tage, die ich durchgemacht habe. Wir marschierten vom Morgengrauen bis zum Abend und nur der Gedanke, daß dies die einzige Möglichkeit der Rettung war, hielt mich aufrecht, obgleich ich dem Zusammenbrechen oft nahe war. Nur wer das durchgemacht hat, wie die Kräfte allmählich aus Mangel an Nahrung immer mehr abnehmen, so daß man den Zeitpunkt absieht, wo man hilflos am Wege liegen bleiben muß, hat eine Vorstellung davon, was es heißt, auf einmal die Rettung vor sich zu sehen. Es war der sechste Tag unsres Marsches durch dieses trostlose Waldgebirge, als um die Mittagszeit vorn die 3 Schüsse fielen, welche die Vordersten als Signal abfeuern sollten, wenn die Leute von der Küste mit Lebensmitteln einträfen. Es war die höchste Zeit! Die Karawane zog sich schon auf eine Länge von 3 Meilen auseinander. Ich habe noch nie Schwarze in solcher Erregung gesehen, den meisten stürzten die hellen Thränen aus den Augen, sie waren gar nicht mehr im stande, was sie sonst immer thun, vor Freude zu schreien; sie zogen sich still bis zu dem Platze, wo die Lebensmittel verteilt

wurden, dort umarmten sie die ihnen entgegenkommenden Leute vor Freude. Uns selber kam die Änderung unsrer Lage so wunderbar vor, daß wir uns gar nicht recht darin finden konnten, auf einmal Reis und Fleisch, Biskuit, Schinken, Wurst und Wein in Gebrauch zu nehmen." Nun drohte noch die Küstenbevölkerung, mit welcher sie sich nicht gut standen, den Weitermarsch zu hindern, allein eine Abteilung des Kanonenbootes „Cyklop" stand schon im nächsten Dorfe und geleitete sie sicher hinunter.

Die deutsche Regierung bestrafte die Übelthäter nachdrücklich. Fünfzehn der Schuldigen wurden festgenommen und dem Gouverneur in Kamerun zur Bestrafung übergeben. Tappenbecks Wunde heilte langsam, Kund blieb der linke Arm und zwei Finger der rechten Hand steif. Nichtsdestoweniger brachen schon Ende des Jahres 1888 die beiden unermüdlichen Forscher wieder mit 150 Trägern auf und legten im Gebiete der Jeundo zwischen den Flüssen Ndjong und Sannaga die Station Epsumb an. Allein die Gesundheit beider Männer war untergraben. Zuerst ging Kund, der am Gelenkrheumatismus litt, nach Kamerun, dann nach Europa zurück. Tappenbeck harrte allein aus, bis ein Ersatzmann mit neuen Vorräten

Bestattung eines Deutschen in Kamerun.

ankam; dann ging auch er nach Kamerun zurück. Aus seiner Schußwunde eiterten noch Teile des Pfeiles heraus, zuletzt erlag er dem Fieber und wurde auf dem Kirchhof in Kamerun bestattet. Auch ihm werden, wie so manchen andern, die Missionskinder daselbst Blumen auf den Sarg gestreut haben. Die Expedition wurde fortgeführt durch Leutnant Morgen. Dem gelang es Anfang 1890 von der Station Epsumb einen noch nicht begangenen Weg zur Küste zu eröffnen, nämlich den Sannagafluß hinunter. So fiel er der Duallabevölkerung zu Malimba in den Rücken, gerade als diese in einen Kampf mit den Kaufleuten verwickelt war, welchen sie nicht erlauben wollte, stromaufwärts zu gehen. Leutnant Morgen schlug die Malimbaleute mit großen Verlusten zurück. Man hofft jetzt in Kamerun, daß an diesem Punkte die Handelsbarriere der Dualla endgültig gebrochen ist, und daß der Handel am Sannaga nun einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird.

Einen noch bedeutenderen Erfolg hatte die Durchforschung des nördlichen Hinterlandes. Hierher war von der Reichsregierung Dr. Zintgraff gesandt worden (geboren 1858 zu Düsseldorf), der sich von vornherein die Aufgabe stellte, das Land wirklich zu erschließen, aber nicht nach Stanleyscher Art im Fluge mit Gewalt zu durchziehen und dadurch für viele Jahre zu verschließen.

Er legte zu diesem Zwecke Anfang 1888 am Elefantensee die Barombistation an. Sie besteht aus Wohnhaus mit Lagerraum und Zimmerwerkstatt, Arbeiterhaus für 80 Mann, Dolmetscherhaus, Küche, Geflügelhaus und Observatorium. Alles Material mit Ausnahme der Thürangeln ist afrikanischer Herkunft, die Dachsparren sind mit Lianen an den Balken festgebunden, das Dach ist mit Palmblättern gedeckt. Die Umgebung der Station ist sehr schön. Dem Elefantensee, der rings von grandiosem Urwald umgeben ist, entströmt der Barombibach, der seine Gewässer schäumend durch eine von 70 Meter hohen Felswänden gebildete Schlucht drängt.

Bei den ersten Expeditionen, welche von diesem festen und schönen Stützpunkt aus unternommen wurden, erwies sich der nördlich wohnende Stamm der Banyang als besonders verräterisch und räuberisch. Der Häuptling dieser Leute, Difang, scheute nicht einmal davor zurück, für den Reisenden, den er nicht offen anzugreifen wagte, den Giftbecher mischen zu lassen, um ihn zu hindern, den Buschleuten des Hinterlandes „zu viel Verstand zu bringen".

Darum trat Dr. Zintgraff, um jedem Widerstand gewachsen zu sein, seine große Reise nach Adamaua, die das vollenden sollte, was Schwarz vergeblich versucht hatte, mit einer imponierenden Macht

von 180 Mann, von denen 80 vorzügliche Wei-Leute waren, an. Am 17. Dezember 1888 brach er auf. Unter fortwährenden Kämpfen mit den Banyang, die die kleinen Büchsen der Expedition vor ihren riesengroßen Steinschloßmusketen verachteten, gelangte die Expedition am 11. Januar zu den Babe. Als die Verhandlungen mit diesen Leuten wegen der Lieferung der Nahrungsmittel für die hungrige Karawane kein Ende fanden, setzte sich Dr. Zintgraff mitten auf den Marktplatz hin, öffnete eine Sardinenbüchse und verzehrte den Inhalt derselben vor den Augen der erstaunten Babe. Diese friedliche Handlung überzeugte diese von den freundlichen Absichten der Expedition und leitete ein gutes Einvernehmen ein. Der folgende Tag führte die Expedition an den steilen Abhang des westafrikanischen Höhenplateaus, das am 13. Januar bestiegen wurde. Hinter dem Reisenden lagen in wallenden Nebeln die Wälder und Thäler, vor ihm im Sonnenglanze hügeliges Grasland. „Gras! Gras! Massa!“ riefen die Träger und eilten unter diesem Freudengeheul die bequemen Pfade des ebenen Graslandes dahin. Denn seit Monaten hatten sie mit ihren Lasten in Regen und Sonnenschein die Wälder durchkreucht und mit den Banyang gefochten, die sie nicht zu den Bali lassen wollten, welche auf Pferden sitzen, Freunde der Weißen sein und vor allen Dingen Reis, die Lieblingsnahrung der Weis, essen sollten.

Diese Angaben erwiesen sich als zutreffend, als man wirklich in das Bali-Land kam. Der mächtige Häupling dieses Volkes, Garega, empfing zwar anfangs die Karawane auf dem Marktplatz seiner Residenz Nu Taku mit 2000 Bewaffneten und wollte die Weiterreise sperren. Bald aber ließ er sich gewinnen, trank mit Zintgraff Blutbrüderschaft und half dann bereitwillig zur Gründung der Bali-Station. Diese wurde in zweimonatlicher Arbeit errichtet, wobei die Eingebornen vorwiegend selbst arbeiteten, ohne die geringste Bezahlung anzunehmen, auch die Häuptlinge nahmen keine Geschenke. Die Station liegt 300 Kilometer von der Küste und soll dazu helfen, die Naturschätze Adamauas nach Kamerun zu leiten.

Dann ging es unter großen Schwierigkeiten und Kämpfen mit den wieder feindlich auftretenden Eingebornen weiter; zuletzt vier Tage durch vollständige Wildnis ohne Weg und Steg, von dem Kompaß als dem einzigen Führer geleitet; seine sich verzweifelnd niederwerfenden Leute mußte er öfters mit dem Revolver vorwärts treiben. Am fünften Tage endlich zeigte sich wieder ein kleines Dorf von ganz fremder Bauart, rund mit rundem Spitzdach. Man war nun im Gebiet des Benue westlich von Adamaua. Die Ein-

gebornen trugen hier bereits die langen Haussagewänder, Hosen und Turbane, lange Schwerter und Spieße, und waren über das Erscheinen eines Weißen von dieser Seite sehr verblüfft, ließen Zintgraff auch nicht in ihre Dörfer. In dem großen Orte Takum hörte er, daß zwei Tagereisen weiter Europäer sich befänden. Diese Kunde wurde bestätigt durch eine Anzahl leerer Schnapsflaschen, mit denen die Leute ihre spitzen Runddächer wie mit Turmknäufen verziert hatten. Er befand sich nun bereits im südlichen Adamaua, das zwar vom Benue her schon öfter, aber noch nie von dieser Seite her von Weißen besucht worden war. Von Takum erreichte Dr. Zintgraff am 28. Mai Donga am Wukarifluß, einem Nebenfluß des Benue, und hatte somit den Anschluß an Flegels Reisen gefunden. Weiter ging es nach Okari (Flegels Wukari). Hier dachte Dr. Zintgraff, wie er schreibt, eben darüber nach, wie er sich aus einer Handvoll Mehl — denn seine Tauschwaren hatten ein Ende genommen — ein lukullisches Mahl bereiten könne, als Eingeborne ihm 2 große Kisten Proviant überbrachten, die der Vertreter der englischen Niger-Compagnie am Benue mit der Adresse: „an den Europäer, der sich in Donga aufhalten soll" in freundlicher Weise abgesandt hatte. Auch in Ibi am Benue, wohin sich Zintgraff nach fünftägigem Aufenthalte begab, fand er in der dortigen Faktorei der Compagnie gastfreundlichste Aufnahme und konnte sich mit landesüblichen Tauschwaren ausrüsten. Von dort trat er dann den Rückweg in süd-östlicher Richtung an, bog aber noch einmal nach dem Benue um und erreichte ihn zum zweitenmale 300 Kilometer von Ibi aufwärts bei Jola. Nach sechsmonatlicher Abwesenheit gelangte die Expedition nach der Balistation zurück. Garega hatte ihr nach allen Richtungen Leute entgegenschickt und betrachtete sie bereits als verloren. Um so größer war jetzt die Freude. Außer den in Gefechten Gefallenen waren 28 Mann umgekommen, davon 16 — man höre und staune — erfroren! Auf einer steilen Einöde nämlich war die Expedition von einem Hagelwetter überfallen worden, wobei das Thermometer auf 6 Grad fiel; die Leute erstarrten dabei, fielen um und erfroren. Auf der Bali-Station wurden die Gebäude ausgebessert und 7 Wei-Leute zurückgelassen. Am 5. Januar 1890 erreichte nach nochmaligen Kämpfen mit den Banyang der Zug Kamerun wieder.

Die Expedition hatte also über ein Jahr gedauert und das Ziel erreicht, welches Flegel vorschwebte. Freilich ist der Niger-Benue zur Zeit durch die widerrechtlich erhobenen englischen Zölle unserm Handel gesperrt, aber vielleicht gelingt es nun, einen Über-

landweg zwischen Adamaua und Kamerun herzustellen, und jedenfalls ist wieder ein Stück Dunkel, welches auf dem schwarzen Erdteil lag, durch deutsche Energie und im deutschen Interesse gelichtet worden. Im übrigen lassen sich die Folgen dieses kühnen und glücklichen Zuges noch nicht annähernd übersehen.

Aufgabe unsrer Regierung wird es für die nächste Zukunft ganz besonders auch sein, das weitere Hinterland unsrer Kamerunkolonie bis zum Tsadsee vor einer Besitzergreifung durch die Engländer wie durch die Franzosen, die bereits Miene machen dahin vorzudringen, zu bewahren und für uns zu sichern. Ferner ist es dringend notwendig, die Benue-Nigerfahrstraße durch diplomatischen Druck auf England wieder frei und zugänglich zu machen, wie sie es nach den Verträgen sein soll, und die Stadt Jola am Benue, über deren Besitz augenblicklich Verhandlungen schweben, nicht den Engländern preiszugeben. Endlich muß die durch Zintgraff hergestellte Verbindung zwischen Kamerun und Adamaua eine gesicherte und dauernde werden. — Damit ist jenen reichen und ausgedehnten Gebieten eine rasche Entwicklung und große Zukunft gewiß.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

5
ec.5